



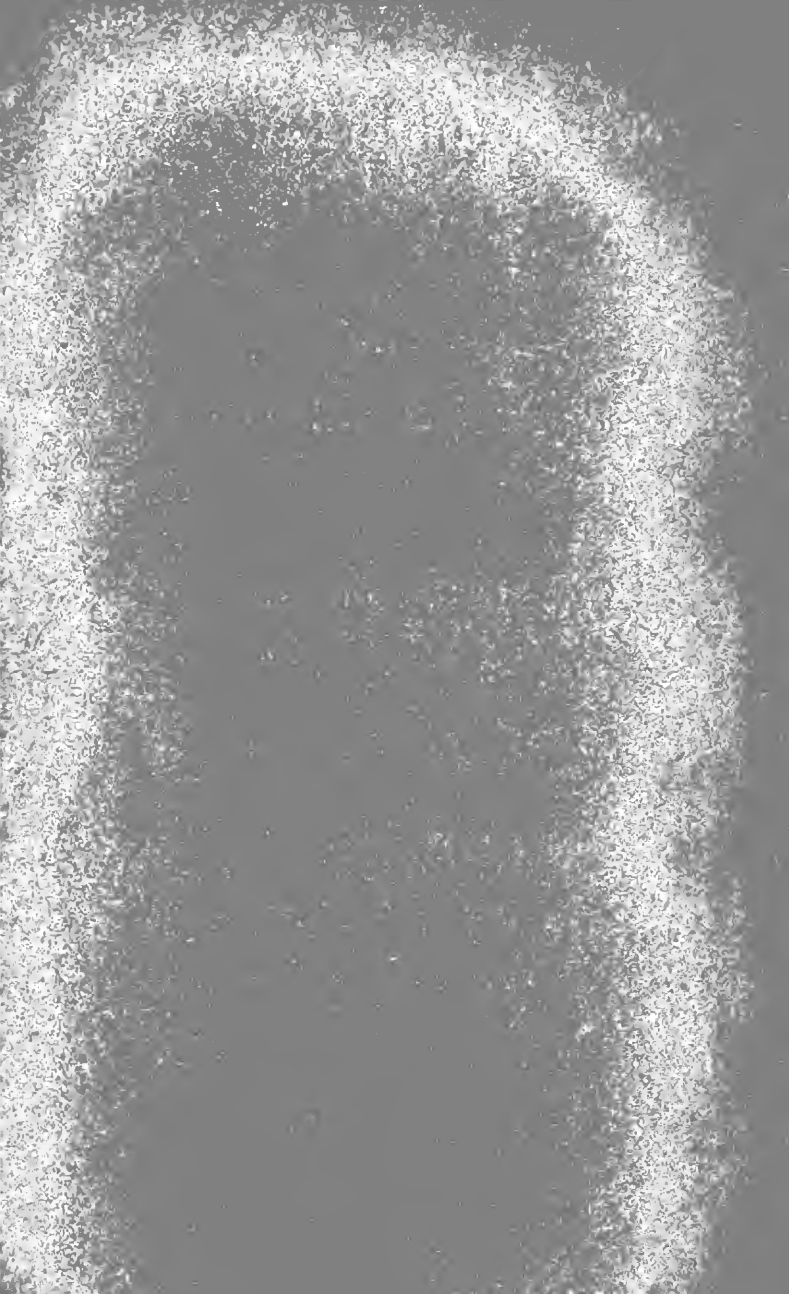
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

<http://www.archive.org/details/werkeuntermitwir10goet>

Meyers Klassiker-Ausgaben

Goethes Werke



Goethes Werke

Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter

herausgegeben von

Prof. Dr. Karl Heinemann

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe

Zehnter Band

Bearbeitet von Dr. Harry Maync



170022.

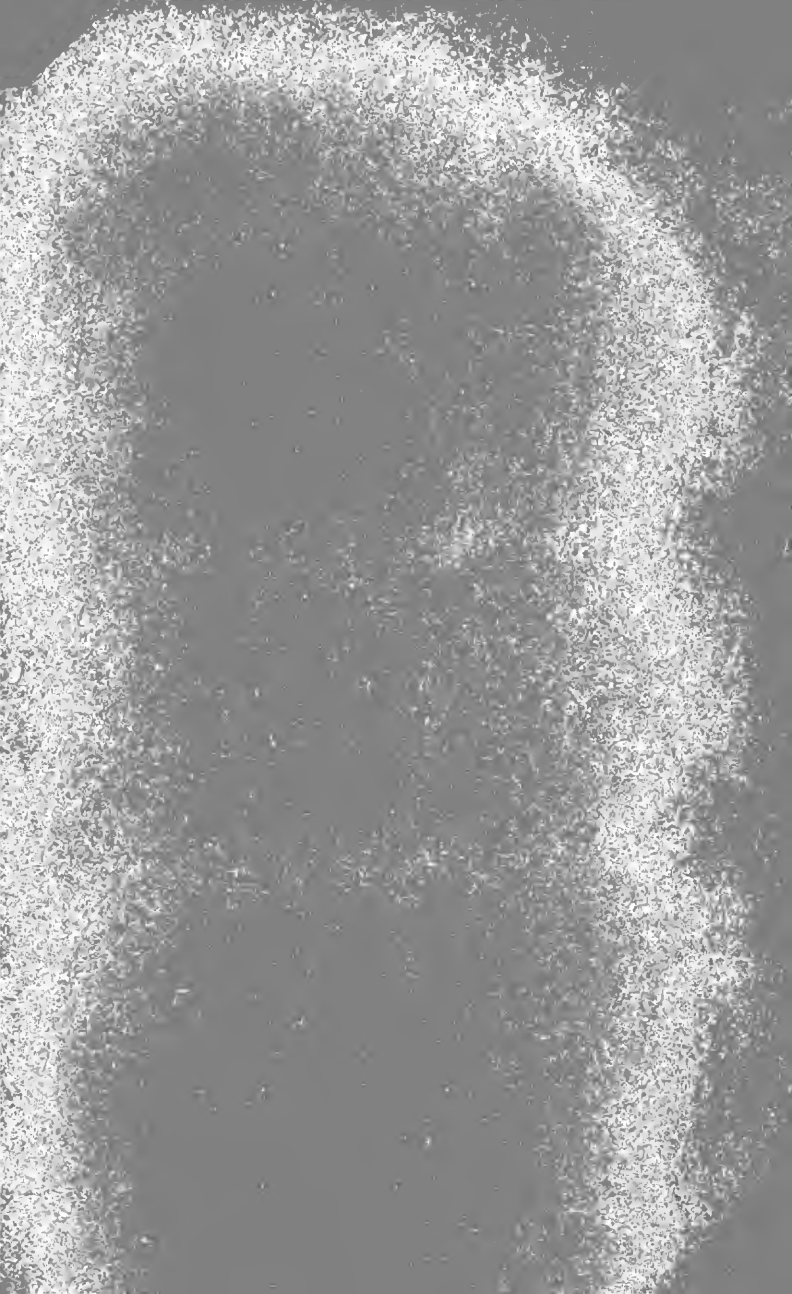
20.7.22.

Bibliographisches Institut · Leipzig und Wien

PT
1891
COO
Bd. 10

Wilhelm Meisters Lehrjahre.

(Schluß).



Siebentes Buch.

Erstes Kapitel.

Der Frühling war in seiner völligen Herrlichkeit erschienen; ein frühzeitiges Gewitter, das den ganzen Tag gedrohet hatte, ging stürmisch an den Bergen nieder, der Regen zog nach dem Lande, die Sonne trat wieder in ihrem Glanze hervor, und auf dem grauen Grunde erschien der herrliche Bogen. Wilhelm ritt ihm entgegen und sah ihn mit Wehmut an. „Ach!“ sagte er zu sich selbst, „erscheinen uns denn eben die schönsten Farben des Lebens nur auf dunklem Grunde? Und müssen Tropfen fallen, wenn wir entzückt werden sollen? Ein heiterer Tag ist wie ein grauer, wenn wir ihn ungerührt ansehen, und was kann uns rühren, als die stille Hoffnung, daß die angeborne Neigung unsers Herzens nicht ohne Gegenstand bleiben werde? Uns rührt die Erzählung jeder guten That, uns rührt das Anschauen jedes harmonischen Gegenstandes; wir fühlen dabei, daß wir nicht ganz in der Fremde sind, wir wähen einer Heimat näher zu sein, nach der unser Bestes, Innerstes ungeduldig hinstrebt.“

Inzwischen hatte ihn ein Fußgänger eingeholt, der sich zu ihm gesellte, mit starkem Schritte neben dem Pferde blieb und nach einigen gleichgültigen Reden zu dem Reiter sagte: „Wenn ich mich nicht irre, so muß ich Sie irgendwo schon gesehen haben.“

„Ich erinnere mich Ihrer auch“, versetzte Wilhelm; „haben wir nicht zusammen eine lustige Wasserfahrt gemacht?“ — „Ganz recht!“ erwiderte der andere.

Wilhelm betrachtete ihn genauer und sagte nach einigem Still-
sitzen: „Ich weiß nicht, was für eine Veränderung mit Ihnen
vorgegangen sein mag; damals hielt ich Sie für einen lu-
therischen Landgeistlichen, und jetzt sehen Sie mir eher einem
katholischen ähnlich.“

„Heute betrügen Sie sich wenigstens nicht“, sagte der andere,
indem er den Hut abnahm und die Tonsur sehen ließ. „Wo ist
denn Ihre Gesellschaft hingekommen? Sind Sie noch lange bei
ihr geblieben?“

„Länger als billig; denn leider wenn ich an jene Zeit zurück- 10
denke, die ich mit ihr zugebracht habe, so glaube ich in ein un-
endliches Leere zu sehen; es ist mir nichts davon übrig geblieben.“

„Darin irren Sie sich; alles, was uns begegnet, läßt Spu-
ren zurück, alles trägt unmerklich zu unserer Bildung bei; doch
es ist gefährlich, sich davon Rechenschaft geben zu wollen. Wir 15
werden dabei entweder stolz und lässig oder niedergeschlagen und
kleinmütig, und eins ist für die Folge so hinderlich als das
andere. Das Sicherste bleibt immer, nur das Nächste zu tun,
was vor uns liegt, und das ist jetzt“, fuhr er mit einem Nöcheln
fort, „daß wir eilen, ins Quartier zu kommen.“ 20

Wilhelm fragte, wie weit noch der Weg nach Rotharios
Gut sei? der andere versetzte, daß es hinter dem Berge liege.
„Vielleicht treffe ich Sie dort an“, fuhr er fort, „ich habe nur
in der Nachbarschaft noch etwas zu besorgen. Leben Sie so lange
wohl!“ Und mit diesen Worten ging er einen steilen Pfad, der 25
schneller über den Berg hinüberzuführen schien.

„Jawohl! hat er recht!“ sagte Wilhelm vor sich, indem er
weiter ritt: „An das Nächste soll man denken, und für mich ist
wohl jetzt nichts Näheres, als der traurige Auftrag, den ich aus-
richten soll. Laß sehen, ob ich die Rede noch ganz im Gedäch- 30
tnis habe, die den grausamen Freund beschämen soll!“

Er fing darauf an, sich dieses Kunstwerk vorzusagen; es fehlte
ihm auch nicht eine Silbe, und je mehr ihm sein Gedächtnis zu
statten kam, desto mehr wuchs seine Leidenschaft und sein Mut.

Aureliens Leiden und Tod waren lebhaft vor seiner Seele gegenwärtig.

„Geist meiner Freundin!“ rief er aus, „umschwebe mich! Und wenn es dir möglich ist, so gib mir ein Zeichen, daß du
5 besänftigt, daß du veröhnt seist!“

Unter diesen Worten und Gedanken war er auf die Höhe des Berges gekommen und sah an dessen Abhang an der andern Seite ein wunderliches Gebäude liegen, das er sogleich für Lotharios Wohnung hielt. Ein altes unregelmäßiges Schloß mit
10 einigen Türmen und Giebeln schien die erste Anlage dazu gewesen zu sein; allein noch unregelmäßiger waren die neuen Gebäude, die, theils nah, theils in einiger Entfernung davon errichtet, mit dem Hauptgebäude durch Galerien und bedeckte Gänge zusammenhingen. Alle äußere Symmetrie, jedes archi-
15 tektonische Ansehn schien dem Bedürfnis der innern Bequemlichkeit aufgeopfert zu sein. Keine Spur von Wall und Graben war zu sehen, ebensowenig als von künstlichen Gärten und großen Alleen. Ein Gemüse- und Baumgarten drang bis an die Häuser hinan, und kleine nutzbare Gärten waren selbst in den
20 Zwischenräumen angelegt. Ein heiteres Dörfchen lag in einiger Entfernung; Gärten und Felder schienen durchaus in dem besten Zustande.

In seine eignen leidenschaftlichen Betrachtungen vertieft, ritt Wilhelm weiter, ohne viel über das, was er sah, nachzu-
25 denken, stellte sein Pferd in einem Gasthose ein und eilte nicht ohne Bewegung nach dem Schlosse zu.

Ein alter Bedienter empfing ihn an der Türe und berichtete ihm mit vieler Gutmütigkeit, daß er heute wohl schwerlich vor den Herren kommen werde; der Herr habe viel Briefe zu schreiben und schon einige seiner Geschäftsleute abweisen lassen.
30 Wilhelm ward dringender, und endlich mußte der Alte nachgeben und ihn melden. Er kam zurück und führte Wilhelmen in einen großen alten Saal. Dort ersuchte er ihn, sich zu gedulden, weil der Herr vielleicht noch eine Zeitlang ausbleiben

werde. Wilhelm ging unruhig auf und ab und warf einige Blicke auf die Ritter und Frauen, deren alte Abbildungen an der Wand umher hingen; er wiederholte den Anfang seiner Rede, und sie schien ihm in Gegenwart dieser Harnische und Kragen erst recht am Plaß. So oft er etwas rauschen hörte, setzte er sich in Po- 5
situr, um seinen Gegner mit Würde zu empfangen, ihm erst den Brief zu überreichen und ihn dann mit den Waffen des Vorwurfs anzufallen.

Mehrmals war er schon getäuscht worden und fing wirklich an verdrießlich und verstimmt zu werden, als endlich aus einer 10
Seitentür ein wohlgebildeter Mann in Stiefeln und einem schlichten Überroche heraustrat. „Was bringen Sie mir Gutes?“ sagte er mit freundlicher Stimme zu Wilhelm; „verzeihen Sie, daß ich Sie habe warten lassen.“

Er faltete, indem er dieses sprach, einen Brief, den er in 15
der Hand hielt. Wilhelm, nicht ohne Verlegenheit, überreichte ihm das Blatt Aureliens und sagte: „Ich bringe die letzten Worte einer Freundin, die Sie nicht ohne Rührung lesen werden.“

Lothario nahm den Brief und ging sogleich in das Zimmer zurück, wo er, wie Wilhelm recht gut durch die offene Türe 20
sehen konnte, erst noch einige Briefe siegelte und überschrieb, dann Aureliens Brief eröffnete und las. Er schien das Blatt einigemal durchgelesen zu haben, und Wilhelm, obgleich seinem Gefühl nach die pathetische Rede zu dem natürlichen Empfang nicht recht passen wollte, nahm sich doch zusammen, 25
ging auf die Schwelle los und wollte seinen Spruch beginnen, als eine Tapetentüre des Kabinetts sich öffnete und der Geistliche hereintrat.

„Ich erhalte die wunderbarste Depesche von der Welt“, rief Lothario ihm entgegen; „verzeihn Sie mir“, fuhr er fort, in- 30
dem er sich gegen Wilhelm wandte, „wenn ich in diesem Augenblicke nicht gestimmt bin, mich mit Ihnen weiter zu unterhalten. Sie bleiben heute nacht bei uns! Und Sie sorgen für unsern Gast, Abbé, daß ihm nichts abgeht.“

Mit diesen Worten machte er eine Verbeugung gegen Wilhelm; der Geistliche nahm unsern Freund bei der Hand, der nicht ohne Widerstreben folgte.

Stillschweigend gingen sie durch wunderliche Gänge und kamen in ein gar artiges Zimmer. Der Geistliche führte ihn ein und verließ ihn ohne weitere Entschuldigung. Bald darauf erschien ein munterer Knabe, der sich bei Wilhelm als seine Bedienung ankündigte und das Abendessen brachte, bei der Aufwartung von der Ordnung des Hauses, wie man zu frühstücken, zu speisen, zu arbeiten und sich zu vergnügen pflegte, manches erzählte und besonders zu Lotharios Ruhm gar vieles vorbrachte.

So angenehm auch der Knabe war, so suchte ihn Wilhelm doch bald loszuwerden. Er wünschte allein zu sein, denn er fühlte sich in seiner Lage äußerst gedrückt und beklommen. Er machte sich Vorwürfe, seinen Voratz so schlecht vollführt, seinen Auftrag nur halb ausgerichtet zu haben. Bald nahm er sich vor, den andern Morgen das Versäumte nachzuholen, bald ward er gewahr, daß Lotharios Gegenwart ihn zu ganz andern Gefühlen stimmte. Das Haus, worin er sich befand, kam ihm auch so wunderbar vor; er wußte sich in seine Lage nicht zu finden. Er wollte sich ausziehen und öffnete seinen Mantelsack; mit seinen Nachsachen brachte er zugleich den Schleier des Geistes hervor, den Mignon eingepackt hatte. Der Anblick vermehrte seine traurige Stimmung. „Flieh! Jüngling, flieh!“ rief er aus. „Was soll das mystische Wort heißen? was fliehen? wohin fliehen? Weit besser hätte der Geist mir zugerufen: ‚Rehere in dich selbst zurück!‘“ Er betrachtete die englischen Kupfer, die an der Wand in Rahmen hingen; gleichgültig sah er über die meisten hinweg, endlich fand er auf dem einen ein unglücklich strandendes Schiff vorgestellt: ein Vater mit seinen schönen Töchtern erwartete den Tod von den hereindringenden Wellen. Das eine Frauenzimmer schien Ähnlichkeit mit jener Amazone zu haben; ein unaussprechliches Mitleiden ergriff unsern Freund, er fühlte ein unwiderstehliches Bedürfnis, seinem Herzen Luft zu machen,

Tränen drangen aus seinem Auge, und er konnte sich nicht wieder erholen, bis ihn der Schlaf überwältigte.

Sonderbare Traumbilder erschienen ihm gegen Morgen. Er fand sich in einem Garten, den er als Knabe öfters besucht hatte, und sah mit Vergnügen die bekannten Aleen, Hecken und Blumenbeete wieder; Mariane begegnete ihm, er sprach liebevoll mit ihr und ohne Erinnerung irgend eines vergangenen Mißverhältnisses. Gleich darauf trat sein Vater zu ihnen, im Hauskleide, und mit vertraulicher Miene, die ihm selten war, hieß er den Sohn zwei Stühle aus dem Gartenhause holen, nahm Marianen bei der Hand und führte sie nach einer Laube. 10

Wilhelm eilte nach dem Gartensaale, fand ihn aber ganz leer, nur sah er Aurelien an dem entgegengesetzten Fenster stehen; er ging, sie anzureden, allein sie blieb unverwandt, und ob er sich gleich neben sie stellte, konnte er doch ihr Gesicht nicht sehen. Er blickte zum Fenster hinaus und sah in einem fremden Garten viele Menschen beisammen, von denen er einige sogleich erkannte. Frau Melina saß unter einem Baum und spielte mit einer Rose, die sie in der Hand hielt; Laertes stand neben ihr und zählte Gold aus einer Hand in die andere. Mignon und Felix lagen im Grase, jene ausgestreckt auf dem Rücken, dieser auf dem Gesichte. Philine trat hervor und klatschte über den Kindern in die Hände, Mignon blieb unbeweglich, Felix sprang auf und floh vor Philinen. Erst lachte er im Laufen, als Philine ihn verfolgte; dann schrie er ängstlich, als der Harfenspieler mit großen, langsamen Schritten ihm nachging. Das Kind lief grade auf einen Teich los; Wilhelm eilte ihm nach, aber zu spät, das Kind lag im Wasser! Wilhelm stand wie eingewurzelt. Nun sah er die schöne Amazone an der andern Seite des Teichs, sie streckte ihre rechte Hand gegen das Kind aus und ging am Ufer hin, das Kind durchstrich das Wasser in gerader Richtung auf den Finger zu und folgte ihr nach, wie sie ging, endlich reichte sie ihm ihre Hand und zog es aus dem Teiche. Wilhelm war indessen näher gekommen, das Kind brannte über und über, 20 25 30

und es fielen feurige Tropfen von ihm herab. Wilhelm war noch besorgter, doch die Amazone nahm schnell einen weißen Schleier vom Haupte und bedeckte das Kind damit. Das Feuer war sogleich gelöscht. Als sie den Schleier aufhob, sprangen
 5 zwei Knaben hervor, die zusammen mutwillig hin und her spielten, als Wilhelm mit der Amazone Hand in Hand durch den Garten ging und in der Entfernung seinen Vater und Marianen in einer Allee spazieren sah, die mit hohen Bäumen den ganzen Garten zu umgeben schien. Er richtete seinen Weg auf beide zu
 10 und machte mit seiner schönen Begleiterin den Durchschnitt des Gartens, als auf einmal der blonde Friedrich ihnen in den Weg trat und sie mit großem Gelächter und allerlei Pöffen aufhielt. Sie wollten demungeachtet ihren Weg weiter fortsetzen; da eilte er weg und lief auf jenes entfernte Paar zu; der Vater und Ma-
 15 riane schienen vor ihm zu fliehen, er lief nur desto schneller, und Wilhelm sah jene fast im Fluge durch die Allee hinichweben. Natur und Neigung forderten ihn auf, jenen zu Hülfe zu kommen, aber die Hand der Amazone hielt ihn zurück. Wie gern ließ er sich halten! Mit dieser gemischten Empfindung
 20 wachte er auf und fand sein Zimmer schon von der hellen Sonne erleuchtet.

Zweites Kapitel.

Der Knabe lud Wilhelm zum Frühstück ein; dieser fand den Abbé schon im Saale; Lothario, hieß es, sei ausgeritten; der
 25 Abbé war nicht sehr gesprächig und schien eher nachdenklich zu sein; er fragte nach Aureliens Tode und hörte mit Teilnahme der Erzählung Wilhelms zu. „Ach!“ rief er aus, „wem es lebhaft und gegenwärtig ist, welche unendliche Operationen Natur und Kunst machen müssen, bis ein gebildeter Mensch dasteht,
 30 wer selbst soviel als möglich an der Bildung seiner Mitbrüder teilnimmt, der möchte verzweifeln, wenn er sieht, wie freventlich sich oft der Mensch zerstört und so oft in den Fall kommt,

mit oder ohne Schuld zerstört zu werden. Wenn ich das bedenke, so scheint mir das Leben selbst eine so zufällige Gabe, daß ich jeden loben möchte, der sie nicht höher als billig schätzt."

Er hatte kaum ausgesprochen, als die Türe mit Heftigkeit sich aufriß, ein junges Frauenzimmer hereinstürzte und den alten Bedienten, der sich ihr in den Weg stellte, zurückstieß. Sie eilte gerade auf den Abbé zu und konnte, indem sie ihn beim Arm faßte, vor Weinen und Schluchzen kaum die wenigen Worte hervorbringen: „Wo ist er? Wo habt ihr ihn? Es ist eine entsetzliche Verrätheri! Gesteht nur! Ich weiß, was vorgeht! Ich will ihm nach! Ich will wissen, wo er ist!"

„Beruhigen Sie sich, mein Kind“, sagte der Abbé mit angenommener Gelassenheit, „kommen Sie auf Ihr Zimmer, Sie sollen alles erfahren, nur müssen Sie hören können, wenn ich Ihnen erzählen soll.“ Er bot ihr die Hand an, im Sinne, sie wegzuführen. „Ich werde nicht auf mein Zimmer gehen“, rief sie aus, „ich hasse die Wände, zwischen denen ihr mich schon so lange gefangen haltet! Und doch habe ich alles erfahren, der Obrist hat ihn herausgefördert, er ist hinausgeritten, seinen Gegner aufzusuchen, und vielleicht jetzt eben in diesem Augenblicke — es war mir etlichemal, als hörte ich schießen. Lassen Sie anspannen und fahren Sie mit mir, oder ich fülle das Haus, das ganze Dorf mit meinem Geschrei.“

Sie eilte unter den heftigsten Thränen nach dem Fenster, der Abbé hielt sie zurück und suchte vergebens, sie zu besänftigen.

Man hörte einen Wagen fahren, sie riß das Fenster auf: „Er ist tot!“ rief sie, „da bringen sie ihn.“ — „Er steigt aus!“ jagte der Abbé. „Sie sehen, er lebt.“ — „Er ist verwundet“, versetzte sie heftig, „sonst käm' er zu Pferde! Sie führen ihn! Er ist gefährlich verwundet!“ Sie rannte zur Türe hinaus und die Treppe hinunter, der Abbé eilte ihr nach, und Wilhelm folgte ihnen; er sah, wie die Schöne ihrem heraufkommenden Geliebten begegnete.

Lothario lehnte sich auf seinen Begleiter, welchen Wilhelm

so gleich für seinen alten Gönner Jarno erkannte, sprach dem trostlosen Frauenzimmer gar liebevoll und freundlich zu, und indem er sich auch auf sie stützte, kam er die Treppe langsam herauf; er grüßte Wilhelmen und ward in sein Kabinett geführt.

5 Nicht lange darauf kam Jarno wieder heraus und trat zu Wilhelmen. „Sie sind, wie es scheint“, sagte er, „prädestiniert, überall Schauspieler und Theater zu finden; wir sind eben in einem Drama begriffen, das nicht ganz lustig ist.“

„Ich freue mich“, versetzte Wilhelm, „Sie in diesem son-
10 derbaren Augenblicke wiederzufinden; ich bin verwundert, erschrocken, und Ihre Gegenwart macht mich gleich ruhig und gefaßt. Sagen Sie mir, hat es Gefahr? Ist der Baron schwer verwundet?“ — „Ich glaube nicht“, versetzte Jarno.

Nach einiger Zeit trat der junge Wundarzt aus dem Zim-
15 mer. „Nun, was sagen Sie?“ rief ihm Jarno entgegen — „Daß es sehr gefährlich steht“, versetzte dieser und steckte einige Instrumente in seine lederne Tasche zusammen.

Wilhelm betrachtete das Band, das von der Tasche her-
unterhing, er glaubte es zu kennen. Lebhaft, widersprechende
20 Farben, ein seltsames Muster, Gold und Silber in wunderlichen Figuren, zeichneten dieses Band vor allen Bändern der Welt aus. Wilhelm war überzeugt, die Instrumententasche des alten Chirurgen vor sich zu sehen, der ihn in jenem Walde verbunden hatte, und die Hoffnung, nach so langer Zeit wieder eine Spur
25 seiner Amazone zu finden, schlug wie eine Flamme durch sein ganzes Wesen.

„Wo haben Sie die Tasche her?“ rief er aus. „Wem gehörte sie vor Ihnen? Ich bitte, sagen Sie mir's.“ — „Ich habe sie in einer Auktion gekauft“, versetzte jener, „was kümmert's
30 mich, wem sie angehörte?“ Mit diesen Worten entfernte er sich, und Jarno sagte: „Wenn diesem jungen Menschen nur ein wahres Wort aus dem Munde ginge!“ — „So hat er also diese Tasche nicht erstanden?“ versetzte Wilhelm. „So wenig, als es Gefahr mit Lothario hat“, antwortete Jarno.

Wilhelm stand in ein vielfaches Nachdenken versenkt, als Jarno ihn fragte, wie es ihm zeither gegangen sei? Wilhelm erzählte seine Geschichte im allgemeinen, und als er zuletzt von Aureliens Tod und seiner Botschaft gesprochen hatte, rief jener aus: „Es ist doch sonderbar, sehr sonderbar!“

Der Abbé trat aus dem Zimmer, winkte Jarno zu, an seiner Statt hineinzugehen, und sagte zu Wilhelm: „Der Baron läßt Sie ersuchen, hier zu bleiben, einige Tage die Gesellschaft zu vermehren und zu seiner Unterhaltung unter diesen Umständen beizutragen. Haben Sie nötig, etwas an die Ihrigen zu bestellen, so soll Ihr Brief gleich besorgt werden, und damit Sie diese wunderbare Begebenheit verstehen, von der Sie Augenzeuge sind, muß ich Ihnen erzählen, was eigentlich kein Geheimnis ist. Der Baron hatte ein kleines Abenteuer mit einer Dame, das mehr Aufsehen machte, als billig war, weil sie den Triumph, ihn einer Nebenbuhlerin entrisfen zu haben, allzu lebhaft genießen wollte. Leider fand er nach einiger Zeit bei ihr nicht die nämliche Unterhaltung, er vermied sie; allein bei ihrer heftigen Gemüthsart war es ihr unmöglich, ihr Schicksal mit gefegtem Mute zu tragen. Bei einem Balle gab es einen öffentlichen Bruch, sie glaubte sich äußerst beleidigt und wünschte gerächt zu werden; kein Ritter fand sich, der sich ihrer angenommen hätte, bis endlich ihr Mann, von dem sie sich lange getrennt hatte, die Sache erfuhr und sich ihrer annahm, den Baron herausforderte und heute verwundete; doch ist der Obrist, wie ich höre, noch schlimmer dabei gefahren.“

Von diesem Augenblicke an ward unser Freund im Hause, als gehöre er zur Familie, behandelt.

Drittes Kapitel.

Man hatte einigemal dem Kranken vorgelesen; Wilhelm leistete diesen kleinen Dienst mit Freuden. Lydie kam nicht vom Bette hinweg, ihre Sorgfalt für den Verwundeten verschlang

alle ihre übrige Aufmerksamkeit, aber heute schien auch Rothario zerstreut, ja er bat, daß man nicht weiter lesen möchte.

„Ich fühle heute so lebhaft“, sagte er, „wie töricht der Mensch seine Zeit verstreichen läßt! Wie manches habe ich mir
5 vorgenommen, wie manches durchdacht, und wie zaudert man nicht bei seinen besten Vorätzen! Ich habe die Vorschläge über die Veränderungen gelesen, die ich auf meinen Gütern machen will, und ich kann sagen, ich freue mich vorzüglich dieserwegen, daß die Kugel keinen gefährlichern Weg genommen hat.“

10 Lydie sah ihn zärtlich, ja mit Tränen in den Augen an, als wollte sie fragen, ob denn sie, ob seine Freunde nicht auch Anteil an der Lebensfreude fordern könnten. Jarno dagegen versetzte: „Veränderungen, wie Sie vorhaben, werden billig erst von allen Seiten überlegt, bis man sich dazu entschließt.“

15 „Lange Überlegungen“, versetzte Rothario, „zeigen gewöhnlich, daß man den Punkt nicht im Auge hat, von dem die Rede ist, übereilte Handlungen, daß man ihn gar nicht kennt. Ich übersehe sehr deutlich, daß ich in vielen Stücken bei der Wirtschaft meiner Güter die Dienste meiner Landleute nicht ent-
20 behren kann, und daß ich auf gewissen Rechten strack und streng halten muß; ich sehe aber auch, daß andere Befugnisse mir zwar vorteilhaft, aber nicht ganz unentbehrlich sind, so daß ich davon meinen Leuten auch was gönnen kann. Man verliert nicht immer, wenn man entbehrt. Nutze ich nicht meine Güter weit
25 besser als mein Vater? Werde ich meine Einkünfte nicht noch höher treiben? Und soll ich diesen wachsenden Vorteil allein genießen? Soll ich dem, der mit mir und für mich arbeitet, nicht auch in dem Seinigen Vorteile gönnen, die uns erweiterte Kennt-
nisse, die uns eine vorrückende Zeit darbietet?“

30 „Der Mensch ist nun einmal so!“ rief Jarno, „und ich table mich nicht, wenn ich mich auch in dieser Eigenheit ertappe; der Mensch begehrt, alles an sich zu reißen, um nur nach Belieben damit schalten und walten zu können; das Geld, das er nicht selbst ausgibt, scheint ihm selten wohl angewendet.“

„O ja!“ versetzte Lothario, „wir könnten manches vom Kapital entbehren, wenn wir mit den Interessen weniger willkürlich umgingen.“

„Das einzige, was ich zu erinnern habe“, sagte Jarno, „und warum ich nicht raten kann, daß Sie eben jetzt die Veränderungen machen, wodurch Sie wenigstens im Augenblicke verlieren, ist, daß Sie selbst noch Schulden haben, deren Abzahlung Sie einengt. Ich würde raten, Ihren Plan aufzuschieben, bis Sie völlig im reinen wären.“

„Und indessen einer Kugel oder einem Dachziegel zu überlassen, ob er die Resultate meines Lebens und meiner Tätigkeit auf immer vernichten wollte! O, mein Freund!“ fuhr Lothario fort, „das ist ein Hauptfehler gebildeter Menschen, daß sie alles an eine Idee, wenig oder nichts an einen Gegenstand wenden mögen. Wozu habe ich Schulden gemacht? Warum habe ich mich mit meinem Oheim entzweit, meine Geschwister so lange sich selbst überlassen, als um einer Idee willen? In Amerika glaubte ich zu wirken, über dem Meere glaubte ich nützlich und notwendig zu sein; war eine Handlung nicht mit tausend Gefahren umgeben, so schien sie mir nicht bedeutend, nicht würdig. Wie anders seh' ich jetzt die Dinge, und wie ist mir das Nächste so wert, so teuer geworden!“

„Ich erinnere mich wohl des Briefes“, versetzte Jarno, „den ich noch über das Meer erhielt. Sie schrieben mir: „Ich werde zurückkehren und in meinem Hause, in meinem Baumgarten, mitten unter den Meinigen sagen: Hier oder nirgend ist Amerika!““

„Ja, mein Freund, und ich wiederhole noch immer dasselbe, und doch schelte ich mich zugleich, daß ich hier nicht so tätig wie dort bin. Zu einer gewissen gleichen, fortdauernden Gegenwart brauchen wir nur Verstand, und wir werden auch nur zu Verstand, so daß wir das Außerordentliche, was jeder gleichgültige Tag von uns fordert, nicht mehr sehen, und wenn wir es erkennen, doch tausend Entschuldigungen finden, es nicht zu

tun. Ein verständiger Mensch ist viel für sich, aber fürs Ganze ist er wenig."

„Wir wollen“, sagte Jarno, „dem Verstande nicht zu nahe treten und bekennen, daß das Außerordentliche, was geschieht, 5 meistens töricht ist.“

„Ja, und zwar eben deswegen, weil die Menschen das Außerordentliche außer der Ordnung tun. So gibt mein Schwager sein Vermögen, insofern er es veräußern kann, der Brüder-
gemeinde und glaubt seiner Seele Heil dadurch zu befördern;
10 hätte er einen geringen Teil seiner Einkünfte aufgeopfert, so hätte er viel glückliche Menschen machen und sich und ihnen einen Himmel auf Erden schaffen können. Selten sind unsere Auf-
opferungen tätig; wir tun gleich Verzicht auf das, was wir weggeben. Nicht entschlossen, sondern verzweifelt entsagen wir
15 dem, was wir besitzen. Diese Tage, ich gesteh' es, schwebt mir der Graf immer vor Augen, und ich bin fest entschlossen, das aus Überzeugung zu tun, wozu ihn ein ängstlicher Wahn treibt; ich will meine Genesung nicht abwarten. Hier sind die Papiere, sie dürfen nur ins reine gebracht werden. Nehmen Sie den Ge-
20 richtshalter dazu, unser Gast hilft Ihnen auch, Sie wissen so gut als ich, worauf es ankommt, und ich will hier genesend oder sterbend dabei bleiben und ausrufen: hier oder nirgend ist Herrnhut!“

Als Lydie ihren Freund von sterben reden hörte, stürzte sie
25 vor seinem Bette nieder, hing an seinen Armen und weinte bitterlich. Der Wundarzt kam herein, Jarno gab Wilhelm die Papiere und nötigte Lydien, sich zu entfernen.

„Um's Himmels willen!“ rief Wilhelm, als sie in dem Saal allein waren, „was ist das mit dem Grafen? Welch ein Graf
30 ist das, der sich unter die Brüdergemeinde begibt?“

„Den Sie sehr wohl kennen“, versetzte Jarno. „Sie sind das Gespenst, das ihn in die Arme der Frömmigkeit jagt, Sie sind der Bösewicht, der sein artiges Weib in einen Zustand versetzt, in dem sie erträglich findet, ihrem Manne zu folgen.“

„Und sie ist Lotharios Schwester?“ rief Wilhelm.

„Nicht anders.“

„Und Lothario weiß —?“

„Alles.“

„O lassen Sie mich fliehen!“ rief Wilhelm aus, „wie kann 5
ich vor ihm stehen? Was kann er sagen?“

„Daß niemand einen Stein gegen den andern aufheben soll,
und daß niemand lange Reden komponieren soll, um die Leute
zu beschämen, er müßte sie denn vor dem Spiegel halten wollen.“

„Auch das wissen Sie?“

10

„Wie manches andere“, versetzte Jarno lächelnd. „Doch dies-
mal“, fuhr er fort, „werde ich Sie so leicht nicht wie das vorige
Mal loslassen, und vor meinem Werbefold haben Sie sich auch
nicht mehr zu fürchten. Ich bin kein Soldat mehr, und auch
als Soldat hätte ich Ihnen diesen Argwohn nicht einflößen 15
sollen. Seit der Zeit, daß ich Sie nicht gesehen habe, hat sich
vieles geändert. Nach dem Tode meines Fürsten, meines einzi-
gen Freundes und Wohltäters, habe ich mich aus der Welt
und aus allen weltlichen Verhältnissen herausgerissen. Ich be-
förderte gern, was vernünftig war, verschwieg nicht, wenn ich 20
etwas abgeschmackt fand, und man hatte immer von meinem
unruhigen Kopf und von meinem bösen Maule zu reden. Das
Menschenpaß fürchtet sich vor nichts mehr als vor dem Ver-
stande; vor der Dummheit sollten sie sich fürchten, wenn sie be-
griffen, was fürchterlich ist; aber jener ist unbequem, und man 25
muß ihn beiseite schaffen; diese ist nur verderblich, und das kann
man abwarten. Doch es mag hingehen, ich habe zu leben, und
von meinem Plane sollen Sie weiter hören. Sie sollen teil daran
nehmen, wenn Sie mögen; aber sagen Sie mir, wie ist es Ihnen
ergangen? Ich sehe, ich fühle Ihnen an, auch Sie haben sich 30
verändert. Wie steht's mit Ihrer alten Grille, etwas Schönes
und Gutes in Gesellschaft von Zigeunern hervorzubringen?“

„Ich bin gestraft genug!“ rief Wilhelm aus, „erinnern Sie
mich nicht, woher ich komme, und wohin ich gehe. Man spricht

viel vom Theater, aber wer nicht selbst darauf war, kann sich keine Vorstellung davon machen. Wie völlig diese Menschen mit sich selbst unbekannt sind, wie sie ihr Geschäft ohne Nachdenken treiben, wie ihre Anforderungen ohne Grenzen sind, davon hat man keinen Begriff. Nicht allein will jeder der erste, sondern auch der einzige sein, jeder möchte gerne alle übrigen ausschließen und sieht nicht, daß er mit ihnen zusammen kaum etwas leistet; jeder dünkt sich wunderoriginal zu sein und ist unfähig, sich in etwas zu finden, was außer dem Schlendrian ist; dabei
 10 eine immerwährende Unruhe nach etwas Neuem. Mit welcher Heftigkeit wirken sie gegeneinander! Und nur die kleinlichste Eigenliebe, der beschränkteste Eigennuß macht, daß sie sich miteinander verbinden. Vom wechselseitigen Betragen ist gar die Rede nicht; ein ewiges Mißtrauen wird durch heimliche Tücke
 15 und schändliche Reden unterhalten; wer nicht liederlich lebt, lebt albern. Jeder macht Anspruch auf die unbedingteste Achtung, jeder ist empfindlich gegen den mindesten Tadel. Das hat er selbst alles schon besser gewußt! Und warum hat er denn immer das Gegentheil getan? Immer bedürftig und immer ohne Zutrauen, scheint es, als wenn sie sich vor nichts so sehr fürchteten als vor Vernunft und gutem Geschmaç, und nichts so sehr zu erhalten suchten als das Majestätsrecht ihrer persönlichen Willkür."

Wilhelm holte Atem, um seine Vitanei noch weiter fortzusehen, als ein unmäßiges Gelächter Jarnos ihn unterbrach. „Die armen Schauspieler!“ rief er aus, warf sich in einen Sessel und lachte fort, „die armen, guten Schauspieler! Wissen Sie denn, mein Freund“, fuhr er fort, nachdem er sich einigermaßen wieder erholt hatte, „daß Sie nicht das Theater, sondern die
 30 Welt beschrieben haben, und daß ich Ihnen aus allen Ständen genug Figuren und Handlungen zu Ihren harten Pinselstrichen finden wollte? Verzeihen Sie mir, ich muß wieder lachen, daß Sie glaubten, diese schönen Qualitäten seien nur auf die Bretter gebannt.“

Wilhelm faßte sich, denn wirklich hatte ihn das unbändige und unzeitige Gelächter Jarnos verdrossen. „Sie können“, sagte er, „Ihren Menschenhaß nicht ganz verbergen, wenn Sie behaupten, daß diese Fehler allgemein seien.“

„Und es zeugt von Ihrer Unbekanntschaft mit der Welt, wenn Sie diese Erscheinungen dem Theater so hoch anrechnen. Wahrhaftig, ich verzeihe dem Schauspieler jeden Fehler, der aus dem Selbstbetrug und aus der Begierde zu gefallen entspringt; denn wenn er sich und andern nicht etwas scheint, so ist er nichts. Zum Schein ist er berufen, er muß den augenblicklichen Beifall hoch schätzen, denn er erhält keinen andern Lohn; er muß zu glänzen suchen, denn deswegen steht er da.“

„Sie erlauben“, versetzte Wilhelm, „daß ich von meiner Seite wenigstens lächele. Nie hätte ich geglaubt, daß Sie so billig, so nachsichtig sein könnten.“

„Nein, bei Gott! Dies ist mein völliger, wohlbedachter Ernst. Alle Fehler des Menschen verzeih' ich dem Schauspieler, keine Fehler des Schauspielers verzeih' ich dem Menschen. Lassen Sie mich meine Klaglieder hierüber nicht anstimmen, sie würden heftiger klingen als die Ihrigen.“

Der Chirurgus kam aus dem Kabinett, und auf Befragen, wie sich der Kranke befinde, sagte er mit lebhafter Freundlichkeit: „Recht sehr wohl, ich hoffe, ihn bald völlig wiederhergestellt zu sehen.“ Sogleich eilte er zum Saal hinaus und erwartete Wilhelms Frage nicht, der schon den Mund öffnete, sich nochmals und dringender nach der Briestafche zu erkundigen. Das Verlangen, von seiner Amazone etwas zu erfahren, gab ihm Vertrauen zu Jarno; er entdeckte ihm seinen Fall und bat ihn um seine Beihülfe. „Sie wissen so viel“, sagte er, „sollten Sie nicht auch das erfahren können?“

Jarno war einen Augenblick nachdenkend, dann sagte er zu seinem jungen Freunde: „Seien Sie ruhig und lassen Sie sich weiter nichts merken, wir wollen der Schönen schon auf die Spur kommen. Jetzt beunruhigt mich nur Lotharios Zustand, die

Sache steht gefährlich, das sagt mir die Freundlichkeit und der gute Trost des Wundarztes. Ich hätte Lydien schon gerne weggeschafft, denn sie nußt hier gar nichts; aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll. Heute abend hoff' ich, soll unser alter
5 Medikus kommen, und dann wollen wir weiter ratschlagen."

Viertes Kapitel.

Der Medikus kam; es war der gute, alte, kleine Arzt, den wir schon kennen, und dem wir die Mitteilung des interessanten Manuscripts verdanken. Er besuchte vor allen Dingen den Verwundeten und schien mit dessen Befinden keinesweges zufrieden.
10 Dann hatte er mit Jarno eine lange Unterredung, doch ließen sie nichts merken, als sie abends zu Tische kamen.

Wilhelm begrüßte ihn aufs freundlichste und erkundigte sich nach seinem Harfenspieler. — „Wir haben noch Hoffnung, den
15 Unglücklichen zurechte zu bringen“, versetzte der Arzt. — „Dieser Mensch war eine traurige Zugabe zu Ihrem eingeschränkten und wunderlichen Leben“, sagte Jarno. „Wie ist es ihm weiter ergangen? Lassen Sie mich es wissen.“

Nachdem man Jarnos Neugierde befriediget hatte, fuhr der
20 Arzt fort: „Nie habe ich ein Gemüt in einer so sonderbaren Lage gesehen. Seit vielen Jahren hat er an nichts, was außer ihm war, den mindesten Anteil genommen, ja fast auf nichts gemerkt; bloß in sich gekehrt, betrachtete er sein hohles, leeres Ich, das ihm als ein unermesslicher Abgrund erschien. Wie rührend war es,
25 wenn er von diesem traurigen Zustande sprach! ‚Ich sehe nichts vor mir, nichts hinter mir‘, rief er aus, ‚als eine unendliche Nacht, in der ich mich in der schrecklichsten Einsamkeit befinde; kein Gefühl bleibt mir, als das Gefühl meiner Schuld, die doch auch nur wie ein entferntes unförmliches Gespenst sich rückwärts
30 sehen läßt. Doch da ist keine Höhe, keine Tiefe, kein Vor noch Zurück, kein Wort drückt diesen immer gleichen Zustand aus. Manchmal ruf' ich in der Not dieser Gleichgültigkeit: Ewig!

ewig! mit Festigkeit aus, und dieses seltsame, unbegreifliche Wort ist hell und klar gegen die Finsternis meines Zustandes. Kein Strahl einer Gottheit erscheint mir in dieser Nacht, ich weine meine Tränen alle mir selbst und um mich selbst. Nichts ist mir grausamer als Freundschaft und Liebe; denn sie allein locken mir den Wunsch ab, daß die Erscheinungen, die mich umgeben, wirklich sein möchten. Aber auch diese beiden Gespenster sind nur aus dem Abgrunde gestiegen, um mich zu ängstigen, und um mir zuletzt auch das teure Bewußtsein dieses ungeheuren Daseins zu rauben.

„Sie sollten ihn hören“, fuhr der Arzt fort, „wenn er in vertraulichen Stunden auf diese Weise sein Herz erleichtert; mit der größten Rührung habe ich ihm einigemal zugehört. Wenn sich ihm etwas aufdringt, das ihn nötigt, einen Augenblick zu gestehen, eine Zeit sei vergangen, so scheint er wie erstaunt, und dann verwirrt er wieder die Veränderung an den Dingen als eine Erscheinung der Erscheinungen. Eines Abends sang er ein Lied über seine grauen Haare; wir saßen alle um ihn her und weinten.“

„O schaffen Sie es mir!“ rief Wilhelm aus.

„Haben Sie denn aber“, fragte Jarno, „nichts entdeckt von dem, was er sein Verbrechen nennt, nicht die Ursache seiner sonderbaren Tracht, sein Betragen beim Brande, seine Wut gegen das Kind?“

„Nur durch Mutmaßungen können wir seinem Schicksale näher kommen; ihn unmittelbar zu fragen, würde gegen unsere Grundsätze sein. Da wir wohl merken, daß er katholisch erzogen ist, haben wir geglaubt, ihm durch eine Beichte Linderung zu verschaffen; aber er entfernt sich auf eine sonderbare Weise jedesmal, wenn wir ihn dem Geistlichen näher zu bringen suchen. Daß ich aber Ihren Wunsch, etwas von ihm zu wissen, nicht ganz unbefriedigt lasse, will ich Ihnen wenigstens unsere Vermutungen entdecken. Er hat seine Jugend in dem geistlichen Stande zugebracht; daher scheint er sein langes Gewand und seinen Bart

erhalten zu wollen. Die Freuden der Liebe blieben ihm die größte Zeit seines Lebens unbekannt. Erst spät mag eine Verirrung mit einem sehr nahe verwandten Frauenzimmer, es mag ihr Tod, der einem unglücklichen Geschöpfe das Dasein gab, sein
5 Gehirn völlig zerrüttet haben.

„Sein größter Wahn ist, daß er überall Unglück bringe, und daß ihm der Tod durch einen unschuldigen Knaben bevorstehe. Erst fürchtete er sich vor Mignon, eh' er wußte, daß es ein Mädchen war; nun ängstigte ihn Felix, und da er das Leben bei alle
10 seinem Elend unendlich liebt, scheint seine Abneigung gegen das Kind daher entstanden zu sein.“

„Was haben Sie denn zu seiner Besserung für Hoffnung?“ fragte Wilhelm.

„Es geht langsam vorwärts“, versetzte der Arzt, „aber doch
15 nicht zurück. Seine bestimmten Beschäftigungen treibt er fort, und wir haben ihn gewöhnt, die Zeitungen zu lesen, die er jetzt immer mit großer Begierde erwartet.“

„Ich bin auf seine Lieder neugierig“, sagte Jarno.

„Davon werde ich Ihnen verschiedene geben können“, sagte
20 der Arzt. „Der älteste Sohn des Geistlichen, der seinem Vater die Predigten nachzuschreiben gewohnt ist, hat manche Strophe, ohne von dem Alten bemerkt zu werden, aufgezeichnet und mehrere Lieder nach und nach zusammengesetzt.“

Den andern Morgen kam Jarno zu Wilhelmen und sagte
25 ihm: „Sie müssen uns einen Gefallen tun; Lydie muß einige Zeit entfernt werden; ihre heftige und, ich darf wohl sagen, unbequeme Liebe und Leidenschaft hindert des Barons Genesung. Seine Wunde verlangt Ruhe und Gelassenheit, ob sie gleich bei seiner guten Natur nicht gefährlich ist. Sie haben gesehen, wie
30 ihn Lydie mit stürmischer Sorgfalt, unbezwinglicher Angst und nie versiegenden Tränen quält, und — genug“, setzte er nach einer Pause mit einem Lächeln hinzu, „der Medikus verlangt ausdrücklich, daß sie das Haus auf einige Zeit verlassen solle. Wir haben ihr eingebildet, eine sehr gute Freundin halte sich

in der Nähe auf, verlange sie zu sehen und erwarte sie jeden Augenblick. Sie hat sich bereden lassen, zu dem Gerichtshalter zu fahren, der nur zwei Stunden von hier wohnt. Dieser ist unterrichtet und wird herzlich bedauern, daß Fräulein Therese soeben weggefahren sei; er wird wahrscheinlich machen, daß man sie noch einholen könne, Lydie wird ihr nachhelfen, und wenn das Glück gut ist, wird sie von einem Orte zum andern geführt werden. Zuletzt, wenn sie drauf besteht, wieder umzukehren, darf man ihr nicht widersprechen; man muß die Nacht zu Hülfe nehmen, der Kutischer ist ein gescheiter Kerl, mit dem man noch Abrede nehmen muß. Sie setzen sich zu ihr in den Wagen, unterhalten sie und dirigieren das Abenteuer.“

„Sie geben mir einen sonderbaren und bedenklichen Auftrag“, versetzte Wilhelm. „Wie ängstlich ist die Gegenwart einer gekränkten treuen Liebe! Und ich soll selbst dazu das Werkzeug sein? Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich jemanden auf diese Weise hintergehe; denn ich habe immer geglaubt, daß es uns zu weit führen könne, wenn wir einmal um des Guten und Nützlichen willen zu betrügen anfangen.“

„Können wir doch Kinder nicht anders erziehen als auf diese Weise“, versetzte Zarno.

„Bei Kindern möchte es noch hingehen“, sagte Wilhelm, „indem wir sie so zärtlich lieben und offenbar übersehen; aber bei unsersgleichen, für die uns nicht immer das Herz so laut um Schonung anruft, möchte es oft gefährlich werden. Doch glauben Sie nicht“, fuhr er nach einem kurzen Nachdenken fort, „daß ich deswegen diesen Auftrag ablehne. Bei der Ehrfurcht, die mir Ihr Verstand einflößt, bei der Neigung, die ich für Ihren trefflichen Freund fühle, bei dem lebhaftesten Wunsch, seine Genesung, durch welche Mittel sie auch möglich sei, zu befördern, mag ich mich gerne selbst vergessen. Es ist nicht genug, daß man sein Leben für einen Freund wagen könne, man muß auch im Notfall seine Überzeugung für ihn verleugnen. Unsere liebste Leidenschaft, unsere besten Wünsche sind wir für ihn aufzu-

opfern schuldig. Ich übernehme den Auftrag, ob ich gleich schon die Qual voraussehe, die ich von Lydiens Tränen, von ihrer Verzweiflung werde zu erdulden haben."

„Dagegen erwartet Sie auch keine geringe Belohnung“, versetzte Jarno, „indem Sie Fräulein Theresen kennen lernen, ein Frauenzimmer, wie es ihrer wenige gibt; sie beschämt hundert Männer, und ich möchte sie eine wahre Amazone nennen, wenn andere nur als artige Hermaphroditen in dieser zweideutigen Kleidung herumgehen.“

10 Wilhelm war betroffen; er hoffte in Theresen seine Amazone wiederzufinden, um so mehr als Jarno, von dem er einige Auskunft verlangte, kurz abbrach und sich entfernte.

Die neue nahe Hoffnung, jene verehrte und geliebte Gestalt wiederzusehen, brachte in ihm die sonderbarsten Bewegungen her-
15 vor. Er hielt nunmehr den Auftrag, der ihm gegeben worden war, für ein Werk einer ausdrücklichen Schickung, und der Gedanke, daß er ein armes Mädchen von dem Gegenstande ihrer aufrichtigsten und heftigsten Liebe hinterlistig zu entfernen im Begriff war, erschien ihm nur im Vorübergehen, wie der Schatten
20 eines Vogels über die erleuchtete Erde wegschleift.

Der Wagen stand vor der Thüre, Lydie zauderte einen Augenblick, hineinzusteigen. „Grüßt Euren Herrn nochmals“, sagte sie zu dem alten Bedienten; „vor Abend bin ich wieder zurück.“ Tränen standen ihr im Auge, als sie im Fortfahren
25 sich nochmals umwendete. Sie kehrte sich darauf zu Wilhelmen, nahm sich zusammen und sagte: „Sie werden an Fräulein Theresen eine sehr interessante Person finden. Mich wundert, wie sie in diese Gegend kommt; denn Sie werden wohl wissen, daß sie und der Baron sich heftig liebten. Ungeachtet der Entfernung
30 war Bothario oft bei ihr; ich war damals um sie, es schien, als ob sie nur füreinander leben würden. Auf einmal aber zerstückte sich's, ohne daß ein Mensch begreifen konnte warum. Er hatte mich kennen lernen, und ich leugne nicht, daß ich Theresen herzlich beneidete, daß ich meine Neigung zu ihm kaum verbarg, und

daß ich ihn nicht zurückstieß, als er auf einmal mich statt Theresen zu wählen schien. Sie betrug sich gegen mich, wie ich es nicht besser wünschen konnte, ob es gleich beinahe scheinen mußte, als hätte ich ihr einen so werthen Liebhaber geraubt. Aber auch wieviel tausend Tränen und Schmerzen hat mich diese Liebe schon gekostet! 5
 Erst sahen wir uns nur zuweilen am dritten Orte verstohlen, aber lange konnte ich das Leben nicht ertragen; nur in seiner Gegenwart war ich glücklich, ganz glücklich! Fern von ihm hatte ich kein trocknes Auge, keinen ruhigen Pulsschlag. Einst verzog er mehrere Tage, ich war in Verzweiflung, machte mich 10 auf den Weg und überraschte ihn hier. Er nahm mich liebevoll auf, und wäre nicht dieser unglückselige Handel dazwischen gekommen, so hätte ich ein himmlisches Leben geführt; und was ich ausgestanden habe, seitdem er in Gefahr ist, seitdem er leidet, sag' ich nicht, und noch in diesem Augenblicke mache ich mir leb- 15 hafte Vorwürfe, daß ich mich nur einen Tag von ihm habe entfernen können."

Wilhelm wollte sich eben näher nach Theresen erkundigen, als sie bei dem Gerichtshalter vorfuhr, der an den Wagen kam und von Herzen bedauerte, daß Fräulein Therese schon abgefahren 20 sei. Er bot den Reisenden ein Frühstück an, sagte aber zugleich, der Wagen würde noch im nächsten Dorfe einzuholen sein. Man entschloß sich, nachzufahren, und der Kutscher säumte nicht; man hatte schon einige Dörfer zurückgelegt und niemand angetroffen. Lydie bestand nun darauf, man solle umkehren; der Kutscher 25 fuhr zu, als verstünde er es nicht. Endlich verlangte sie es mit größter Heftigkeit; Wilhelm rief ihm zu und gab ihm das verabredete Zeichen. Der Kutscher erwiderte: „Wir haben nicht nötig, denselben Weg zurückzufahren; ich weiß einen nähern, der zugleich viel bequemer ist.“ Er fuhr nun seitwärts durch einen 30 Wald und über lange Triften weg. Endlich, da kein bekannter Gegenstand zum Vorschein kam, gestand der Kutscher, er sei unglücklicherweise irregefahren, wolle sich aber bald wieder zurechtfinden, indem er dort ein Dorf sehe. Die Nacht kam herbei, und

der Kutſcher machte ſeine Sache ſo geſchickt, daß er überall fragte und nirgends die Antwort abwartete. So fuhr man die ganze Nacht, Lydie ſchloß kein Auge; bei Mondſchein fand ſie überall Ähnlichkeiten, und immer verſchwanden ſie wieder. Morgens ſchienen ihr die Gegenſtände bekannt, aber deſto unerwarteter. Der Wagen hielt vor einem kleinen, artig gebauten Landhauſe ſtill; ein Frauenzimmer trat aus der Thüre und öffnete den Schlag. Lydie ſah ſie ſtarr an, ſah ſich um, ſah ſie wieder an und lag ohnmächtig in Wilhelms Armen.

10

Fünftes Kapitel.

Wilhelm ward in ein Manſardzimmerchen geführt; das Haus war neu und ſo klein, als es beinaß' nur möglich war, äußerſt reinlich und ordentlich. In Theſen, die ihn und Lydien an der Kutſche empfangen hatte, fand er ſeine Amazone nicht; es war ein anderes, ein himmelweit von ihr unterſchiedenes Weſen. Wohlgebaut, ohne groß zu ſein, bewegte ſie ſich mit viel Lebhaftigkeit, und ihren hellen, blauen, offenen Augen ſchien nichts verborgen zu bleiben, was vorging.

Sie trat in Wilhelms Stube und fragte, ob er etwas be-
dürfe? „Verzeihen Sie“, ſagte ſie, „daß ich Sie in ein Zimmer
logiere, daß der Ölgeruch noch unangenehm macht; mein kleines
Haus iſt eben fertig geworden, und Sie weiſen dieſes Stübchen
ein, das meinen Gäſten beſtimmt iſt. Wären Sie nur bei einem
angenehmern Anlaß hier! Die arme Lydie wird uns keine guten
Tage machen, und überhaupt müſſen Sie vorlieb nehmen; meine
Köchin iſt mir eben zur ganz unrichten Zeit aus dem Dienſte
gelaufen, und ein Knecht hat ſich die Hand zerquetscht. Es täte
not, ich verrichtete alles ſelbſt, und am Ende, wenn man ſich
darauf einrichtete, müßte es auch gehen. Man iſt mit niemand
mehr geplagt als mit den Dienſtboten; es will niemand dienen,
nicht einmal ſich ſelbſt.“

Sie ſagte noch manches über verſchiedene Gegenſtände, über-

haupt schien sie gern zu sprechen. Wilhelm fragte nach Lydie, ob er das gute Mädchen nicht sehen und sich bei ihr entschuldigen könnte.

„Das wird jetzt nicht bei ihr wirken“, versetzte Therese; „die Zeit entschuldigt, wie sie tröstet. Worte sind in beiden Fällen 5 von wenig Kraft. Lydie will Sie nicht sehen. — ‚Lassen Sie mir ihn ja nicht vor die Augen kommen‘, rief sie, als ich sie verließ; ‚ich möchte an der Menschheit verzweifeln! So ein ehrlich Gesicht, so ein offnes Betragen und diese heimliche Lücke!‘ Lothario ist ganz bei ihr entschuldigt; auch sagt er in einem Briefe 10 an das gute Mädchen: ‚Meine Freunde beredeten mich, meine Freunde nötigten mich!‘ Zu diesen rechnet Lydie Sie auch und verdammt Sie mit den übrigen.“

„Sie erzeigt mir zu viel Ehre, indem sie mich schilt“, versetzte Wilhelm, „ich darf an die Freundschaft dieses trefflichen 15 Mannes noch keinen Anspruch machen und bin diesmal nur ein unschuldiges Werkzeug. Ich will meine Handlung nicht loben; genug, ich konnte sie tun! Es war von der Gesundheit, es war von dem Leben eines Mannes die Rede, den ich höher schätzen muß als irgend jemand, den ich vorher kannte. O welcher ein 20 Mann ist das, Fräulein! und welche Menschen umgeben ihn! In dieser Gesellschaft hab' ich, so darf ich wohl sagen, zum erstenmal ein Gespräch geführt; zum erstenmal kam mir der eigenste Sinn meiner Worte aus dem Munde eines andern reichhaltiger, voller und in einem größern Umfang wieder entgegen; was ich 25 ahnete, ward mir klar, und was ich meinte, lernte ich anschauen. Leider ward dieser Genuß erst durch allerlei Sorgen und Grillen, dann durch den unangenehmen Auftrag unterbrochen. Ich übernahm ihn mit Ergebung; denn ich hielt für Schuldigkeit, selbst mit Aufopferung meines Gefühls diesem trefflichen Kreise von 30 Menschen meinen Einstand abzutragen.“

Therese hatte unter diesen Worten ihren Gast sehr freundlich angesehen. „O, wie süß ist es“, rief sie aus, „seine eigne Überzeugung aus einem fremden Munde zu hören! Wie werden wir

erst recht wir selbst, wenn uns ein anderer vollkommen recht gibt. Auch ich denke über Lothario vollkommen wie Sie; nicht jedermann läßt ihm Gerechtigkeit widerfahren; dafür schwärmen aber auch alle die für ihn, die ihn näher kennen, und
 5 das schmerzliche Gefühl, das sich in meinem Herzen zu seinem Andenken mischt, kann mich nicht abhalten, täglich an ihn zu denken.“ Ein Seufzer erweiterte ihre Brust, indem sie dieses sagte, und in ihrem rechten Auge blinkte eine schöne Träne. „Glauben Sie nicht“, fuhr sie fort, „daß ich so weich,
 10 so leicht zu rühren bin! Es ist nur das Auge, das weint. Ich hatte eine kleine Warze am untern Augenlid, man hat mir sie glücklich abgebunden, aber das Auge ist seit der Zeit immer schwach geblieben, der geringste Anlaß drängt mir eine Träne hervor. Hier saß das Wäzchen; Sie sehen keine Spur mehr
 15 davon.“

Er sah keine Spur, aber er sah ihr ins Auge, es war klar wie Krystall, er glaubte bis auf den Grund ihrer Seele zu sehen.

„Wir haben“, sagte sie, „nun das Lösungswort unserer Verbindung ausgesprochen; lassen Sie uns sobald als möglich miteinander völlig bekannt werden. Die Geschichte des Menschen
 20 ist sein Charakter. Ich will Ihnen erzählen, wie es mir ergangen ist; schenken Sie mir ein kleines Vertrauen, und lassen Sie uns auch in der Ferne verbunden bleiben. Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt, aber hie
 25 und da jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten.“

Sie eilte fort und versprach, ihn bald zum Spaziergange abzuholen. Ihre Gegenwart hatte sehr angenehm auf ihn gewirkt; er wünschte ihr Verhältnis zu Lothario zu erfahren. Er
 30 ward gerufen, sie kam ihm aus ihrem Zimmer entgegen.

Als sie die enge und beinahe steile Treppe einzeln hinuntergehen mußten, sagte sie: „Das könnte alles weiter und breiter sein, wenn ich auf das Anerbieten Ihres großmütigen Freundes

hätte hören wollen; doch um seiner wert zu bleiben, muß ich das an mir erhalten, was mich ihm so wert machte. Wo ist der Verwalter?" fragte sie, indem sie die Treppe völlig herunterkam. „Sie müssen nicht denken“, fuhr sie fort, „daß ich so reich bin, um einen Verwalter zu brauchen; die wenigen Äcker meines Freigütlechens kann ich wohl selbst bestellen. Der Verwalter gehört meinem neuen Nachbar, der das schöne Gut gekauft hat, das ich in- und auswendig kenne; der gute alte Mann liegt krank am Podagra, seine Leute sind in dieser Gegend neu, und ich helfe ihnen gerne, sich einrichten.“

Sie machten einen Spaziergang durch Äcker, Wiesen und einige Baumgärten. Therese bedeutete den Verwalter in allem, sie konnte ihm von jeder Kleinigkeit Rechenenschaft geben, und Wilhelm hatte Ursache genug, sich über ihre Kenntniß, ihre Bestimmtheit und über die Gewandtheit, wie sie in jedem Falle Mittel anzugeben wußte, zu verwundern. Sie hielt sich nirgends auf, eilte immer zu den bedeutenden Punkten, und so war die Sache bald abgetan. „Grüßt euren Herrn“, sagte sie, als sie den Mann verabschiedete; „ich werde ihn sobald als möglich besuchen und wünsche vollkommene Besserung. — Da könnte ich nun auch“, sagte sie mit Lächeln, als er weg war, „bald reich und vielhabend werden; denn mein guter Nachbar wäre nicht abgeneigt, mir seine Hand zu geben.“

„Der Alte mit dem Podagra?“ rief Wilhelm; „ich wüßte nicht, wie Sie in Ihren Jahren zu so einem verzweifelten Entschluß kommen könnten?“ — „Ich bin auch gar nicht versucht!“ versetzte Therese. „Wohlhabend ist jeder, der dem, was er besitzt, vorzustehen weiß; vielhabend zu sein, ist eine lästige Sache, wenn man es nicht versteht.“

Wilhelm zeigte seine Verwunderung über ihre Wirtschaftskenntnisse. — „Entschiedene Reigung, frühe Gelegenheit, äußerer Antrieb und eine fortgesetzte Beschäftigung in einer nützlichen Sache machen in der Welt noch viel mehr möglich“, versetzte Therese, „und wenn Sie erst erfahren werden, was mich dazu

belebt hat, so werden Sie sich über das sonderbar scheinende Talent nicht mehr wundern.“

Sie ließ ihn, als sie zu Hause anlangten, in ihrem kleinen Garten, in welchem er sich kaum herumdrehen konnte; so eng waren die Wege und so reichlich war alles bepflanzt. Er mußte lächeln, als er über den Hof zurückkehrte, denn da lag das Brennholz so akkurat gesägt, gespalten und geschränkt, als wenn es ein Teil des Gebäudes wäre und immer so liegen bleiben sollte. Rein standen alle Gefäße an ihren Plätzen, das Häuschen war weiß und rot angestrichen und lustig anzusehen. Was das Handwerk hervorbringen kann, das keine schönen Verhältnisse kennt, aber für Bedürfnis, Dauer und Heiterkeit arbeitet, schien auf dem Platze vereinigt zu sein. Man brachte ihm das Essen auf sein Zimmer, und er hatte Zeit genug, Betrachtungen anzustellen. Besonders fiel ihm auf, daß er nun wieder eine so interessante Person kennen lernte, die mit Lothario in einem nahen Verhältnisse gestanden hatte. „Billig ist es“, sagte er zu sich selbst, „daß so ein trefflicher Mann auch treffliche Weiberseelen an sich ziehe! Wie weit verbreitet sich die Wirkung der Männlichkeit und Würde! Wenn nur andere nicht so sehr dabei zu kurz kämen! Ja, gestehe dir nur deine Furcht! Wenn du dereinst deine Amazone wieder antriffst, diese Gestalt aller Gestalten, du findest sie, trotz aller deiner Hoffnungen und Träume, zu deiner Beschämung und Demütigung doch noch am Ende — als seine Braut.“

Sechstes Kapitel.

25

Wilhelm hatte einen unruhigen Nachmittag nicht ganz ohne Langeweile zugebracht, als sich gegen Abend seine Thür öffnete und ein junger artiger Jägerburche mit einem Gruße hereintrat. „Wollen wir nun spazieren gehen?“ sagte der junge Mensch, und in dem Augenblicke erkannte Wilhelm Theresen an ihren schönen Augen.

„Verzeihen Sie mir diese Maskerade“, fing sie an, „denn

leider ist es jetzt nur Masquerade. Doch da ich Ihnen einmal von der Zeit erzählen soll, in der ich mich so gerne in dieser Weste¹ sah, will ich mir auch jene Tage auf alle Weise vergegenwärtigen. Kommen Sie! selbst der Platz, an dem wir so oft von unsern Jagden und Spaziergängen ausruhten, soll dazu 5 beitragen.“

Sie gingen, und auf dem Wege sagte Therese zu ihrem Begleiter: „Es ist nicht billig, daß Sie mich allein reden lassen; schon wissen Sie genug von mir, und ich weiß noch nicht das mindeste von Ihnen; erzählen Sie mir indessen etwas von sich, 10 damit ich Mut bekomme, Ihnen auch meine Geschichte und meine Verhältnisse vorzulegen.“ — „Leider hab' ich“, versetzte Wilhelm, „nichts zu erzählen als Irrtümer auf Irrtümer, Verirrungen auf Verirrungen, und ich wüßte nicht, wem ich die Verworrenheiten, in denen ich mich befand und befinde, lieber verbergen 15 möchte als Ihnen. Ihr Blick und alles, was Sie umgibt, Ihr ganzes Wesen und Ihr Betragen zeigt mir, daß Sie sich Ihres vergangenen Lebens freuen können, daß Sie auf einem schönen, reinen Wege in einer sichern Folge gegangen sind, daß Sie keine Zeit verloren, daß Sie sich nichts vorzuwerfen haben.“ 20

Therese lächelte und versetzte: „Wir müssen abwarten, ob Sie auch noch so denken, wenn Sie meine Geschichte hören.“ Sie gingen weiter, und unter einigen allgemeinen Gesprächen fragte ihn Therese: „Sind Sie frei?“ — „Ich glaube es zu sein“, versetzte er, „aber ich wünsche es nicht.“ — „Gut!“ sagte sie, „daß 25 deutet auf einen komplizierten Roman und zeigt mir, daß Sie auch etwas zu erzählen haben.“

Unter diesen Worten stiegen sie den Hügel hinan und lagerten sich bei einer großen Eiche, die ihren Schatten weit umher verbreitete. „Hier“, sagte Therese, „unter diesem deutschen 30 Baume will ich Ihnen die Geschichte eines deutschen Mädchens erzählen; hören Sie mich geduldig an.“

¹ Jägerwams.

„Mein Vater war ein wohlhabender Edelmann dieser Provinz, ein heiterer, klarer, tätiger, wackerer Mann, ein zärtlicher Vater, ein redlicher Freund, ein trefflicher Wirt, an dem ich nur den einzigen Fehler kannte, daß er gegen eine Frau zu nachsichtig war, die ihn nicht zu schätzen wußte. Leider muß ich das von meiner eigenen Mutter sagen! Ihr Wesen war dem meinigen ganz entgegengesetzt. Sie war rasch, unbeständig, ohne Neigung weder für ihr Haus noch für mich, ihr einziges Kind; verschwen-
 5 derisch, aber schön, geistreich, voller Talente, das Entzücken eines
 10 Birkels, den sie um sich zu versammeln wußte. Freilich war ihre Gesellschaft niemals groß, oder blieb es nicht lange. Dieser Birkel bestand meist aus Männern, denn keine Frau befand sich wohl neben ihr, und noch weniger konnte sie das Verdienst irgend eines Weibes dulden. Ich glich meinem Vater an Ge-
 15 stalt und Gesinnungen. Wie eine junge Ente gleich das Wasser sucht, so waren von der ersten Jugend an die Küche, die Vorkammer, die Scheunen und Böden mein Element. Die Ordnung und Reinlichkeit des Hauses schien, selbst da ich noch spielte, mein einziger Instinkt, mein einziges Augenmerk zu sein. Mein
 20 Vater freute sich darüber und gab meinem kindischen Bestreben stufenweise die zweckmäßigsten Beschäftigungen; meine Mutter dagegen liebte mich nicht und verhehlte es keinen Augenblick.

„Ich wuchs heran, mit den Jahren vermehrte sich meine Tätigkeit und die Liebe meines Vaters zu mir. Wenn wir
 25 allein waren, auf die Felder gingen, wenn ich ihm die Rechnungen durchsehen half, dann konnte ich ihm recht anfühlen, wie glücklich er war. Wenn ich ihm in die Augen sah, so war es, als wenn ich in mich selbst hineinsähe; denn eben die Augen waren es, die mich ihm vollkommen ähnlich machten. Aber
 30 nicht eben den Mut, nicht eben den Ausdruck behielt er in der Gegenwart meiner Mutter; er entschuldigte mich gelind, wenn sie mich heftig und ungerecht tadelte; er nahm sich meiner an, nicht als wenn er mich beschützen, sondern, als wenn er meine guten Eigenschaften nur entschuldigen konnte. So sehte er auch

keiner von ihren Neigungen Hindernisse entgegen; sie fing an, mit größter Leidenschaft sich auf das Schauspiel zu werfen, ein Theater ward erbaut, an Männern fehlte es nicht von allen Altern und Gestalten, die sich mit ihr auf der Bühne darstellten, an Frauen hingegen mangelte es oft. Lydie, ein artiges Mädchen, das mit mir erzogen worden war, und das gleich in ihrer ersten Jugend reizend zu werden versprach, mußte die zweiten Rollen übernehmen, und eine alte Kammerfrau die Mütter und Tanten vorstellen, indes meine Mutter sich die ersten Liebhaberinnen, Heldinnen und Schächerinnen aller Art vorbehielt. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie lächerlich mir es vorkam, wenn die Menschen, die ich alle recht gut kannte, sich verkleidet hatten, da droben standen und für etwas anders, als sie waren, gehalten sein wollten. Ich sah immer nur meine Mutter und Lydien, diesen Baron und jenen Sekretär, sie mochten nun als Fürsten und Grafen oder als Bauern erscheinen, und ich konnte nicht begreifen, wie sie mir zumuten wollten, zu glauben, daß es ihnen wohl oder wehe sei, daß sie verliebt oder gleichgültig, geizig oder freigebig seien, da ich doch meist von dem Gegenteile genau unterrichtet war. Deswegen blieb ich auch sehr selten unter den Zuschauern; ich putzte ihnen immer die Lichter, damit ich nur etwas zu tun hatte, besorgte das Abendessen und hatte des andern Morgens, wenn sie noch lange schliefen, schon ihre Garderobe in Ordnung gebracht, die sie des Abends gewöhnlich übereinander geworfen zurückließen.

„Meiner Mutter schien diese Tätigkeit ganz recht zu sein, aber ihre Neigung konnte ich nicht erwerben; sie verachtete mich, und ich weiß noch recht gut, daß sie mehr als einmal mit Bitterkeit wiederholte: Wenn die Mutter so ungewiß sein könnte als der Vater, so würde man wohl schwerlich diese Magd für meine Tochter halten. Ich leugnete nicht, daß ihr Betragen mich nach und nach ganz von ihr entfernte, ich betrachtete ihre Handlungen wie die Handlungen einer fremden Person, und da ich gewohnt war, wie ein Falke das Gefinde zu beobachten, denn, im Vorbeigehen gesagt,

darauf beruht eigentlich der Grund aller Haushaltung, so fielen mir natürlich auch die Verhältnisse meiner Mutter und ihrer Gesellschaft auf. Es ließ sich wohl bemerken, daß sie nicht alle Männer mit ebendenselben Augen ansah; ich gab schärfer acht und bemerkte bald, daß Lydie Vertraute war und bei dieser Gelegenheit selbst mit einer Leidenschaft bekannter wurde, die sie von ihrer ersten Jugend an so oft vorgestellt hatte. Ich wußte alle ihre Zusammenkünfte, aber ich schwieg und sagte meinem Vater nichts, den ich zu betrüben fürchtete; endlich aber ward ich dazu genöthigt. Manches konnten sie nicht unternehmen, ohne das Gesinde zu bestechen. Dieses fing an, mir zu trotzen, die Anordnungen meines Vaters zu vernachlässigen und meine Befehle nicht zu vollziehen; die Unordnungen, die daraus entstanden, waren mir unerträglich, ich entdeckte, ich klagte alles meinem Vater.

„Er hörte mich gelassen an. ‚Gutes Kind!‘ sagte er zuletzt mit Lächeln, ich weiß alles; sei ruhig, ertrag' es mit Geduld, denn es ist nur um deinetwillen, daß ich es leide.“

„Ich war nicht ruhig, ich hatte keine Geduld. Ich schalt meinen Vater im stillen; denn ich glaubte nicht, daß er um irgend einer Ursache willen so etwas zu dulden brauche; ich bestand auf der Ordnung, und ich war entschlossen, die Sache auß' äußerste kommen zu lassen.

„Meine Mutter war reich von sich, verzehrte aber doch mehr, als sie sollte, und dies gab, wie ich wohl merkte, manche Erklärung zwischen meinen Eltern. Lange war der Sache nicht geholfen, bis die Leidenschaften meiner Mutter selbst eine Art von Entwicklung hervorbrachten.

„Der erste Liebhaber ward auf eine eklatante Weise ungetreu; das Haus, die Gegend, ihre Verhältnisse waren ihr zuwider. Sie wollte auf ein anderes Gut ziehen, da war es ihr zu einsam; sie wollte nach der Stadt, da galt sie nicht genug. Ich weiß nicht, was alles zwischen ihr und meinem Vater vorging; genug, er entschloß sich endlich unter Bedingungen, die ich nicht erfuhr,

in eine Reise, die sie nach dem südlichen Frankreich tun wollte, einzuwilligen.

„Wir waren nun frei und lebten wie im Himmel; ja ich glaube, daß mein Vater nichts verloren hat, wenn er ihre Gegenwart auch schon mit einer ansehnlichen Summe abkaufte. 5 Alles unnütze Gefinde ward abgeschafft, und das Glück schien unsere Ordnung zu begünstigen; wir hatten einige sehr gute Jahre, alles gelang nach Wunsch. Aber leider dauerte dieser frohe Zustand nicht lange; ganz unvermuthet ward mein Vater von einem Schlagflusse befallen, der ihm die rechte Seite lähmte 10 und den reinen Gebrauch der Sprache benahm. Man mußte alles erraten, was er verlangte; denn er brachte nie das Wort hervor, das er im Sinne hatte. Sehr ängstlich waren mir daher manche Augenblicke, in denen er mit mir ausdrücklich allein sein wollte; er deutete mit heftiger Gebärde, daß jedermann sich 15 entjernen sollte, und wenn wir uns allein sahen, war er nicht im Stande, das rechte Wort hervorzubringen. Seine Ungeduld stieg aufs äußerste, und sein Zustand betrückte mich im innersten Herzen. So viel schien mir gewiß, daß er mir etwas zu vertrauen hatte, das mich besonders anging. Welches Verlangen fühl' 20 ich nicht, es zu erfahren! Sonst konnt' ich ihm alles an den Augen ansehen; aber jetzt war es vergebens! Selbst seine Augen sprachen nicht mehr. Nur so viel war mir deutlich: er wollte nichts, er beehrte nichts, er strebte nur, mir etwas zu entdecken, das ich leider nicht erfuhr. Sein Übel wiederholte sich, er ward 25 bald darauf ganz untätig und unfähig; und nicht lange, so war er tot.

„Ich weiß nicht, wie sich bei mir der Gedanke festgesetzt hatte, daß er irgendwo einen Schatz niedergelegt habe, den er mir nach seinem Tode lieber als meiner Mutter gönnen wollte; 30 ich suchte schon bei seinen Lebzeiten nach, allein ich fand nichts; nach seinem Tode ward alles versiegelt. Ich schrieb meiner Mutter und bot ihr an, als Verwalter im Hause zu bleiben; sie schlug es aus, und ich mußte das Gut räumen. Es kam ein

wechselfeitiges Testament zum Vorschein, wodurch sie im Besitz und Genuß von allem und ich, wenigstens ihre ganze Lebenszeit über, von ihr abhängig blieb. Nun glaubte ich erst recht die Winke meines Vaters zu verstehn; ich bedauerte ihn, daß er so
 5 schwach gewesen war, auch nach seinem Tode ungerecht gegen mich zu sein. Denn einige meiner Freunde wollten sogar behaupten, es sei beinah' nicht besser, als ob er mich enterbt hätte, und verlangten, ich sollte das Testament angreifen, wozu ich mich aber nicht entschließen konnte. Ich verehrte das Andenken
 10 meines Vaters zu sehr; ich vertraute dem Schicksal, ich vertraute mir selbst.

„Ich hatte mit einer Dame in der Nachbarschaft, die große Güter besaß, immer in gutem Verhältnisse gestanden; sie nahm mich mit Vergnügen auf, und es ward mir leicht, bald ihrer
 15 Haushaltung vorzustehn. Sie lebte sehr regelmäßig und liebte die Ordnung in allem, und ich half ihr treulich in dem Kampf mit Verwalter und Gefinde. Ich bin weder geizig noch mißgünstig, aber wir Weiber bestehn überhaupt viel ernsthafter als selbst ein Mann darauf, daß nichts verschleudert wurde. Jeder
 20 Unterschleif ist uns unerträglich; wir wollen, daß jeder nur genieße, insofern er dazu berechtigt ist.

„Nun war ich wieder in meinem Elemente und trauerte still über den Tod meines Vaters. Meine Beschützerin war mit mir zufrieden, nur ein kleiner Umstand störte meine Ruhe. Sy-
 25 die kam zurück; meine Mutter war grausam genug, das arme Mädchen abzustößen, nachdem sie aus dem Grunde verstorben war. Sie hatte bei meiner Mutter gelernt, Leidenschaften als Bestimmung anzusehen; sie war gewöhnt, sich in nichts zu rathigen. Als sie unermutet wieder erschien, nahm meine
 30 Wohltäterin auch sie auf; sie wollte mir an die Hand gehn und konnte sich in nichts schicken.

„Um diese Zeit kamen die Verwandten und künftigen Erben meiner Dame oft ins Haus und belustigten sich mit der Jagd. Auch Gothario war manchmal mit ihnen; ich bemerkte gar bald,

wie sehr er sich vor allen andern auszeichnete, jedoch ohne die mindeste Beziehung auf mich selbst. Er war gegen alle höflich, und bald schien Lydie seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ich hatte immer zu tun und war selten bei der Gesellschaft; in seiner Gegenwart sprach ich weniger als gewöhnlich, denn ich will nicht leugnen, daß eine lebhaftere Unterhaltung von jeher mir die Würze des Lebens war. Ich sprach mit meinem Vater gern viel über alles, was begegnete. Was man nicht bespricht, bedenkt man nicht recht. Keinem Menschen hatte ich jemals lieber zugehört als Lothario, wenn er von seinen Reisen, von seinen Feldzügen erzählte. Die Welt lag ihm so klar, so offen da wie mir die Gegend, in der ich gewirtschaftet hatte. Ich hörte nicht etwa die wunderlichen Schicksale des Abenteurers, die übertriebenen Halbwahrheiten eines beschränkten Reisenden, der immer nur seine Person an die Stelle des Landes setzt, wovon er uns ein Bild zu geben verspricht; er erzählte nicht, er führte uns an die Orte selbst; ich habe nicht leicht ein so reines Vergnügen empfunden.

„Aber unaussprechlich war meine Zufriedenheit, als ich ihn eines Abends über die Frauen reden hörte. Das Gespräch machte sich ganz natürlich; einige Damen aus der Nachbarschaft hatten uns besucht und über die Bildung der Frauen die gewöhnlichen Gespräche geführt. Man sei ungerecht gegen unser Geschlecht, hieß es, die Männer wollten alle höhere Kultur für sich behalten, man wolle uns zu keinen Wissenschaften zulassen, man verlange, daß wir nur Tändelpuppen und Haushälterinnen sein sollten. Lothario sprach wenig zu all diesem; als aber die Gesellschaft kleiner ward, sagte er auch hierüber offen seine Meinung. ‚Es ist sonderbar‘, rief er aus, ‚daß man es dem Manne verargt, der eine Frau an die höchste Stelle setzen will, die sie einzunehmen fähig ist; und welche ist höher als das Regiment des Hauses? Wenn der Mann sich mit äußern Verhältnissen quält, wenn er die Besitztümer herbeischaffen und beschützen muß, wenn er sogar an der Staatsverwaltung Anteil nimmt, liber-

all von Umständen abhängt und, ich möchte sagen, nichts regiert, indem er zu regieren glaubt, immer nur politisch sein muß, wo er gern vernünftig wäre, versteckt, wo er offen, falsch, wo er redlich zu sein wünschte; wenn er um des Zieles willen, das er nie erreicht, das schönste Ziel, die Harmonie mit sich selbst, in jedem Augenblicke aufgeben muß: indessen herrscht eine vernünftige Hausfrau im Innern wirklich und macht einer ganzen Familie jede Tätigkeit, jede Zufriedenheit möglich. Was ist das höchste Glück des Menschen, als daß wir das ausführen, was wir als recht und gut einsehen? daß wir wirklich Herren über die Mittel zu unsern Zwecken sind? Und wo sollen, wo können unsere nächsten Zwecke liegen, als innerhalb des Hauses? Alle immer wiederkehrenden unentbehrlichen Bedürfnisse, wo erwarten wir, wo fordern wir sie, als da, wo wir aufstehn und uns niederlegen, wo Küche und Keller und jede Art von Vorrat für uns und die Unsrigen immer bereit sein soll? Welche regelmäßige Tätigkeit wird erfordert, um diese immer wiederkehrende Ordnung in einer unverrückten, lebendigen Folge durchzuführen! Wie wenig Männern ist es gegeben, gleichsam als ein Gestirn regelmäßig wiederzukehren und dem Tage so wie der Nacht vorzustehn, sich ihre häuslichen Werkzeuge zu bilden, zu pflanzen und zu ernten, zu verwahren und auszuspenden und den Kreis immer mit Ruhe, Liebe und Zweckmäßigkeit zu durchwandeln! Hat ein Weib einmal diese innere Herrschaft ergriffen, so macht sie den Mann, den sie liebt, erst allein dadurch zum Herrn; ihre Aufmerksamkeit erwirbt alle Kenntnisse, und ihre Tätigkeit weiß sie alle zu benutzen. So ist sie von niemand abhängig und verschafft ihrem Manne die wahre Unabhängigkeit, die häusliche, die innere; das, was er besitzt, sieht er gesichert, das, was er erwirbt, gut benutzt, und so kann er sein Gemüt nach großen Gegenständen wenden und, wenn das Glück gut ist, das dem Staate sein, was seiner Gattin zu Hause so wohl ansteht.

„Er machte darauf eine Beschreibung, wie er sich eine Frau wünsche. Ich ward rot; denn er beschrieb mich, wie ich lebte

und lebte. Ich genoß im stillen meinen Triumph, um so mehr, da ich aus allen Umständen sah, daß er mich persönlich nicht gemeint hatte, daß er mich eigentlich nicht kannte. Ich erinnere mich keiner angenehmern Empfindung in meinem ganzen Leben, als daß ein Mann, den ich so sehr schätzte, nicht meiner Person, sondern meiner innersten Natur den Vorzug gab. Welche Be-
 5 lohnung fühlte ich! Welche Aufmunterung war mir geworden!

„Als sie weg waren, sagte meine würdige Freundin lächelnd zu mir: ‚Schade, daß die Männer oft denken und reden, was sie doch nicht zur Ausführung kommen lassen, sonst wäre eine
 10 treffliche Partie für meine liebe Theresie geradezu gefunden.‘ Ich scherzte über ihre Äußerung und fügte hinzu, daß zwar der Verstand der Männer sich nach Haushälterinnen umsehe, daß aber ihr Herz und ihre Einbildungskraft sich nach andern Eigenschaften sehne, und daß wir Haushälterinnen eigentlich gegen
 15 die liebenswürdigen und reizenden Mädchen keinen Wettstreit aushalten können. Diese Worte sagte ich Lydien zum Gehör; denn sie verbarg nicht, daß Lothario großen Eindruck auf sie gemacht habe, und auch er schien bei jedem neuen Besuche immer aufmerksamer auf sie zu werden. Sie war arm, sie war nicht
 20 von Stande, sie konnte an keine Heirat mit ihm denken; aber sie konnte der Wonne nicht widerstehen, zu reizen und gereizt zu werden. Ich hatte nie geliebt und liebte auch jetzt nicht; allein ob es mir schon unendlich angenehm war, zu sehen, wohin meine Natur von einem so verehrten Manne gestellt und gerechnet
 25 werde, will ich doch nicht leugnen, daß ich damit nicht ganz zufrieden war. Ich wünschte nun auch, daß er mich kennen, daß er persönlich Anteil an mir nehmen möchte. Es entstand bei mir dieser Wunsch ohne irgend einen bestimmten Gedanken, was daraus folgen könnte.“

„Der größte Dienst, den ich meiner Wohltäterin leistete, war, daß ich die schönen Waldungen ihrer Güter in Ordnung zu bringen suchte. In diesen köstlichen Besitzungen, deren großen Wert Zeit und Umstände immer vermehren, ging es leider

nur immer nach dem alten Schlendrian fort, nirgends war Plan und Ordnung und des Stehlens und des Unterschleifs kein Ende. Manche Berge standen öde, und einen gleichen Wuchs hatten nur noch die ältesten Schläge. Ich beging alles selbst
 5 mit einem geschickten Forstmann, ich ließ die Waldungen messen, ich ließ schlagen, säen, pflanzen, und in kurzer Zeit war alles im Gange. Ich hatte mir, um leichter zu Pferde fortzukommen und auch zu Fuße nirgends gehindert zu sein, Mannskleider machen lassen, ich war an vielen Orten, und man fürchtete mich
 10 überall.

„Ich hörte, daß die Gesellschaft junger Freunde mit Lothario wieder ein Jagen angestellt hatte; zum erstenmal in meinem Leben fiel mir's ein, zu scheinen, oder, daß ich mir nicht un-
 15 recht tue, in den Augen des trefflichen Mannes für das zu gelten, was ich war. Ich zog meine Mannskleider an, nahm die Flinte auf den Rücken und ging mit unserm Jäger hinaus, um die Gesellschaft an der Grenze zu erwarten. Sie kam, Lothario kannte mich nicht gleich; einer von den Neffen meiner Wohltäterin stellte mich ihm als einen geschickten Forstmann
 20 vor, scherzte über meine Jugend und trieb sein Spiel zu meinem Lobe so lange, bis endlich Lothario mich erkannte. Der Nefse sekundierte meine Absicht, als wenn wir es abgeredet hätten. Umständlich erzählte er und dankbar, was ich für die Güter der Tante und also auch für ihn getan hatte.

25 „Lothario hörte mit Aufmerksamkeit zu, unterhielt sich mit mir, fragte nach allen Verhältnissen der Güter und der Gegend, und ich war froh, meine Kenntnisse vor ihm ausbreiten zu können; ich bestand in meinem Examen sehr gut, ich legte ihm einige Vorschläge zu gewissen Verbesserungen zur Prüfung vor, er
 30 billigte sie, erzählte mir ähnliche Beispiele und verstärkte meine Gründe durch den Zusammenhang, den er ihnen gab. Meine Zufriedenheit wuchs mit jedem Augenblick. Aber glücklicherweise wollte ich nur gekannt, wollte nicht geliebt sein: denn — wir kamen nach Hause, und ich bemerkte mehr als sonst, daß

die Aufmerksamkeit, die er Lydien bezeugte, eine heimliche Neigung zu verraten schien. Ich hatte meinen Endzweck erreicht und war doch nicht ruhig; er zeigte von dem Tage an eine wahre Achtung und ein schönes Vertrauen gegen mich, er redete mich in Gesellschaft gewöhnlich an, fragte mich um meine Meinung und schien besonders in Haushaltungssachen das Zutrauen zu mir zu haben, als wenn ich alles wisse. Seine Teilnahme munterte mich außerordentlich auf; sogar wenn von allgemeiner Landesökonomie und von Finanzen die Rede war, zog er mich ins Gespräch, und ich suchte in seiner Abwesenheit mehr Kenntnisse von der Provinz, ja von dem ganzen Lande zu erlangen. Es ward mir leicht; denn es wiederholte sich nur im großen, was ich im kleinen so genau wußte und kannte.

„Er kam von dieser Zeit an öfter in unser Haus. Es ward, ich kann wohl sagen, von allem gesprochen, aber gewissermaßen ward unser Gespräch zuletzt immer ökonomisch, wenn auch nur im uneigentlichen Sinne. Was der Mensch durch konsequente Anwendung seiner Kräfte, seiner Zeit, seines Geldes, selbst durch gering scheinende Mittel für ungeheure Wirkungen hervorbringen könne, darüber ward viel gesprochen.

„Ich widerstand der Neigung nicht, die mich zu ihm zog, und ich fühlte leider nur zu bald, wie sehr, wie herzlich, wie rein und aufrichtig meine Liebe war, da ich immer mehr zu bemerken glaubte, daß seine öftern Besuche Lydien und nicht mir galten. Sie wenigstens war auf das lebhafteste davon überzeugt; sie machte mich zu ihrer Vertrauten, und dadurch fand ich mich noch einigermaßen getröstet. Das, was sie so sehr zu ihrem Vortheil auslegte, fand ich keinesweges bedeutend; von der Absicht einer ernsthaften, dauernden Verbindung zeigte sich keine Spur, um so deutlicher sah ich den Gang des leidenschaftlichen Mädchens, um jeden Preis die Seinige zu werden.

„So standen die Sachen, als mich die Frau vom Hause mit einem unermuteten Antrag überraschte. ‚Lothario‘, sagte sie, ‚bietet Ihnen seine Hand an und wünscht Sie in seinem Leben

immer zur Seite zu haben.' Sie verbreitete sich über meine Eigenschaften und sagte mir, was ich so gerne anhörte, daß Lothario überzeugt sei, in mir die Person gefunden zu haben, die er so lange gewünscht hatte.

5 „Das höchste Glück war nun für mich erreicht: ein Mann verlangte mich, den ich so sehr schätzte, bei dem und mit dem ich eine völlige, freie, ausgebreitete, nützliche Wirkung meiner angeborenen Neigung, meines durch Übung erworbenen Talents vor mir sah; die Summe meines ganzen Daseins schien sich ins
10 Unendliche vermehrt zu haben. Ich gab meine Einwilligung, er kam selbst, er sprach mit mir allein, er reichte mir seine Hand, er sah mir in die Augen, er umarmte mich und drückte einen Kuß auf meine Lippen. Es war der erste und letzte. Er vertraute mir seine ganze Lage, was ihn sein amerikanischer Feldzug ge-
15 kostet, welche Schulden er auf seine Güter geladen, wie er sich mit seinem Großoheim einigermaßen darüber entzweit habe, wie dieser würdige Mann für ihn zu sorgen denke, aber freilich auf seine eigene Art: er wolle ihm eine reiche Frau geben, da einem wohlbedenkenden Manne doch nur mit einer haushälterischen ge-
20 dient sei; er hoffe durch seine Schwester den Alten zu bereuen. Er legte mir den Zustand seines Vermögens, seine Pläne, seine Aussichten vor und erbat sich meine Mitwirkung. Nur bis zur Einwilligung seines Oheims sollte es ein Geheimnis bleiben.

„Kaum hatte er sich entfernt, so fragte mich Lydie, ob er
25 etwa von ihr gesprochen habe. Ich sagte nein und machte ihr Langeweile mit Erzählung von ökonomischen Gegenständen. Sie war unruhig, mißlaunig, und sein Betragen, als er wiederkam, verbesserte ihren Zustand nicht.

„Doch ich sehe, daß die Sonne sich zu ihrem Untergange neigt!
30 Es ist Ihr Glück, mein Freund, Sie hätten sonst die Geschichte, die ich mir so gerne selbst erzähle, mit allen ihren kleinen Umständen durchhören müssen. Lassen Sie mich eilen! wir nahen einer Epoche, bei der nicht gut zu verweilen ist.

„Lothario machte mich mit seiner trefflichen Schwester be-

kannt, und diese wußte mich auf eine schickliche Weise beim Oheim einzuführen; ich gewann den Alten, er willigte in unsre Wünsche, und ich lehrte mit einer glücklichen Nachricht zu meiner Wohltäterin zurück. Die Sache war im Hause nun kein Geheimnis mehr, Lydie erfuhr sie, sie glaubte etwas Unmögliches zu vernehmen. Als sie endlich daran nicht mehr zweifeln konnte, verschwand sie auf einmal, und man wußte nicht, wohin sie sich verloren hatte.

„Der Tag unserer Verbindung nahte heran; ich hatte ihn schon oft um sein Bildniß gebeten, und ich erinnerte ihn, eben als er wegreiten wollte, nochmals an sein Versprechen. ‚Sie haben vergessen‘, sagte er, ‚mir das Gehäuse zu geben, wohinein Sie es gepaßt wünschen.‘ Es war so: ich hatte ein Geschenk von einer Freundin, das ich sehr wert hielt. Von ihren Haaren war ein verzogener Name unter dem äußern Glase befestigt, inwendig blieb ein leeres Elfenbein, worauf eben ihr Bild gemalt werden sollte, als sie mir unglücklicherweise durch den Tod entrißen wurde. Lotharios Neigung beglückte mich in dem Augenblicke, da ihr Verlust mir noch sehr schmerzhaft war, und ich wünschte die Lücke, die sie mir in ihrem Geschenk zurückgelassen hatte, durch das Bild meines Freundes auszufüllen.

„Ich eile nach meinem Zimmer, hole mein Schmuckkästchen und eröffne es in seiner Gegenwart; kaum sieht er hinein, so erblickt er ein Medaillon mit dem Bilde eines Frauenzimmers, er nimmt es in die Hand, betrachtet es mit Aufmerksamkeit und fragt hastig: ‚Wen soll dies Porträt vorstellen?‘ — ‚Meine Mutter‘, versetzte ich. ‚Hätt’ ich doch geschworen‘, rief er aus, ‚es sei das Porträt einer Frau von Saint Alban, die ich vor einigen Jahren in der Schweiz antraf.‘ — ‚Es ist einerlei Person‘, versetzte ich lächelnd, ‚und Sie haben also Ihre Schwiegermutter, ohne es zu wissen, kennen gelernt. Saint Alban ist der romantische Name, unter dem meine Mutter reist; sie befindet sich unter demselben noch gegenwärtig in Frankreich.‘

„Ich bin der unglücklichste aller Menschen!“ rief er aus, in-

dem er das Bild in das Kästchen zurückwarf, seine Augen mit der Hand bedeckte und sogleich das Zimmer verließ. Er warf sich auf sein Pferd, ich lief auf den Balkon und rief ihm nach; er kehrte sich um, warf mir eine Hand zu, entfernte sich eilig —
 5 und ich habe ihn nicht wieder gesehen.“

Die Sonne ging unter, Therese sah mit unverwandtem Blicke in die Glut, und ihre beiden schönen Augen füllten sich mit Tränen.

Therese schwieg und legte auf ihres neuen Freundes Hände
 10 ihre Hand; er küßte sie mit Theilnehmung, sie trocknete ihre Tränen und stand auf. „Lassen Sie uns zurückgehen“, sagte sie, „und für die Unsrigen sorgen!“

Das Gespräch auf dem Wege war nicht lebhaft; sie kamen zur Gartentüre herein und sahen Odien auf einer Bank sitzen;
 15 sie stand auf, wick ihnen aus und begab sich ins Haus zurück; sie hatte ein Papier in der Hand, und zwei kleine Mädchen waren bei ihr. „Ich sehe“, sagte Therese, „sie trägt ihren einzigen Trost, den Brief Lotharios, noch immer bei sich. Ihr Freund verspricht ihr, daß sie gleich, sobald er sich wohl befindet, wieder an seiner
 20 Seite leben soll; er bittet sie, so lange ruhig bei mir zu verweilen. An diesen Worten hängt sie, mit diesen Zeilen tröstet sie sich, aber seine Freunde sind übel bei ihr angeschrieben.“

Indessen waren die beiden Kinder herangekommen, begrüßten Theresen und gaben ihr Rechenschaft von allem, was in ihrer
 25 Abwesenheit im Hause vorgegangen war. „Sie sehen hier noch einen Teil meiner Beschäftigung“, sagte Therese. „Ich habe mit Lotharios trefflicher Schwester einen Bund gemacht; wir erziehen eine Anzahl Kinder gemeinschaftlich; ich bilde die lebhaftesten und dienstfertigen Haushälterinnen, und sie übernimmt die-
 30 jenigen, an denen sich ein ruhigeres und feineres Talent zeigt; denn es ist billig, daß man auf jede Weise für das Glück der Männer und der Haushaltung sorge. Wenn Sie meine edle Freundin kennen lernen, so werden Sie ein neues Leben anfangen: ihre Schönheit, ihre Güte macht sie der Anbetung einer

ganzen Welt würdig.“ Wilhelm getraute sich nicht zu sagen, daß er leider die schöne Gräfin schon kenne, und daß ihn sein vorübergehendes Verhältniß zu ihr auf ewig schmerzen werde; er war sehr zufrieden, daß Theresie das Gespräch nicht fortsetzte, und daß ihre Geschäfte sie in das Haus zurückzugehen nöthigten. Er befand sich nun allein, und die letzte Nachricht, daß die junge schöne Gräfin auch schon genöthigt sei, durch Wohlthätigkeit den Mangel an eigenem Glück zu ersetzen, machte ihn äußerst traurig; er fühlte, daß es bei ihr nur eine Nothwendigkeit war, sich zu zerstreuen und an die Stelle eines frohen Lebensgenusses die Hoffnung fremder Glückseligkeit zu setzen. Er pries Theresen glücklich, daß selbst bei jener unerwarteten traurigen Veränderung keine Veränderung in ihr selbst vorzugehen brauchte. „Wie glücklich ist der über alles“, rief er aus, „der, um sich mit dem Schicksal in Einigkeit zu setzen, nicht sein ganzes vorhergehendes Leben wegzuworfen braucht!“

Theresie kam auf sein Zimmer und bat um Verzeihung, daß sie ihn störe. „Hier in dem Wandschrank“, sagte sie, „steht meine ganze Bibliothek; es sind eher Bücher, die ich nicht wegwerfe, als die ich aufhebe. Lydie verlangt ein geistliches Buch, es findet sich wohl auch eins und das andere darunter. Die Menschen, die das ganze Jahr weltlich sind, bilden sich ein, sie müßten zur Zeit der Noth geistlich sein; sie sehen alles Gute und Sittliche wie eine Arznei an, die man mit Widerwillen zu sich nimmt, wenn man sich schlecht befindet; sie sehen in einem Geistlichen, einem Sittenlehrer nur einen Arzt, den man nicht geschwind genug aus dem Hause loswerden kann; ich aber gestehe gern, ich habe vom Sittlichen den Begriff als von einer Diät, die eben dadurch nur Diät ist, wenn ich sie zur Lebensregel mache, wenn ich sie das ganze Jahr nicht außer Augen lasse.“

Sie suchten unter den Büchern und fanden einige sogenannte Erbauungsschriften. „Die Zuflucht zu diesen Büchern“, sagte Theresie, „hat Lydie von meiner Mutter gelernt: Schauspiele und Romane waren ihr Leben, solange der Liebhaber treu blieb; seine

Entfernung brachte sogleich diese Bücher wieder in Kredit. Ich kann überhaupt nicht begreifen“, fuhr sie fort, „wie man hat glauben können, daß Gott durch Bücher und Geschichten zu uns spreche. Wem die Welt nicht unmittelbar eröffnet, was sie für ein Verhältnis zu ihm hat, wem sein Herz nicht sagt, was er sich und andern schuldig ist, der wird es wohl schwerlich aus Büchern erfahren, die eigentlich nur geschickt sind, unsern Irrthümern Namen zu geben.“

Sie ließ Wilhelmen allein, und er brachte seinen Abend mit Revision der kleinen Bibliothek zu; sie war wirklich bloß durch Zufall zusammengekommen.

Therese blieb die wenigen Tage, die Wilhelm bei ihr verweilte, sich immer gleich; sie erzählte ihm die Folgen ihrer Begebenheit in verschiedenen Absätzen sehr umständlich. Ihrem Gedächtnis war Tag und Stunde, Platz und Name gegenwärtig, und wir ziehen, was unsern Lesern zu wissen nötig ist, hier ins Kurze zusammen.

Die Ursache von Lotharios rascher Entfernung ließ sich leider leicht erklären: er war Theresens Mutter auf ihrer Reise begegnet, ihre Reize zogen ihn an, sie war nicht karg gegen ihn, und nun entfernte ihn dieses unglückliche, schnell vorübergegangene Abenteuer von der Verbindung mit einem Frauenzimmer, das die Natur selbst für ihn gebildet zu haben schien. Therese blieb in dem reinen Kreise ihrer Beschäftigung und ihrer Pflicht. Man erfuhr, daß Lydie sich heimlich in der Nachbarschaft aufgehalten habe. Sie war glücklich, als die Heirat, obgleich aus unbekanntnen Ursachen, nicht vollzogen wurde, sie suchte sich Lothario zu nähern, und es schien, daß er mehr aus Verzweiflung als aus Neigung, mehr überrascht als mit Überlegung, mehr aus Langerweile als aus Voratz ihren Wünschen begegnet sei.

Therese war ruhig darüber, sie machte keine weitern Ansprüche auf ihn, und selbst wenn er ihr Gatte gewesen wäre, hätte sie vielleicht Mut genug gehabt, ein solches Verhältnis zu ertragen, wenn es nur ihre häusliche Ordnung nicht gestört hätte; we-

nigstens äußerte sie oft, daß eine Frau, die das Hauswesen recht zusammenhalte, ihrem Manne jede kleine Phantasie nachsehen und von seiner Rückkehr jederzeit gewiß sein könne.

Theresens Mutter hatte bald die Angelegenheiten ihres Vermögens in Unordnung gebracht; ihre Tochter mußte es entgelten, denn sie erhielt wenig von ihr; die alte Dame, Theresens Beschützerin, starb, hinterließ ihr das kleine Freigut und ein artiges Kapital zum Vermächtnis. Therese wußte sich sogleich in den engen Kreis zu finden, Lothario bot ihr ein besseres Besitztum an, Jarno machte den Unterhändler: sie schlug es aus. 10
 „Ich will“, sagte sie, „im kleinen zeigen, daß ich wert war, das Große mit ihm zu teilen; aber das behalte ich mir vor, daß, wenn der Zufall mich um meiner oder anderer willen in Verlegenheit setzt, ich zuerst zu meinem werten Freund ohne Bedenken die 15
 Zuflucht nehmen könne.“

Nichts bleibt weniger verborgen und ungenutzt als zweckmäßige Tätigkeit. Kaum hatte sie sich auf ihrem kleinen Gute eingerichtet, so suchten die Nachbarn schon ihre nähere Bekanntschaft und ihren Rat, und der neue Besitzer der angrenzenden Güter gab nicht undentlich zu verstehen, daß es nur auf sie ankomme, ob sie seine Hand annehmen und Erbe des größten Teils seines Vermögens werden wolle. Sie hatte schon gegen Wilhelm dieses Verhältnisses erwähnt und scherzte gelegentlich über Heiraten und Mißheiraten mit ihm. 20

„Es gibt“, sagte sie, „den Menschen nichts mehr zu reden, 25
 als wenn einmal eine Heirat geschieht, die sie nach ihrer Art eine Mißheirat nennen können. Und doch sind die Mißheiraten viel gewöhnlicher als die Heiraten; denn es sieht leider nach einer kurzen Zeit mit den meisten Verbindungen gar mißlich aus. Die Vermischung der Stände durch Heiraten verdienen 30
 nur insofern Mißheiraten genannt zu werden, als der eine Teil an der angeborenen, angewohnten und gleichsam notwendig gewordenen Existenz des andern keinen Teil nehmen kann. Die verschiedenen Klassen haben verschiedene Lebensweisen, die sie

nicht miteinander teilen noch vertauschen können, und das ist's, warum Verbindungen dieser Art besser nicht geschlossen werden; aber Ausnahmen und recht glückliche Ausnahmen sind möglich. So ist die Heirat eines jungen Mädchens mit einem bejahrten
 5 Manne immer mißlich, und doch habe ich sie recht gut ausschlagen sehen. Für mich kenne ich nur eine Mißheirat, wenn ich feiern und repräsentieren müßte; ich wollte lieber jedem ehrbaren Pächterssohn aus der Nachbarschaft meine Hand geben."

Wilhelm gedachte nunmehr zurückzukehren und hat seine
 10 neue Freundin, ihm noch ein Abschiedswort bei Sydien zu verschaffen. Das leidenschaftliche Mädchen ließ sich bewegen, er sagte ihr einige freundliche Worte, sie versetzte: „Den ersten Schmerz hab' ich überwunden, Lothario wird mir ewig teuer sein; aber seine Freunde kenne ich, es ist mir leid, daß er so um-
 15 geben ist. Der Abbé wäre fähig, wegen einer Grille die Menschen in Not zu lassen, oder sie gar hineinzustürzen; der Arzt möchte gern alles ins gleiche bringen; Jarno hat kein Gemüt und Sie — wenigstens keinen Charakter! Fahren Sie nur so fort und lassen Sie sich als Werkzeug dieser drei Menschen
 20 brauchen, man wird Ihnen noch manche Exekution auftragen. Lange, mir ist es recht wohl bekannt, war ihnen meine Gegenwart zuwider, ich hatte ihr Geheimnis nicht entdeckt, aber ich hatte beobachtet, daß sie ein Geheimnis verbargen. Wozu diese verschlossenen Zimmer? diese wunderlichen Gänge? Warum
 25 kann niemand zu dem großen Turm gelangen? Warum verbannten sie mich, so oft sie nur konnten, in meine Stube? Ich will gestehen, daß Eifersucht zuerst mich auf diese Entdeckung brachte, ich fürchtete, eine glückliche Nebenbuhlerin sei irgendwo versteckt. Nun glaube ich das nicht mehr, ich bin überzeugt, daß
 30 Lothario mich liebt, daß er es redlich mit mir meint; aber ebenso gewiß bin ich überzeugt, daß er von seinen künstlichen und falschen Freunden betrogen wird. Wenn Sie sich um ihn verdient machen wollen, wenn Ihnen verziehen werden soll, was Sie an mir verbrochen haben, so befreien Sie ihn aus den Hän-

den dieser Menschen. Doch was hoffe ich! Überreichen Sie ihm diesen Brief, wiederholen Sie, was er enthält: daß ich ihn ewig lieben werde, daß ich mich auf sein Wort verlasse. Ach!" rief sie aus, indem sie aufstand und am Halse Theresens weinte, „er ist von meinen Feinden umgeben, sie werden ihn zu bereden 5 suchen, daß ich ihm nichts aufgeopfert habe; o! der beste Mann mag gerne hören, daß er jedes Opfer wert ist, ohne dafür dankbar sein zu dürfen.“

Wilhelms Abschied von Theresen war heiterer; sie wünschte ihn bald wiederzusehen. „Sie kennen mich ganz!“ sagte sie, 10 „Sie haben mich immer reden lassen; es ist das nächste Mal Ihre Pflicht, meine Aufrichtigkeit zu erwidern.“

Auf seiner Rückreise hatte er Zeit genug, diese neue helle Erscheinung lebhaft in der Erinnerung zu betrachten. Welch ein Zutrauen hatte sie ihm eingesflößt! Er dachte an Mignon 15 und Felig, wie glücklich die Kinder unter einer solchen Aufsicht werden könnten; dann dachte er an sich selbst und fühlte, welche Wonne es sein müsse, in der Nähe eines so ganz klaren menschlichen Wesens zu leben. Als er sich dem Schloß näherte, fiel ihm der Turm mit den vielen Gängen und Seitengebäuden mehr 20 als sonst auf; er nahm sich vor, bei der nächsten Gelegenheit Jarno oder den Abbé darüber zur Rede zu stellen.

Siebentes Kapitel.

Als Wilhelm nach dem Schlosse kam, fand er den edlen Lothario auf dem Wege der völligen Besserung; der Arzt und 25 der Abbé waren nicht zugegen, Jarno allein war geblieben. In kurzer Zeit ritt der Genesende schon wieder aus, bald allein, bald mit seinen Freunden. Sein Gespräch war ernsthaft und gefällig, seine Unterhaltung belehrend und erquickend; oft bemerkte man Spuren einer zarten Fühlbarkeit, ob er sie gleich zu verbergen 30 suchte und, wenn sie sich wider seinen Willen zeigte, beinah' zu mißbilligen schien.

So war er eines Abends still bei Tische, ob er gleich heiter ausah.

„Sie haben heute gewiß ein Abenteuer gehabt“, sagte endlich Jarno, „und zwar ein angenehmes.“

5 „Wie Sie sich auf Ihre Leute verstehen!“ versetzte Lothario. „Ja, es ist mir ein sehr angenehmes Abenteuer begegnet. Zu einer andern Zeit hätte ich es vielleicht nicht so reizend gefunden als diesmal, da es mich so empfänglich antraf. Ich ritt gegen Abend jenseit des Wassers durch die Dörfer, einen Weg,
10 den ich oft genug in frühern Jahren besucht hatte. Mein körperliches Leiden muß mich mürber gemacht haben, als ich selbst glaubte; ich fühlte mich weich und bei wieder auflebenden Kräften wie neugeboren. Alle Gegenstände erschienen mir in eben dem Lichte, wie ich sie in frühern Jahren gesehen hatte, alle so
15 lieblich, so anmutig, so reizend, wie sie mir lange nicht erschienen sind. Ich merkte wohl, daß es Schwachheit war, ich ließ mir sie aber ganz wohlgefallen, ritt sachte hin, und es wurde mir ganz begreiflich, wie Menschen eine Krankheit lieb gewinnen können, welche uns zu süßen Empfindungen stimmt. Sie wissen
20 vielleicht, was mich ehemals so oft diesen Weg führte?“

„Wenn ich mich recht erinnere“, versetzte Jarno, „so war es ein kleiner Liebeshandel, der sich mit der Tochter eines Wächters entsponnen hatte.“

„Man dürfte es wohl einen großen nennen“, versetzte Lo-
25 thario, „denn wir hatten uns beide sehr lieb, recht im Ernste und auch ziemlich lange. Zufälligerweise traf heute alles zusammen, mir die ersten Zeiten unserer Liebe recht lebhaft darzustellen. Die Knaben schüttelten eben wieder Maikäfer von den Bäumen, und das Laub der Eichen war eben nicht weiter als an dem
30 Tage, da ich sie zum erstenmal sah. Nun war es lange, daß ich Margareten nicht gesehen habe, denn sie ist weit weg verheiratet, nur hörte ich zufällig, sie sei mit ihren Kindern vor wenigen Wochen gekommen, ihren Vater zu besuchen.“

„So war ja wohl dieser Spazierritt nicht so ganz zufällig?“

„Ich leugne nicht“, sagte Lothario, „daß ich sie anzutreffen wünschte. Als ich nicht weit von dem Wohnhaus war, sah ich ihren Vater vor der Türe sitzen; ein Kind von ungefähr einem Jahre stand bei ihm. Als ich mich näherte, sah eine Frauensperson schnell oben zum Fenster heraus, und als ich gegen die Türe kam, hörte ich jemand die Treppe herunterspringen. Ich dachte gewiß, sie sei es, und, ich will's nur gestehen, ich schmeichelte mir, sie habe mich erkannt, und sie komme mir eilig entgegen. Aber wie beschämt war ich, als sie zur Türe heraussprang, das Kind, dem die Pferde näher kamen, anfaßte und in das Haus hineintrug. Es war mir eine unangenehme Empfindung, und nur wurde meine Eitelkeit ein wenig getröstet, als ich, wie sie hintwegeilte, an ihrem Nacken und an dem freistehenden Ohr eine merkliche Röte zu sehen glaubte.

„Ich hielt still und sprach mit dem Vater und schielte indessen an den Fenstern herum, ob sie sich nicht hier oder da blicken ließe; allein ich bemerkte keine Spur von ihr. Fragen wollt' ich auch nicht, und so ritt ich vorbei. Mein Verdruß wurde durch Verwunderung einigermaßen gemildert; denn ob ich gleich kaum das Gesicht gesehen hatte, so schien sie mir fast gar nicht verändert, und zehn Jahre sind doch eine Zeit! ja, sie schien mir jünger, ebenso schlank, ebenso leicht auf den Füßen, der Hals womöglich noch zierlicher als vorher, ihre Wange ebenso leicht der liebenswürdigen Röte empfänglich, dabei Mutter von sechs Kindern, vielleicht noch von mehrern. Es paßte diese Erscheinung so gut in die übrige Zauberwelt, die mich umgab, daß ich um so mehr mit einem verjüngten Gefühl weiterritt und an dem nächsten Walde erst umkehrte, als die Sonne im Untergehen war. So sehr mich auch der fallende Tau an die Vorschrift des Arztes erinnerte, und es wohl räthlicher gewesen wäre, gerade nach Hause zu kehren, so nahm ich doch wieder meinen Weg nach der Seite des Pachtthofs zurück. Ich bemerkte, daß ein weibliches Geschöpf in dem Garten auf und nieder ging, der mit einer leichten Hecke umzogen ist. Ich ritt auf dem Fußpfade nach der

Hede zu, und ich fand mich eben nicht weit von der Person, nach der ich verlangte.

„Ob mir gleich die Abendsonne in den Augen lag, sah ich doch, daß sie sich am Baune beschäftigte, der sie nur leicht be-
 5 deckte. Ich glaubte meine alte Geliebte zu erkennen. Da ich an sie kam, hielt ich still, nicht ohne Regung des Herzens. Einige hohe Zweige wilder Rosen, die eine leise Luft hin und her wehte, machten mir ihre Gestalt unendlich. Ich rebete sie an und fragte, wie sie lebe. Sie antwortete mir mit halber Stimme:
 10 ‚Ganz wohl.‘ Indes bemerkte ich, daß ein Kind hinter dem Baune beschäftigt war, Blumen auszureißen, und nahm die Gelegenheit, sie zu fragen, wo denn ihre übrigen Kinder seien? ‚Es ist nicht mein Kind‘, sagte sie, ‚das wäre früh!‘ und in diesem Augenblick schickte sich's, daß ich durch die Zweige ihr Gesicht
 15 genau sehen konnte, und ich wußte nicht, was ich zu der Erscheinung sagen sollte. Es war meine Geliebte und war es nicht. Fast jünger, fast schöner, als ich sie vor zehen Jahren gekannt hatte. ‚Sind Sie denn nicht die Tochter des Pachters?‘ fragte ich halb verwirrt. ‚Nein‘, sagte sie, ‚ich bin ihre Muhme.‘

20 „Aber Sie gleichen einander so außerordentlich“, versetzte ich.
 „Das sagt jedermann, der sie vor zehen Jahren gekannt hat.“
 „Ich fuhr fort, sie verschiedenes zu fragen; mein Irrtum war mir angenehm, ob ich ihn gleich schon entdeckt hatte. Ich konnte mich von dem lebendigen Bilde voriger Glückseligkeit,
 25 das vor mir stand, nicht losreißen. Das Kind hatte sich indessen von ihr entfernt und war, Blumen zu suchen, nach dem Teiche gegangen. Sie nahm Abschied und eilte dem Kinde nach.

„Indessen hatte ich doch erfahren, daß meine alte Geliebte noch wirklich in dem Hause ihres Vaters sei, und indem ich ritt, beschäftigte ich mich mit Mutmaßungen, ob sie selbst oder die
 30 Muhme das Kind vor den Pferden gesichert habe. Ich wiederholte mir die ganze Geschichte mehrmals im Sinne, und ich wußte nicht leicht, daß irgend etwas angenehmer auf mich gewirkt hätte. Aber ich fühle wohl, ich bin noch krank, und wir

wollen den Doktor bitten, daß er uns von dem Überreste dieser Stimmung erlöse.“

Es pflegt in vertraulichen Bekenntnissen anmutiger Liebesbegebenheiten wie mit Gespenstergeschichten zu gehen: ist nur erst eine erzählt, so fließen die übrigen von selbst zu. 5

Unsere kleine Gesellschaft fand in der Rück Erinnerung vergangener Zeiten manchen Stoff dieser Art. Lothario hatte am meisten zu erzählen. Jarnos Geschichten trugen alle einen eigenen Charakter, und was Wilhelm zu gestehen hatte, wissen wir schon. Indessen war ihm bange, daß man ihn an die Geschichte 10 mit der Gräfin erinnern möchte; allein niemand dachte derselben auch nur auf die entfernteste Weise.

„Es ist wahr“, sagte Lothario, „angenehmer kann keine Empfindung in der Welt sein, als wenn das Herz nach einer gleichgültigen Pause sich der Liebe zu einem neuen Gegenstande wieder 15 öffnet, und doch wollt' ich diesem Glück für mein Leben entsagt haben, wenn mich das Schicksal mit Theresen hätte verbinden wollen. Man ist nicht immer Jüngling, und man sollte nicht immer Kind sein. Dem Manne, der die Welt kennt, der weiß, was er darin zu tun, was er von ihr zu hoffen hat, was kann 20 ihm erwünschter sein, als eine Gattin zu finden, die überall mit ihm wirkt, und die ihm alles vorzubereiten weiß, deren Tätigkeit dasjenige aufnimmt, was die seinige liegen lassen muß, deren Geschäftigkeit sich nach allen Seiten verbreitet, wenn die seinige nur einen geraden Weg fortgehen darf. Welchen Himmel hatte 25 ich mir mit Theresen geträumt! Nicht den Himmel eines schwärmerischen Glücks, sondern eines sichern Lebens auf der Erde: Ordnung im Glück, Mut im Unglück, Sorge für das Geringste und eine Seele, fähig, das Größte zu fassen und wieder fahren zu lassen. O! ich sah in ihr gar wohl die Anlagen, deren Entwickelung wir bewundern, wenn wir in der Geschichte Frauen sehen, die uns weit vorzüglicher als alle Männer erscheinen: diese Klarheit über die Umstände, diese Gewandtheit in allen Fällen, diese Sicherheit im einzelnen, wodurch das Ganze sich immer so 30

gut befindet, ohne daß sie jemals daran zu denken scheinen. Sie können wohl“, fuhr er fort, indem er sich lächelnd gegen Wilhelm wendete, „mir verzeihen, wenn Therese mich Aurelien entführte; mit jener konnte ich ein heitres Leben hoffen, da bei
5 dieser auch nicht an eine glückliche Stunde zu denken war.“

„Ich leugne nicht“, versetzte Wilhelm, „daß ich mit großer Bitterkeit im Herzen gegen Sie hierher gekommen bin, und daß ich mir vorgenommen hatte, Ihr Betragen gegen Aurelien sehr streng zu tadeln.“

10 „Auch verdient es Tadel“, sagte Lothario, „ich hätte meine Freundschaft zu ihr nicht mit dem Gefühl der Liebe verwechseln sollen, ich hätte nicht an die Stelle der Achtung, die sie verdiente, eine Neigung eindringen sollen, die sie weder erregen noch erhalten konnte. Ach! sie war nicht liebenswürdig, wenn
15 sie liebte, und das ist das größte Unglück, das einem Weibe begegnen kann.“

„Es sei drum“, erwiderte Wilhelm, „wir können nicht immer das Tadelnswerte vermeiden, nicht vermeiden, daß unsere Gesinnungen und Handlungen auf eine sonderbare Weise von ihrer
20 natürlichen und guten Richtung abgelenkt werden; aber gewisse Pflichten sollten wir niemals aus den Augen setzen. Die Wiche der Freundin ruhe sanft! wir wollen, ohne uns zu schelten und sie zu tadeln, mitleidig Blumen auf ihr Grab streuen. Aber bei dem Grabe, in welchem die unglückliche Mutter ruht, lassen
25 Sie mich fragen, warum Sie sich des Kindes nicht annehmen? eines Sohnes, dessen sich jedermann erfreuen würde, und den Sie ganz und gar zu vernachlässigen scheinen. Wie können Sie bei Ihren reinen und zarten Gefühlen das Herz eines Vaters gänzlich verleugnen? Sie haben diese ganze Zeit noch mit keiner
30 Silbe an das köstliche Geschöpf gedacht, von dessen Anmut so viel zu erzählen wäre.“

„Von wem reden Sie?“ versetzte Lothario, „ich verstehe Sie nicht.“

„Von wem anders, als von Ihrem Sohne, dem Sohne Aure-

liens, dem schönen Kinde, dem zu seinem Glücke nichts fehlt, als daß ein zärtlicher Vater sich seiner annimmt?"

„Sie irren sehr, mein Freund“, rief Lothario, „Aurelie hatte keinen Sohn, am wenigsten von mir; ich weiß von keinem Kinde, sonst würde ich mich dessen mit Freuden annehmen; aber auch im gegenwärtigen Falle will ich gern das kleine Geschöpf als eine Verlassenschaft von ihr ansehen und für seine Erziehung sorgen. Hat sie sich denn irgend etwas merken lassen, daß der Knabe ihr, daß er mir zugehöre?“

„Nicht, daß ich mich erinnere, ein ausdrückliches Wort von ihr gehört zu haben, es war aber einmal so angenommen, und ich habe nicht einen Augenblick daran gezweifelt.“

„Ich kann“, fiel Jarno ein, „einigen Aufschluß hierüber geben. Ein altes Weib, das Sie oft müssen gesehen haben, brachte das Kind zu Aurelien, sie nahm es mit Leidenschaft auf und hoffte ihre Leiden durch seine Gegenwart zu lindern; auch hat es ihr manchen vergnügten Augenblick gemacht.“

Wilhelm war durch diese Entdeckung sehr unruhig geworden, er gedachte der guten Mignon neben dem schönen Felix auf das lebhafteste, er zeigte seinen Wunsch, die beiden Kinder aus der Lage, in der sie sich befanden, herauszuziehen.

„Wir wollen damit bald fertig sein“, versetzte Lothario. „Das wunderliche Mädchen übergeben wir Theresen, sie kann unmöglich in bessere Hände geraten, und was den Knaben betrifft, den, dächt' ich, nähmen Sie selbst zu sich; denn was sogar die Frauen an uns ungebildet zurücklassen, das bilden die Kinder aus, wenn wir uns mit ihnen abgeben.“

„Überhaupt dächte ich“, versetzte Jarno, „Sie entsagten kurz und gut dem Theater, zu dem Sie doch einmal kein Talent haben.“

Wilhelm war betroffen; er mußte sich zusammennehmen, denn Jarnos harte Worte hatten seine Eigenliebe nicht wenig verletzt. „Wenn Sie mich davon überzeugen“, versetzte er mit gezwungenem Lächeln, „so werden Sie mir einen Dienst erweisen,

ob es gleich nur ein trauriger Dienst ist, wenn man uns aus einem Lieblingstraume aufschüttelt."

„Ohne viel weiter darüber zu reden“, versetzte Jarno, „möchte ich Sie nur antreiben, erst die Kinder zu holen; das übrige wird
5 sich schon geben.“

„Ich bin bereit dazu“, versetzte Wilhelm; „ich bin unruhig und neugierig, ob ich nicht von dem Schicksal des Knaben etwas Näheres entdecken kann; ich verlange das Mädchen wiederzusehen, das sich mit so vieler Eigenheit an mich angeschlossen hat.“

10 Man ward einig, daß er bald abreisen sollte.

Den andern Tag hatte er sich dazu vorbereitet, das Pferd ward gefattelt, nur wollte er noch von Lothario Abschied nehmen. Als die Gßzeit herbeikam, setzte man sich wie gewöhnlich zu Tische, ohne auf den Hausherrn zu warten; er kam erst spät
15 und setzte sich zu ihnen.

„Ich wollte wetten“, sagte Jarno, „Sie haben heute Ihr zärtliches Herz wieder auf die Probe gestellt, Sie haben der Begierde nicht widerstehen können, Ihre ehemalige Geliebte wiederzusehen.“

20 „Erraten!“ versetzte Lothario.

„Lassen Sie uns hören!“ sagte Jarno, „wie ist es abgelaufen? Ich bin äußerst neugierig.“

„Ich leugne nicht“, versetzte Lothario, „daß mir das Abenteuer mehr als billig auf dem Herzen lag; ich faßte daher den
25 Entschluß, nochmals hinzureiten und die Person wirklich zu sehen, deren verjüngtes Bild mir eine so angenehme Illusion gemacht hatte. Ich stieg schon in einiger Entfernung vom Hause ab und ließ die Pferde beiseite führen, um die Kinder nicht zu stören, die vor dem Tore spielten. Ich ging in das Haus, und
30 von ungefähr kam sie mir entgegen, denn sie war es selbst, und ich erkannte sie ungeachtet der großen Veränderung wieder. Sie war stärker geworden und schien größer zu sein; ihre Anmut blickte durch ein gefetztes Wesen hindurch, und ihre Munterkeit war in ein stilles Nachdenken übergegangen. Ihr Kopf, den sie

sonst so leicht und frei trug, hing ein wenig gesenkt, und leise Falten waren über ihre Stirne gezogen.

„Sie schlug die Augen nieder, als sie mich sah, aber keine Röthe verkündigte eine innere Bewegung des Herzens. Ich reichte ihr die Hand, sie gab mir die ihrige; ich fragte nach ihrem Manne, er war abwesend, nach ihren Kindern, sie trat an die Thüre und rief sie herbei, alle kamen und versammelten sich um sie. Es ist nichts reizender, als eine Mutter zu sehen mit einem Kinde auf dem Arme, und nichts ehrwürdiger, als eine Mutter unter vielen Kindern. Ich fragte nach den Namen der Kleinen, um doch nur etwas zu sagen; sie bat mich, hineinzutreten und auf ihren Vater zu warten. Ich nahm es an; sie führte mich in die Stube, wo ich beinahe noch alles auf dem alten Platze fand, und — sonderbar! Die schöne Muhme, ihr Ebenbild, saß auf eben dem Schemmel hinter dem Spinnrocken, wo ich meine Geliebte in eben der Gestalt so oft gefunden hatte. Ein kleines Mädchen, das seiner Mutter vollkommen gleich, war uns nachgefolgt, und so stand ich in der sonderbarsten Gegenwart zwischen der Vergangenheit und Zukunft, wie in einem Orangenwalde, wo in einem kleinen Bezirk Blüten und Früchte stufenweis nebeneinander leben. Die Muhme ging hinaus, einige Erfrischung zu holen, ich gab dem ehemals so geliebten Geschöpfe die Hand und sagte zu ihr: ‚Ich habe eine rechte Freude, Sie wiederzusehen.‘ — ‚Sie sind sehr gut, mir das zu sagen‘, versetzte sie; ‚aber auch ich kann Ihnen versichern, daß ich eine unaussprechliche Freude habe. Wie oft habe ich mir gewünscht, Sie nur noch einmal in meinem Leben wiederzusehen! ich habe es in Augenblicken gewünscht, die ich für meine letzten hielt.‘ Sie sagte das mit einer gesenkten Stimme, ohne Nührung, mit jener Natürlichkeit, die mich ehemals so sehr an ihr entzückte. Die Muhme kam wieder, ihr Vater dazu — und ich überlasse euch zu denken, mit welchem Herzen ich blieb, und mit welchem ich mich entfernte.“

Achtes Kapitel.

Wilhelm hatte auf seinem Wege nach der Stadt die edlen weiblichen Geschöpfe, die er kannte, und von denen er gehört hatte, im Sinne; ihre sonderbaren Schicksale, die wenig Erfreuliches enthielten, waren ihm schmerzlich gegenwärtig. „Ach!“ rief er aus, „arme Mariane! Was werde ich noch von dir erfahren müssen? Und dich, herrliche Amazone, edler Schutzgeist, dem ich so viel schuldig bin, dem ich überall zu begegnen hoffe, und den ich leider nirgends finde, in welchen traurigen Umständen treff ich dich vielleicht, wenn du mir einst wieder begegnest!“

In der Stadt war niemand von seinen Bekannten zu Hause; er eilte auf das Theater, er glaubte sie in der Probe zu finden; alles war still, das Haus schien leer, doch sah er einen Laden offen. Als er auf die Bühne kam, fand er Aureliens alte Dienerin beschäftigt, Leinwand zu einer neuen Dekoration zusammenzunähen; es fiel nur so viel Licht herein, als nötig war, ihre Arbeit zu erhellen. Felix und Mignon saßen neben ihr auf der Erde; beide hielten ein Buch, und indem Mignon laut las, sagte ihr Felix alle Worte nach, als wenn er die Buchstaben kenne, als wenn er auch zu lesen verstünde.

Die Kinder sprangen auf und begrüßten den Ankommenden, er umarmte sie aufs zärtlichste und führte sie näher zu der Alten. „Bist du es“, sagte er zu ihr mit Ernst, „die dieses Kind Aurelien zugeführt hatte?“ Sie sah von ihrer Arbeit auf und wendete ihr Gesicht zu ihm; er sah sie in vollem Lichte, erschrak, trat einige Schritte zurück; es war die alte Barbara.

„Wo ist Mariane?“ rief er aus. — „Weit von hier“, versetzte die Alte.

„Und Felix? . . .“

„Ist der Sohn dieses unglücklichen, nur allzu zärtlich liebenden Mädchens. Möchten Sie niemals empfinden, was Sie uns gekostet haben! Möchte der Schatz, den ich Ihnen überliefere, Sie so glücklich machen, als er uns unglücklich gemacht hat!“

Sie stand auf, um wegzugehen. Wilhelm hielt sie fest. „Ich denke Ihnen nicht zu entlaufen“, sagte sie, „lassen Sie mich ein Dokument holen, das Sie erfreuen und schmerzen wird.“ Sie entfernte sich, und Wilhelm sah den Knaben mit einer ängstlichen Freude an; er durfte sich das Kind noch nicht zueignen. 5 „Er ist dein“, rief Mignon, „er ist dein“, und drückte das Kind an Wilhelms Kniee.

Die Alte kam und überreichte ihm einen Brief. „Hier sind Marianens letzte Worte“, sagte sie.

„Sie ist tot!“ rief er aus. 10

„Tot!“ sagte die Alte; „möchte ich Ihnen doch alle Vorwürfe ersparen können!“

Überrascht und verwirrt erbrach Wilhelm den Brief; er hatte aber kaum die ersten Worte gelesen, als ihn ein bitterer Schmerz ergriff; er ließ den Brief fallen, stürzte auf eine Rasenbank und blieb eine Zeitlang liegen. Mignon bemühte sich um ihn. In- 15 dessen hatte Felix den Brief aufgehoben und zerrte seine Gespielin so lange, bis diese nachgab und zu ihm kniete und ihm vorlas. Felix wiederholte die Worte, und Wilhelm war genötigt, sie zweimal zu hören. „Wenn dieses Blatt jemals zu Dir kommt, 20 so bedaure Deine unglückliche Geliebte, deine Liebe hat ihr den Tod gegeben. Der Knabe, dessen Geburt ich nur wenige Tage überlebe, ist Dein; ich sterbe Dir treu, so sehr der Schein auch gegen mich sprechen mag; mit Dir verlor ich alles, was mich an das Leben fesselte. Ich sterbe zufrieden, da man mir versichert, 25 das Kind sei gesund und werde leben. Höre die alte Barbara, verzeih' ihr, leb' wohl und vergiß mich nicht!“

Welch ein schmerzlicher und noch zu seinem Troste halb räthselhafter Brief! dessen Inhalt ihm erst recht fühlbar ward, da ihn die Kinder stoßend und stammelnd vortrugen und wieder- 30 holten.

„Da haben Sie es nun!“ rief die Alte, ohne abzuwarten, bis er sich erholt hatte. „Danken Sie dem Himmel, daß nach dem Verluste eines so guten Mädchens Ihnen noch ein so vor-

treffliches Kind übrig bleibt. Nichts wird Ihrem Schmerze gleichen, wenn Sie vernehmen, wie das gute Mädchen Ihnen bis ans Ende treu geblieben, wie unglücklich sie geworden ist, und was sie Ihnen alles aufgeopfert hat."

5 „Daß mich den Becher des Jammers und der Freuden“, rief Wilhelm aus, „auf einmal trinken! Überzeuge mich, ja überrede mich nur, daß sie ein gutes Mädchen war, daß sie meine Achtung wie meine Liebe verdiente, und überlaß mich dann meinen Schmerzen über ihren unerseßlichen Verlust!“

10 „Es ist jetzt nicht Zeit“, versetzte die Alte, „ich habe zu tun und wünschte nicht, daß man uns beisammen fände. Lassen Sie es ein Geheimnis sein, daß Felix Ihnen angehört; ich hätte über meine bisherige Verstellung zu viel Vorwürfe von der Gesellschaft zu erwarten. Mignon verrät uns nicht, sie ist gut und
15 verschwiegen.“

„Ich wußte es lange und sagte nichts“, versetzte Mignon. — „Wie ist es möglich?“ rief die Alte. — „Woher?“ fiel Wilhelm ein.

„Der Geist hat mir's gesagt.“

20 „Wie? wo?“

„Im Gewölbe, da der Alte das Messer zog, rief mir's zu: „Rufe seinen Vater!“ und da fielst du mir ein.“

„Wer rief denn?“

25 „Ich weiß nicht, im Herzen, im Kopfe, ich war so angst, ich zitterte, ich betete, da rief's, und ich verstand's.“

Wilhelm drückte sie an sein Herz, empfahl ihr Felix und entfernte sich. Er bemerkte erst zuletzt, daß sie viel blässer und magerer geworden war, als er sie verlassen hatte. Madame Me-
lina fand er von seinen Bekannten zuerst; sie begrüßte ihn aufs
30 freundlichste. „O! daß Sie doch alles“, rief sie aus, „bei uns finden möchten, wie Sie wünschten!“

„Ich zweifle daran“, sagte Wilhelm, „und erwarte es nicht. Gestehen Sie es nur, man hat alle Anstalten gemacht, mich entbehren zu können.“

„Warum sind Sie auch weggegangen?“ versetzte die Freundin.

„Man kann die Erfahrung nicht früh genug machen, wie entbehrlich man in der Welt ist. Welche wichtige Personen glauben wir zu sein! Wir denken allein den Kreis zu beleben, in welchem wir wirken; in unserer Abwesenheit muß, bilden wir uns ein, Leben, Nahrung und Atem stocken, und die Lücke, die entsteht, wird kaum bemerkt, sie füllt sich so geschwind wieder aus, ja sie wird oft nur der Platz, wo nicht für etwas Besseres, doch für etwas Angenehmeres.“

„Und die Leiden unserer Freunde bringen wir nicht in Anschlag?“

„Auch unsere Freunde tun wohl, wenn sie sich bald finden, wenn sie sich sagen: ‚Da, wo du bist, da, wo du bleibst, wirke, was du kannst, sei tätig und gefällig und laß dir die Gegenwart heiter sein!‘“

Bei näherer Erkundigung fand Wilhelm, was er vermutet hatte: die Oper war eingerichtet und zog die ganze Aufmerksamkeit des Publikums an sich. Seine Rollen waren inzwischen durch Laertes und Horatio¹ besetzt worden, und beide lockten den Zuschauern einen weit lebhaftern Beifall ab, als er jemals hatte erlangen können.

Laertes trat herein, und Madame Melina rief aus: „Sehn Sie hier diesen glücklichen Menschen, der bald ein Kapitalist oder Gott weiß was werden wird!“ Wilhelm umarmte ihn und fühlte ein vortrefflich feines Tuch an seinem Hock; seine übrige Kleidung war einfach, aber alles vom besten Zeuge.

„Lösen Sie mir das Rätsel!“ rief Wilhelm aus.

„Es ist noch Zeit genug“, versetzte Laertes, „um zu erfahren, daß mir mein Hin- und Herlaufen nunmehr bezahlt wird, daß ein Patron eines großen Handelshauses von meiner Unruhe, meinen Kenntnissen und Bekanntschaften Vorteil zieht und mir einen Teil davon abläßt; ich wollte viel drum geben, wenn ich

¹ D. h. den Schauspieler, der bei der Hamletaufführung den Horatio gespielt hatte.

mir dabei auch Zutrauen gegen die Weiber ermäkeln könnte; denn es ist eine hübsche Nichte im Hause, und ich merke wohl, wenn ich wollte, könnte ich bald ein gemachter Mann sein."

„Sie wissen wohl noch nicht“, sagte Madame Melina, „daß sich indessen auch unter uns eine Heirat gemacht hat? Serlo ist wirklich mit der schönen Elmire öffentlich getraut, da der Vater ihre heimliche Vertraulichkeit nicht gutheißen wollte.“

So unterhielten sie sich über manches, was sich in seiner Abwesenheit zugetragen hatte, und er konnte gar wohl bemerken, daß er dem Geist und dem Sinne der Gesellschaft nach wirklich längst verabschiedet war.

Mit Ungebuld erwartete er die Alte, die ihm tief in der Nacht ihren sonderbaren Besuch angekündigt hatte. Sie wollte kommen, wenn alles schlief, und verlangte solche Vorbereitungen, eben als wenn das jüngste Mädchen sich zu einem Geliebten schleichen wollte. Er las indes Marianens Brief wohl hundertmal durch, las mit unaussprechlichem Entzücken das Wort Treue von ihrer geliebten Hand und mit Entsetzen die Ankündigung ihres Todes, dessen Annäherung sie nicht zu fürchten schien.

Mitternacht war vorbei, als etwas an der halboffenen Thüre rauschte und die Alte mit einem Körbchen hereintrat. „Ich soll Euch“, sagte sie, „die Geschichte unserer Leiden erzählen, und ich muß erwarten, daß Ihr ungerührt dabei sitzt, daß Ihr nur, um Eure Neugierde zu befriedigen, mich so sorgsam erwartet, und daß Ihr Euch jetzt wie damals in Eure kalte Eigenliebe hüllet, wenn uns das Herz bricht. Aber seht her! So brachte ich an jenem glücklichen Abend die Champagnerflasche hervor, so stellte ich drei Gläser auf den Tisch, und so singt Ihr an, uns mit gutmütigen Kindergeschichten zu täuschen und einzuschläfern, wie ich Euch jetzt mit traurigen Wahrheiten aufklären und wach erhalten muß.“

Wilhelm wußte nicht, was er sagen sollte, als die Alte wirklich den Stöpsel springen ließ und die drei Gläser vollschenkte.

„Trinkt!“ rief sie, nachdem sie ihr schäumendes Glas schnell

ausgeleert hatte, „trinkt, eh' der Geist vertraucht! Dieses dritte Glas soll zum Andenken meiner unglücklichen Freundin ungenossen verschäumen. Wie rot waren ihre Lippen, als sie Euch damals Bescheid tat! Ach! und nun auf ewig verblaßt und erstarrt!“

„Sibylle! Furie!“ rief Wilhelm aus, indem er aufsprang 5 und mit der Faust auf den Tisch schlug, „welch ein böser Geist besitzt und treibt dich? Für wen hältst du mich, daß du denkst, die einfachste Geschichte von Marianens Tod und Leiden werde mich nicht empfindlich genug kränken, daß du noch solche höllische Kunstgriffe brauchst, um meine Marter zu schärfen? Geh! 10 deine unersättliche Völlerei so weit, daß du beim Totenmahle schwelgen mußt, so trink und rede! Ich habe dich von jeher verabscheut, und noch kann ich mir Marianen nicht unschuldig denken, wenn ich dich, ihre Gesellschafterin, nur ansehe.“

„Gemach, mein Herr!“ versetzte die Alte, „Sie werden mich 15 nicht aus meiner Fassung bringen. Sie sind uns noch sehr verschuldet, und von einem Schuldner läßt man sich nicht übel begegnen. Aber Sie haben recht, auch meine einfachste Erzählung ist Strafe genug für Sie. So hören Sie denn den Kampf und den Sieg Marianens, um die Ihrige zu bleiben.“ 20

„Die Meinige?“ rief Wilhelm aus, „welch ein Märchen willst du beginnen?“

„Unterbrechen Sie mich nicht“, fiel sie ein, „hören Sie mich, und dann glauben Sie, was Sie wollen, es ist ohnedies jetzt ganz einerlei. Haben Sie nicht am letzten Abend, als Sie bei 25 uns waren, ein Billett gefunden und mitgenommen?“

„Ich fand das Blatt erst, als ich es mitgenommen hatte; es war in das Halstuch verwickelt, das ich aus inbrünstiger Liebe ergriff und zu mir steckte.“

„Was enthielt das Papier?“ 30

„Die Aussichten eines verdrücklichen Liebhabers, in der nächsten Nacht besser als gestern aufgenommen zu werden. Und daß man ihm Wort gehalten hat, habe ich mit eignen Augen gesehen, denn er schlich früh vor Tage aus Eurem Hause hinweg.“

„Sie können ihn gesehen haben; aber was bei uns vorging, wie traurig Mariane diese Nacht, wie verdrießlich ich sie zu brachte, das werden Sie erst jetzt erfahren. Ich will ganz aufrichtig sein, weder leugnen noch beschönigen, daß ich Marianen beredete, sich einem gewissen Norberg zu ergeben; sie folgte, ja ich kann sagen, sie gehorchte mir mit Widerwillen. Er war reich, er schien verliebt, und ich hoffte, er werde beständig sein. Gleich darauf mußte er eine Reise machen, und Mariane lernte Sie kennen. Was hatte ich da nicht auszustehen! was zu hindern! was zu erdulden! ‚O!‘ rief sie manchmal, ‚hättest du meiner Jugend, meiner Unschuld nur noch vier Wochen geschont, so hätte ich einen würdigen Gegenstand meiner Liebe gefunden, ich wäre seiner würdig gewesen, und die Liebe hätte das mit einem ruhigen Bewußtsein geben dürfen, was ich jetzt wider Willen verkauft habe.“ Sie überließ sich ganz ihrer Neigung, und ich darf nicht fragen, ob Sie glücklich waren. Ich hatte eine uneingeschränkte Gewalt über ihren Verstand, denn ich kannte alle Mittel, ihre kleinen Neigungen zu befriedigen; ich hatte keine Macht über ihr Herz, denn niemals billigte sie, was ich für sie tat, wozu ich sie bewegte, wenn ihr Herz widersprach; nur der unbezwinglichen Not gab sie nach, und die Not erschien ihr bald sehr drückend. In den ersten Zeiten ihrer Jugend hatte es ihr an nichts gemangelt; ihre Familie verlor durch eine Verwickelung von Umständen ihr Vermögen, das arme Mädchen war an mancherlei Bedürfnisse gewöhnt, und ihrem kleinen Gemüt waren gewisse gute Grundzüge eingeprägt, die sie unruhig machten, ohne ihr viel zu helfen. Sie hatte nicht die mindeste Gewandtheit in weltlichen Dingen, sie war unschuldig im eigentlichen Sinne; sie hatte keinen Begriff, daß man kaufen könne, ohne zu bezahlen; vor nichts war ihr mehr bange, als wenn sie schuldig war; sie hätte immer lieber gegeben als genommen, und nur eine solche Lage machte es möglich, daß sie genötigt ward, sich selbst hinzugeben, um eine Menge kleiner Schulden loszuwerden.“

„Und hättest du“, fuhr Wilhelm auf, „sie nicht retten können?“

„O ja“, versetzte die Alte, „mit Hunger und Not, mit Kummer und Entbehrung, und darauf war ich niemals eingerichtet.“

„Abscheuliche, niederträchtige Kupplerin! So hast du das unglückliche Geschöpf geopfert? So hast du sie deiner Kehle, 5 deinem unerfättlichen Heißhunger hingegeben?“

„Ihr tötet besser, Euch zu mäßigen und mit Schimpfreden inne zu halten“, versetzte die Alte. „Wenn Ihr schimpfen wollt, so geht in Eure großen vornehmen Häuser, da werdet Ihr Mütter finden, die recht ängstlich besorgt sind, wie sie für ein liebens- 10 würdiges, himmlisches Mädchen den allerabscheulichsten Menschen auffinden wollen, wenn er nur zugleich der reichste ist. Seht das arme Geschöpf vor seinem Schicksale zittern und beben und nirgends Trost finden, als bis ihr irgend eine erfahrene Freundin begreiflich macht, daß sie durch den Ehestand das Recht 15 erwerbe, über ihr Herz und ihre Person nach Gefallen disponieren zu können.“

„Schweig!“ rief Wilhelm; „glaubst du denn, daß ein Verbrechen durch das andere entschuldigt werden könne? Erzähle, ohne weitere Anmerkungen zu machen!“ 20

„So hören Sie, ohne mich zu tadeln! Mariane ward wider meinen Willen die Ihre. Bei diesem Abenteuer habe ich mir wenigstens nichts vorzuwerfen. Norberg kam zurück, er eilte, Marianen zu sehen, die ihn kalt und verdrießlich aufnahm und ihm nicht einen Fuß erlaubte. Ich brauchte meine ganze Kunst, 25 um ihr Betragen zu entschuldigen; ich ließ ihn merken, daß ein Beichtvater ihr das Gewissen geschärft habe, und daß man ein Gewissen, solange es spricht, respektieren müsse. Ich brachte ihn dahin, daß er ging, und versprach ihm, mein Bestes zu tun. Er war reich und roh, aber er hatte einen Grund von Gutmütigkeit 30 und liebte Marianen auf das äußerste. Er versprach mir Geduld, und ich arbeitete desto lebhafter, um ihn nicht zu sehr zu prüfen. Ich hatte mit Marianen einen harten Stand; ich überredete sie, ja ich kann sagen, ich zwang sie endlich durch die Drohung,

daß ich sie verlassen würde, an ihren Liebhaber zu schreiben und ihn auf die Nacht einzuladen. Sie kamen und rafften zufälligerweise seine Antwort in dem Halstuch auf. Ihre unvermutete Gegenwart hatte mir ein böses Spiel gemacht. Raun waren
5 Sie weg, so ging die Qual von neuem an; sie schwur, daß sie Ihnen nicht untreu werden könne, und war so leidenschaftlich, so außer sich, daß sie mir ein herzliches Mitleid ablockte. Ich versprach ihr endlich, daß ich auch diese Nacht Norbergen beruhigen und ihn unter allerlei Vorwänden entfernen wollte; ich
10 bat sie, zu Bette zu gehen, allein sie schien mir nicht zu trauen; sie blieb angezogen und schlief zuletzt, bewegt und ausgeweint, wie sie war, in ihren Kleidern ein.

„Norberg kam; ich suchte ihn abzuhalten, ich stellte ihm ihre Gewissenbisse, ihre Reue mit den schwärzesten Farben vor;
15 er wünschte sie nur zu sehen, und ich ging in das Zimmer, um sie vorzubereiten; er schritt mir nach, und wir traten beide zu gleicher Zeit vor ihr Bette. Sie erwachte, sprang mit Wut auf und entriß sich unsern Armen; sie beschwor und bat, sie flehte, drohte und versicherte, daß sie nicht nachgeben würde.
20 Sie war unvorsichtig genug, über ihre wahre Leidenschaft einige Worte fallen zu lassen, die der arme Norberg im geistlichen Sinne deuten mußte. Endlich verließ er sie, und sie schloß sich ein. Ich behielt ihn noch lange bei mir und sprach mit ihm über ihren Zustand, daß sie guter Hoffnung sei, und daß man
25 das arme Mädchen schonen müsse. Er fühlte sich so stolz auf seine Vaterschaft, er freute sich so sehr auf einen Knaben, daß er alles einging, was sie von ihm verlangte, und daß er versprach, lieber einige Zeit zu verreisen, als seine Geliebte zu ängstigen und ihr durch diese Gemütsbewegungen zu schaden. Mit diesen
30 Gesinnungen schlich er morgens früh von mir weg, und Sie, mein Herr, wenn Sie Schildwache gestanden haben, so hätte es zu Ihrer Glückseligkeit nichts weiter bedurft, als in den Busen Ihres Nebenbuhlers zu sehen, den Sie so begünstigt, so glücklich hielten, und dessen Erscheinung Sie zur Verzweiflung brachte.“

„Redest du wahr?“ sagte Wilhelm.

„So wahr“, sagte die Alte, „als ich noch hoffe, Sie zur Verzweiflung zu bringen.“

„Ja, gewiß Sie würden verzweifeln, wenn ich Ihnen das Bild unsers nächsten Morgens recht lebhaft darstellen könnte. 5
Wie heiter wachte sie auf! wie freundlich rief sie mich herein! wie lebhaft dankte sie mir! wie herzlich drückte sie mich an ihren Busen! Nun“, sagte sie, indem sie lächelnd vor den Spiegel trat, darf ich mich wieder an mir selbst, mich an meiner Gestalt freuen, da ich wieder mir, da ich meinem einzig geliebten Freund 10
angehöre? Wie ist es so süß, überwunden zu haben! Welch eine himmlische Empfindung ist es, seinem Herzen zu folgen! Wie dank' ich dir, daß du dich meiner angenommen, daß du deine Klugheit, deinen Verstand auch einmal zu meinem Vorteil angewendet hast! Steh' mir bei und erfinne, was mich ganz glück- 15
lich machen kann!“

„Ich gab ihr nach, ich wollte sie nicht reizen, ich schmeichelte ihrer Hoffnung, und sie liebte mich auf das anmutigste. Entfernte sie sich einen Augenblick vom Fenster, so mußte ich Wache stehen; denn Sie sollten nun ein für allemal vorbeigehen, man 20
wollte Sie wenigstens sehen; so ging der ganze Tag unruhig hin. Nachts zur gewöhnlichen Stunde erwarteten wir Sie ganz gewiß. Ich paßte schon an der Treppe, die Zeit ward mir lang, ich ging wieder zu ihr hinein. Ich fand sie zu meiner Verwunderung in ihrer Offizierstracht, sie sah unglaublich heiter und reizend 25
aus. ‚Verdien' ich nicht‘, sagte sie, ‚heute in Mannstracht zu erscheinen? Habe ich mich nicht brav gehalten? Mein Geliebter soll mich heute wie das erste Mal sehen, ich will ihn so zärtlich und mit mehr Freiheit an mein Herz drücken als damals: denn bin ich jetzt nicht viel mehr die Seine als damals, da mich ein 30
edler Entschluß noch nicht frei gemacht hatte? Aber‘, fügte sie nach einigem Nachdenken hinzu, ‚noch hab' ich nicht ganz gewonnen, noch muß ich erst das Äußerste wagen, um seiner wert, um seines Besitzes gewiß zu sein; ich muß ihm alles entdecken, meinen

ganzen Zustand offenbaren und ihm alsdann überlassen, ob er mich behalten oder verstoßen will. Diese Szene bereite ich ihm, bereite ich mir zu; und wäre sein Gefühl mich zu verstoßen fähig, so würde ich alsdann ganz wieder mir selbst angehören, ich würde in meiner Strafe meinen Trost finden und alles erdulden, was das Schicksal mir auferlegen wollte.'

„Mit diesen Gefinnungen, mit diesen Hoffnungen, mein Herr, erwartete Sie das liebenswürdige Mädchen; Sie kamen nicht. O! wie soll ich den Zustand des Wartens und Hoffens beschreiben? Ich sehe dich noch vor mir, mit welcher Liebe, mit welcher Inbrunst du von dem Manne sprachst, dessen Grausamkeit du noch nicht erfahren hattest!“

„Gute, liebe Barbara!“ rief Wilhelm, indem er aufsprang und die Alte bei der Hand faßte, „es ist nun genug der Verstellung, genug der Vorbereitung! Dein gleichgültiger, dein ruhiger, dein zufriedner Ton hat dich verraten. Gib mir Marianen wieder! Sie lebt, sie ist in der Nähe. Nicht umsonst hast du diese späte, einsame Stunde zu deinem Besuche gewählt, nicht umsonst hast du mich durch diese entzündende Erzählung vorbereitet. Wo hast du sie? wo verbirgst du sie? Ich glaube dir alles, ich verspreche dir alles zu glauben, wenn du mir sie zeigst, wenn du sie meinen Armen wiedergibst. Ihren Schatten habe ich schon im Fluge gesehen, laß mich sie wieder in meine Arme fassen! Ich will vor ihr auf den Knien liegen, ich will sie um Vergebung bitten, ich will ihr zu ihrem Kampfe, zu ihrem Siege über sich und dich Glück wünschen, ich will ihr meinen Felix zuführen. Komm! Wo hast du sie versteckt? Laß sie, laß mich nicht länger in Ungewißheit! Dein Endzweck ist erreicht. Wo hast du sie verborgen? Komm, daß ich sie mit diesem Licht beleuchte! daß ich wieder ihr holdes Angesicht sehe!“

Er hatte die Alte vom Stuhl aufgezogen, sie sah ihn starr an, die Tränen stürzten ihr aus den Augen, und ein ungeheurer Schmerz ergriff sie. „Welch ein unglücklicher Irrtum“, rief sie aus, „läßt Sie noch einen Augenblick hoffen! — Ja, ich habe

sie verborgen, aber unter die Erde; weder das Licht der Sonne noch eine vertrauliche Kerze wird ihr holdes Angesicht jemals wieder erleuchten. Führen Sie den guten Felix an ihr Grab und sagen sie ihm, da liegt deine Mutter, die dein Vater ungehört verdammt hat. Das liebe Herz schlägt nicht mehr vor 5 Ungebuld, Sie zu sehen, nicht etwa in einer benachbarten Kammer wartet sie auf den Ausgang meiner Erzählung oder meines Märchens; die dunkle Kammer hat sie aufgenommen, wohin kein Bräutigam folgt, woraus man keinem Geliebten entgegengeht."

Sie warf sich auf die Erde an einem Stuhl nieder und 10 weinte bitterlich; Wilhelm war zum erstenmal völlig überzeugt, daß Mariane tot sei; er befand sich in einem traurigen Zustande. Die Alte richtete sich auf. „Ich habe Ihnen weiter nichts zu sagen“, rief sie und warf ein Paket auf den Tisch. „Hier diese Brieffschaften mögen völlig Ihre Grausamkeit beschämen; lesen 15 Sie diese Blätter mit trocknen Augen durch, wenn es Ihnen möglich ist.“ Sie schlich leise fort, und Wilhelm hatte diese Nacht das Herz nicht, die Briefftasche zu öffnen, er hatte sie selbst Marianen geschenkt, er wußte, daß sie jedes Blättchen, das sie von ihm erhalten hatte, sorgfältig darin aufhob. Den andern Mor- 20 gen vermochte er es über sich; er löste das Band, und es fielen ihm kleine Zettelchen, mit Bleistift von seiner eigenen Hand geschrieben, entgegen und riefen ihm jede Situation von dem ersten Tage ihrer anmutigen Bekanntschaft bis zu dem letzten ihrer grausamen Trennung wieder herbei. Allein nicht ohne die leb- 25 haftesten Schmerzen durchlas er eine kleine Sammlung von Billetten, die an ihn geschrieben waren, und die, wie er aus dem Inhalt sah, von Wernern waren zurückgewiesen worden.

„Keines meiner Blätter hat bis zu Dir durchdringen können; mein Bitten und Flehen hat Dich nicht erreicht; hast Du selbst 30 diese grausamen Befehle gegeben? Soll ich Dich nie wiedersehen? Noch einmal versuch' ich es, ich bitte Dich: Komm, o

Komm! Ich verlange Dich nicht zu behalten, wenn ich Dich nur noch einmal an mein Herz drücken kann."

„Wenn ich sonst bei Dir saß, deine Hände hielt, Dir in die Augen sah und mit vollem Herzen der Liebe und des Vertrauens zu Dir sagte: ‚Lieber, lieber, guter Mann!‘ das hörtest Du so gern, ich muß' es Dir so oft wiederholen, ich wiederhole es noch einmal: Lieber, lieber, guter Mann! sei gut, wie du warst, komm und laß mich nicht in meinem Elende verderben!"

„Du hältst mich für schuldig, ich bin es auch, aber nicht, wie Du denkst. Komm, damit ich nur den einzigen Trost habe, von Dir ganz gekannt zu sein, es gehe mir nachher, wie es wolle."

„Nicht um meinetwillen allein, auch um Dein selbst willen fleh' ich Dich an, zu kommen. Ich fühle die unerträglichen Schmerzen, die Du leidest, indem Du mich fliehst; komm, daß unsere Trennung weniger grausam werde! Ich war vielleicht nie Deiner würdig, als eben in dem Augenblick, da Du mich in ein grenzenloses Elend zurückstößest."

„Bei allem, was heilig ist, bei allem, was ein menschliches Herz rühren kann, ruf ich Dich an! Es ist um eine Seele, es ist um ein Leben zu tun, um zwei Leben, von denen Dir eins ewig teuer sein muß. Dein Argwohn wird auch das nicht glauben, und doch werde ich es in der Stunde des Todes aussprechen: das Kind, das ich unter dem Herzen trage, ist Dein. Seitdem ich Dich liebe, hat kein anderer mir auch nur die Hand gedrückt; o, daß Deine Liebe, daß Deine Rechtschaffenheit die Gefährten meiner Jugend gewesen wären!"

„Du willst mich nicht hören? So muß ich denn zuletzt wohl verstummen, aber diese Blätter sollen nicht untergehen, vielleicht

können sie noch zu Dir sprechen, wenn das Leichentuch schon meine Lippe bedeckt, und wenn die Stimme Deiner Reue nicht mehr zu meinem Ohre reichen kann. Durch mein trauriges Leben bis an den letzten Augenblick wird das mein einziger Trost sein, daß ich ohne Schuld gegen Dich war, wenn ich mich auch nicht un- 5 schuldig nennen durfte.“

Wilhelm konnte nicht weiter; er überließ sich ganz seinem Schmerz, aber noch mehr war er bedrängt, als Laertes hereintrat, dem er seine Empfindungen zu verbergen suchte. Dieser brachte einen Beutel mit Dukaten hervor, zählte und rechnet 10 und versicherte Wilhelmen, es sei nichts Schöneres in der Welt, als wenn man eben auf dem Wege sei, reich zu werden; es könne uns auch alsdann nichts stören oder abhalten. Wilhelm erinnerte sich seines Traums und lächelte; aber zugleich dachte er auch mit Schauern, daß in jenem Traumgesichte Mariane 15 ihn verlassen, um seinem verstorbenen Vater zu folgen, und daß beide zuletzt wie Geister schwebend sich um den Garten bewegt hatten.

Laertes rief ihn aus seinem Nachdenken und führte ihn auf ein Kaffeehaus, wo sich sogleich mehrere Personen um ihn ver- 20 sammelten, die ihn sonst gern auf dem Theater gesehen hatten; sie freuten sich seiner Gegenwart, bedauerten aber, daß er, wie sie hörten, die Bühne verlassen wolle; sie sprachen so bestimmt und vernünftig von ihm und seinem Spiele, von dem Grade seines Talents, von ihren Hoffnungen, daß Wilhelm nicht ohne 25 Nührung zuletzt ausrief: „O wie unendlich wert wäre mir diese Teilnahme vor wenig Monaten gewesen! Wie belehrend und wie erfreuend! Niemals hätte ich mein Gemüt so ganz von der Bühne abgewendet, und niemals wäre ich so weit gekommen, am Publico zu verzweifeln.“ 30

„Dazu sollte es überhaupt nicht kommen!“ sagte ein ältklicher Mann, der hervortrat; „das Publikum ist groß, wahrer Verstand und wahres Gefühl sind nicht so selten, als man glaubt; nur muß

der Künstler niemals einen unbedingten Beifall für das, was er hervorbringt, verlangen; denn eben der unbedingte ist am wenigsten wert, und den bedingten wollen die Herren nicht gerne. Ich weiß wohl, im Leben wie in der Kunst muß man mit sich zu Räte gehen, wenn man etwas tun und hervorbringen soll; wenn es aber getan oder vollendet ist, so darf man mit Aufmerksamkeit nur viele hören, und man kann sich mit einiger Übung aus diesen vielen Stimmen gar bald ein ganzes Urtheil zusammensetzen; denn diejenigen, die uns diese Mühe ersparen könnten, halten sich meist stille genug.“

„Das sollten sie eben nicht“, sagte Wilhelm. „Ich habe so oft gehört, daß Menschen, die selbst über gute Werke schwiegen, doch beklagten und bedauerten, daß geschwiegen wird.“

„So wollen wir heute laut werden“, rief ein junger Mann, „Sie müssen mit uns speisen, und wir wollen alles einholen, was wir Ihnen und manchmal der guten Aurelie schuldig geblieben sind.“

Wilhelm lehnte die Einladung ab und begab sich zu Madame Melina, die er wegen der Kinder sprechen wollte, indem er sie von ihr wegzunehmen gedachte.

Das Geheimniß der Alten war nicht zum besten bei ihm verwahrt. Er verriet sich, als er den schönen Felix wieder ansichtig ward. „O, mein Kind!“ rief er aus, „mein liebes Kind!“ Er hub ihn auf und drückte ihn an sein Herz. „Vater! was hast du mir mitgebracht?“ rief das Kind. Mignon sah beide an, als wenn sie warnen wollte, sich nicht zu verraten.

„Was ist das für eine neue Erscheinung?“ sagte Madame Melina. Man suchte die Kinder beiseite zu bringen, und Wilhelm, der der Alten das strengste Geheimniß nicht schuldig zu sein glaubte, entdeckte seiner Freundin das ganze Verhältniß. Madame Melina sah ihn lächelnd an. „O! über die leichtgläubigen Männer!“ rief sie aus; „wenn nur etwas auf ihrem Wege ist, so kann man es ihnen sehr leicht aufbürden; aber dafür sehen sie sich auch ein andermal weder rechts noch links um und wissen

nichts zu schätzen, als was sie vorher mit dem Stempel einer willkürlichen Leidenschaft bezeichnet haben.“ Sie konnte einen Scufzer nicht unterdrücken, und wenn Wilhelm nicht ganz blind gewesen wäre, so hätte er eine nie ganz besiegte Neigung in ihrem Betragen erkennen müssen.

Er sprach nunmehr mit ihr von den Kindern, wie er Felix bei sich zu behalten und Mignon auf das Land zu tun gedächte. Frau Melina, ob sie sich gleich ungerne von beiden zugleich trennte, fand doch den Vorschlag gut, ja notwendig. Felix verwilderte bei ihr, und Mignon schien einer freien Luft und anderer Verhältnisse zu bedürfen; das gute Kind war kränklich und konnte sich nicht erholen.

„Lassen Sie sich nicht irren“, fuhr Madame Melina fort, „daß ich einige Zweifel, ob Ihnen der Knabe wirklich zugehöre, leichtsinnig geäußert habe. Der Alte ist freilich wenig zu trauen; doch wer Unwahrheit zu seinem Nutzen erfinnt, kann auch einmal wahr reden, wenn ihm die Wahrheiten nützlich scheinen. Aurelien hatte die Alte vorgespiegelt, Felix sei ein Sohn Lotharios, und die Eigenheit haben wir Weiber, daß wir die Kinder unserer Liebhaber recht herzlich lieben, wenn wir schon die Mutter nicht kennen oder sie von Herzen hassen.“ Felix kam hereingesprungen, sie drückte ihn an sich, mit einer Lebhaftigkeit, die ihr sonst nicht gewöhnlich war.

Wilhelm eilte nach Hause und bestellte die Alte, die ihn, jedoch nicht eher als in der Dämmerung, zu besuchen versprach; er empfing sie verdrießlich und sagte zu ihr: „Es ist nichts Schändlicheres in der Welt, als sich auf Lügen und Märchen einzurichten! Schon hast du viel Böses damit gestiftet, und jetzt, da dein Wort das Glück meines Lebens entscheiden könnte, jetzt steh' ich zweifelhaft und wage nicht, das Kind in meine Arme zu schließen, dessen ungetrübter Besitz mich äußerst glücklich machen würde. Ich kann dich, schändliche Kreatur, nicht ohne Haß und Verachtung ansehen.“

„Guer Betragen kommt mir, wenn ich aufrichtig reden soll“,

versezte die Alte, „ganz unerträglich vor. Und wenn's nun Euer Sohn nicht wäre, so ist es das schönste, angenehmste Kind von der Welt, das man gern für jeden Preis kaufen möchte, um es nur immer um sich zu haben. Ist es nicht wert, daß Ihr Euch
 5 seiner annehmt? Verdienne ich für meine Sorgfalt, für meine Mühe mit ihm nicht einen kleinen Unterhalt für mein künftiges Leben? O! ihr Herren, denen nichts abgeht, ihr habt gut von Wahrheit und Geradheit reden; aber wie eine arme Kreatur, deren geringstem Bedürfnis nichts entgegenkommt, die in ihren
 10 Verlegenheiten keinen Freund, keinen Rat, keine Hülfe sieht, wie die sich durch die selbstischen Menschen durchdrücken und im stillen darben muß — davon würde manches zu sagen sein, wenn ihr hören wolltet und könntet. Haben Sie Marianens Briefe gelesen? Es sind dieselben, die sie zu jener unglücklichen Zeit
 15 schrieb. Vergebens suchte ich mich Ihnen zu nähern, vergebens Ihnen diese Blätter zuzustellen; Ihr grausamer Schwager hatte Sie so umlagert, daß alle List und Klugheit vergebens war, und zuletzt, als er mir und Marianen mit dem Gefängnis drohte, mußte ich wohl alle Hoffnung aufgeben. Trifft nicht alles mit
 20 dem überein, was ich erzählt habe? Und seht nicht Norbergs Brief die ganze Geschichte außer allen Zweifel?“

„Was für ein Brief?“ fragte Wilhelm.

„Haben Sie ihn nicht in der Briefftasche gefunden?“ fragte die Alte.

25 „Ich habe noch nicht alles durchlesen.“

„Geben Sie nur die Briefftasche her! auf dieses Dokument kommt alles an. Norbergs unglückliches Billett hat die traurige Verwirrung gemacht, ein anderes von seiner Hand mag auch den Knoten lösen, insofern am Faden noch etwas gelegen ist.“

30 Sie nahm ein Blatt aus der Briefftasche, Wilhelm erkannte jene verhaßte Hand, er nahm sich zusammen und laß:

„Sag' mir nur, Mädchen, wie vermagst Du das über mich? Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß eine Göttin selbst mich zum seuzenden Liebhaber umschaffen könnte. Anstatt mir mit offenen

Armen entgegenzueilen, ziehst Du Dich zurück; man hätte es wahrhaftig für Abscheu nehmen können, wie Du Dich betrugst. Ist's erlaubt, daß ich die Nacht mit der alten Barbara auf einem Koffer in einer Kammer zubringen mußte? Und mein geliebtes Mädchen war nur zwei Türen davon. Es ist zu toll, sag' ich 5
 Dir! Ich habe versprochen, Dir einige Bedenkzeit zu lassen, nicht gleich in Dich zu dringen, und ich möchte rasend werden über jede verlorne Viertelstunde. Habe ich Dir nicht geschenkt, was ich wußte und konnte? Zweifelst Du noch an meiner Liebe? Was willst Du haben? Sag' es mir! Es soll Dir an nichts fehlen. 10
 Ich wollte, der Pfaffe müßte verstummen und verblinden, der Dir solches Zeug in den Kopf gesetzt hat. Mußttest Du auch gerade an so einen kommen! Es gibt so viele, die jungen Leuten etwas nachzusehen wissen. Genug, ich sage Dir, es muß anders werden, in ein paar Tagen muß ich Antwort wissen; denn ich 15
 gehe bald wieder weg, und wenn Du nicht wieder freundlich und gefällig bist, so sollst Du mich nicht wiedersehen.“ . . .

In dieser Art ging der Brief noch lange fort, drehte sich zu Wilhelms schmerzlicher Zufriedenheit immer um denselben Punkt herum und zeugte für die Wahrheit der Geschichte, die er von Barbara vernommen hatte. Ein zweites Blatt bewies deutlich, daß Mariane auch in der Folge nicht nachgegeben hatte, und Wilhelm vernahm aus diesen und mehreren Papieren nicht ohne tiefen Schmerz die Geschichte des unglücklichen Mädchens bis zur Stunde ihres Todes. 25

Die Alte hatte den rohen Menschen nach und nach zahm gemacht, indem sie ihm den Tod Marianens meldete und ihm den Glauben ließ, als wenn Felix sein Sohn sei; er hatte ihr einigemal Geld geschickt, das sie aber für sich behielt, da sie Aurelien die Sorge für des Kindes Erziehung aufgeschwagt hatte. 30
 Aber leider dauerte dieser heimliche Erwerb nicht lange. Norberg hatte durch ein wildes Leben den größten Teil seines Vermögens verzehrt und wiederholte Liebesgeschichten sein Herz gegen seinen ersten, eingebildeten Sohn verhärtet.

So wahrſcheinlich das alles lautete, und ſo ſchön es zuſammentraf, traute Wilhelm doch noch nicht, ſich der Freude zu überlaſſen; er ſchien ſich vor einem Geſchenke zu fürchten, das ihm ein böſer Genius darreichte.

5 „Ihre Zweifelſucht“, ſagte die Alte, die ſeine Gemüthsſtimmung erriet, „kann nur die Zeit heilen. Sehen Sie das Kind als ein fremdes an, und geben Sie deſto genauer auf ihn acht, bemerken Sie ſeine Gaben, ſeine Natur, ſeine Fähigkeiten, und wenn Sie nicht nach und nach ſich ſelbſt wiedererkennen, ſo
10 müſſen Sie ſchlechte Augen haben. Denn das verſichre ich Sie, wenn ich ein Mann wäre, mir ſollte niemand ein Kind unterſchieben; aber es iſt ein Glück für die Weiber, daß die Männer in dieſen Fällen nicht ſo ſcharfſichtig ſind.“

Nach allem dieſen ſetzte ſich Wilhelm mit der Alten aus-
15 einander; er wollte den Felix mit ſich nehmen, ſie wollte Mignon zu Thereſen bringen und hernach eine kleine Penſion, die er ihr verſprach, wo ſie wollte, verzehren.

Er ließ Mignon ruſen, um ſie auf dieſe Veränderung vorzubereiten. — „Meiſter“, ſagte ſie, „behalte mich bei dir! es wird
20 mir wohl tun und weh.“

Er ſtellte ihr vor, daß ſie nun herangetwaſchen ſei, und daß doch etwas für ihre weitere Bildung getan werden müſſe. — „Ich bin gebildet genug“, verſetzte ſie, „um zu lieben und zu trauern.“

Er machte ſie auf ihre Geſundheit aufmerkſam, daß ſie eine
25 anhaltende Sorgfalt und die Leitung eines geſchickten Arztes bedürfe. — „Warum ſoll man für mich ſorgen“, ſagte ſie, „da ſo viel zu ſorgen iſt?“

Nachdem er ſich viele Mühe gegeben, ſie zu überzeugen, daß er ſie jetzt nicht mit ſich nehmen könne, daß er ſie zu Perſonen
30 bringen wolle, wo er ſie öfters ſehen werde, ſchien ſie von alledem nichts gehört zu haben. „Du wiſſt mich nicht bei dir?“ ſagte ſie. „Vielleicht iſt es beſſer, ſchicke mich zum alten Harſenſpieler! der arme Mann iſt ſo allein.“

Wilhelm ſuchte ihr begreiflich zu machen, daß der Alte gut

aufgehoben sei.—„Ich sehne mich jede Stunde nach ihm“, versetzte das Kind.

„Ich habe aber nicht bemerkt“, sagte Wilhelm, „daß du ihm so geneigt seist, als er noch mit uns lebte.“

„Ich fürchtete mich vor ihm, wenn er wachte; ich konnte nur seine Augen nicht sehen; aber wenn er schlief, setzte ich mich gern zu ihm, ich wehrte ihm die Fliegen und konnte mich nicht satt an ihm sehen. O! er hat mir in schrecklichen Augenblicken beigestanden, es weiß niemand, was ich ihm schuldig bin. Hätt' ich nur den Weg gewußt, ich wäre schon zu ihm gelaufen.“ 10

Wilhelm stellte ihr die Umstände weitläufig vor und sagte: sie sei so ein vernünftiges Kind, sie möchte doch auch diesmal seinen Wünschen folgen.—„Die Vernunft ist grausam“, versetzte sie, „das Herz ist besser. Ich will hingehen, wohin du willst, aber laß mir deinen Felix!“ 15

Nach vielem Hin- und Widerreden war sie immer auf ihrem Sinne geblieben, und Wilhelm mußte sich zuletzt entschließen, die beiden Kinder der Alten zu übergeben und sie zusammen an Fräulein Therese zu schicken. Es ward ihm das um so leichter, als er sich noch immer fürchtete, den schönen Felix sich als seinen Sohn zuzueignen. Er nahm ihn auf den Arm und trug ihn herum; das Kind mochte gern vor den Spiegel gehoben sein, und, ohne sich es zu gestehen, trug Wilhelm ihn gern vor den Spiegel und suchte dort Ähnlichkeiten zwischen sich und dem Kinde auszuspähen. Ward es ihm dann einen Augenblick recht 25 wahrscheinlich, so drückte er den Knaben an seine Brust, aber auf einmal, erschreckt durch den Gedanken, daß er sich betrügen könne, setzte er das Kind nieder und ließ es hinlaufen. „O!“ rief er aus, „wenn ich mir dieses unschätzbare Gut zueignen könnte, und es würde mir dann entrisßen, so wäre ich der unglücklichste 30 aller Menschen!“

Die Kinder waren weggefahren, und Wilhelm wollte nun seinen förmlichen Abschied vom Theater nehmen, als er fühlte, daß er schon abgethien sei und nur zu gehen brauchte. Wa-

riane war nicht mehr, seine zwei Schutzgeister hatten sich entfernt, und seine Gedanken eilten ihnen nach. Der schöne Knabe schwebte wie eine reizende ungewisse Erscheinung vor seiner Einbildungskraft, er sah ihn an Theresens Hand durch Felder und Wälder laufen, in der freien Luft und neben einer freien und heitern Begleiterin sich bilden; Theresese war ihm noch viel werter geworden, seitdem er das Kind in ihrer Gesellschaft dachte. Selbst als Zuschauer im Theater erinnerte er sich ihrer mit Lächeln; beinahe war er in ihrem Falle, die Vorstellungen machten ihm keine Illusion mehr.

Serlo und Melina waren äußerst höflich gegen ihn, sobald sie merkten, daß er an seinen vorigen Platz keinen weiteren Anspruch machte. Ein Teil des Publikums wünschte ihn nochmals auftreten zu sehen; es wäre ihm unmöglich gewesen, und bei der Gesellschaft wünschte es niemand als allenfalls Frau Melina.

Er nahm nun wirklich Abschied von dieser Freundin, er war gerührt und sagte: „Wenn doch der Mensch sich nicht vermessen wollte, irgend etwas für die Zukunft zu versprechen! Das Geringste vermag er nicht zu halten, geschweige wenn sein Vorsatz von Bedeutung ist. Wie schäme ich mich, wenn ich denke, was ich Ihnen allen zusammen in jener unglücklichen Nacht versprach, da wir beraubt, krank, verletzt und verwundet in eine elende Schenke zusammengedrängt waren. Wie erhöhte damals das Unglück meinen Mut, und welchen Schatz glaubte ich in meinem guten Willen zu finden; nun ist aus allem dem nichts, gar nichts geworden! Ich verlasse Sie als Ihr Schuldner, und mein Glück ist, daß man mein Versprechen nicht mehr achtete, als es wert war, und daß niemand mich jemals deshalb gemahnt hat.“

„Sei'n Sie nicht ungerecht gegen sich selbst!“ versetzte Frau Melina; „wenn niemand erkennt, was Sie für uns getan hatten, so werde ich es nicht verkennen; denn unser ganzer Zustand wäre völlig anders, wenn wir Sie nicht besessen hätten. Gehet es doch unsern Vorsätzen wie unsern Wünschen: sie sehen sich

gar nicht mehr ähnlich, wenn sie ausgeführt, wenn sie erfüllt sind, und wir glauben nichts getan, nichts erlangt zu haben."

"Sie werden", versetzte Wilhelm, „durch Ihre freundschaftliche Auslegung mein Gewissen nicht beruhigen, und ich werde mir immer als Ihr Schuldner vorkommen.“

„Es ist auch wohl möglich, daß Sie es sind“, versetzte Madame Melina, „nur nicht auf die Art, wie Sie es denken. Wir rechnen uns zur Schande, ein Versprechen nicht zu erfüllen, das wir mit dem Munde getan haben. O, mein Freund, ein guter Mensch verspricht durch seine Gegenwart nur immer zu viel! Das Vertrauen, das er hervorlockt, die Neigung, die er einflößt, die Hoffnungen, die er erregt, sind unendlich; er wird und bleibt ein Schuldner, ohne es zu wissen. Leben Sie wohl! Wenn unsere äußeren Umstände sich unter Ihrer Leitung recht glücklich hergestellt haben, so entsteht in meinem Innern durch Ihren Abschied eine Lücke, die sich so leicht nicht wieder ausfüllen wird.“

Wilhelm schrieb vor seiner Abreise aus der Stadt noch einen weitläufigen Brief an Wernern. Sie hatten zwar einige Briefe gewechselt, aber weil sie nicht einig werden konnten, hörten sie zuletzt auf zu schreiben. Nun hatte sich Wilhelm wieder genähert; er war im Begriff, dasjenige zu tun, was jener so sehr wünschte, er konnte sagen: „Ich verlasse das Theater und verbinde mich mit Männern, deren Umgang mich in jedem Sinne zu einer reinen und sichern Tätigkeit führen muß.“ Er erkundigte sich nach seinem Vermögen, und es schien ihm nunmehr sonderbar, daß er so lange sich nicht darum bekümmert hatte. Er wußte nicht, daß es die Art aller der Menschen sei, denen an ihrer innern Bildung viel gelegen ist, daß sie die äußeren Verhältnisse ganz und gar vernachlässigen. Wilhelm hatte sich in diesem Falle befunden; er schien nunmehr zum erstenmal zu merken, daß er äußerer Hilfsmittel bedürfe, um nachhaltig zu wirken. Er reiste fort mit einem ganz andern Sinn als das erste Mal; die Ausichten, die sich ihm zeigten, waren reizend, und er hoffte auf seinem Wege etwas Frohes zu erleben.

Neuntes Kapitel.

Als er nach Lotharios Gut zurückkam, fand er eine große Veränderung. Jarno kam ihm entgegen mit der Nachricht, daß der Oheim gestorben, daß Lothario hingegangen sei, die hinter-
 5 lassenen Güter in Besitz zu nehmen. „Sie kommen eben zur rechten Zeit“, sagte er, „um mir und dem Abbé beizustehn. Lothario hat uns den Handel um wichtige Güter in unserer Nachbarschaft aufgetragen; es war schon lange vorbereitet, und nun finden wir Geld und Kredit eben zur rechten Stunde. Das ein-
 10 zige war dabei bedenklich, daß ein auswärtiges Handelshaus auch schon auf dieselben Güter Absicht hatte; nun sind wir kurz und gut entschlossen, mit jenem gemeine Sache zu machen, denn sonst hätten wir uns ohne Not und Vernunft hinausgetrieben. Wir haben, so scheint es, mit einem klugen Manne zu tun.
 15 Nun machen wir Kalkül und Anschläge; auch muß ökonomisch überlegt werden, wie wir die Güter teilen können, so daß jeder ein schönes Besitztum erhält.“ Es wurden Wilhelmen die Papiere vorgelegt, man besah die Felder, Wiesen, Schlösser, und obgleich Jarno und der Abbé die Sache sehr gut zu verstehen
 20 schienen, so wünschte Wilhelm doch, daß Fräulein Therese von der Gesellschaft sein möchte.

Sie brachten mehrere Tage mit diesen Arbeiten zu, und Wilhelm hatte kaum Zeit, seine Abenteuer und seine zweifelhafte
 25 Vaterchaft den Freunden zu erzählen, die eine ihm so wichtige Begebenheit gleichgültig und leichtsinnig behandelten.

Er hatte bemerkt, daß sie manchmal in vertrauten Gesprächen bei Tische und auf Spaziergängen auf einmal inne hielten, ihren
 Worten eine andere Wendung gaben und dadurch wenigstens
 30 verborgen sei. Er erinnerte sich an das, was Lydie gesagt hatte, und glaubte um so mehr daran, als eine ganze Seite des Schlosses vor ihm immer unzugänglich gewesen war. Zugewissen Galerien

und besonders zu dem alten Turm, den er von außen recht gut kannte, hatte er bisher vergebens Weg und Eingang gesucht.

Eines Abends sagte Jarno zu ihm: „Wir können Sie nun so sicher als den unsern ansehen, daß es unbillig wäre, wenn wir Sie nicht tiefer in unsere Geheimnisse einführten. Es ist gut, daß der Mensch, der erst in die Welt tritt, viel von sich halte, daß er sich viele Vorzüge zu erwerben denke, daß er alles möglich zu machen suche; aber wenn seine Bildung auf einem gewissen Grade steht, dann ist es vorteilhaft, wenn er sich in einer größern Masse verlieren lernt, wenn er lernt, um anderer willen zu leben und seiner selbst in einer pflichtmäßigen Tätigkeit zu vergessen. Da lernt er erst sich selbst kennen; denn das Handeln eigentlich vergleicht uns mit andern. Sie sollen bald erfahren, welch eine kleine Welt sich in Ihrer Nähe befindet, und wie gut Sie in dieser kleinen Welt gekannt sind; morgen früh vor Sonnenaufgang sei'n Sie angezogen und bereit!“

Jarno kam zur bestimmten Stunde und führte ihn durch bekannte und unbekannte Zimmer des Schlosses, dann durch einige Galerien, und sie gelangten endlich vor eine große alte Türe, die stark mit Eisen beschlagen war. Jarno pochte, die Türe tat sich ein wenig auf, so daß eben ein Mensch hineinschlüpfen konnte. Jarno schob Wilhelmen hinein, ohne ihm zu folgen. Dieser fand sich in einem dunkeln und engen Behältnisse, es war finster um ihn, und als er einen Schritt vorwärts gehen wollte, stieß er schon wider. Eine nicht ganz unbekannte Stimme rief ihm zu: „Tritt herein!“ und nun bemerkte er erst, daß die Seiten des Raums, in dem er sich befand, nur mit Teppichen behangen waren, durch welche ein schwaches Licht hindurchschimmerte. „Tritt herein!“ rief es nochmals; er hob den Teppich auf und trat hinein.

Der Saal, in dem er sich nunmehr befand, schien ehemals eine Kapelle gewesen zu sein; anstatt des Altars stand ein großer Tisch auf einigen Stufen, mit einem grünen Teppich behangen, darüber schien ein zugezogener Vorhang ein Gemälde zu be-

decken; an den Seiten waren schön gearbeitete Schränke mit feinen Drahtgittern verschlossen, wie man sie in Bibliotheken zu sehen pflegt, nur sah er anstatt der Bücher viele Rollen aufgestellt. Niemand befand sich in dem Saal; die aufgehende
 5 Sonne fiel durch die farbigen Fenster Wilhelmen grade entgegen und begrüßte ihn freundlich.

„Setze dich!“ rief eine Stimme, die von dem Altar her zu tönen schien. Wilhelm setzte sich auf einen kleinen Armstuhl, der wider den Verschlag des Eingangs stand; es war kein an-
 10 derer Sitz im ganzen Zimmer, er mußte sich darein ergeben, ob ihn schon die Morgensonne blendete; der Sessel stand fest, er konnte nur die Hand vor die Augen halten.

Indem eröffnete sich mit einem kleinen Geräusche der Vorhang über dem Altar und zeigte innerhalb eines Rahmens eine
 15 leere, dunkle Öffnung. Es trat ein Mann hervor in gewöhnlicher Kleidung, der ihn begrüßte und zu ihm sagte: „Sollten Sie mich nicht wiedererkennen? Sollten Sie unter andern Dingen, die Sie wissen möchten, nicht auch zu erfahren wünschen, wo die Kunstsammlung Ihres Großvaters sich gegenwärtig befindet? Erinnern Sie sich des Gemäldes nicht mehr,
 20 das Ihnen so reizend war? Wo mag der franke Königssohn wohl jezo schmachten?“ Wilhelm erkannte leicht den Fremden, der in jener bedeutenden Nacht sich mit ihm im Gasthause unterhalten hatte. „Vielleicht“, fuhr dieser fort, „können wir jezt
 25 über Schicksal und Charakter eher einig werden.“

Wilhelm wollte eben antworten, als der Vorhang sich wieder rasch zusammenzog. „Sonderbar!“ sagte er bei sich selbst, „sollten zufällige Ereignisse einen Zusammenhang haben? und das, was wir Schicksal nennen, sollte es bloß Zufall sein? Wo
 30 mag sich meines Großvaters Sammlung befinden? und warum erinnert man mich in diesen feierlichen Augenblicken daran?“

Er hatte nicht Zeit, weiter zu denken, denn der Vorhang öffnete sich wieder und ein Mann stand vor seinen Augen, den er sogleich für den Landgeistlichen erkannte, der mit ihm und der lustigen Ge-

selschaft jene Wasserfahrt gemacht hatte; er glich dem Abbé, ob
 er gleich nicht dieselbe Person schien. Mit einem heitern Gesichte
 und einem würdigen Ausdruck fing der Mann an: „Nicht vor
 Irrtum zu bewahren, ist die Pflicht des Menschenerzieher's, son-
 dern den Irrenden zu leiten, ja ihn seinen Irrtum aus vollen 5
 Bechern ausschürfen zu lassen, das ist Weisheit der Lehrer.
 Wer seinen Irrtum nur kostet, hält lange damit Haus, er freuet
 sich dessen als eines seltenen Glücks, aber wer ihn ganz erschöpft,
 der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnsinnig ist.“ Der
 Vorhang schloß sich abermals, und Wilhelm hatte Zeit, nach- 10
 zudenken. „Von welchem Irrtum kann der Mann sprechen“,
 sagte er zu sich selbst, „als von dem, der mich mein ganzes Leben
 verfolgt hat, daß ich da Bildung suchte, wo keine zu finden war,
 daß ich mir einbildete, ein Talent erwerben zu können, zu dem
 ich nicht die geringste Anlage hatte!“ 15

Der Vorhang riß sich schneller auf, ein Offizier trat hervor
 und sagte nur im Vorbeigehen: „Lernen Sie die Menschen ken-
 nen, zu denen man Zutrauen haben kann!“ Der Vorhang schloß
 sich, und Wilhelm brauchte sich nicht lange zu besinnen, um
 diesen Offizier für denjenigen zu erkennen, der ihn in des Grafen 20
 Park umarmt hatte und schuld gewesen war, daß er Farno für
 einen Werber hielt. Wie dieser hierher gekommen und wer er
 sei, war Wilhelmem völlig ein Räthsel. — „Wenn so viele Men-
 schen an dir teilnahmen, deinen Lebensweg kannten und wußten,
 was darauf zu tun sei, warum führten sie dich nicht strenger? 25
 warum nicht ernster? warum begünstigten sie deine Spiele, an-
 statt dich davon wegzuführen?“

„Rechte nicht mit uns!“ rief eine Stimme; „du bist gerettet,
 und auf dem Wege zum Ziel. Du wirst keine deiner Torheiten
 bereuen und keine zurückwünschen, kein glücklicheres Schicksal 30
 kann einem Menschen werden.“ Der Vorhang riß sich vonein-
 ander, und in voller Rüstung stand der alte König von Däne-
 mark in dem Raume. „Ich bin der Geist deines Vaters“, sagte
 das Bildniß, „und scheid' getrost, da meine Wünsche für dich,

mehr als ich sie selbst begriff, erfüllt sind. Steile Gegenden lassen sich nur durch Umwege erklimmen, auf der Ebene führen gerade Wege von einem Ort zum andern. Lebe wohl und gedenke mein, wenn du genießest, was ich dir vorbereitet habe!"

5 Wilhelm war äußerst betroffen, er glaubte die Stimme seines Vaters zu hören, und doch war sie es auch nicht; er befand sich durch die Gegenwart und die Erinnerung in der verworrensten Lage.

Nicht lange konnte er nachdenken, als der Abbé hervortrat
10 und sich hinter den grünen Tisch stellte. „Treten Sie herbei!“ rief er seinem verwunderten Freunde zu. Er trat herbei und stieg die Stufen hinan. Auf dem Teppiche lag eine kleine Rolle. „Hier ist Ihr Lehrbrief“, sagte der Abbé, „beherzigen Sie ihn, er ist von wichtigem Inhalt.“ Wilhelm nahm ihn auf, öffnete ihn
15 und las:

Lehrbrief.

Die Kunst ist lang, das Leben kurz, das Urtheil schwierig, die Gelegenheit flüchtig. Handeln ist leicht, Denken schwer; nach dem Gedanken handeln unbequem. Aller Anfang ist heiter, die
20 Schwelle ist der Platz der Erwartung. Der Knabe staunt, der Eindruck bestimmt ihn, er lernt spielend, der Ernst überrascht ihn. Die Nachahmung ist uns angeboren, der Nachzuahmende wird nicht leicht erkannt. Selten wird das Treffliche gefunden, seltner geschätzt. Die Höhe reizt uns, nicht die Stufen; den
25 Gipfel im Auge wandeln wir gerne auf der Ebene. Nur ein Teil der Kunst kann gelehrt werden, der Künstler braucht sie ganz. Wer sie halb kennt, ist immer irre und redet viel; wer sie ganz besitzt, mag nur tun und redet selten oder spät. Jene haben keine Geheimnisse und keine Kraft, ihre Lehre ist, wie ge-
30 backenes Brot, schwachhaft und sättigend für einen Tag; aber Mehl kann man nicht säen, und die Saatfrüchte sollen nicht vermahlen werden. Die Worte sind gut, sie sind aber nicht das Beste. Das Beste wird nicht deutlich durch Worte. Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste. Die Handlung wird nur

vom Geiste begriffen und wieder dargestellt. Niemand weiß, was er tut, wenn er recht handelt; aber des Unrechten sind wir uns immer bewußt. Wer bloß mit Zeichen wirkt, ist ein Pedant, ein Heuchler oder ein Pfuscher. Es sind ihrer viel, und es wird ihnen wohl zusammen. Ihr Geschwätz hält den Schüler zurück, 5 und ihre beharrliche Mittelmäßigkeit ängstigt die Besten. Des echten Künstlers Lehre schließt den Sinn auf; denn wo die Worte fehlen, spricht die Tat. Der echte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert sich dem Meister.

„Genug!“ rief der Abbé, „das übrige zu seiner Zeit. Jetzt 10 sehen Sie sich in jenen Schränken um.“

Wilhelm ging hin und las die Aufschristen der Rollen. Er fand mit Verwunderung Lotharios Lehrjahre, Jarnos Lehrjahre und seine eignen Lehrjahre daselbst aufgestellt, unter vielen andern, deren Namen ihm unbekannt waren. 15

„Darf ich hoffen, in diese Rollen einen Blick zu werfen?“

„Es ist für Sie nunmehr in diesem Zimmer nichts verschlossen.“

„Darf ich eine Frage tun?“

„Ohne Bedenken! und Sie können entscheidende Antwort 20 erwarten, wenn es eine Angelegenheit betrifft, die Ihnen zunächst am Herzen liegt und am Herzen liegen soll.“

„Gut denn! Ihr sonderbaren und weisen Menschen, deren Blick in so viel Geheimnisse dringt, könnt ihr mir sagen, ob Felix wirklich mein Sohn sei?“ 25

„Heil Ihnen über diese Frage!“ rief der Abbé, indem er vor Freuden die Hände zusammenschlug: „Felix ist Ihr Sohn! Bei dem Heiligsten, was unter uns verborgen liegt, schwör' ich Ihnen, Felix ist Ihr Sohn! und der Gesinnung nach war seine ab- 30 geschiedne Mutter Ihrer nicht unwert. Empfangen Sie das liebe Kind aus unserer Hand, kehren Sie sich um und wagen Sie es, glücklich zu sein!“

Wilhelm hörte ein Geräusch hinter sich, erkehrte sich um

und sah ein Kindergesicht schalkhaft durch die Teppiche des Eingangs hervorgucken, es war Felix. Der Knabe versteckte sich sogleich scherzend, als er gesehen wurde. „Komm hervor!“ rief der Abbé. Er kam gelaufen, sein Vater stürzte ihm entgegen, nahm ihn in die Arme und drückte ihn an sein Herz. „Ja, ich fühl's“, rief er aus, „du bist mein! Welche Gabe des Himmels habe ich meinen Freunden zu verdanken! Wo kommst du her, mein Kind, gerade in diesem Augenblick?“

„Fragen Sie nicht!“ sagte der Abbé. „Heil dir, junger Mann! deine Lehriahre sind vorüber; die Natur hat dich losgesprochen.“



Achtes Buch.

Erstes Kapitel.

Felix war in den Garten gesprungen, Wilhelm folgte ihm mit Entzücken, der schönste Morgen zeigte jeden Gegenstand mit neuen Reizen, und Wilhelm genoß den heitersten Augenblick. 5
Felix war neu in der freien und herrlichen Welt, und sein Vater nicht viel bekannter mit den Gegenständen, nach denen der Kleine wiederholt und unermüdet fragte. Sie gesellten sich endlich zum Gärtner, der die Namen und den Gebrauch mancher Pflanzen hererzählen mußte; Wilhelm sah die Natur durch ein 10
neues Organ, und die Neugierde, die Wißbegierde des Kindes ließen ihn erst fühlen, welche ein schwaches Interesse er an den Dingen außer sich genommen hatte, wie wenig er kannte und wußte. An diesem Tage, dem vergnügtesten seines Lebens, schien auch seine eigne Bildung erst anzufangen; er fühlte die Not- 15
wendigkeit, sich zu belehren, indem er zu lehren aufgefordert ward.

Jarno und der Abbé hatten sich nicht wieder sehen lassen; abends kamen sie und brachten einen Fremden mit. Wilhelm ging ihm mit Erstaunen entgegen, er traute seinen Augen nicht, es war Werner, der gleichfalls einen Augenblick anstand, ihn 20
anzuerkennen. Beide umarmten sich aufs zärtlichste, und beide konnten nicht verbergen, daß sie sich wechselseitig verändert fanden. Werner behauptete, sein Freund sei größer, stärker, gerader, in seinem Wesen gebildeter und in seinem Betragen angenehmer geworden. — „Etwas von seiner alten Treuherzigkeit vermiß' ich“, 25

setzte er hinzu. „Sie wird sich auch schon wieder zeigen, wenn wir uns nur von der ersten Verwunderung erholt haben“, sagte Wilhelm.

Es fehlte viel, daß Werner einen gleich vorteilhaften Eindruck auf Wilhelmen gemacht hätte. Der gute Mann schien eher zurück als vorwärts gegangen zu sein. Er war viel magerer als ehemals, sein spitzes Gesicht schien feiner, seine Nase länger zu sein, seine Stirn und sein Scheitel waren von Haaren entblößt, seine Stimme hell, heftig und schreiend, und seine eingedrückte Brust, seine vorfallenden Schultern, seine farblosen Wangen ließen keinen Zweifel übrig, daß ein arbeitssamer Hypochondrist gegenwärtig sei.

Wilhelm war bescheiden genug, um sich über diese große Veränderung sehr mäßig zu erklären, da der andere hingegen seiner freundschaftlichen Freude völligen Lauf ließ. „Wahrhaftig!“ rief er aus, „wenn du deine Zeit schlecht angewendet und, wie ich vermute, nichts gewonnen hast, so bist du doch indessen ein Perödnchen geworden, das sein Glück machen kann und muß; verschlendere und verschleudere nur auch das nicht wieder! du sollst mir mit dieser Figur eine reiche und schöne Erbin erkaufen.“ — „Du wirst doch“, versetzte Wilhelm lächelnd, „deinen Charakter nicht verleugnen! Kaum findest du nach langer Zeit deinen Freund wieder, so siehst du ihn schon als eine Ware, als einen Gegenstand deiner Speculation an, mit dem sich etwas gewinnen läßt.“

Jarno und der Abbé schienen über diese Erkennung keinesweges verwundert und ließen beide Freunde sich nach Belieben über das Vergangene und Gegenwärtige ausbreiten. Werner ging um seinen Freund herum, drehte ihn hin und her, so daß er ihn fast verlegen machte. „Nein! nein!“ rief er aus, „so was ist mir noch nicht vorgekommen, und doch weiß ich wohl, daß ich mich nicht betrüge. Deine Augen sind tiefer, deine Stirn ist breiter, deine Nase feiner und dein Mund liebevoller geworden. Seht nur einmal, wie er steht! wie das alles paßt und zusam-

menhängt! Wie doch das Faulenzen gedeihet! Ich armer Teufel dagegen" — er besah sich im Spiegel — „wenn ich diese Zeit her nicht recht viel Geld gewonnen hätte, so wäre doch auch gar nichts an mir.“

Werner hatte Wilhelms letzten Brief nicht empfangen; ihre 5 Handlung war das fremde Haus, mit welchem Lothario die Güter in Gemeinschaft zu kaufen die Absicht hatte. Dieses Geschäft führte Wernern hierher; er hatte keine Gedanken, Wilhelm auf seinem Wege zu finden. Der Gerichtshalter kam, die Papiere wurden vorgelegt, und Werner fand die Vorschläge 10 billig. „Wenn Sie es mit diesem jungen Manne, wie es scheint, gut meinen“, sagte er, „so sorgen Sie selbst dafür, daß unser Teil nicht verkürzt werde; es soll von meinem Freunde abhängen, ob er das Gut annehmen und einen Teil seines Vermögens daran wenden will.“ Jarno und der Abbé versicherten, 15 daß es dieser Erinnerung nicht bedürfe. Man hatte die Sache kaum im allgemeinen verhandelt, als Werner sich nach einer Partie L'hombre sehnte, wozu sich denn auch gleich der Abbé und Jarno mit hinsetzten; er war es nun einmal so gewohnt, er konnte des Abends ohne Spiel nicht leben. 20

Als die beiden Freunde nach Tische allein waren, befragten und besprachen sie sich sehr lebhaft über alles, was sie sich mitzuteilen wünschten. Wilhelm rühmte seine Lage und das Glück seiner Aufnahme unter so trefflichen Menschen. Werner dagegen schüttelte den Kopf und sagte: „Man sollte doch auch nichts glauben, als was man mit Augen sieht! Mehr als ein dienstfertiger Freund hat mir versichert, du lebstest mit einem lieberlichen jungen Edelmann, führtest ihm Schauspielerinnen zu, hältest ihm sein Geld durchbringen und seiest schuld, daß er mit seinen sämtlichen Anverwandten gespannt sei.“ — „Es würde mich um 25 meinet- und um der guten Menschen willen verbrießen, daß wir so verkannt werden“, versetzte Wilhelm, „wenn mich nicht meine theatralische Laufbahn mit jeder übeln Nachrede veröhnt hätte. Wie sollten die Menschen unsere Handlungen beurteilen, die

ihnen nur einzeln und abgerissen erscheinen, wovon sie das wenigste sehen, weil Gutes und Böses im Verborgenen geschieht, und eine gleichgültige Erscheinung meistens nur an den Tag kommt. Bringt man ihnen doch Schauspieler und Schauspielerinnen auf erhöhte Bretter, zündet von allen Seiten Licht an, das ganze Werk ist in wenig Stunden abgeschlossen, und doch weiß selten jemand eigentlich, was er daraus machen soll.“

Nun ging es an ein Fragen nach der Familie, nach den Jugendfreunden und der Vaterstadt. Werner erzählte mit großer Hast alles, was sich verändert hatte, und was noch bestand und geschah. „Die Frauen im Hause“, sagte er, „sind vergnügt und glücklich, fehlt es nie an Geld. Die eine Hälfte der Zeit bringen sie zu, sich zu puden, und die andere Hälfte, sich gepudt sehen zu lassen. Haushälterisch sind sie so viel, als billig ist. Meine Kinder lassen sich zu geschickten Jungen an. Ich sehe sie im Geiste schon sitzen und schreiben, und rechnen, laufen, handeln und trödeln; einem jeden soll sobald als möglich ein eignes Gewerbe eingerichtet werden, und was unser Vermögen betrifft, daran sollst du keine Lust sehen. Wenn wir mit den Gütern in Ordnung sind, mußt du gleich mit nach Hause, denn es sieht doch aus, als wenn du mit einiger Vernunft in die menschlichen Unternehmungen eingreifen könntest. Deine neuen Freunde sollen gepriesen sein, da sie dich auf den rechten Weg gebracht haben. Ich bin ein närrischer Teufel und merke erst, wie lieb ich dich habe, da ich mich nicht satt an dir sehen kann, daß du so wohl und so gut aussiehst. Das ist doch noch eine andere Gestalt als das Porträt, das du einmal an die Schwester schicktest, und worüber im Hause großer Streit war. Mutter und Tochter fanden den jungen Herrn allerliebste, mit offenem Halse, halbfreier Brust, großer Krause, herumhängendem Haar, rundem Hut, kurzem Westchen und schlotternden langen Hosen, indessen ich behauptete, das Kostüm sei nur noch zwei Finger breit vom Hanswurst. Nun siehst du doch aus wie ein Mensch, nur fehlt der Zopf, in den ich deine Haare einzubinden bitte, sonst hält

man dich denn doch einmal unterweges als Juden an und fordert Zoll und Geleite von dir.“¹

Felix war indessen in die Stube gekommen und hatte sich, als man auf ihn nicht achtete, aufs Kanapee gelegt und war eingeschlafen. „Was ist das für ein Wurm?“ fragte Werner. 5 Wilhelm hatte in dem Augenblicke den Mut nicht, die Wahrheit zu sagen, noch Lust, eine doch immer zweideutige Geschichte einem Manne zu erzählen, der von Natur nichts weniger als gläubig war.

Die ganze Gesellschaft begab sich nunmehr auf die Güter, 10 um sie zu besuchen und den Handel abzuschließen. Wilhelm ließ seinen Felix nicht von der Seite und freute sich um des Knaben willen recht lebhaft des Besizes, dem man entgegen sah. Die Rüsternheit des Kindes nach den Kirichen und Beeren, die bald reif werden sollten, erinnerte ihn an die Zeit seiner Jugend 15 und an die vielfache Pflicht des Vaters, den Seinigen den Genuß vorzubereiten, zu verschaffen und zu erhalten. Mit welchem Interesse betrachtete er die Baumschulen und die Gebäude! Wie lebhaft sann er darauf, das Vernachlässigte wiederherzustellen und das Verfallene zu erneuern! Er sah die Welt nicht 20 mehr wie ein Zugvogel an, ein Gebäude nicht mehr für eine geschwind zusammengestellte Laube, die vertrocknet, ehe man sie verläßt. Alles, was er anzulegen gedachte, sollte dem Knaben entgegenwachsen, und alles, was er herstellte, sollte eine Dauer auf einige Geschlechter haben. In diesem Sinne waren seine 25 Lehrjahre geendigt, und mit dem Gefühl des Vaters hatte er auch alle Tugenden eines Bürgers erworben. Er fühlte es, und seiner Freude konnte nichts gleichen. „O, der unnötigen Strenge der Moral!“ rief er aus, „da die Natur uns auf ihre liebliche Weise zu allem bildet, was wir sein sollen. O, der seltsamen 30 Anforderungen der bürgerlichen Gesellschaft, die uns erst verwirrt und mißleitet und dann mehr als die Natur selbst von

¹ Anspielung auf den damals noch in manchen Gegenden Deutschlands üblichen Leibzoll der Juden.

uns fordert! Wehe jeder Art von Bildung, welche die wirksamsten Mittel wahrer Bildung zerstört und uns auf das Ende hinweist, anstatt uns auf dem Wege selbst zu beglücken!"

5 So manches er auch in seinem Leben schon gesehen hatte, so schien ihm doch die menschliche Natur erst durch die Beobachtung des Kindes deutlich zu werden. Das Theater war ihm, wie die Welt, nur als eine Menge ausgeschütteter Würfel vorgekommen, deren jeder einzeln auf seiner Oberfläche bald mehr, bald weniger bedeutet, und die allenfalls zusammengezählt eine
10 Summe machen. Hier im Kinde lag ihm, konnte man sagen, ein einzelner Würfel vor, auf dessen vielfachen Seiten der Wert und der Unwert der menschlichen Natur so deutlich eingegraben war.

Das Verlangen des Kindes nach Unterscheidung wuchs mit jedem Tage. Da es einmal erfahren hatte, daß die Dinge Na-
15 men haben, so wollte es auch den Namen von allem hören; es glaubte nicht anders, sein Vater müsse alles wissen, quälte ihn oft mit Fragen und gab ihm Anlaß, sich nach Gegenständen zu erkundigen, denen er sonst wenig Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Auch der eingeborne Trieb, die Herkunft und das Ende
20 der Dinge zu erfahren, zeigte sich frühe bei dem Knaben. Wenn er fragte, wo der Wind herkomme, und wo die Flamme hinkomme, war dem Vater seine eigene Beschränkung erst recht lebendig; er wünschte zu erfahren, wie weit sich der Mensch mit seinen Gedanken wagen, und wovon er hoffen dürfe, sich und andern je-
25 mals Rechenschaft zu geben. Die Hestigkeit des Kindes, wenn es irgend einem lebendigen Wesen Unrecht geschehen sah, erfreute den Vater höchlich als das Zeichen eines trefflichen Gemüths. Das Kind schlug heftig nach dem Küchenmädchen, das einige Tauben abgeknitten hatte. Dieser schöne Begriff wurde
30 denn freilich bald wieder zerstört, als er den Knaben fand, der ohne Barmherzigkeit Frösche totschlug und Schmetterlinge zerrupfte. Es erinnerte ihn dieser Zug an so viele Menschen, die höchst gerecht erscheinen, wenn sie ohne Leidenschaft sind und die Handlungen anderer beobachten.

Dieses angenehme Gefühl, daß der Knabe so einen schönen und wahren Einfluß auf sein Dasein habe, ward einen Augenblick gestört, als Wilhelm in kurzem bemerkte, daß wirklich der Knabe mehr ihn, als er den Knaben erziehe. Er hatte an dem Kinde nichts auszusetzen, er war nicht im Stande, ihm eine Richtung zu geben, die es nicht selbst nahm, und sogar die Unarten, gegen die Aurelie so viel gearbeitet hatte, waren, so schien es, nach dem Tode dieser Freundin alle wieder in ihre alten Rechte getreten. Noch machte das Kind die Türe niemals hinter sich zu, noch wollte er seinen Teller nicht abessen, und sein Behagen war niemals größer, als wenn man ihm nachjah, daß er den Bissen unmittelbar aus der Schüssel nehmen, das volle Glas stehen lassen und aus der Flasche trinken konnte. So war er auch ganz allerliebste, wenn er sich mit einem Buche in die Ecke setzte und sehr ernsthaft sagte: „Ich muß das gelehrte Zeug studieren!“ ob er gleich die Buchstaben noch lange weder unterscheiden konnte noch wollte.

Bedachte nun Wilhelm, wie wenig er bisher für das Kind getan hatte, wie wenig er zu tun fähig sei, so entstand eine Unruhe in ihm, die sein ganzes Glück aufzuwiegen im Stande war. „Sind wir Männer denn“, sagte er zu sich, „so selbstlich geboren, daß wir unmöglich für ein Wesen außer uns Sorge tragen können? Bin ich mit dem Knaben nicht eben auf dem Wege, auf dem ich mit Mignon war? Ich zog das liebe Kind an, seine Gegenwart ergözte mich, und dabei hab' ich es aufs grausamste vernachlässigt. Was tat ich zu seiner Bildung, nach der es so sehr strebte? Nichts! Ich überließ es sich selbst und allen Zufälligkeiten, denen es in einer ungebildeten Gesellschaft nur ausgesetzt sein konnte; und dann für diesen Knaben, der dir so merkwürdig war, ehe er dir so wert sein konnte, hat dich denn dein Herz geheißt, auch nur jemals das Geringste für ihn zu tun? Es ist nicht mehr Zeit, daß du deine eigenen Jahre und die Jahre anderer vergeudest; nimm dich zusammen und denke, was du für dich und die guten

Geschöpfe zu tun hast, welche Natur und Neigung so fest an dich knüpfte.“

Eigentlich war dieses Selbstgespräch nur eine Einleitung, sich zu bekennen, daß er schon gedacht, gesorgt, gesucht und gewählt hatte; er konnte nicht länger zögern, sich es selbst zu gestehen. Nach oft vergebens wiederholtem Schmerz über den Verlust Marianens fühlte er nur zu deutlich, daß er eine Mutter für den Knaben suchen müsse, und daß er sie nicht sicherer als in Theresen finden werde. Er kannte dieses vortreffliche Frauenzimmer ganz. Eine solche Gattin und Gehülfin schien die einzige zu sein, der man sich und die Seinen anvertrauen könnte. Ihre edle Neigung zu Rothario machte ihm keine Bedenklichkeit. Sie waren durch ein sonderbares Schicksal auf ewig getrennt, Therese hielt sich für frei und hatte von einer Heirat zwar mit Gleichgültigkeit, doch als von einer Sache gesprochen, die sich von selbst versteht.

Nachdem er lange mit sich zu Rate gegangen war, nahm er sich vor, ihr von sich zu sagen, soviel er nur wußte. Sie sollte ihn kennen lernen, wie er sie kannte, und er fing nun an, seine eigene Geschichte durchzudenken; sie schien ihm an Begebenheiten so leer und im ganzen jedes Bekenntnis so wenig zu seinem Vortheil, daß er mehr als einmal von dem Vorsatz abzustehn im Begriff war. Endlich entschloß er sich, die Rolle seiner Lehrjahre aus dem Turme von Jarro zu verlangen; dieser sagte: „Es ist eben zur rechten Zeit“, und Wilhelm erhielt sie.

Es ist eine schauerhafte Empfindung, wenn ein edler Mensch mit Bewußtsein auf dem Punkte steht, wo er über sich selbst aufgeklärt werden soll. Alle Übergänge sind Krisen, und ist eine Krise nicht Krankheit? Wie ungern tritt man nach einer Krankheit vor den Spiegel! Die Besserung fühlt man, und man sieht nur die Wirkung des vergangenen Übels. Wilhelm war indeß vorbereitet genug, die Umstände hatten schon lebhaft zu ihm gesprochen, seine Freunde hatten ihn eben nicht geschont, und wenn er gleich das Pergament mit einiger Hast aufrollte, so

ward er doch immer ruhiger, je weiter er las. Er fand die umständliche Geschichte seines Lebens in großen, scharfen Zügen geschildert; weder einzelne Begebenheiten, noch beschränkte Empfindungen verwirrten seinen Blick, allgemeine liebevolle Betrachtungen gaben ihm Fingerzeige, ohne ihn zu beschämen, und er sah zum erstenmal sein Bild außer sich, zwar nicht, wie im Spiegel, ein zweites Selbst, sondern wie im Porträt ein anderes Selbst: man bekennt sich zwar nicht zu allen Zügen, aber man freut sich, daß ein denkender Geist uns so hat fassen, ein großes Talent uns so hat darstellen wollen, daß ein Bild von dem, was wir waren, noch besteht, und daß es länger als wir selbst dauern kann.

Wilhelm beschäftigte sich nunmehr, indem alle Umstände durch dies Manuscript in sein Gedächtnis zurückerkamen, die Geschichte seines Lebens für Theresen aufzusehen, und er schämte sich fast, daß er gegen ihre großen Tugenden nichts aufzustellen hatte, was eine zweckmäßige Tätigkeit beweisen konnte. So umständlich er in dem Aufsätze war, so kurz faßte er sich in dem Briefe, den er an sie schrieb; er bat sie um ihre Freundschaft, um ihre Liebe, wenn's möglich wäre; er bot ihr seine Hand an und bat sie um baldige Entscheidung.

Nach einigem innerlichen Streit, ob er diese wichtige Sache noch erst mit seinen Freunden, mit Jarno und dem Abbé, beraten sollte, entschied er sich, zu schweigen. Er war zu fest entschlossen, die Sache war für ihn zu wichtig, als daß er sie noch hätte dem Urtheil des vernünftigsten und besten Mannes unterwerfen mögen; ja, sogar brauchte er die Vorsicht, seinen Brief auf der nächsten Post selbst zu bestellen. Vielleicht hatte ihm der Gedanke, daß er in so vielen Umständen seines Lebens, in denen er frei und im Verborgenen zu handeln glaubte, beobachtet, ja sogar geleitet worden war, wie ihm aus der geschriebenen Rolle nicht undeutlich erschien, eine Art von unangenehmer Empfindung gegeben, und nun wollte er wenigstens zu Theresens Herzen rein vom Herzen reden und ihrer Entschließung und Ent-

scheidung sein Schicksal schuldig sein, und so machte er sich kein Gewissen, seine Wächter und Aufseher in diesem wichtigen Punkte wenigstens zu umgehen.

Zweites Kapitel.

5 Kaum war der Brief abgesendet, als Lothario zurückkam. Jedermann freuete sich, die vorbereiteten wichtigen Geschäfte abgeschlossen und bald geendigt zu sehen, und Wilhelm erwartete mit Verlangen, wie so viele Fäden teils neu geknüpft, teils aufgelöst und nun sein eignes Verhältnis auf die Zukunft bestimmt
10 werden sollte. Lothario begrüßte sie alle aufs beste; er war völlig wiederhergestellt und heiter, er hatte das Ansehen eines Mannes, der weiß, was er tun soll, und dem in allem, was er tun will, nichts im Wege steht.

Wilhelm konnte ihm seinen herzlichen Gruß nicht zurück-
15 geben. „Dies ist“, mußte er zu sich selbst sagen, „der Freund, der Geliebte, der Bräutigam Theresens, an dessen Statt du dich einzudrängen denkst. Glaubst du denn jemals einen solchen Eindruck auszulöschen oder zu verbannen?“—Wäre der Brief noch nicht fort gewesen, er hätte vielleicht nicht gewagt, ihn abzusen-
20 den. Glücklicherweise war der Wurf schon getan, vielleicht war Therese schon entschieden, nur die Entfernung deckte noch eine glückliche Vollendung mit ihrem Schleier. Gewinn und Verlust mußten sich bald entscheiden. Er suchte sich durch alle diese Betrachtungen zu beruhigen, und doch waren die Bewegungen
25 seines Herzens beinahe fieberhaft. Nur wenig Aufmerksamkeit konnte er auf das wichtige Geschäft wenden, woran gewissermaßen das Schicksal seines ganzen Vermögens hing. Ach! wie unbedeutend erscheint dem Menschen in leidenschaftlichen Augenblicken alles, was ihn umgibt, alles, was ihm angehört!

30 Zu seinem Glücke behandelte Lothario die Sache groß, und Werner mit Leichtigkeit. Dieser hatte bei seiner heftigen Begierde zum Erwerb eine lebhafteste Freude über den schönen Besitz, der

ihm oder vielmehr seinem Freunde werden sollte. Lothario von seiner Seite schien ganz andere Betrachtungen zu machen. „Ich kann mich nicht sowohl über einen Besitz freuen“, sagte er, „als über die Rechtmäßigkeit desselben.“

„Nun, beim Himmel!“ rief Werner, „wird denn dieser unser Besitz nicht rechtmäßig genug?“

„Nicht ganz!“ versetzte Lothario.

„Geben wir denn nicht unser bares Geld dafür?“

„Recht gut!“ sagte Lothario; „auch werden Sie dasjenige, was ich zu erinnern habe, vielleicht für einen leeren Skrupel 10 halten. Mir kommt kein Besitz ganz rechtmäßig, ganz rein vor, als der dem Staate seinen schuldigen Teil abträgt.“

„Wie?“ sagte Werner, „so wollten Sie also lieber, daß unsere frei gekauften Güter steuerbar wären?“

„Ja“, versetzte Lothario, „bis auf einen gewissen Grad; denn 15 durch diese Gleichheit mit allen übrigen Besitzungen entsteht ganz allein die Sicherheit des Besitzes. Was hat der Bauer in den neuern Zeiten, wo so viele Begriffe schwankend werden, für einen Hauptanlaß, den Besitz des Edelmanns für weniger gegründet anzusehen als den seinigen? Nur den, daß jener nicht belastet 20 ist und auf ihn lastet.“

„Wie wird es aber mit den Zinsen unseres Kapitals aussehen?“ versetzte Werner.

„Um nichts schlimmer“, sagte Lothario, „wenn uns der Staat gegen eine billige regelmäßige Abgabe das Lehns-^{Hofus-} 25 Pokus erlassen und uns mit unsern Gütern nach Belieben zu schalten erlauben wollte, daß wir sie nicht in so großen Massen zusammenhalten müßten, daß wir sie unter unsere Kinder gleicher verteilen könnten, um alle in eine lebhafteste freie Thätigkeit zu versetzen, statt ihnen nur die beschränkten und beschränkenden 30 Vorrechte zu hinterlassen, welche zu genießen wir immer die Geister unserer Vorfahren hervorrufen müssen. Wieviel glücklicher wären Männer und Frauen, wenn sie mit freien Augen umhersehen und bald ein würdiges Mädchen, bald einen treff-

lichen Jüngling ohne andere Rücksichten durch ihre Wahl erheben könnten. Der Staat würde mehr, vielleicht bessere Bürger haben und nicht so oft um Köpfe und Hände verlegen sein."

„Ich kann Sie versichern“, sagte Werner, „daß ich in meinem Leben nie an den Staat gedacht habe; meine Abgaben, Zölle und Geleite¹ habe ich nur so bezahlt, weil es einmal hergebracht ist.“

„Nun“, sagte Lothario, „ich hoffe Sie noch zum guten Patrioten zu machen; denn wie der nur ein guter Vater ist, der bei Tische erst seinen Kindern vorlegt, so ist der nur ein guter Bürger, der vor allen andern Ausgaben das, was er dem Staate zu entrichten hat, zurücklegt.“

Durch solche allgemeine Betrachtungen wurden ihre besondern Geschäfte nicht aufgehalten, vielmehr beschleunigt. Als sie ziemlich damit zu stande waren, sagte Lothario zu Wilhelm: „Ich muß Sie nun an einen Ort schicken, wo Sie nötiger sind als hier; meine Schwester läßt Sie ersuchen, sobald als möglich zu ihr zu kommen; die arme Mignon scheint sich zu verzehren, und man glaubt, Ihre Gegenwart könnte vielleicht noch dem Übel Einhalt tun. Meine Schwester schickte mir dieses Billett noch nach, woraus Sie sehen können, wieviel ihr daran gelegen ist.“ Lothario überreichte ihm ein Blättchen. Wilhelm, der schon in der größten Verlegenheit zugehört hatte, erkannte sogleich an diesen flüchtigen Bleistiftzügen die Hand der Gräfin und wußte nicht, was er antworten sollte.

„Nehmen Sie Felix mit“, sagte Lothario, „damit die Kinder sich untereinander aufheitern. Sie müßten morgen früh beizeiten weg; der Wagen meiner Schwester, in welchem meine Leute hergefahren sind, ist noch hier, ich gebe Ihnen Pferde bis auf halben Weg, dann nehmen Sie Post. Leben Sie recht wohl und richten viele Grüße von mir aus. Sagen Sie dabei meiner Schwester, ich werde sie bald wiedersehen, und sie soll sich überhaupt auf

¹ Soviel wie Geleitgelb, eine Abgabe der Reisenden, welche das Geleit des Landesherren in Anspruch nahmen.

einige Gäste vorbereiten. Der Freund unseres Großheims, der Marchese Cipriani, ist auf dem Wege, hierher zu kommen; er hoffte, den alten Mann noch am Leben anzutreffen, und sie wollten sich zusammen an der Erinnerung früherer Verhältnisse ergözen und sich ihrer gemeinsamen Kunstliebhaberei erfreuen. Der Marchese war viel jünger als mein Oheim und dankte ihm den besten Teil seiner Bildung; wir müssen alles ausbieten, um einigermaßen die Lücke auszufüllen, die er finden wird, und das wird am besten durch eine größere Gesellschaft geschehen.“

Lothario ging darauf mit dem Abbé in sein Zimmer, Jarno war vorher weggeritten; Wilhelm eilte auf seine Stube, er hatte niemand, dem er sich vertrauen, niemand, durch den er einen Schritt, vor dem er sich so sehr fürchtete, hätte abwenden können. Der kleine Diener kam und ersuchte ihn, einzupacken, weil sie noch diese Nacht ausbinden wollten, um mit Anbruch des Tages wegzufahren. Wilhelm wußte nicht, was er tun sollte; endlich rief er aus: „Du willst nur machen, daß du aus diesem Hause kommst; unterwegs überlegst du, was zu tun ist, und bleibst allenfalls auf der Hälfte des Weges liegen, schickst einen Boten zurück, schreibst, was du dir nicht zu sagen getraust, und dann mag werden, was will.“ Ungeachtet dieses Entschlusses brachte er eine schlaflose Nacht zu; nur ein Blick auf den so schön ruhenden Felix gab ihm einige Erquickung. „O!“ rief er aus, „wer weiß, was noch für Prüfungen auf mich warten, wer weiß, wie sehr mich begangene Fehler noch quälen, wie oft mir gute und vernünftige Pläne für die Zukunft mißlingen sollen! aber diesen Schatz, den ich einmal besitze, erhalte mir, du erbittliches oder unerbittliches Schicksal! Wäre es möglich, daß dieser beste Teil von mir selbst vor mir zerstört, daß dieses Herz von meinem Herzen gerissen werden könnte, so lebe wohl, Verstand und Vernunft, lebe wohl, jede Sorgfalt und Vorsicht, verschwinde, du Trieb zur Erhaltung! Alles, was uns vom Tiere unterscheidet, verliere sich! Und wenn es nicht erlaubt ist, seine traurigen Tage freiwillig zu endigen, so hebe ein frühzeitiger Wahnsinn

das Bewußtsein auf, ehe der Tod, der es auf immer zerstört, die lange Nacht herbeiführt!"

Er faßte den Knaben in seine Arme, küßte ihn, drückte ihn an sich und benetzte ihn mit reichlichen Tränen. Das Kind wachte auf; sein helles Auge, sein freundlicher Blick rührten den Vater aufs innigste. „Welche Szene steht mir bevor“, rief er aus, „wenn ich dich der schönen unglücklichen Gräfin vorstellen soll, wenn sie dich an ihren Busen drückt, den dein Vater so tief verletzt hat! Muß ich nicht fürchten, sie stößt dich wieder von sich mit einem Schrei, sobald deine Berührung ihren wahren oder eingebildeten Schmerz erneuert!“

Der Kutscher ließ ihm nicht Zeit, weiter zu denken oder zu wählen, er nötigte ihn vor Tage in den Wagen; nun wickelte er seinen Feliß wohl ein, der Morgen war kalt, aber heiter, das Kind sah zum erstenmal in seinem Leben die Sonne aufgehen. Sein Erstaunen über den ersten feurigen Blick, über die wachsende Gewalt des Lichts, seine Freude und seine wunderlichen Bemerkungen erfreuten den Vater und ließen ihn einen Blick in das Herz tun, vor welchem die Sonne wie über einem reinen stillen See emporsteigt und schwebt.

In einer kleinen Stadt spannte der Kutscher aus und ritt zurück. Wilhelm nahm sogleich ein Zimmer in Besitz und fragte sich nun, ob er bleiben oder vorwärts gehen sollte. In dieser Unentschlossenheit wagte er das Blättchen wieder hervorzunehmen, das er bisher nochmals anzusehen sich nicht getraut hatte; es enthielt folgende Worte: „Schicke mir Deinen jungen Freund ja bald! Mignon hat sich diese beiden letzten Tage eher verschlimmert. So traurig diese Gelegenheit ist, so soll mich's doch freuen, ihn kennen zu lernen.“

Die letzten Worte hatte Wilhelm beim ersten Blick nicht bemerkt. Er erschrak darüber und war sogleich entschieden, daß er nicht gehen wollte. „Wie?“ rief er aus, „Lothario, der das Verhältniß weiß, hat ihr nicht eröffnet, wer ich bin? Sie erwartet nicht mit geklecktem Gemüt einen Bekannten, den sie lieber nicht

wiederfähe, sie erwartet einen Fremden, und ich trete hinein! Ich sehe sie zurückschauern, ich sehe sie erröten! Nein, es ist mir unmöglich, dieser Scene entgegenzugehen." Soeben wurden die Pferde herausgeführt und eingespannt; Wilhelm war entschlossen, abzupacken und hier zu bleiben. Er war in der größten Bewegung. Als er ein Mädchen zur Treppe heraufkommen hörte, die ihm anzeigen wollte, daß alles fertig sei, sann er geschwind auf eine Ursache, die ihn hier zu bleiben nötigte, und seine Augen ruhten ohne Aufmerksamkeit auf dem Billet, das er in der Hand hielt. „Um Gotteswillen!“ rief er aus, „was ist das? Das ist nicht die Hand der Gräfin, es ist die Hand der Amazone!“

Das Mädchen trat herein, bat ihn, herunterzukommen und führte Felix mit sich fort. „Ist es möglich?“ rief er aus, „ist es wahr? was soll ich tun? bleiben und abwarten und aufklären? oder eilen? eilen und mich einer Entwicklung entgegenstürzen? Du bist auf dem Wege zu ihr, und kannst zaudern? Diesen Abend sollst du sie sehen, und willst dich freiwillig ins Gefängnis einsperren? Es ist ihre Hand, ja sie ist's! Diese Hand beruft dich, ihr Wagen ist angespannt, dich zu ihr zu führen, nun löst sich das Räthsel: Lothario hat zwei Schwestern. Er weiß mein Verhältnis zu der einen; wieviel ich der andern schuldig bin, ist ihm unbekannt. Auch sie weiß nicht, daß der verwundete Vagabund, der ihr, wo nicht sein Leben, doch seine Gesundheit verdankt, in dem Hause ihres Bruders so unverdient gütig aufgenommen worden ist.“

Felix, der sich unten im Wagen schaukelte, rief: „Vater, komm! o komm, sieh die schönen Wolken, die schönen Farben!“ — „Ja, ich komme“, rief Wilhelm, indem er die Treppe hinuntersprang, „und alle Erscheinungen des Himmels, die du gutes Kind noch sehr bewunderst, sind nichts gegen den Anblick, den ich erwarte.“

Im Wagen sitzend rief er nun alle Verhältnisse in sein Gedächtnis zurück. „So ist also auch diese Natalie die Freundin Theresens! Welch eine Entdeckung, welche Hoffnung und welche

Aussichten! Wie seltsam, daß die Furcht, von der einen Schwester reden zu hören, mir das Dasein der andern ganz und gar verbergen konnte!" Mit welcher Freude sah er seinen Felix an; er hoffte für den Knaben wie für sich die beste Aufnahme.

5 Der Abend kam heran, die Sonne war untergegangen, der Weg nicht der beste, der Postillon fuhr langsam; Felix war eingeschlafen, und neue Sorgen und Zweifel stiegen in dem Busen unseres Freundes auf. „Von welchem Wahn, von welchen Ein-
 10 fällen wirst du beherrscht!" sagte er zu sich selbst; „eine ungewisse Ähnlichkeit der Handschrift macht dich auf einmal sicher und gibt dir Gelegenheit, das wunderbarste Märchen auszudenten." Er nahm das Billett wieder vor, und bei dem abgehenden Tageslicht glaubte er wieder die Handschrift der Gräfin zu erkennen; seine Augen wollten im einzelnen nicht wiederfinden,
 15 was ihm sein Herz im ganzen auf einmal gesagt hatte. — „So ziehen dich denn doch diese Pferde zu einer schrecklichen Szene! Wer weiß, ob sie dich nicht in wenig Stunden schon wieder zurückführen werden? Und wenn du sie nur noch allein anträfest! aber vielleicht ist ihr Gemahl gegenwärtig, vielleicht die Baro-
 20 nesse! Wie verändert werde ich sie finden! Werde ich vor ihr auf den Füßen stehen können?"

Nur eine schwache Hoffnung, daß er seiner Amazone entgegengehe, konnte manchmal durch die trüben Vorstellungen durchblicken. Es war Nacht geworden, der Wagen rasselte in
 25 einen Hof hinein und hielt still; ein Bedienter mit einer Wachsfackel trat aus einem prächtigen Portal hervor und kam die breiten Stufen hinunter bis an den Wagen. „Sie werden schon lange erwartet", sagte er, indem er das Leder aufschlug. Wilhelm, nachdem er ausgestiegen war, nahm den schlafenden Felix
 30 auf den Arm, und der erste Bediente rief einem zweiten, der mit einem Lichte in der Türe stand: „Führe den Herrn gleich zur Baronesse."

Blickschnell fuhr Wilhelmen durch die Seele: „Welch ein Glück! es sei vorzüglich oder zufällig, die Baronesse ist hier! ich

soll sie zuerst sehen! wahrscheinlich schläft die Gräfin schon! Ihr guten Geister, helft, daß der Augenblick der größten Verlegenheit leidlich vorübergehe!"

Er trat in das Haus und fand sich an dem ernsthaftesten, seinem Gefühle nach dem heiligsten Orte, den er je betreten hatte. Eine herabhängende blendende Laterne erleuchtete eine breite, sanfte Treppe, die ihm entgegenstand und sich oben beim Umdenken in zwei Teile teilte. Marmorne Statuen und Büsten standen auf Piedestalen und in Nischen geordnet; einige schienen ihm bekannt. Jugendeindrücke verlöschen nicht, auch in ihren kleinsten Teilen. Er erkannte eine Muse, die seinem Großvater gehört hatte, zwar nicht an ihrer Gestalt und an ihrem Wert, doch an einem restaurierten Arme und an den neueingesehten Stücken des Gewandes. Es war, als wenn er ein Märchen erlebte. Das Kind ward ihm schwer; er zauderte auf den Stufen und kniete nieder, als ob er es bequemer fassen wollte. Eigentlich aber bedurfte er einer augenblicklichen Erholung. Er konnte kaum sich wieder aufheben. Der vorleuchtende Bediente wollte ihm das Kind abnehmen, er konnte es nicht von sich lassen. Darauf trat er in den Vorjaal, und zu seinem noch größern Erstaunen erblickte er das wohlbekannteste Bild vom kranken Königsjohn an der Wand. Er hatte kaum Zeit, einen Blick darauf zu werfen, der Bediente nötigte ihn durch ein paar Zimmer in ein Kabinett. Dort, hinter einem Lichtschirme, der sie beschattete, saß ein Frauenzimmer und las. „O, daß sie es wäre!“ sagte er zu sich selbst in diesem entscheidenden Augenblick. Er setzte das Kind nieder, das aufzuwachen schien, und dachte sich der Dame zu nähern, aber das Kind sank schlaftrunken zusammen, das Frauenzimmer stand auf und kam ihm entgegen. Die Amazone war's! er konnte sich nicht halten, stürzte auf seine Knie und rief aus: „Sie ist's!“ Er faßte ihre Hand und küßte sie mit unendlichem Entzücken. Das Kind lag zwischen ihnen beiden auf dem Teppich und schlief sanft.

Felix ward auf das Kanapee gebracht, Natalie setzte sich zu

ihm, sie hieß Wilhelmen auf den Sessel sitzen, der zunächst dabei stand. Sie bot ihm einige Erfrischungen an, die er ausschlug, indem er nur beschäftigt war, sich zu versichern, daß sie es sei, und ihre, durch den Lichtschirm beschatteten Züge genau wieder-
 5 zusehen und sicher wiederzuerkennen. Sie erzählte ihm von Mignons Krankheit im allgemeinen, daß das Kind von wenigen tiefen Empfindungen nach und nach aufgezehrt werde, daß es bei seiner großen Reizbarkeit, die es verberge, von einem Krampf an seinem armen Herzen oft heftig und gefährlich leide, daß
 10 dieses erste Organ des Lebens bei unvermuteten Gemütsbewegungen manchmal plötzlich stille stehe, und keine Spur der heilsamen Lebensregung in dem Busen des guten Kindes gefühlt werden könne. Sei dieser ängstliche Krampf vorbei, so äußere sich die Kraft der Natur wieder in gewaltthamen Pulsen und
 15 ängstige das Kind nunmehr durch Übermaß, wie es vorher durch Mangel gelitten habe.

Wilhelm erinnerte sich einer solchen krampfhaften Szene, und Natalie bezog sich auf den Arzt, der weiter mit ihm über die Sache sprechen und die Ursache, warum man den Freund
 20 und Wohltäter des Kindes gegenwärtig herbeigerufen, umständlicher vorlegen würde. „Eine sonderbare Veränderung“, fuhr Natalie fort, „werden Sie an ihr finden; sie geht nunmehr in Frauenkleidern, vor denen sie sonst einen so großen Abscheu zu haben schien.“

25 „Wie haben Sie das erreicht?“ fragte Wilhelm.

„Wenn es wünschenswert war, so sind wir es nur dem Zufall schuldig. Hören Sie, wie es zugegangen ist. Sie wissen vielleicht, daß ich immer eine Anzahl junger Mädchen um mich habe, deren Gesinnungen ich, indem sie neben mir aufwachsen,
 30 zum Guten und Rechten zu bilden wünsche. Aus meinem Munde hören sie nichts, als was ich selber für wahr halte, doch kann ich und will ich nicht hindern, daß sie nicht auch von andern manches vernehmen, was als Irrtum, als Vorurteil in der Welt gäng und gäbe ist. Fragen sie mich darüber, so suche

ich, soviel nur möglich ist, jene fremden ungehörigen Begriffe irgendwo an einen richtigen anzuknüpfen, um sie dadurch, wo nicht nützlich, doch unschädlich zu machen. Schon seit einiger Zeit hatten meine Mädchen aus dem Munde der Bauernkinder gar manches von Engeln, vom Knechte Ruprecht, vom heiligen Christe 5 vernommen, die zu gewissen Zeiten in Person erscheinen, gute Kinder beschenken und unartige bestrafen sollten. Sie hatten eine Vermutung, daß es verkleidete Personen sein müßten, worin ich sie denn auch bestärkte und, ohne mich viel auf Deutungen einzulassen, mir vornahm, ihnen bei der ersten Gelegenheit ein 10 solches Schauspiel zu geben. Es fand sich eben, daß der Geburtstag von Zwillingsschweflern, die sich immer sehr gut betragen hatten, nahe war; ich versprach, daß ihnen diesmal ein Engel die kleinen Geschenke bringen sollte, die sie so wohl verdient hätten. Sie waren äußerst gespannt auf diese Erscheinung. 15 Ich hatte mir Mignon zu dieser Rolle ausgesucht, und sie ward an dem bestimmten Tage in ein langes, leichtes, weißes Gewand anständig gekleidet. Es fehlte nicht an einem goldenen Gürtel um die Brust und an einem gleichen Diadem in den Haaren. Anfangs wollte ich die Flügel weglassen, doch bestanden die 20 Frauenzimmer, die sie anpukten, auf ein Paar großer goldner Schwingen, an denen sie recht ihre Kunst zeigen wollten. So trat, mit einer Lilie in der einen Hand und mit einem Körbchen in der andern, die wunderfame Erscheinung in die Mitte der Mädchen und überraschte mich selbst. ‚Da kommt der Engel!‘ 25 sagte ich. Die Kinder traten alle wie zurück; endlich riefen sie aus: ‚Es ist Mignon!‘ und getrauten sich doch nicht, dem wunderfamen Bilde näher zu treten.

„Hier sind eure Gaben“, sagte sie und reichte das Körbchen hin. Man versammelte sich um sie, man betrachtete, man be- 30 fühlte, man befragte sie.

„Bist du ein Engel?“ fragte das eine Kind.

„Ich wollte, ich wär' es“, versetzte Mignon.

„Warum trägst du eine Lilie?“

„So rein und offen sollte mein Herz sein, dann wär' ich glücklich.“

„Wie ist's mit den Flügeln? Laß sie sehen!“

„Sie stellen schönere vor, die noch nicht entfaltet sind.“

5 „Und so antwortete sie bedeutend auf jede unschuldige, leichte Frage. Als die Neugierde der kleinen Gesellschaft befriedigt war und der Eindruck dieser Erscheinung stumpf zu werden anfing, wollte man sie wieder auskleiden. Sie verwehrte es, nahm ihre Bithen, setzte sich hier auf diesen hohen Schreibtisch hinauf und
10 sang ein Lied mit unglaublicher Anmut.

„So laßt mich scheinen, bis ich werde;

Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!

Ich eile von der schönen Erde

Sinab in jenes feste Haus.

15 „Dort ruh' ich eine kleine Stille,

Dann öffnet sich der frische Blick,

Ich lasse dann die reine Hülle,

Den Gürtel und den Kranz zurüd.

20 „Und jene himmlischen Gestalten,

Sie fragen nicht nach Mann und Weib,

Und keine Kleider, keine Falten

Umgeben den verklärten Leib.

25 „Zwar lebt' ich ohne Sorg' und Mühe,

Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genug;

Vor Kummer altert' ich zu frühe;

Macht mich auf ewig wieder jung!“

„Ich entschloß mich sogleich“, fuhr Natalie fort, „ihr das Kleid zu lassen, und ihr noch einige der Art anzuschaffen, in denen sie nun auch geht, und in denen, wie es mir scheint, ihr
30 Wesen einen ganz andern Ausdruck hat.“

Da es schon spät war, entließ Natalie den Ankömmling, der nicht ohne einige Bangigkeit sich von ihr trennte. „Ist sie verheiratet oder nicht?“ dachte er bei sich selbst. Er hatte gefürchtet, so oft sich etwas regte, eine Thüre möchte sich aufthun

und der Gemahl hereintreten. Der Bediente, der ihn in sein Zimmer einließ, entfernte sich schneller, als er Mut gefaßt hatte, nach diesem Verhältnis zu fragen. Die Unruhe hielt ihn noch eine Zeitlang wach, und er beschäftigte sich, das Bild der Amazonen mit dem Bilde seiner neuen gegenwärtigen Freundin zu vergleichen. Sie wollten noch nicht miteinander zusammenfließen; jenes hatte er sich gleichsam geschaffen, und dieses schien fast ihn umschaffen zu wollen.

Drittes Kapitel.

Den andern Morgen, da noch alles still und ruhig war, ging er, sich im Hause umzusehen. Es war die reinste, schönste, würdigste Baukunst, die er gesehen hatte. „Ist doch wahre Kunst“, rief er aus, „wie gute Gesellschaft; sie nötigt uns auf die angenehmste Weise, das Maß zu erkennen, nach dem und zu dem unser Innerstes gebildet ist.“ Unglaublich angenehm war der Eindruck, den die Statuen und Büsten seines Großvaters auf ihn machten. Mit Verlangen eilte er dem Bilde vom kranken Königssohn entgegen, und noch immer fand er es reizend und rührend. Der Bediente öffnete ihm verschiedene andere Zimmer; er fand eine Bibliothek, eine Naturaliensammlung, ein physikalisches Kabinett. Er fühlte sich so fremd vor allen diesen Gegenständen. Felix war indessen erwacht und ihm nachgesprungen; der Gedanke, wie und wann er Theresens Brief erhalten werde, machte ihm Sorge; er fürchtete sich vor dem Anblick Mignons, gewissermaßen vor dem Anblick Nataliens. Wie ungleich war sein gegenwärtiger Zustand mit jenen Augenblicken, als er den Brief an Theresen gesiegelt hatte, und mit frohem Mut sich ganz einem so edlen Wesen hingab.

Natalie ließ ihn zum Frühstück einladen. Er trat in ein Zimmer, in welchem verschiedene reinlich gekleidete Mädchen, alle, wie es schien, unter zehn Jahren, einen Tisch zurechte machten, indem eine ältliche Person verschiedene Arten von Getränken hereinbrachte.

Wilhelm beschaute ein Bild, das über dem Kanapee hing, mit Aufmerksamkeit; er mußte es für das Bild Nataliens erkennen, so wenig es ihm genug tun wollte. Natalie trat herein, und die Ähnlichkeit schien ganz zu verschwinden. Zu seinem
5 Troste hatte es ein Ordenskreuz an der Brust, und er sah ein gleiches an der Brust Nataliens.

„Ich habe das Porträt hier angesehen“, sagte er zu ihr, „und mich verwundert, wie ein Maler zugleich so wahr und so
10 falsch sein kann. Das Bild gleicht Ihnen im allgemeinen recht sehr gut, und doch sind es weder Ihre Züge noch Ihr Charakter.“

„Es ist vielmehr zu verwundern“, versetzte Natalie, „daß es so viel Ähnlichkeit hat; denn es ist gar mein Bild nicht; es ist das Bild einer Tante, die mir noch in ihrem Alter gleich, da ich
15 erst ein Kind war. Es ist gemalt, als sie ungefähr meine Jahre hatte, und beim ersten Anblick glaubt jedermann mich zu sehen. Sie hätten diese treffliche Person kennen sollen. Ich bin ihr so viel schuldig. Eine sehr schwache Gesundheit, vielleicht zu viel Be-
20 schäftigung mit sich selbst, und dabei eine sittliche und religiöse Ängstlichkeit ließen sie das der Welt nicht sein, was sie unter andern Umständen hätte werden können. Sie war ein Licht, das nur wenigen Freunden und mir besonders leuchtete.“

„Wäre es möglich“, versetzte Wilhelm, der sich einen Augenblick besonnen hatte, indem nun auf einmal so vielerlei Umstände ihm zusammentreffend erschienen, „wäre es möglich, daß jene
25 schöne, herrliche Seele, deren stille Bekenntnisse auch mir mitgeteilt worden sind, Ihre Tante sei?“

„Sie haben das Heft gelesen?“ fragte Natalie.

„Ja!“ versetzte Wilhelm, „mit der größten Teilnahme und nicht ohne Wirkung auf mein ganzes Leben. Was mir am
30 meisten aus dieser Schrift entgegenleuchtete, war, ich möchte so sagen, die Reinlichkeit des Daseins, nicht allein ihrer selbst, sondern auch alles dessen, was sie ungab, diese Selbstständigkeit ihrer Natur und die Unmöglichkeit, etwas in sich aufzunehmen, was mit der edlen, liebevollen Stimmung nicht harmonisch war.“

„So sind Sie“, versetzte Natalie, „billiger, ja ich darf wohl sagen, gerechter gegen diese schöne Natur als manche anderen, denen man auch dieses Manuscript mitgeteilt hat. Jeder gebildete Mensch weiß, wie sehr er an sich und andern mit einer gewissen Roheit zu kämpfen hat, wieviel ihn seine Bildung 5 kostet, und wie sehr er doch in gewissen Fällen nur an sich selbst denkt und vergißt, was er andern schuldig ist. Wie oft macht der gute Mensch sich Vorwürfe, daß er nicht zart genug gehandelt habe; und doch, wenn nun eine schöne Natur sich allzu zart, sich allzu gewissenhaft bildet, ja, wenn man will, sich überbildet, 10 für diese scheint keine Duldung, keine Rücksicht in der Welt zu sein. Dennoch sind die Menschen dieser Art außer uns, was die Ideale im Innern sind, Vorbilder, nicht zum Nachahmen, sondern zum Nachstreben. Man lacht über die Reinlichkeit der Holländerinnen, aber wäre Freundin Therese, was sie ist, wenn 15 ihr nicht eine ähnliche Idee in ihrem Hauswesen immer vorschwebte?“

„So finde ich also“, rief Wilhelm aus, „in Theresens Freundin jene Natalie vor mir, an welcher das Herz jener köstlichen Verwandten hing, jene Natalie, die von Jugend an so 20 teilnehmend, so liebevoll und hülfreich war! Nur aus einem solchen Geschlecht konnte eine solche Natur entstehen! Welch' eine Aussicht eröffnet sich vor mir, da ich auf einmal Ihre Voreltern und den ganzen Kreis, dem Sie angehören, überschau!“

„Ja!“ versetzte Natalie, „Sie könnten in einem gewissen 25 Sinne nicht besser von uns unterrichtet sein, als durch den Aufsatz unserer Tante; freilich hat ihre Neigung zu mir sie zu viel Gutes von dem Kinde sagen lassen. Wenn man von einem Kinde redet, spricht man niemals den Gegenstand, immer nur seine Hoffnungen aus.“ 30

Wilhelm hatte indessen schnell überdacht, daß er nun auch von Lotharios Herkunft und früher Jugend unterrichtet sei; die schöne Gräfin erschien ihm als Kind mit den Perlen ihrer Tante um den Hals; auch er war diesen Perlen so nahe gewesen, als

ihre zarten, liebevollen Lippen sich zu den seinigen herunterneigten; er suchte diese schönen Erinnerungen durch andere Gedanken zu entfernen. Er lief die Bekanntschaften durch, die ihm jene Schrift verschafft hatte. „So bin ich denn“, rief er aus, „in dem Hause des würdigen Oheims! Es ist kein Haus, es ist ein Tempel, und Sie sind die würdige Priesterin, ja der Genius selbst; ich werde mich des Eindrucks von gestern abend zeitlebens erinnern, als ich hereintrat und die alten Kunstbilder der frühesten Jugend wieder vor mir standen. Ich erinnerte mich der mitleidigen Marmorbilder in Mignons Lieb; aber diese Bilder hatten über mich nicht zu trauern, sie sahen mich mit hohem Ernst an und schlossen meine früheste Zeit unmittelbar an diesen Augenblick. Diesen unsern alten Familienschatz, diese Lebensfreude meines Großvaters, finde ich hier zwischen so vielen andern würdigen Kunstwerken aufgestellt, und mich, den die Natur zum Liebling dieses guten alten Mannes gemacht hatte, mich Unwürdigen finde ich nun auch hier, o Gott! in welchen Verbindungen, in welcher Gesellschaft!“

Die weibliche Jugend hatte nach und nach das Zimmer verlassen, um ihren kleinen Beschäftigungen nachzugehen. Wilhelm, der mit Natalien allein geblieben war, mußte ihr seine letzten Worte deutlicher erklären. Die Entdeckung, daß ein schätzbarer Teil der aufgestellten Kunstwerke seinem Großvater angehört hatte, gab eine sehr heitere, gesellige Stimmung. So wie er durch jenes Manuscript mit dem Hause bekannt worden war, so fand er sich nun auch gleichsam in seinem Erbtheile wieder. Nun wünschte er Mignon zu sehen; die Freundin bat ihn, sich noch so lange zu gedulden, bis der Arzt, der in die Nachbarschaft gerufen worden, wieder zurückkäme. Man kann leicht denken, daß es derselbe kleine tätige Mann war, den wir schon kennen, und dessen auch die Bekenntnisse einer schönen Seele erwähnten.

„Da ich mich“, fuhr Wilhelm fort, „mitten in jenem Familienkreis befinde, so ist ja wohl der Abbé, dessen jene Schrift erwähnt, auch der wunderbare, unerklärliche Mann, den ich in

dem Hause Ihres Bruders nach den seltsamsten Ereignissen wiedergefunden habe? Vielleicht geben Sie mir einige nähere Aufschlüsse über ihn?"

Natalie versetzte: „Über ihn wäre vieles zu sagen; wovon ich am genauesten unterrichtet bin, ist der Einfluß, den er auf unsere Erziehung gehabt hat. Er war, wenigstens eine Zeitlang, überzeugt, daß die Erziehung sich nur an die Neigung anschließen müsse; wie er jetzt denkt, kann ich nicht sagen. Er behauptete: das erste und letzte am Menschen sei Tätigkeit, und man könne nichts tun, ohne die Anlage dazu zu haben, ohne den Instinkt, der uns dazu treibe. „Man gibt zu“, pflegte er zu sagen, „daß Poeten geboren werden, man gibt es bei allen Künsten zu, weil man muß, und weil jene Wirkungen der menschlichen Natur kaum scheinbar nachgeäfft werden können; aber wenn man es genau betrachtet, so wird jede, auch nur die geringste Fähigkeit uns angeboren, und es gibt keine unbestimmte Fähigkeit. Nur unsere zweideutige, zerstreute Erziehung macht die Menschen ungewiß; sie erregt Wünsche, statt Triebe zu beleben, und anstatt den wirklichen Anlagen aufzuhelfen, richtet sie das Streben nach Gegenständen, die so oft mit der Natur, die sich nach ihnen bemüht, nicht übereinstimmen. Ein Kind, ein junger Mensch, die auf ihrem eigenen Wege irrequieren, sind mir lieber als manche, die auf fremdem Wege recht wandeln. Finden jene, entweder durch sich selbst oder durch Anleitung, den rechten Weg, das ist den, der ihrer Natur gemäß ist, so werden sie ihn nie verlassen, anstatt daß diese jeden Augenblick in Gefahr sind, ein fremdes Joch abzuschütteln und sich einer unbedingten Freiheit zu übergeben.“

„Es ist sonderbar“, sagte Wilhelm, „daß dieser merkwürdige Mann auch an mir teilgenommen und mich, wie es scheint, nach seiner Weise, wo nicht geleitet, doch wenigstens eine Zeitlang in meinen Irrtümern gestärkt hat. Wie er es künftig beantworten will, daß er in Verbindung mit mehreren mich gleichsam zum besten hatte, muß ich wohl mit Geduld erwarten.“

„Ich habe mich nicht über diese Grille, wenn sie eine ist, zu beklagen“, sagte Natalie, „denn ich bin freilich unter meinen Geschwistern am besten dabei gefahren. Auch seh' ich nicht, wie mein Bruder Lothario hätte schöner ausgebildet werden können; nur hätte vielleicht meine gute Schwester, die Gräfin, anders
5 behandelt werden sollen, vielleicht hätte man ihrer Natur etwas mehr Ernst und Stärke einflößen können. Was aus Bruder Friedrich werden soll, läßt sich gar nicht denken; ich fürchte, er wird das Opfer dieser pädagogischen Versuche werden.“

10 „Sie haben noch einen Bruder?“ rief Wilhelm.

„Ja!“ versetzte Natalie, „und zwar eine sehr lustige, leichtfertige Natur, und da man ihn nicht abgehalten hatte, in der Welt herumzufahren, so weiß ich nicht, was aus diesem losen, lockern Wesen werden soll. Ich habe ihn seit langer Zeit nicht
15 gesehen. Das einzige beruhigt mich, daß der Abbé und überhaupt die Gesellschaft meines Bruders jederzeit unterrichtet sind, wo er sich aufhält, und was er treibt.“

Wilhelm war eben im Begriff, Nataliens Gedanken sowohl über diese Paradoxen zu erforschen, als auch über die geheimnisvolle Gesellschaft von ihr Aufschlüsse zu begehren, als der Medicus hereintrat und nach dem ersten Willkommen sogleich von Mignons Zustande zu sprechen anfieng.
20

Natalie, die darauf den Felix bei der Hand nahm, sagte, sie wolle ihn zu Mignon führen und das Kind auf die Erscheinung
25 seines Freundes vorbereiten.

Der Arzt war nunmehr mit Wilhelm allein und fuhr fort: „Ich habe Ihnen wunderbare Dinge zu erzählen, die Sie kaum vermuten. Natalie läßt uns Raum, damit wir freier von Dingen sprechen können, die, ob ich sie gleich nur durch sie selbst erfahren
30 konnte, doch in ihrer Gegenwart so frei nicht abgehandelt werden dürften. Die sonderbare Natur des guten Kindes, von dem jetzt die Rede ist, besteht beinah' nur aus einer tiefen Sehnsucht; das Verlangen, ihr Vaterland wiederzusehen, und das Verlangen nach Ihnen, mein Freund, ist, möchte ich fast sagen, das einzige

Irdische an ihr; beides greift nur in eine unendliche Ferne, beide Gegenstände liegen unerreichbar vor diesem einzigen Gemüth. Sie mag in der Gegend von Mailand zu Hause sein, und ist in sehr früher Jugend durch eine Gesellschaft Seiltänzer ihren Eltern entführt worden. Näheres kann man von ihr nicht erfahren, 5
 teils weil sie zu jung war, um Ort und Namen genau angeben zu können, besonders aber, weil sie einen Schwur getan hat, keinem Lebendigen Menschen ihre Wohnung und Herkunft näher zu bezeichnen. Denn eben jene Leute, die sie in der Irre fanden, und denen sie ihre Wohnung so genau beschrieb, mit so dringenden 10
 Bitten, sie nach Hause zu führen, nahmen sie nur desto eiliger mit sich fort und scherzten nachts in der Herberge, da sie glaubten, das Kind schlafe schon, über den guten Fang und beteuerten, daß es den Weg zurück nicht wieder finden sollte. Da 15
 überfiel das arme Geschöpf eine gräßliche Verzweiflung, in der ihm zuletzt die Mutter Gottes erschien und es versicherte, daß sie sich seiner annehmen wolle. Es schwur darauf bei sich selbst einen heiligen Eid, daß sie künftig niemand mehr vertrauen, niemand ihre Geschichte erzählen und in der Hoffnung einer unmittelbaren göttlichen Hülfe leben und sterben wolle. Selbst 20
 dieses, was ich Ihnen hier erzähle, hat sie Katalien nicht ausdrücklich vertraut; unsere werthe Freundin hat es aus einzelnen Äußerungen, aus Liedern und kindlichen Unbesonnenheiten, die gerade das verraten, was sie verschweigen wollen, zusammen-
 gereiht.“ 25

Wilhelm konnte sich nunmehr manches Lied, manches Wort dieses guten Kindes erklären. Er bat seinen Freund aufs dringendste, ihm ja nichts vorzuenthalten, was ihm von den sonderbaren Gesängen und Bekenntnissen des einzigen Wesens bekannt worden sei. 30

„O!“ sagte der Arzt, „bereiten Sie sich auf ein sonderbares Bekenntnis, auf eine Geschichte, an der Sie, ohne sich zu erinnern, viel Anteil haben, die, wie ich fürchte, für Tod und Leben dieses guten Geschöpfs entscheidend ist.“

„Lassen Sie mich hören“, versetzte Wilhelm, „ich bin äußerst ungeduldig.“

„Erinnern Sie sich“, sagte der Arzt, „eines geheimen nächtlichen weiblichen Besuchs nach der Aufführung des ‚Hamlets‘?“

5 „Ja, ich erinnere mich dessen wohl!“ rief Wilhelm bechämt, „aber ich glaubte nicht, in diesem Augenblick daran erinnert zu werden.“

„Wissen Sie, wer es war?“

10 „Nein! Sie erschrecken mich! ums Himmels willen, doch nicht Mignon? Wer war's? Sagen Sie mir's!“

„Ich weiß es selbst nicht.“

„Also nicht Mignon?“

15 „Nein, gewiß nicht! aber Mignon war im Begriff, sich zu Ihnen zu schleichen, und mußte aus einem Winkel mit Entsetzen sehen, daß eine Nebenbuhlerin ihr zuvorkam.“

„Eine Nebenbuhlerin!“ rief Wilhelm aus, „reden Sie weiter! Sie verwirren mich ganz und gar.“

20 „Sei'n Sie froh“, sagte der Arzt, „daß Sie diese Resultate so schnell von mir erfahren können. Natalie und ich, die wir doch nur einen entferntern Anteil nehmen, wir waren genug gequält, bis wir den verworrenen Zustand dieses guten Wesens, dem wir zu helfen wünschten, nur so deutlich einsehen konnten. Durch leichtsinnige Reden Philinens und der andern Mädchen, durch ein gewisses Liedchen aufmerksam gemacht, war ihr der Gedanke so
25 reizend geworden, eine Nacht bei dem Geliebten zuzubringen, ohne daß sie dabei etwas weiter als eine vertrauliche, glückliche Ruhe zu denken wußte. Die Neigung für Sie, mein Freund, war in dem guten Herzen schon lebhaft und gewaltig, in Ihren Armen hatte das gute Kind schon von manchem Schmerz aus-
30 geruht, sie wünschte sich nun dieses Glück in seiner ganzen Fülle. Bald nahm sie sich vor, Sie freundlich darum zu bitten, bald hielt sie ein heimlicher Schauder wieder davon zurück. Endlich gab ihr der lustige Abend und die Stimmung des häufig genossenen Weins den Mut, das Wagesstück zu versuchen und sich jene

Nacht bei Ihnen einzuschleichen. Schon war sie vorausgelaufen, um sich in der unverschlossenen Stube zu verbergen, allein als sie eben die Treppe hinaufgekommen war, hörte sie ein Geräusch; sie verbarg sich und sah ein weißes weibliches Wesen in Ihr Zimmer schleichen. Sie kamen selbst bald darauf, und sie hörte 5 den großen Riegel zuschieben.

„Mignon empfand unerhörte Qual, alle die heftigen Empfindungen einer leidenschaftlichen Eifersucht mischten sich zu dem unerkannten Verlangen einer dunkeln Begierde und griffen die halbentwickelte Natur gewaltsam an. Ihr Herz, das bisher 10 vor Sehnsucht und Erwartung lebhaft geschlagen hatte, fing auf einmal an zu stocken und drückte wie eine bleierne Last ihren Busen, sie konnte nicht zu Atem kommen, sie wußte sich nicht zu helfen, sie hörte die Harfe des Alten, eilte zu ihm unter das Dach und brachte die Nacht zu seinen Füßen unter entsetzlichen 15 Zuckungen hin.“

Der Arzt hielt einen Augenblick inne, und da Wilhelm stille schwieg, fuhr er fort: „Natalie hat mir versichert, es habe sie in ihrem Leben nichts so erschreckt und angegriffen als der Zustand des Kindes bei dieser Erzählung; ja unsere edle Freundin machte 20 sich Vorwürfe, daß sie durch ihre Fragen und Anleitungen diese Bekenntnisse hervorgehört und durch die Erinnerung die lebhaften Schmerzen des guten Mädchens so grausam erneuert habe.

„Das gute Geschöpf“, so erzählte mir Natalie, „war kaum auf diesem Punkte seiner Erzählung oder vielmehr seiner Ant- 25 worten auf meine steigenden Fragen, als es auf einmal vor mir niederstürzte und mit der Hand am Busen über den wiederkehrenden Schmerz jener schrecklichen Nacht sich beklagte. Es wand sich wie ein Wurm an der Erde, und ich mußte alle meine Fassung zusammennehmen, um die Mittel, die mir für Geist und 30 Körper unter diesen Umständen bekannt waren, zu denken und anzuwenden.“

„Sie setzen mich in eine bängliche Lage“, rief Wilhelm, „indem Sie mich eben im Augenblicke, da ich das liebe Geschöpf

wiedersehen soll, mein vielfaches Unrecht gegen dasselbe so lebhaft fühlen lassen. Soll ich sie sehen, warum nehmen Sie mir den Mut, ihr mit Freiheit entgegenzutreten? Und soll ich Ihnen gestehen, da ihr Gemüt so gestimmt ist, so seh' ich nicht ein, was meine Gegenwart helfen soll? Sind Sie als Arzt überzeugt, daß jene doppelte Sehnsucht ihre Natur so weit untergraben hat, daß sie sich vom Leben abzuschneiden droht, warum soll ich durch meine Gegenwart ihre Schmerzen erneuern und vielleicht ihr Ende beschleunigen?"

10 „Mein Freund“, versetzte der Arzt, „wo wir nicht helfen können, sind wir doch schuldig zu lindern, und wie sehr die Gegenwart eines geliebten Gegenstandes der Einbildungskraft ihre zerstörende Gewalt nimmt und die Sehnsucht in ein ruhiges Schauen verwandelt, davon habe ich die wichtigsten Beispiele.
15 Alles mit Maß und Ziel! Denn ebenso kann die Gegenwart eine verlöschende Leidenschaft wieder ansachen. Sehen Sie das gute Kind, betragen Sie sich freundlich, und lassen Sie uns abwarten, was daraus entsteht.“

Natalie kam eben zurück und verlangte, daß Wilhelm ihr zu
20 Mignon folgen sollte. „Sie scheint mit Felix ganz glücklich zu sein und wird den Freund, hoffe ich, gut empfangen.“ Wilhelm folgte nicht ohne einiges Widerstreben; er war tief gerührt von dem, was er vernommen hatte, und fürchtete eine leidenschaftliche Szene. Als er hereintrat, ergab sich gerade das Gegenteil.

25 Mignon im langen weißen Frauengewande, theils mit lockigen, theils aufgebundenen, reichen, braunen Haaren, saß, hatte Felix auf dem Schoße und drückte ihn an ihr Herz; sie sah völlig aus wie ein abgeschiedner Geist, und der Knabe wie das Leben selbst; es schien, als wenn Himmel und Erde sich umarmten.
30 Sie reichte Wilhelm lächelnd die Hand und sagte: „Ich danke dir, daß du mir das Kind wiederbringst; sie hatten ihn, Gott weiß wie, entführt, und ich konnte nicht leben zeither. Solange mein Herz auf der Erde noch etwas bedarf, soll dieser die Lücke ausfüllen.“

Die Ruhe, womit Mignon ihren Freund empfangen hatte, verfezte die Gesellschaft in große Zufriedenheit. Der Arzt verlangte, daß Wilhelm sie öfters sehen, und daß man sie sowohl körperlich als geistig im Gleichgewicht erhalten sollte. Er selbst entfernte sich und versprach, in kurzer Zeit wiederzukommen. 5

Wilhelm konnte nun Natalien in ihrem Kreise beobachten; man hätte sich nichts Besseres gewünscht, als neben ihr zu leben. Ihre Gegenwart hatte den reinsten Einfluß auf junge Mädchen und Frauenzimmer von verschiedenem Alter, die theils in ihrem Hause wohnten, theils aus der Nachbarschaft sie mehr oder weniger zu besuchen kamen. 10

„Der Gang Ihres Lebens“, sagte Wilhelm einmal zu ihr, „ist wohl immer sehr gleich gewesen? denn die Schilderung, die Ihre Tante von Ihnen als Kind macht, scheint, wenn ich nicht irre, noch immer zu passen. Sie haben sich, man fühlt es Ihnen wohl an, nie verwirrt. Sie waren nie genötigt, einen Schritt zurückzutun.“ 15

„Das bin ich meinem Oheim und dem Abbé schuldig“, verfezte Natalie, „die meine Eigenheiten so gut zu beurteilen wußten. Ich erinnere mich von Jugend an kaum eines lebhaftern Ein- 20 drucks, als daß ich überall die Bedürfnisse der Menschen sah und ein unüberwindliches Verlangen empfand, sie auszugleichen. Das Kind, das noch nicht auf seinen Füßen stehen konnte, der Alte, der sich nicht mehr auf den seinigen erhielt, das Verlangen einer reichen Familie nach Kindern, die Unfähigkeit einer armen, die ihrigen zu erhalten, jedes stille Verlangen nach einem Ge- 25 werbe, den Trieb zu einem Talente, die Anlagen zu hundert kleinen notwendigen Fähigkeiten, diese überall zu entdecken, schien mein Auge von der Natur bestimmt. Ich sah, worauf mich niemand aufmerksam gemacht hatte; ich schien aber auch nur ge- 30 boren, um das zu sehen. Die Reize der leblosen Natur, für die so viele Menschen äußerst empfänglich sind, hatten keine Wirkung auf mich, beinah' noch weniger die Reize der Kunst; meine angenehmste Empfindung war und ist es noch, wenn sich mir ein

Mangel, ein Bedürfnis in der Welt darstellte, sogleich im Geiste einen Ersatz, ein Mittel, eine Hilfe aufzufinden.

„Sah ich einen Armen in Lumpen, so fielen mir die überflüssigen Kleider ein, die ich in den Schränken der Meinigen
 5 hatte hängen sehen; sah ich Kinder, die sich ohne Sorgfalt und ohne Pflege verzehrten, so erinnerte ich mich dieser oder jener Frau, der ich bei Reichtum und Bequemlichkeit Langeweile abgemerkt hatte; sah ich viele Menschen in einem engen Raume eingesperrt, so dachte ich, sie müßten in die großen Zimmer
 10 mancher Häuser und Paläste einquartiert werden. Diese Art zu sehen, war bei mir ganz natürlich, ohne die mindeste Reflexion, so daß ich darüber als Kind das wunderbarste Zeug von der Welt machte und mehr als einmal durch die sonderbarsten Anträge die Menschen in Verlegenheit setzte. Noch eine Eigenheit
 15 war es, daß ich das Geld nur mit Mühe und spät als ein Mittel, die Bedürfnisse zu befriedigen, ansehen konnte; alle meine Wohltaten bestanden in Naturalien, und ich weiß, daß oft genug über mich gelacht worden ist. Nur der Abbé schien mich zu verstehen, er kam mir überall entgegen, er machte mich mit mir
 20 selbst, mit diesen Wünschen und Neigungen bekannt und lehrte mich, sie zweckmäßig befriedigen.“

„Haben Sie denn“, fragte Wilhelm, „bei der Erziehung Ihrer kleinen weiblichen Welt auch die Grundsätze jener sonderbaren Männer angenommen? Lassen Sie denn auch jede Natur
 25 sich selbst ausbilden? Lassen Sie denn auch die Ihrigen suchen und irren, Mißgriffe tun, sich glücklich am Ziele finden oder unglücklich in die Irre verlieren?“

„Nein!“ sagte Natalie, „diese Art, mit Menschen zu handeln, würde ganz gegen meine Gesinnungen sein. Wer nicht im Augenblick hilft, scheint mir nie zu helfen; wer nicht im Augenblicke Rat gibt, nie zu raten. Ebenso nötig scheint es mir, gewisse Befehle auszusprechen und den Kindern einzuschärfen, die dem Leben einen gewissen Halt geben. Ja, ich möchte beinah' behaupten, es sei besser, nach Regeln zu irren, als zu irren, wenn

uns die Willkür unserer Natur hin und her treibt, und wie ich die Menschen sehe, scheint mir in ihrer Natur immer ein Stück zu bleiben, die nur durch ein entschieden ausgesprochenes Gesetz ausgefüllt werden kann."

„So ist also Ihre Handlungsweise“, sagte Wilhelm, „völlig 5 von jener verschieden, welche unsere Freunde beobachteten?“

„Ja!“ versetzte Natalie; „Sie können aber hieraus die unglaubliche Toleranz jener Männer sehen, daß sie eben auch mich auf meinem Wege gerade deswegen, weil es mein Weg ist, keinesweges stören, sondern mir in allem, was ich nur wünschen 10 kann, entgegenkommen.“

Einen umständlicheren Bericht, wie Natalie mit ihren Kindern verfuhr, versparen wir auf eine andere Gelegenheit.

Mignon verlangte oft in der Gesellschaft zu sein, und man vergönnte es ihr um so lieber, als sie sich nach und nach wieder 15 an Wilhelmen zu gewöhnen, ihr Herz gegen ihn aufzuschließen und überhaupt heiterer und lebenslustiger zu werden schien. Sie hing sich beim Spazierengehen, da sie leicht müde ward, gern an seinen Arm. „Nun“, sagte sie, „Mignon klettert und springt nicht mehr, und doch fühlt sie noch immer die Begierde, über 20 die Gipfel der Berge wegzuspazieren, von einem Hause aufs andere, von einem Baume auf den andern zu schreiten. Wie beneidenswert sind die Vögel, besonders wenn sie so artig und vertraulich ihre Nester bauen!“

Es ward nun bald zur Gewohnheit, daß Mignon ihren 25 Freund mehr als einmal in den Garten lud. War dieser beschäftigt oder nicht zu finden, so mußte Felix die Stelle vertreten, und wenn das gute Mädchen in manchen Augenblicken ganz von der Erde los schien, so hielt sie sich in andern gleichsam wieder fest an Vater und Sohn und schien eine Trennung von diesen mehr 30 als alles zu fürchten.

Natalie schien nachdenklich. „Wir haben gewünscht, durch Ihre Gegenwart“, sagte sie, „das arme gute Herz wieder aufzuschließen; ob wir wohlgetan haben, weiß ich nicht.“ Sie

schwiege und schien zu erwarten, daß Wilhelm etwas sagen sollte. Auch fiel ihm ein, daß durch seine Verbindung mit Theresen Mignon unter den gegenwärtigen Umständen aufs äußerste gekränkt werden müsse; allein er getraute sich in seiner Ungewißheit nichts von diesem Vorhaben zu sprechen, er vermutete nicht, daß Natalie davon unterrichtet sei.

Ebenso wenig konnte er mit Freiheit des Geistes die Unterredung verfolgen, wenn seine edle Freundin von ihrer Schwester sprach, ihre guten Eigenschaften rühmte und ihren Zustand bedauerte. Er war nicht wenig verlegen, als Natalie ihm ankündigte, daß er die Gräfin bald hier sehen werde. „Ihr Gemahl“, sagte sie, „hat nun keinen andern Sinn, als den abgeschiedenen Grafen¹ in der Gemeinde zu ersetzen, durch Einsicht und Tätigkeit diese große Anstalt zu unterstützen und weiter aufzubauen. Er kommt mit ihr zu uns, um eine Art von Abschied zu nehmen; er wird nachher die verschiedenen Orte besuchen, wo die Gemeinde sich niedergelassen hat; man scheint ihn nach seinen Wünschen zu behandeln, und fast glaub' ich, er wagt mit meiner armen Schwester eine Reise nach Amerika, um ja seinem Vorgänger recht ähnlich zu werden¹; und da er einmal schon beinahe überzeugt ist, daß ihm nicht viel fehle, ein Heiliger zu sein, so mag ihm der Wunsch manchmal vor der Seele schweben, wo möglich zuletzt auch noch als Märtyrer zu glänzen.“

Viertes Kapitel.

Oft genug hatte man bisher von Fräulein Therese gesprochen, oft genug ihrer im Vorbeigehen erwähnt, und fast jedesmal war Wilhelm im Begriff, seiner neuen Freundin zu bekennen, daß er jenem trefflichen Frauenzimmer sein Herz und seine Hand angeboten habe. Ein gewisses Gefühl, das er sich nicht erklären konnte, hielt ihn zurück; er zauderte so lange, bis

¹ Graf Binzendorf starb im Jahre 1760. Von 1738—47 wegen seiner religiösen Neuerungen aus der Heimat verbannt, machte er Reisen durch Europa, Westindien und Nordamerika und suchte überall für seine Gemeinde zu wirken.

endlich Natalie selbst mit dem himmlischen, bescheidenen, heitern Lächeln, das man an ihr zu sehen gewohnt war, zu ihm sagte: „So muß ich denn doch zuletzt das Stillschweigen brechen und mich in Ihr Vertrauen gewaltsam eindringen! Warum machen Sie mir ein Geheimnis, mein Freund, aus einer Angelegenheit, die Ihnen so wichtig ist und die mich selbst so nahe angeht? Sie haben meiner Freundin Ihre Hand angeboten: ich mische mich nicht ohne Beruf in diese Sache, hier ist meine Legitimation! hier ist der Brief, den sie Ihnen schreibt, den sie durch mich Ihnen sendet.“

„Einen Brief von Theresen!“ rief er aus.

„Ja, mein Herr! und Ihr Schicksal ist entschieden, Sie sind glücklich. Lassen Sie mich Ihnen und meiner Freundin Glück wünschen.“

Wilhelm verstummte und sah vor sich hin. Natalie sah ihn an; sie bemerkte, daß er blaß ward. „Ihre Freude ist stark“, fuhr sie fort, „sie nimmt die Gestalt des Schreckens an, sie raubt Ihnen die Sprache. Mein Anteil ist darum nicht weniger herzlich, weil er mich noch zum Worte kommen läßt. Ich hoffe, Sie werden dankbar sein, denn ich darf Ihnen sagen, mein Einfluß auf Theresens Entschliebung war nicht gering; sie fragte mich um Rat, und sonderbarerweise waren Sie eben hier, ich konnte die wenigen Zweifel, die meine Freundin noch hegte, glücklich besiegen, die Boten gingen lebhaft hin und wieder; hier ist ihr Entschluß! Hier ist die Entwicklung! Und nun sollen Sie alle ihre Briefe lesen, Sie sollen in das schöne Herz Ihrer Braut einen freien, reinen Blick tun.“

Wilhelm entfaltete das Blatt, das sie ihm unversegelt überreichte; es enthielt die freundlichen Worte:

„Ich bin die Ihre, wie ich bin und wie Sie mich kennen. Ich nenne Sie den Meinen, wie Sie sind und wie ich Sie kenne. Was an uns selbst, was an unsern Verhältnissen der Ehestand verändert, werden wir durch Vernunft, frohen Mut und guten Willen zu übertragen wissen. Da uns keine Leidenschaft, son-

dem Neigung und Zutrauen zusammenführt, so wagen wir weniger als tausend andere. Sie verzeihen mir gewiß, wenn ich mich manchmal meines alten Freundes herzlich erinnere; dafür will ich Ihren Sohn als Mutter an meinen Busen drücken.

• Wollen Sie mein kleines Haus sogleich mit mir teilen, so sind Sie Herr und Meister, indessen wird der Gutskauf abgeschlossen. Ich wünschte, daß dort keine neue Einrichtung ohne mich gemacht würde, um sogleich zu zeigen, daß ich das Zutrauen verdiene, das Sie mir schenken. Leben Sie wohl, lieber, lieber

10 Freund! geliebter Bräutigam, verehrter Gatte! Therese drückt Sie an ihre Brust mit Hoffnung und Lebensfreude. Meine Freundin wird Ihnen mehr, wird Ihnen alles sagen."

Wilhelm, dem dieses Blatt seine Therese wieder völlig gegenwärtigt hatte, war auch wieder völlig zu sich selbst gekommen.

15 Unter dem Lesen wechselten die schnellsten Gedanken in seiner Seele. Mit Entsetzen fand er lebhaftere Spuren einer Neigung gegen Natalien in seinem Herzen; er schalt sich, er erklärte jeden Gedanken der Art für Unsinn, er stellte sich Theresen in ihrer ganzen Vollkommenheit vor, er las den Brief wieder, er

20 ward heiter, oder vielmehr er erholte sich so weit, daß er heiter scheinen konnte. Natalie legte ihm die gewechselten Briefe vor, aus denen wir einige Stellen ausziehen wollen.

Nachdem Therese ihren Bräutigam nach ihrer Art geschildert hatte, fuhr sie fort:

25 „So stelle ich mir den Mann vor, der mir jetzt seine Hand anbietet. Wie er von sich selbst denkt, wirst du künftig aus den Papieren sehen, in welchen er sich mir ganz offen beschreibt; ich bin überzeugt, daß ich mit ihm glücklich sein werde."

„Was den Stand betrifft, so weißt Du, wie ich von jeher

30 drüber gedacht habe. Einige Menschen fühlen die Mißverhältnisse der äußern Zustände fürchterlich und können sie nicht übertragen. Ich will niemanden überzeugen, so wie ich nach meiner Überzeugung handeln will. Ich denke kein Beispiel zu geben,

wie ich doch nicht ohne Beispiel handle. Mich ängstigen nur die innern Mißverhältnisse, ein Gefäß, das sich zu dem, was es enthalten soll, nicht schickt; viel Prunk und wenig Genuß, Reichtum und Geiz, Adel und Roheit, Jugend und Pedanterei, Bedürfnis und Zeremonien, diese Verhältnisse wären's, die mich vernichten könnten, die Welt mag sie stempeln und schätzen, wie sie will.“

„Wenn ich hoffe, daß wir zusammenpassen werden, so gründe ich meinen Ausdruck vorzüglich darauf, daß er Dir, liebe Natalie, die ich so unendlich schätze und verehere, daß er Dir ähnlich ist. Ja, er hat von Dir das edle Suchen und Streben nach dem Bessern, wodurch wir das Gute, das wir zu finden glauben, selbst hervorbringen. Wie oft habe ich Dich nicht im stillen getadelt, daß Du diesen oder jenen Menschen anders behandeltest, daß Du in diesem oder jenem Fall Dich anders betrugst, als ich würde getan haben, und doch zeigte der Ausgang meist, daß Du recht hattest. ‚Wenn wir‘, sagtest Du, ‚die Menschen nur nehmen, wie sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie behandeln, als wären sie, was sie sein sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind.‘ Ich kann weder so sehen noch handeln, das weiß ich recht gut. Einsicht, Ordnung, Zucht, Befehl, das ist meine Sache. Ich erinnere mich noch wohl, was Jarno sagte: ‚Therese dressiert ihre Zöglinge, Natalie bildet sie.‘ Ja, er ging so weit, daß er mir einst die drei schönen Eigenschaften: Glaube, Liebe und Hoffnung völlig absprach. ‚Statt des Glaubens‘, sagte er, ‚hat sie die Einsicht, statt der Liebe die Beharrlichkeit und statt der Hoffnung das Zutrauen.‘ Auch ich will Dir gerne gestehen, eh' ich Dich kannte, kannte ich nichts Höheres in der Welt als Klarheit und Klugheit; nur Deine Gegenwart hat mich überzeugt, belebt, überwunden, und Deiner schönen hohen Seele tret' ich gerne den Rang ab. Auch meinen Freund verehere ich in ebendemselben Sinn; seine Lebensbeschreibung ist ein ewiges Suchen und Nichtfinden; aber nicht das

leere Suchen, sondern das wunderbare gutmütige Suchen be-
gab ihm, er wähnt, man könne ihm das geben, was nur von
ihm kommen kann. So, meine Liebe, schadet mir auch diesmal
meine Klarheit nichts; ich kenne meinen Gatten besser, als er
5 sich selbst kennt, und ich achte ihn nur um desto mehr. Ich sehe
ihn, aber ich übersehe ihn nicht, und alle meine Einsicht reicht
nicht hin, zu ahnen, was er wirken kann. Wenn ich an ihn
denke, vermischt sich sein Bild immer mit dem Deinigen, und ich
weiß nicht, wie ich es wert bin, zwei solchen Menschen anzuge-
10 hören. Aber ich will es wert sein dadurch, daß ich meine Pflicht
tue, dadurch, daß ich erfülle, was man von mir erwarten und
hoffen kann.“

„Ob ich Lotharios gedenke? Lebhaft und täglich. Ihn kann
ich in der Gesellschaft, die mich im Geiste umgibt, nicht einen
15 Augenblick missen. O, wie bedaure ich den trefflichen Mann, der
durch einen Jugendfehler mit mir verwandt ist, daß die Natur
ihn Dir so nahe gewollt hat! Wahrlich ein Wesen wie Du
wäre seiner mehr wert als ich. Dir könnt' ich, Dir müßt' ich ihn
abtreten. Laß uns ihm sein, was nur möglich ist, bis er eine
20 würdige Gattin findet, und auch dann laß uns zusammen sein
und zusammen bleiben.“

„Was werden nun aber unsre Freunde sagen?“ begann Na-
talie. „Ihr Bruder weiß nichts davon?“ — „Nein! so wenig
als die Ihrigen, die Sache ist diesmal nur unter uns Weibern
25 verhandelt worden. Ich weiß nicht, was Lydie Theresen für
Grillen in den Kopf gesetzt hat; sie scheint dem Abbé und Jarno
zu mißtrauen. Lydie hat ihr gegen gewisse geheime Verbindun-
gen und Pläne, von denen ich wohl im allgemeinen weiß, in
die ich aber niemals einzudringen gedachte, wenigstens einigen
30 Argwohn eingesflößt, und bei diesem entscheidenden Schritt ihres
Lebens wollte sie niemand als mir einigen Einfluß verstaten.
Mit meinem Bruder war sie schon früher übereingekommen, daß

sie sich wechselsweise ihre Heirat nur melden, sich darüber nicht zu Räte ziehen wollten.“

Natalie schrieb nun einen Brief an ihren Bruder, sie lud Wilhelmen ein, einige Worte dazuzusetzen, Therese hatte sie darum gebeten. Man wollte eben siegeln, als Jarno sich un- 5
vermutet anmelden ließ. Auf's freundlichste ward er empfangen, auch schien er sehr munter und scherzhaft und konnte endlich nicht unterlassen zu sagen: „Eigentlich kommē ich hieher, um Ihnen eine sehr wunderbare, doch angenehme Nachricht zu bringen; sie betrifft unsere Therese. Sie haben uns manch- 10
mal getadelt, schöne Natalie, daß wir uns um so vieles bekümmern; nun aber sehen Sie, wie gut es ist, überall keine Spione zu haben. Raten Sie, und lassen Sie uns einmal Ihre Sagazität sehen!“

Die Selbstgefälligkeit, womit er diese Worte aussprach, die 15
schalkhafte Miene, womit er Wilhelmen und Natalien ansah, überzeugten beide, daß ihr Geheimnis entdeckt sei. Natalie antwortete lächelnd: „Wir sind viel künstlicher, als sie denken, wir haben die Auflösung des Rätsels, noch ehe es uns aufgegeben wurde, schon zu Papiere gebracht.“ 20

Sie überreichte ihm mit diesen Worten den Brief an Lothario und war zufrieden, der kleinen Überraschung und Beschämung, die man ihnen zugebracht hatte, auf diese Weise zu begegnen. Jarno nahm das Blatt mit einiger Verwunderung, überlief es nur, staunte, ließ es aus der Hand sinken und sah sie 25
beide mit großen Augen, mit einem Ausdruck der Überraschung, ja des Entsetzens an, den man auf seinem Gesichte nicht gewohnt war. Er sagte kein Wort.

Wilhelm und Natalie waren nicht wenig betroffen. Jarno ging in der Stube auf und ab. „Was soll ich sagen?“ rief er 30
aus, „oder soll ich's sagen? Es kann kein Geheimnis bleiben, die Verwirrung ist nicht zu vermeiden. Also denn Geheimnis gegen Geheimnis! Überraschung gegen Überraschung! Therese ist nicht die Tochter ihrer Mutter! das Hindernis ist gehoben; ich

komme hierher, Sie zu bitten, das edle Mädchen zu einer Verbindung mit Lothario vorzubereiten."

Jarno sah die Bestürzung der beiden Freunde, welche die Augen zur Erde niederichlugen. „Dieser Fall ist einer von denen“,
 5 sagte er, „die sich in Gesellschaft am schlechtesten ertragen lassen. Was jedes dabei zu denken hat, denkt es am besten in der Einsamkeit; ich wenigstens erbitte mir auf eine Stunde Urlaub.“ Er eilte in den Garten, Wilhelm folgte ihm mechanisch, aber in der Ferne.

10 Nach Verlauf einer Stunde fanden sie sich wieder zusammen. Wilhelm nahm das Wort und sagte: „Sonst, da ich ohne Zweck und Plan leicht, ja leichtfertig lebte, kamen mir Freundschaft, Liebe, Neigung, Zutrauen mit offenen Armen entgegen, ja sie drängten sich zu mir; jetzt, da es Ernst wird, scheint das Schick-
 15 sal mit mir einen andern Weg zu nehmen. Der Entschluß, Therese meine Hand anzubieten, ist vielleicht der erste, der ganz rein aus mir selbst kommt. Mit Überlegung machte ich meinen Plan, meine Vernunft war völlig damit einig, und durch die Zusage des trefflichen Mädchens wurden alle meine Hoffnungen
 20 erfüllt. Nun drückt das sonderbarste Geschick meine ausgestreckte Hand nieder. Therese reicht mir die ihrige von ferne, wie im Traume, ich kann sie nicht fassen, und das schöne Bild verläßt mich auf ewig. So lebe denn wohl, du schönes Bild! und ihr Bilder der reichsten Glückseligkeit, die ihr euch darum
 25 her versammelt!“

Er schwieg einen Augenblick still, sah vor sich hin, und Jarno wollte reden. „Lassen Sie mich noch etwas sagen!“ fiel Wilhelm ihm ein, „denn um mein ganzes Geschick wird ja doch diesmal das Los geworfen. In diesem Augenblick kommt mir der
 30 Eindruck zu Hülfe, den Lotharios Gegenwart beim ersten Anblick mir einprägte, und der mir beständig geblieben ist. Dieser Mann verdient jede Art von Neigung und Freundschaft, und ohne Aufopferung läßt sich keine Freundschaft denken. Um seinetwillen war es mir leicht, ein unglückliches Mädchen zu betö-

ren, um feinetwillen soll mir möglich werden, der würdigsten Braut zu entsagen. Gehen Sie hin, erzählen Sie ihm die sonderbare Geschichte und sagen Sie ihm, wozu ich bereit bin."

Jarno versetzte hierauf: „In solchen Fällen halte ich dafür, ist schon alles getan, wenn man sich nur nicht übereilt. Lassen Sie uns keinen Schritt ohne Lotharios Einwilligung tun! Ich will zu ihm, erwarten Sie meine Zurückkunft oder seine Briefe ruhig.“

Er ritt weg und hinterließ die beiden Freunde in der größten Behmüt. Sie hatten Zeit, sich diese Begebenheiten auf mehr als eine Weise zu wiederholen und ihre Bemerkungen darüber zu machen. Nun fiel es ihnen erst auf, daß sie diese wunderbare Erklärung so gerade von Jarno angenommen und sich nicht um die nähern Umstände erkundigt hatten. Ja Wilhelm wollte sogar einigen Zweifel hegen; aber aufs höchste stieg ihr Erstaunen, ja ihre Verwirrung, als den andern Tag ein Bote von Theresen ankam, der folgenden sonderbaren Brief an Natalien mitbrachte:

„So seltsam es auch scheinen mag, so muß ich doch meinem vorigen Briefe sogleich noch einen nachsenden und Dich ersuchen, mir meinen Bräutigam eilig zu schicken. Er soll mein Gatte werden, was man auch für Pläne macht, mir ihn zu rauben. Gib ihm inliegenden Brief! Nur vor keinem Zeugen, es mag gegenwärtig sein, wer will.“

Der Brief an Wilhelmen enthielt folgendes: „Was werden Sie von Ihrer Theresen denken, wenn sie auf einmal leidenschaftlich auf eine Verbindung dringt, die der ruhigste Verstand nur eingeleitet zu haben schien? Lassen Sie sich durch nichts abhalten, gleich nach dem Empfang des Briefes abzureisen! Kommen Sie, lieber, lieber Freund, nun dreifach Geliebter, da man mir Ihren Besitz rauben oder wenigstens erschweren will!“

„Was ist zu tun?“ rief Wilhelm aus, als er diesen Brief gelesen hatte.

„Noch in keinem Fall“, versetzte Natalie nach einigem Nach-

denken, „hat mein Herz und mein Verstand so geschwiegen als in diesem; ich wüßte nichts zu tun, so wie ich nichts zu raten weiß.“

„Wäre es möglich?“ rief Wilhelm mit Festigkeit aus, „daß
 5 Lothario selbst nichts davon wüßte, oder wenn er davon weiß, daß er mit uns das Spiel versteckter Pläne wäre? Hat Jarno, indem er unsern Brief gesehen, das Märchen aus dem Stegreife erfunden? Würde er uns was anders gesagt haben, wenn wir nicht zu voreilig gewesen wären? Was kann man wollen? Was
 10 für Absichten kann man haben? Was kann Therese für einen Plan meinen? Ja, es läßt sich nicht leugnen, Lothario ist von geheimen Wirkungen und Verbindungen umgeben, ich habe selbst erfahren, daß man tätig ist, daß man sich in einem gewissen
 Sinne um die Handlungen, um die Schicksale mehrerer Men-
 15 schen bekümmert und sie zu leiten weiß. Von den Endzwecken dieser Geheimnisse verstehe ich nichts, aber die neueste Absicht, mir Theresen zu entreißen, sehe ich nur allzu deutlich. Auf einer Seite malt man mir das mögliche Glück Lotharios, vielleicht nur zum Scheine, vor; auf der andern sehe ich meine Geliebte, meine
 20 verehrte Braut, die mich an ihr Herz ruft. Was soll ich tun? Was soll ich unterlassen?“

„Nur ein wenig Geduld!“ sagte Natalie, „nur eine kurze Bedenkzeit! In dieser sonderbaren Verknüpfung weiß ich nur so viel, daß wir das, was unwiederbringlich ist, nicht übereilen
 25 sollen. Gegen ein Märchen, gegen einen künstlichen Plan stehen Beharrlichkeit und Klugheit uns bei; es muß sich bald aufklären, ob die Sache wahr oder ob sie erfunden ist. Hat mein Bruder wirklich Hoffnung, sich mit Theresen zu verbinden, so wäre es grausam, ihm ein Glück auf ewig zu entreißen in dem Augen-
 30 blicke, da es ihm so freundlich erscheint. Lassen Sie uns nur abwarten, ob er etwas davon weiß, ob er selbst glaubt, ob er selbst hofft.“

Diesen Gründen ihres Rats kam glücklicherweise ein Brief von Lothario zu Hülfe: „Ich schicke Jarno nicht wieder zurück“,

schrieb er; „von meiner Hand eine Zeile ist Dir mehr, als die umständlichsten Worte eines Boten. Ich bin gewiß, daß Theresen nicht die Tochter ihrer Mutter ist, und ich kann die Hoffnung, sie zu besitzen, nicht aufgeben, bis sie auch überzeugt ist, und alsdann zwischen mir und dem Freunde mit ruhiger Überlegung entscheidet. Laß ihn, ich bitte Dich, nicht von Deiner Seite! Das Glück, das Leben eines Bruders hängt davon ab. Ich verspreche Dir, diese Ungewißheit soll nicht lange dauern.“

„Sie sehen, wie die Sache steht“, sagte sie freundlich zu Wilhelm; „geben Sie mir Ihr Ehrenwort, nicht aus dem Hause zu gehen!“

„Ich gebe es!“ rief er aus, indem er ihr die Hand reichte; „ich will dieses Haus wider Ihren Willen nicht verlassen. Ich danke Gott und meinem guten Geist, daß ich diesmal geleitet werde, und zwar von Ihnen.“

Natalie schrieb Theresen den ganzen Verlauf und erklärte, daß sie ihrer Freund nicht von sich lassen werde; sie schickte zugleich Lotharios Brief mit.

Therese antwortete: „Ich bin nicht wenig verwundert, daß Lothario selbst überzeugt ist; denn gegen seine Schwester wird er sich nicht auf diesen Grad verstellen. Ich bin verdrießlich, sehr verdrießlich. Es ist besser, ich sage nichts weiter. Am besten ist's, ich komme zu Dir, wenn ich nur erst die arme Lydie untergebracht habe, mit der man grausam umgeht. Ich fürchte, wir sind alle betrogen und werden so betrogen, um nie ins klare zu kommen. Wenn der Freund meinen Sinn hätte, so entschlipfte er Dir doch und würfe sich an das Herz seiner Theresen, die ihm dann niemand entreißen sollte; aber ich fürchte, ich soll ihn verlieren und Lothario nicht wiedergewinnen. Diesem entreißt man Lydien, indem man ihm die Hoffnung, mich besitzen zu können, von weitem zeigt. Ich will nichts weiter sagen, die Verwirrung wird noch größer werden. Ob nicht indessen die schönsten Verhältnisse so verschoben, so untergraben und so zerrüttet werden, daß auch dann, wenn alles im klaren sein wird, doch nicht wie-

der zu helfen ist, mag die Zeit lehren. Reißt sich mein Freund nicht los, so komme ich in wenigen Tagen, um ihn bei Dir aufzusuchen und festzuhalten. Du wunderst Dich, wie diese Leidenschaft sich Deiner Theresie bemächtigt hat. Es ist keine Leidenschaft, es ist Überzeugung, daß, da Lothario nicht mein werden konnte, dieser neue Freund das Glück meines Lebens machen wird. Sag' ihm das im Namen des kleinen Knaben, der mit ihm unter der Eiche saß und sich seiner Teilnahme freute! Sag' ihm das im Namen Theresens, die seinem Antrage mit einer herzlichen Offenheit entgegenkam! Mein erster Traum, wie ich mit Lothario leben würde, ist weit von meiner Seele weggerückt; der Traum, wie ich mit meinem neuen Freund zu leben gedachte, steht noch ganz gegenwärtig vor mir. Achtet man mich so wenig, daß man glaubt, es sei so was Leichtes, diesen mit jenem aus dem Stegreife wieder umzutauschen?"

„Ich verlasse mich auf Sie“, sagte Natalie zu Wilhelm, indem sie ihm den Brief Theresens gab; „Sie entfliehen mir nicht. Bedenken Sie, daß Sie das Glück meines Lebens in Ihrer Hand haben! Mein Dasein ist mit dem Dasein meines Bruders so innig verbunden und verwurzelt, daß er keine Schmerzen fühlen kann, die ich nicht empfinde, keine Freude, die nicht auch mein Glück macht. Ja ich kann wohl sagen, daß ich allein durch ihn empfunden habe, daß das Herz gerührt und erhoben, daß auf der Welt Freude, Liebe und ein Gefühl sein kann, das über alles Bedürfnis hinaus befriedigt.“

Sie hielt inne, Wilhelm nahm ihre Hand und rief: „O fahren Sie fort! es ist die rechte Zeit zu einem wahren wechselseitigen Vertrauen; wir haben nie nötiger gehabt, uns genauer zu kennen.“

„Ja, mein Freund!“ sagte sie lächelnd, mit ihrer ruhigen, sanften, unbeschreiblichen Hoheit, „es ist vielleicht nicht außer der Zeit, wenn ich Ihnen sage, daß alles, was uns so manches Buch, was uns die Welt als Liebe nennt und zeigt, mir immer nur als ein Märchen erschienen sei.“

„Sie haben nicht geliebt?“ rief Wilhelm aus.
 „Nie oder immer!“ versetzte Natalie.

Fünftes Kapitel.

Sie waren unter diesem Gespräch im Garten auf und ab gegangen, Natalie hatte verschiedene Blumen von seltsamer Gestalt gebrochen, die Wilhelmen völlig unbekannt waren, und nach deren Namen er fragte. 5

„Sie vermuten wohl nicht“, sagte Natalie, „für wen ich diesen Strauß pflücke? Er ist für meinen Oheim bestimmt, dem wir einen Besuch machen wollen. Die Sonne scheint eben so lebhaft nach dem Saale der Vergangenheit, ich muß Sie diesen Augenblick hineinführen, und ich gehe niemals hin, ohne einige von den Blumen, die mein Oheim besonders begünstigte, mitzubringen. Er war ein sonderbarer Mann und der eigensten Eindrücke fähig. Für gewisse Pflanzen und Tiere, für gewisse Menschen und Gegenden, ja sogar zu einigen Steinarten hatte er eine entschiedene Neigung, die selten erklärlich war. ‚Wenn ich nicht‘, pflegte er oft zu sagen, ‚mir von Jugend auf so sehr widerstanden hätte, wenn ich nicht gestrebt hätte, meinen Verstand ins Weite und Allgemeine auszubilden, so wäre ich der beschränkteste und unerträglichste Mensch geworden; denn nichts ist unerträglicher, als abgeschnittene Eigenheit an demjenigen, von dem man eine reine, gehörige Tätigkeit fordern kann.‘ Und doch mußte er selbst gestehen, daß ihm gleichsam Leben und Atem ausgehen würde, wenn er sich nicht von Zeit zu Zeit nachsähe und sich erlaubte, das mit Leidenschaft zu genießen, was er eben nicht immer loben und entschuldigen konnte. ‚Meine Schuld ist es nicht‘, sagte er, ‚wenn ich meine Triebe und meine Vernunft nicht völlig habe in Einstimmung bringen können.‘ Bei solchen Gelegenheiten pflegte er meist über mich zu scherzen und zu sagen: ‚Natalien kann man bei Leibesleben selig preisen, da ihre Natur nichts fordert, als was die Welt wünscht und braucht.‘“ 20 25 30

Unter diesen Worten waren sie wieder in das Hauptgebäude gelangt. Sie führte ihn durch einen geräumigen Gang auf eine Türe zu, vor der zwei Sphinge von Granit lagen. Die Türe selbst war auf ägyptische Weise oben ein wenig enger als unten, und ihre ehernen Flügel bereiteten zu einem ernsthaften, ja zu einem schauerlichen Anblick vor. Wie angenehm ward man daher überrascht, als diese Erwartung sich in die reinste Heiterkeit auflöste, indem man in einen Saal trat, in welchem Kunst und Leben jede Erinnerung an Tod und Grab aufhoben. In die Wände waren verhältnismäßige Bogen vertieft, in denen größere Sarkophagen standen; in den Pfeilern dazwischen sah man kleinere Öffnungen, mit Aschenkästchen und Gefäßen geschmückt; die übrigen Flächen der Wände und des Gewölbes sah man regelmäßig abgeteilt und zwischen heitern und mannigfaltigen Einfassungen, Kränzen und Zieraten heitere und bedeutende Gestalten in Feldern von verschiedener Größe gemalt. Die architektonischen Glieder waren mit dem schönen gelben Marmor, der ins Rötliche hinüberblickt, bekleidet, hellblaue Streifen von einer glücklichen chemischen Komposition ahnten den Lasurstein nach und gaben, indem sie gleichsam in einem Gegensatz das Auge befriedigten, dem Ganzen Einheit und Verbindung. Alle diese Pracht und Zierde stellte sich in reinen architektonischen Verhältnissen dar, und so schien jeder, der hineintrat, über sich selbst erhoben zu sein, indem er durch die zusammmentreffende Kunst erst erfuhr, was der Mensch sei, und was er sein könne.

Der Türe gegenüber sah man auf einem prächtigen Sarkophagen das Marmorbild eines würdigen Mannes, an ein Polster gelehnt. Er hielt eine Rolle vor sich und schien mit stiller Aufmerksamkeit darauf zu blicken. Sie war so gerichtet, daß man die Worte, die sie enthielt, bequem lesen konnte. Es stand darauf: „Gedenke zu leben.“

Natalie, indem sie einen vertrockneten Strauß wegnahm, legte den frischen vor das Bild des Oheims; denn er selbst war

in der Figur vorgestellt, und Wilhelm glaubte sich noch der Züge des alten Herrn zu erinnern, den er damals im Walde gesehen hatte. — „Hier brachten wir manche Stunde zu“, sagte Natalie, „bis dieser Saal fertig war. In seinen letzten Jahren hatte er einige geschickte Künstler an sich gezogen, und seine beste 5 Unterhaltung war, die Zeichnungen und Kartone zu diesen Gemälden aussinnen und bestimmen zu helfen.“

Wilhelm konnte sich nicht genug der Gegenstände freuen, die ihn umgaben. „Welch ein Leben“, rief er aus, „in diesem Saale der Vergangenheit! Man könnte ihn ebensogut den Saal der 10 Gegenwart und der Zukunft nennen. So war alles und so wird alles sein! Nichts ist vergänglich, als der eine, der genießt und zuschaut. Hier dieses Bild der Mutter, die ihr Kind ans Herz drückt, wird viele Generationen glücklicher Mütter überleben. Nach Jahrhunderten vielleicht erfreut sich ein Vater dieses bär- 15 tigen Mannes, der seinen Ernst ablegt und sich mit seinem Sohne neckt. So verschämt wird durch alle Zeiten die Braut sitzen und bei ihren stillen Wünschen noch bedürfen, daß man sie tröste, daß man ihr zuredet; so ungeduldig wird der Bräutigam auf der Schwelle horchen, ob er hereintreten darf.“ 20

Wilhelms Augen schweiften auf unzählige Bilder umher. Vom ersten frohen Triebe der Kindheit, jedes Glied im Spiele nur zu brauchen und zu üben, bis zum ruhigen abgetheilten Ernste des Weisen konnte man in schöner, lebendiger Folge sehen, wie der Mensch keine angeborene Neigung und Fähigkeit besitzt, 25 ohne sie zu brauchen und zu nutzen. Von dem ersten zarten Selbstgefühl, wenn das Mädchen verweilt, den Krug aus dem klaren Wasser wieder heraufzuheben, und indessen ihr Bild gefällig betrachtet, bis zu jenen hohen Feierlichkeiten, wenn Könige und Völker zu Zeugen ihrer Verbindungen die Götter am Altare an- 30 rufen, zeigte sich alles bedeutend und kräftig.

Es war eine Welt, es war ein Himmel, der den Beschauenden an dieser Stätte umgab, und außer den Gedanken, welche jene gebildeten Gestalten erregten, außer den Empfindungen,

welche sie einflößten, schien noch etwas andres gegenwärtig zu sein, wovon der ganze Mensch sich angegriffen fühlte. Auch Wilhelm bemerkte es, ohne sich davon Rechenschaft geben zu können. „Was ist das“, rief er aus, „das, unabhängig von aller Bedeutung, frei von allem Mitgefühl, das uns menschliche Begebenheiten und Schicksale einflößen, so stark und zugleich so anmutig auf mich zu wirken vermag? Es spricht aus dem Ganzen, es spricht aus jedem Teile mich an, ohne daß ich jenes begreifen, ohne daß ich diese mir besonders zueignen könnte! Welchen Zauber ahn' ich in diesen Flächen, diesen Linien, diesen Höhen und Breiten, diesen Massen und Farben! Was ist es, das diese Figuren, auch nur obenhin betrachtet, schon als Zierat so erfreulich macht! Ja ich fühle, man könnte hier verweilen, ruhen, alles mit den Augen fassen, sich glücklich finden und ganz etwas andres fühlen und denken als das, was vor Augen steht.“

Und gewiß, könnten wir beschreiben, wie glücklich alles eingeteilt war, wie an Ort und Stelle durch Verbindung oder Gegensatz, durch Einfärbigkeit oder Buntheit, alles bestimmt, so und nicht anders erschien, als es erscheinen sollte, und eine so vollkommene als deutliche Wirkung hervorbrachte, so würden wir den Leser an einen Ort versetzen, von dem er sich sobald nicht zu entfernen wünschte.

Vier große marmorne Kandelaber standen in den Ecken des Saals, vier kleinere in der Mitte um einen sehr schön gearbeiteten Sarkophag, der seiner Größe nach eine junge Person von mittlerer Gestalt konnte enthalten haben.

Natalie blieb bei diesem Monumente stehen, und indem sie die Hand darauf legte, sagte sie: „Mein guter Oheim hatte große Vorliebe zu diesem Werke des Altertums. Er sagte manchmal: Nicht allein die ersten Blüten fallen ab, die ihr da oben in jenen kleinen Räumen verwahren könnt, sondern auch Früchte, die, am Zweige hängend, uns noch lange die schönste Hoffnung geben, indes ein heimlicher Wurm ihre frühere Reife und ihre Zerstörung vorbereitet.“ Ich fürchte“, fuhr sie fort, „er hat auf das

liebe Mädchen geweißsagt, das sich unserer Pflege nach und nach zu entziehen und zu dieser ruhigen Wohnung zu neigen scheint."

Als sie im Begriff waren, wegzugehn, sagte Natalie: „Ich muß Sie noch auf etwas aufmerksam machen. Bemerken Sie diese halbbrunden Öffnungen in der Höhe auf beiden Seiten! Hier können die Chöre der Sänger verborgen stehen, und diese eh'rnen Bieraten unter dem Gesimse dienen, die Teppiche zu befestigen, die nach der Verordnung meines Oheims bei jeder Bestattung aufgehängt werden sollen. Er konnte nicht ohne Musik, besonders nicht ohne Gesang leben und hatte dabei die Eigenheit, daß er die Sänger nicht sehen wollte. Er pflegte zu sagen: ‚Das Theater verwöhnt uns gar zu sehr, die Musik dient dort nur gleichsam dem Auge, sie begleitet die Bewegungen, nicht die Empfindungen. Bei Oratorien und Konzerten stört uns immer die Gestalt des Musikus; die wahre Musik ist allein fürs Ohr; eine schöne Stimme ist das allgemeinste, was sich denken läßt, und indem das eingeschränkte Individuum, das sie hervorbringt, sich vor's Auge stellt, zerstört es den reinen Effekt jener Allgemeinheit. Ich will jeden sehen, mit dem ich reden soll; denn es ist ein einzelner Mensch, dessen Gestalt und Charakter die Rede wert oder unwert macht; hingegen wer mir singt, soll unsichtbar sein, seine Gestalt soll mich nicht bestechen oder irre machen. Hier spricht nur ein Organ zum Organe, nicht der Geist zum Geiste, nicht eine tausendfältige Welt zum Auge, nicht ein Himmel zum Menschen.‘ Ebenso wollte er auch bei Instrumentalmusiken die Orchester soviel als möglich verstedt haben, weil man durch die mechanischen Bemühungen und durch die notdürftigen, immer seltsamen Gebärden der Instrumentenspieler so sehr zerstreut und vertwirrt werde. Er pflegte daher eine Musik nicht anders als mit zugeschlossenen Augen anzuhören, um sein ganzes Dasein auf den einzigen reinen Genuß des Ohrs zu konzentrieren.“

Sie wollten eben den Saal verlassen, als sie die Kinder in dem Gange heftig laufen und den Felix rufen hörten: „Nein ich! nein ich!“

Mignon warf sich zuerst zur geöffneten Thüre herein; sie war außer Atem und konnte kein Wort sagen; Felix, noch in einiger Entfernung, rief: „Mutter Therese ist da!“ Die Kinder hatten, so schien es, die Nachricht zu überbringen, einen Wett-
 5 lauf angestellt. Mignon lag in Nataliens Armen, ihr Herz pochte gewaltig.

„Böses Kind“, sagte Natalie, „ist dir nicht alle heftige Bewegung unterjagt? Sieh, wie dein Herz schlägt?“

„Laß es brechen!“ sagte Mignon mit einem tiefen Seufzer,
 10 „es schlägt schon zu lange.“

Man hatte sich von dieser Verwirrung, von dieser Art von Bestürzung kaum erholt, als Therese hereintrat. Sie flog auf Natalien zu, umarmte sie und das gute Kind. Dann wendete sie sich zu Wilhelmen, sah ihn mit ihren klaren Augen an und
 15 sagte: „Nun, mein Freund, wie steht es, Sie haben sich doch nicht irre machen lassen?“ Er tat einen Schritt gegen sie, sie sprang auf ihn zu und hing an seinem Halse. „O meine Therese!“ rief er aus.

„Mein Freund! mein Geliebter! mein Gatte! ja auf ewig
 20 die deine!“ rief sie unter den lebhaftesten Küffen.

Felix zog sie am Kocke und rief: „Mutter Therese, ich bin auch da! Natalie stand und sah vor sich hin; Mignon fuhr auf einmal mit der linken Hand nach dem Herzen, und indem sie den rechten Arm heftig ausstreckte, fiel sie mit einem Schrei zu
 25 Nataliens Füßen für tot nieder.

Der Schrecken war groß; keine Bewegung des Herzens noch des Pulses war zu spüren. Wilhelm nahm sie auf seinen Arm und trug sie eilig hinauf, der schlotternde Körper hing über seine Schultern. Die Gegenwart des Arztes gab wenig Trost; er und
 30 der junge Wundarzt, den wir schon kennen, bemühten sich vergebens. Das liebe Geschöpf war nicht ins Leben zurückzurufen.

Natalie winkte Theresen. Diese nahm ihren Freund bei der Hand und führte ihn aus dem Zimmer. Er war stumm und ohne Sprache und hatte den Mut nicht, ihren Augen zu begeg-

nen. So saß er neben ihr auf dem Kanapee, auf dem er Natalia zuerst angetroffen hatte. Er dachte mit großer Schnelle eine Reihe von Schicksalen durch, oder vielmehr er dachte nicht, er ließ das auf seine Seele wirken, was er nicht entfernen konnte. Es gibt Augenblicke des Lebens, in welchen die Begebenheiten 5 gleich geflügelten Weberchiffchen vor uns sich hin und wieder bewegen und unaufhaltjam ein Gewebe vollenden, das wir mehr oder weniger selbst gesponnen und angelegt haben. „Mein Freund“, sagte Therese, „mein Geliebter!“ indem sie das Stillschweigen unterbrach und ihn bei der Hand nahm, „laß uns 10 diesen Augenblick fest zusammenhalten, wie wir noch öfters vielleicht in ähnlichen Fällen werden zu tun haben. Dies sind die Ereignisse, welche zu ertragen man zu zweien in der Welt sein muß. Bedenke, mein Freund, fühle, daß du nicht allein bist, zeige, daß du deine Therese liebst, zuerst dadurch, daß du 15 deine Schmerzen ihr mittheilst!“ Sie umarmte ihn und schloß ihn sanft an ihren Busen; er saßte sie in seine Arme und drückte sie mit Festigkeit an sich. „Das arme Kind“, rief er aus, „suchte in traurigen Augenblicken Schutz und Zuflucht an meinem unsichern Busen; laß die Sicherheit des deinigen mir in dieser schrecklichen 20 Stunde zu gute kommen!“ Sie hielten sich fest umschlossen, er fühlte ihr Herz an seinem Busen schlagen, aber in seinem Geiste war es öde und leer; nur die Bilder Mignons und Nataliens schwebten wie Schatten vor seiner Einbildungskraft.

Natalie trat herein. „Gib uns deinen Segen!“ rief Therese; 25 „laß uns in diesem traurigen Augenblicke vor dir verbunden sein.“ — Wilhelm hatte sein Gesicht an Theresens Halse verborgen; er war glücklich genug, weinen zu können. Er hörte Natalia nicht kommen, er sah sie nicht, nur bei dem Klang ihrer Stimme verdoppelten sich seine Tränen. — „Was Gott zusammenfügt, will ich nicht scheiden“, sagte Natalie lächelnd, „aber 30 verbinden kann ich euch nicht, und kann nicht loben, daß Schmerz und Reigung die Erinnerung an meinen Bruder völlig aus euren Herzen zu verbannen scheint.“ Wilhelm riß sich bei diesen

Worten aus den Armen Theresens. „Wo wollen Sie hin?“ riefen beide Frauen. „Lassen Sie mich das Kind sehen“, rief er aus, „das ich getödtet habe! Das Unglück, das wir mit Augen sehen, ist geringer, als wenn unsere Einbildungskraft das Übel
 5 gewaltsam in unser Gemüt einsetzt; lassen Sie uns den abgeschiedenen Engel sehen! Seine heitere Miene wird uns sagen, daß ihm wohl ist!“ — Da die Freundinnen den bewegten Jüngling nicht abhalten konnten, folgten sie ihm, aber der gute Arzt, der mit dem Chirurgen ihnen entgegenkam, hielt sie ab, sich der
 10 Verbliebenen zu nähern und sagte: „Halten Sie sich von diesem traurigen Gegenstande entfernt, und erlauben Sie mir, daß ich den Resten dieses sonderbaren Wesens, soviel meine Kunst vermag, einige Dauer gebe. Ich will die schöne Kunst, einen Körper nicht allein zu balsamieren, sondern ihm auch ein lebendiges
 15 Ansehn zu erhalten, bei diesem geliebten Geschöpfe sogleich anwenden. Da ich ihren Tod voraussah, habe ich alle Anstalten gemacht, und mit diesem Gehülfsen hier soll mir's gelingen. Erlauben Sie mir nur noch einige Tage Zeit, und verlangen Sie das liebe Kind nicht wieder zu sehen, bis wir es in den Saal
 20 der Vergangenheit gebracht haben.“

Der junge Chirurgus hatte jene merkwürdige Instrumententasche wieder in Händen. „Von wem kann er sie wohl haben?“ fragte Wilhelm den Arzt. „Ich kenne sie sehr gut“, versetzte Natalie, „er hat sie von seinem Vater, der Sie damals im Walde
 25 verband.“

„O, so habe ich mich nicht geirrt“, rief Wilhelm, „ich erkannte das Band sogleich! Treten Sie mir es ab! Es brachte mich zuerst wieder auf die Spur von meiner Wohltäterin. Wieviel Wohl und Wehe überdauert nicht ein solches lebloses
 30 Wesen! Bei wieviel Schmerzen war dies Band nicht schon gegenwärtig, und seine Fäden halten noch immer! Wie vieler Menschen letzten Augenblick hat es schon begleitet, und seine Farben sind noch nicht verblichen! Es war gegenwärtig in einem der schönsten Augenblicke meines Lebens, da ich verwundet auf

der Erde lag und Ihre hülfreiche Gestalt vor mir erschien, als das Kind mit blutigen Haaren, mit der zärtlichsten Sorgfalt für mein Leben besorgt war, dessen frühzeitigen Tod wir nun beweinen."

Die Freunde hatten nicht lange Zeit, sich über diese traurige Begebenheit zu unterhalten und Fräulein Theresen über das Kind und über die wahrscheinliche Ursache seines unerwarteten Todes aufzuklären, denn es wurden Fremde gemeldet; die, als sie sich zeigten, keinesweges fremd waren. Lothario, Farno, der Abbé traten herein. Natalie ging ihrem Bruder entgegen; unter den übrigen entstand ein augenblickliches Stillschweigen. Therese sagte lächelnd zu Lothario: „Sie glaubten wohl kaum, mich hier zu finden; wenigstens ist es eben nicht rätlich, daß wir uns in diesem Augenblick aussuchen; indessen sei'n Sie mir nach einer so langen Abwesenheit herzlich gegrüßt!"

Lothario reichte ihr die Hand und versetzte: „Wenn wir einmal leiden und entbehren sollen, so mag es immerhin auch in der Gegenwart des geliebten, wünschenswerten Gutes geschehen. Ich verlange keinen Einfluß auf Ihre Entscheidung, und mein Vertrauen auf Ihr Herz, auf Ihren Verstand und reinen Sinn ist noch immer so groß, daß ich Ihnen mein Schicksal und das Schicksal meines Freundes gerne in die Hände lege."

Das Gespräch wendete sich sogleich zu allgemeinen, ja, man darf sagen, zu unbedeutenden Gegenständen. Die Gesellschaft trennte sich bald zum Spazierengehen in einzelne Paare. Natalie war mit Lothario, Therese mit dem Abbé gegangen, und Wilhelm war mit Farno auf dem Schlosse geblieben.

Die Erscheinung der drei Freunde in dem Augenblick, da Wilhelm ein schwerer Schmerz auf der Brust lag, hatte, statt ihn zu zerstreuen, seine Laune gereizt und verschlimmert; er war verdrießlich und argwöhnisch und konnte und wollte es nicht verhehlen, als Farno ihn über sein mürrisches Stillschweigen zur Rede setzte. „Was brauch't's da weiter?" rief Wilhelm aus. „Lothario kommt mit seinen Beiständen, und es wäre wunder-

bar, wenn jene geheimnisvollen Mächte des Turms, die immer so geschäftig sind, jetzt nicht auf uns wirken und, ich weiß nicht, was für einen seltsamen Zweck mit und an uns ausführen sollten. Soviel ich diese heiligen Männer kenne, scheint es jederzeit ihre löbliche Absicht, das Verbundene zu trennen und das Getrennte zu verbinden. Was daraus für ein Gewebe entstehen kann, mag wohl unsern unheiligen Augen ewig ein Rätsel bleiben.“

„Sie sind verdrießlich und bitter“, sagte Jarno, „das ist recht schön und gut. Wenn Sie nur erst einmal recht böse werden, wird es noch besser sein.“

„Dazu kann auch Rat werden“, versetzte Wilhelm, „und ich fürchte sehr, daß man Lust hat, meine angeborne und angebildete Geduld diesmal aufs äußerste zu reizen.“

„So möchte ich Ihnen denn doch“, sagte Jarno, „indessen, bis wir sehen, wo unsere Geschichten hinaus wollen, etwas von dem Turme erzählen, gegen den Sie ein so großes Mißtrauen zu hegen scheinen.“

„Es steht bei Ihnen“, versetzte Wilhelm, „wenn Sie es auf meine Zerstreung hin wagen wollen. Mein Gemüt ist so vielfach beschäftigt, daß ich nicht weiß, ob es an diesen würdigen Abenteuern den schuldigen Teil nehmen kann.“

„Ich lasse mich“, sagte Jarno, „durch Ihre angenehme Stimmung nicht abschrecken, Sie über diesen Punkt aufzuklären. Sie halten mich für einen gescheiten Kerl, und Sie sollen mich auch noch für einen ehrlichen halten, und, was mehr ist, diesmal hab' ich Auftrag.“ — „Ich wünschte“, versetzte Wilhelm, „Sie sprächen aus eigener Bewegung und aus gutem Willen, mich aufzuklären; und da ich Sie nicht ohne Mißtrauen hören kann, warum soll ich Sie anhören?“ — „Wenn ich jetzt nichts Besseres zu tun habe“, sagte Jarno, „als Märchen zu erzählen, so haben Sie ja auch wohl Zeit, ihnen einige Aufmerksamkeit zu widmen; vielleicht sind Sie dazu geneigter, wenn ich Ihnen gleich anfangs sage: alles, was Sie im Turme gesehen haben, sind

eigentlich nur noch Reliquien von einem jugendlichen Unternehmen, bei dem es anfangs den meisten Eingeweihten großer Ernst war, und über das nun alle gelegentlich nur lächeln."

"Also mit diesen würdigen Zeichen und Worten spielt man nur", rief Wilhelm aus, "man führt uns mit Feierlichkeit an einen Ort, der uns Ehrfurcht einflößt, man läßt uns die wunderlichsten Erscheinungen sehen, man gibt uns Rollen voll herrlicher, geheimnisreicher Sprüche, davon wir freilich das wenigste verstehen, man eröffnet uns, daß wir bisher Lehrlinge waren; man spricht uns los, und wir sind so klug wie vorher." — "Haben Sie das Pergament nicht bei der Hand?" fragte Jarno; "es enthält viel Gutes, denn jene allgemeinen Sprüche sind nicht aus der Luft gegriffen; freilich scheinen sie demjenigen leer und dunkel, der sich keiner Erfahrung dabei erinnert. Geben Sie mir den sogenannten Lehrbrief doch, wenn er in der Nähe ist." — "Gewiß, ganz nah", versetzte Wilhelm, "so ein Amulett sollte man immer auf der Brust tragen." — "Nun", sagte Jarno lächelnd: "wer weiß, ob der Inhalt nicht einmal in Ihrem Kopf und Herzen Platz findet."

Jarno blickte hinein und überließ die erste Hälfte mit den Augen. "Diese", sagte er, "bezieht sich auf die Ausbildung des Kunstsinnes, wovon andere sprechen mögen; die zweite handelt vom Leben, und da bin ich besser zu Hause."

Er fing darauf an, Stellen zu lesen, sprach dazwischen und knüpfte Anmerkungen und Erzählungen mit ein. "Die Neigung der Jugend zum Geheimnis, zu Ceremonien und großen Worten ist außerordentlich und oft ein Zeichen einer gewissen Tiefe des Charakters. Man will in diesen Jahren sein ganzes Wesen, wenn auch nur dunkel und unbestimmt, ergriffen und berührt fühlen. Der Jüngling, der vieles ahnet, glaubt in einem Geheimnisse viel zu finden, in ein Geheimnis viel legen und durch dasselbe wirken zu müssen. In diesen Gefinnungen bestärkte der Abbé eine junge Gesellschaft teils nach seinen Grundsätzen, teils aus Neigung und Gewohnheit, da er wohl ehemals mit einer

Gesellschaft in Verbindung stand, die selbst viel im Verborgenen
 gewirkt haben mochte. Ich konnte mich am wenigsten in dieses
 Wesen finden. Ich war älter als die andern, ich hatte von Ju-
 gend auf klar gesehen und wünschte in allen Dingen nichts als
 5 Klarheit; ich hatte kein ander Interesse, als die Welt zu kennen,
 wie sie war, und steckte mit dieser Liebhaberei die übrigen besten
 Gefährten an, und fast hätte darüber unsere ganze Bildung eine
 falsche Richtung genommen; denn wir singen an, nur die Fehler
 der andern und ihre Beschränkung zu sehen und uns selbst für
 10 treffliche Wesen zu halten. Der Abbé kam uns zu Hülfe und
 lehrte uns, daß man die Menschen nicht beobachten müsse, ohne
 sich für ihre Bildung zu interessieren, und daß man sich selbst
 eigentlich nur in der Tätigkeit zu beobachten und zu erlauschen
 im stande sei. Er riet uns, jene ersten Formen der Gesellschaft
 15 beizubehalten; es blieb daher etwas Gesetzliches in unsern Zu-
 sammenkünften, man sah wohl die ersten mystischen Eindrücke
 auf die Einrichtung des Ganzen, nachher nahm es, wie durch
 ein Gleichniß, die Gestalt eines Handwerks an, das sich bis zur
 Kunst erhob. Daher kamen die Benennungen von Lehrlingen,
 20 Gehülfsen und Meistern. Wir wollten mit eigenen Augen sehen
 und uns ein eigenes Archiv unserer Weltkenntnis bilden; daher
 entstanden die vielen Konfessionen, die wir teils selbst schrieben,
 teils wozu wir andere veranlaßten, und aus denen nachher die
 Lehrjahre zusammengesetzt wurden. Nicht allen Menschen ist es
 25 eigentlich um ihre Bildung zu tun; viele wünschen nur so ein
 Hausmittel zum Wohlbefinden, Rezepte zum Reichtum und zu
 jeder Art von Glückseligkeit. Alle diese, die nicht auf ihre Füße
 gestellt sein wollten, wurden mit Mystifikationen und anderm
 Hofuspokus teils aufgehalten, teils beiseite gebracht. Wir spra-
 30 chen nach unserer Art nur diejenigen los, die lebhaft fühlten und
 deutlich bekannten, wozu sie geboren seien, und die sich genug ge-
 übt hatten, um mit einer gewissen Fröhlichkeit und Leichtigkeit
 ihren Weg zu verfolgen.“

„So haben Sie sich mit mir sehr übereilt“, versetzte Wil-

helm, „denn was ich kann, will oder soll, weiß ich gerade seit jenem Augenblick am allerwenigsten.“ — „Wir sind ohne Schuld in diese Verwirrung geraten, daß gute Glück mag uns wieder heraus helfen; indessen hören Sie nur: Derjenige, an dem viel zu entwickeln ist, wird später über sich und die Welt aufgeklärt. 5 Es sind nur wenige, die den Sinn haben und zugleich zur Tat fähig sind. Der Sinn erweitert, aber lähmt; die Tat belebt, aber beschränkt.“

„Ich bitte Sie“, fiel Wilhelm ein, „lesen Sie mir von diesen wunderlichen Worten nichts mehr! Diese Phrasen haben mich 10 schon verwirrt genug gemacht.“ — „So will ich bei der Erzählung bleiben“, sagte Farno, indem er die Rolle halb zuwickelte und nur manchmal einen Blick hineintat. „Ich selbst habe der Gesellschaft und den Menschen am wenigsten genutzt; ich bin ein sehr schlechter Lehrmeister, es ist mir unerträglich, zu sehen, wenn 15 jemand ungeschickte Versuche macht; einem Irrenden muß ich gleich zurufen, und wenn es ein Nachtwandler wäre, den ich in Gefahr sähe, geradenweges den Hals zu brechen. Darüber hatte ich nun immer meine Not mit dem Abbé, der behauptet, der Irrtum könne nur durch das Irren geheilt werden. Auch 20 über Sie haben wir uns oft gestritten; er hatte Sie besonders in Gunst genommen, und es will schon etwas heißen, in dem hohen Grade seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie müssen mir nachsagen, daß ich Ihnen, wo ich Sie antraf, die reine Wahrheit sagte.“ — „Sie haben mich wenig geschont“, sagte 25 Wilhelm, „und Sie scheinen Ihren Grundsätzen treu zu bleiben.“ — „Was ist denn da zu schonen“, versetzte Farno, „wenn ein junger Mensch von mancherlei guten Anlagen eine ganz falsche Richtung nimmt?“ — „Verzeihen Sie“, sagte Wilhelm, „Sie haben mir streng genug alle Fähigkeit zum Schauspieler 30 abgesprochen; ich gestehe Ihnen, daß, ob ich gleich dieser Kunst ganz entzagt habe, so kann ich mich doch unmöglich bei mir selbst dazu für ganz unfähig erklären.“ — „Und bei mir“, sagte Farno, „ist es doch so rein entschieden, daß, wer sich nur selbst spielen

tann, kein Schauspieler ist. Wer sich nicht dem Sinn und der Gestalt nach in viele Gestalten verwandeln kann, verdient nicht diesen Namen. So haben Sie z. B. den Hamlet und einige andere Rollen recht gut gespielt, bei denen Ihr Charakter, Ihre
 5 Gestalt und die Stimmung des Augenblicks Ihnen zu gut kamen. Das wäre nun für ein Liebhabertheater und für einen jeden gut genug, der keinen andern Weg vor sich sähe. „Man soll sich“, fuhr Jarno fort, indem er auf die Rolle sah, „vor einem
 10 Talente hüten, das man in Vollkommenheit auszuüben nicht Hoffnung hat. Man mag es darin so weit bringen, als man will, so wird man doch immer zuletzt, wenn uns einmal das Verdienst des Meisters klar wird, den Verlust von Zeit und Kräften, die man auf eine solche Pflüscherei gewendet hat, schmerz-

15 „Lesen Sie nichts!“ sagte Wilhelm, „ich bitte Sie inständig, sprechen Sie fort, erzählen Sie mir, klären Sie mich auf! Und so hat also der Abbé mir zum Hamlet geholfen, indem er einen Geist herbeischaffte?“ — „Ja, denn er versicherte, daß es der einzige Weg sei, Sie zu heilen, wenn Sie heilbar wären.“ —
 20 „Und darum ließ er mir den Schleier zurück und hieß mich fliehen?“ — „Ja, er hoffte sogar, mit der Vorstellung des Hamlets sollte Ihre ganze Lust gebüßt sein. Sie würden nachher das Theater nicht wieder betreten, behauptete er; ich glaubte das Gegentheil, und behielt recht. Wir stritten noch selbigen Abend
 25 nach der Vorstellung darüber.“ — „Und Sie haben mich also spielen sehen?“ — „O gewiß!“ — „Und wer stellte denn den Geist vor?“ — „Das kann ich selbst nicht sagen, entweder der Abbé oder sein Zwillingbruder, doch glaub' ich diejer, denn er ist um ein Weniges größer.“ — „Sie haben also auch Geheim-

30 nisse untereinander?“ — „Freunde können und müssen Geheimnisse voreinander haben; sie sind einander doch kein Geheimnis.“

„Es verwirrt mich schon das Andenken dieser Verworrenheit. Klären Sie mich über den Mann auf, dem ich so viel schuldig bin, und dem ich so viel Vorwürfe zu machen habe.“

„Was ihn uns so schätzbar macht“, versetzte Zarno, „was ihm gewissermaßen die Herrschaft über uns alle erhält, ist der freie und scharfe Blick, den ihm die Natur über alle Kräfte, die im Menschen nur wohnen, und wovon sich jede in ihrer Art aus- 5 bilden läßt, gegeben hat. Die meisten Menschen, selbst die vor- züglichen, sind nur beschränkt; jeder schätzt gewisse Eigenschaften an sich und andern; nur die begünstigt er, nur die will er aus- gebildet wissen. Ganz entgegengesetzt wirkt der Abbé, er hat Sinn für alles, Lust an allem, es zu erkennen und zu befördern. Da muß ich doch wieder in die Rolle sehen!“ fuhr Zarno fort; 10 „nur alle Menschen machen die Menschheit aus, nur alle Kräfte zusammengenommen die Welt. Diese sind unter sich oft im Widerstreit, und indem sie sich zu zerstören suchen, hält sie die Natur zusammen und bringt sie wieder hervor. Von dem geringsten tierischen Handwerkstrieb bis zur höchsten Ausübung 15 der geistigsten Kunst, vom Lallen und Jauchzen des Kindes bis zur trefflichsten Äußerung des Redners und Sängers, vom ersten Balgen der Knaben bis zu den ungeheuren Anstalten, wodurch Länder erhalten und erobert werden, vom leichtesten Wohlwollen und der flüchtigsten Liebe bis zur heftigsten Leidenschaft und 20 zum ernstesten Bunde, von dem reinsten Gefühl der sinnlichen Gegenwart bis zu den leisesten Ahnungen und Hoffnungen der entferntesten geistigen Zukunft, alles das und weit mehr liegt im Menschen und muß ausgebildet werden; aber nicht in einem, sondern in vielen. Jede Anlage ist wichtig, und sie muß ent- 25 wickelt werden. Wenn einer nur das Schöne, der andere nur das Nützliche befördert, so machen beide zusammen erst einen Menschen aus. Das Nützliche befördert sich selbst, denn die Menge bringt es hervor, und alle können's nicht entbehren; das Schöne muß befördert werden, denn wenige stellen's dar und 30 viele bedürfen's.“

„Halten Sie inne!“ rief Wilhelm, „ich habe das alles gelesen.“ — „Nur noch einige Zeilen“, versetzte Zarno, „hier find' ich den Abbé ganz wieder: ‚eine Kraft beherrscht die andere, aber

keine kann die andere bilden; in jeder Anlage liegt auch allein die Kraft, sich zu vollenden; das verstehen so wenig Menschen, die noch lehren und wirken wollen.“ — „Und ich verstehe es auch nicht“, versetzte Wilhelm. — „Sie werden über diesen
5 Text den Abbé noch oft genug hören, und so lassen Sie uns nur immer recht deutlich sehen und festhalten, was an uns ist, und was wir an uns ausbilden können; lassen Sie uns gegen die andern gerecht sein, denn wir sind nur insofern zu achten, als wir zu schätzen wissen.“ — „Um Gottes willen! keine Sentenzen
10 weiter! Ich fühle, sie sind ein schlechtes Heilmittel für ein verwundetes Herz. Sagen Sie mir lieber mit Ihrer grausamen Bestimmtheit, was Sie von mir erwarten und wie und auf welche Weise Sie mich aufopfern wollen.“ — „Jeden Verdacht, ich versichere Sie, werden Sie uns künftig abbitten. Es ist Ihre
15 Sache, zu prüfen und zu wählen, und die unsere, Ihnen beizustehen. Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt. Nicht an mich halten Sie sich, sondern an den Abbé; nicht an sich denken Sie, sondern an das, was Sie umgibt. Lernen Sie zum
20 Beispiel Lotharios Trefflichkeit einsehen, wie sein Überblick und seine Tätigkeit unzertrennlich miteinander verbunden sind, wie er immer im Fortschreiten ist, wie er sich ausbreitet und jeden mit fortreißt. Er führt, wo er auch sei, eine Welt mit sich, seine Gegenwart belebt und feuert an. Sehen Sie unsern guten
25 Medikus dagegen! Es scheint gerade die entgegengesetzte Natur zu sein. Wenn jener nur ins Ganze und auch in die Ferne wirkt, so richtet dieser seinen hellen Blick nur auf die nächsten Dinge, er verschafft mehr die Mittel zur Tätigkeit, als daß er die Tätigkeit hervorbrächte und belebte; sein Handeln sieht einem guten
30 Wirtschaften vollkommen ähnlich, seine Wirksamkeit ist still, indem er einen jeden in seinem Kreis befördert; sein Wissen ist ein beständiges Sammeln und Auspenden, ein Nehmen und Mittheilen im kleinen. Vielleicht könnte Lothario in einem Tage zerstören, woran dieser jahrelang gebaut hat; aber vielleicht teilt auch

Lothario in einem Augenblick andern die Kraft mit, das Zerstückte
 hundertfältig wiederherzustellen.“ — „Es ist ein trauriges Ge-
 schäft“, sagte Wilhelm, „wenn man über die reinen Vorzüge der
 andern in einem Augenblicke denken soll, da man mit sich selbst
 uneins ist; solche Betrachtungen stehen dem ruhigen Manne
 wohl an, nicht dem, der von Leidenschaft und Ungewißheit be-
 wegt ist.“ — „Ruhig und vernünftig zu betrachten, ist zu keiner
 Zeit schädlich, und indem wir uns gewöhnen, über die Vorzüge
 anderer zu denken, stellen sich die unsern unvermerkt selbst an
 ihren Platz, und jede falsche Tätigkeit, wozu uns die Phantasie
 lockt, wird alsdann gern von uns aufgegeben. Befreien sie wo-
 möglich Ihren Geist von allem Argwohn und aller Ängstlich-
 keit! Dort kommt der Abbé, sei'n Sie ja freundlich gegen ihn,
 bis Sie noch mehr erfahren, wieviel Dank Sie ihm schuldig sind.
 Der Schalk! Da geht er zwischen Natalien und Theresen, ich
 wollte wetten, er denkt sich was aus. So wie er überhaupt gern
 ein wenig das Schicksal spielt, so läßt er auch nicht von der Lieb-
 haberei, manchmal eine Heirat zu stiften.“

Wilhelm, dessen leidenschaftliche und verbrießliche Stim-
 mung durch alle die klugen und guten Worte Jarnos nicht ver-
 bessert worden war, fand höchst undelikat, daß sein Freund ge-
 rade in diesem Augenblicke eines solchen Verhältnisses erwähnte,
 und sagte, zwar lächelnd, doch nicht ohne Bitterkeit: „Ich
 dünkte, man überließe die Liebhaberei, Heiraten zu stiften, Per-
 sonen, die sich lieb haben.“

Sechstes Kapitel.

Die Gesellschaft hatte sich eben wieder begegnet, und unsere
 Freunde sahen sich genötigt, das Gespräch abzubrechen. Nicht
 lange, so ward ein Kurier gemeldet, der einen Brief in Lotharios
 eigene Hände übergeben wollte; der Mann ward vorgeführt,
 er sah rüstig und tüchtig aus, seine Livree war sehr reich und
 geschmackvoll. Wilhelm glaubte ihn zu kennen, und er irrte sich

nicht, es war derselbe Mann, den er damals Philinen und der vermeinten Mariane nachgeschickt hatte, und der nicht wieder zurückgekommen war. Eben wollte er ihn anreden, als Lothario, der den Brief gelesen hatte, ernsthaft und fast verdrießlich fragte:

5 „Wie heißt Sein Herr?“

„Das ist unter allen Fragen“, versetzte der Kurier mit Bescheidenheit, „auf die ich am wenigsten zu antworten weiß; ich hoffe, der Brief wird das Nötige vermelden; mündlich ist mir nichts aufgetragen.“

10 „Es sei, wie ihm sei“, versetzte Lothario mit Lächeln, „da Sein Herr das Zutrauen zu mir hat, mir so hasensüßig zu schreiben, so soll er uns willkommen sein.“ — „Er wird nicht lange auf sich warten lassen“, versetzte der Kurier mit einer Verbeugung und entfernte sich.

15 „Vernehmet nur“, sagte Lothario, „die tolle, abgeschmackte Botschaft. ‚Da unter allen Gästen‘, so schreibt der Unbekannte, ‚ein guter Humor der angenehmste Gast sein soll, wenn er sich einstellt, und ich denselben als Reisegefährten beständig mit mir herumführe, so bin ich überzeugt, der Besuch, den ich Ew. Gnaden und Liebden zugebracht habe, wird nicht übel vermerkt werden, vielmehr hoffe ich, mit der sämtlichen hohen Familie vollkommener Zufriedenheit anzulangen und gelegentlich mich wieder zu entfernen, der ich mich, und so weiter, Graf von Schneckenfuß.““

„Das ist eine neue Familie“, sagte der Abbé.

25 „Es mag ein Vikariatsgraf¹ sein“, versetzte Jarno.

„Das Geheimniß ist leicht zu erraten“, sagte Natalie; „ich wette, es ist Bruder Friedrich, der uns schon seit dem Tode des Oheims mit einem Besuche droht.“

30 „Getroffen! schöne und weise Schwester“, rief jemand aus einem nahen Busche, und zugleich trat ein angenehmer, heiterer junger Mann hervor; Wilhelm konnte sich kaum eines Schreies enthalten. „Wie?“ rief er, „unser blonder Schelm, der

¹ So hieß der nicht vom Kaiser selbst, sondern während einer Thronvakanz vom Kurfürsten als Reichsvikaren in den Grafenstand Erhobene.

soll mir auch hier noch erscheinen?" Friedrich ward aufmerksam, sah Wilhelmen an und rief: „Wahrlich, weniger erstaunt wär' ich gewesen, die berühmten Pyramiden, die doch in Ägypten so fest stehen, oder das Grab des Königs Mausolus, das, wie man mir versichert hat, gar nicht mehr existiert, hier in dem Garten meines Oheims zu finden, als Euch, meinen alten Freund und vielfachen Wohlthäter. Seid mir besonders und schönstens begrüßt!"

Nachdem er ringsherum alles bewillkommt und geküßt hatte, sprang er wieder auf Wilhelmen los und rief: „Haltet mir ihn ja warm, diesen Helden, Heerführer und dramatischen Philosophen! Ich habe ihn bei unserer ersten Bekanntschaft schlecht, ja, ich darf wohl sagen, mit der Gechel frißiert, und er hat mir doch nachher eine tüchtige Tracht Schläge erspart. Er ist großmütig wie Scipio, freigebig wie Alexander, gelegentlich auch verliebt, doch ohne seine Nebenbuhler zu hassen. Nicht etwa, daß er seinen Feinden Kohlen aufs Haupt sammelte, welches, wie man sagt, ein schlechter Dienst sein soll, den man jemanden erzeigen kann, nein, er schickt vielmehr den Freunden, die ihm sein Mädchen entführen, gute und treue Diener nach, damit ihr Fuß an keinen Stein stoße.“

In diesem Geschmaç fuhr er unaufhaltsam fort, ohne daß jemand ihm Einhalt zu tun im stande gewesen wäre, und da niemand in dieser Art ihm erwidern konnte, so behielt er das Wort ziemlich allein. „Bewundert euch nicht“, rief er aus, „über meine große Belesenheit in heiligen und Profan-Skribenten; ihr sollt erfahren, wie ich zu diesen Kenntnissen gelangt bin.“ Man wollte von ihm wissen, wie es ihm gehe, wo er herkomme; allein er konnte vor lauter Sittensprüchen und alten Geschichten nicht zur deutlichen Erklärung gelangen.

Natalie sagte leise zu Theresen: „Seine Art von Lustigkeit tut mir wehe; ich wollte wetten, daß ihm dabei nicht wohl ist.“

Da Friedrich außer einigen Späßen, die ihm Jarno erwiderte, keinen Anklang für seine Possen in der Gesellschaft fand,

jagte er: „Es bleibt mir nichts übrig, als mit der ernsthaften
 Familie auch ernsthaft zu werden, und weil mir unter so be-
 denklichen Umständen sogleich meine sämtliche Sündenlast schwer
 auf die Seele fällt, so will ich mich kurz und gut zu einer Gene-
 5 ralbeichte entschließen, wovon ihr aber, meine werthen Herrn und
 Damen, nichts vernehmen sollt. Dieser edle Freund hier, dem
 schon einiges von meinem Leben und Tun bekannt ist, soll es
 allein erfahren, um so mehr, als er allein darnach zu fragen einige
 Ursache hat. Wäret Ihr nicht neugierig, zu wissen“, fuhr er
 10 gegen Wilhelmen fort, „wie und wo? wer? wann und warum?
 wie sieht's mit der Konjugation des griechischen Verbi Philéo,
 Philoh?¹ und mit den Derivativis² dieses allerliebsten Zeit-
 wortes aus?“

Somit nahm er Wilhelmen beim Arme, führte ihn fort, in-
 15 dem er ihn auf alle Weise drückte und küßte.

Kaum war Friedrich auf Wilhelms Zimmer gekommen,
 als er im Fenster ein Pudermesser liegen fand mit der Inschrift:
 Gedenke mein! „Ihr hebt Eure werthen Sachen gut auf!“
 sagte er; „wahrlich, das ist Philinens Pudermesser, das sie Euch
 20 jenen Tag schenkte, als ich Euch so gerauft hatte. Ich hoffe, Ihr
 habt des schönen Mädchens fleißig dabei gedacht, und ich ver-
 sichere Euch, sie hat Euch auch nicht vergessen, und wenn ich
 nicht jede Spur von Eifersucht schon lange aus meinem Herzen
 verbannt hätte, so würde ich Euch nicht ohne Neid ansehen.“

25 „Reden Sie nichts mehr von diesem Geschöpfe!“ versetzte
 Wilhelm. „Ich leugne nicht, daß ich den Eindruck ihrer an-
 genehmen Gegenwart lange nicht los werden konnte, aber das
 war auch alles.“

„Pfui! schämt Euch“, rief Friedrich, „wer wird eine Geliebte
 30 verleugnen? Und Ihr habt sie so komplett geliebt, als man es
 nur wünschen konnte. Es verging kein Tag, daß Ihr dem Mädchen
 nicht etwas schenktet, und wenn der Deutsche schenkt, liebt er ge-

¹ Ich liebe.

² Ableitungen.

wiß. Es blieb mir nichts übrig, als sie Euch zuletzt wegzuputzen, und dem roten Offizierchen ist es denn auch endlich geglückt."

„Wie? Sie waren der Offizier, den wir bei Philinen antrafen, und mit dem sie wegriefe?"

„Ja", versetzte Friedrich, „den Sie für Marianen hielten. 5 Wir haben genug über den Irrtum gelacht."

„Welche Grausamkeit!" rief Wilhelm, „mich in einer solchen Ungewißheit zu lassen."

„Und noch dazu den Kurier, den Sie uns nachschickten, gleich in Dienste zu nehmen!" versetzte Friedrich. „Es ist ein tüchtiger Kerl und ist diese Zeit nicht von unserer Seite gekommen. Und das Mädchen lieb' ich noch immer so rasend wie jemals. Mir hat sie's ganz eigens angetan, daß ich mich ganz nahezu in einem mythologischen Falle befinde und alle Tage befürchte, verwandelt zu werden." 15

„Sagen Sie mir nur", fragte Wilhelm, „wo haben Sie Ihre ausgebreitete Gelehrsamkeit her? Ich höre mit Verwunderung der seltsamen Manier zu, die Sie angenommen haben, immer mit Beziehung auf alte Geschichten und Fabeln zu sprechen."

„Auf die lustigste Weise", sagte Friedrich, „bin ich gelehrt, 20 und zwar sehr gelehrt worden. Philine ist nun bei mir, wir haben einem Pächter das alte Schloß eines Rittergutes abgemietet, worin wir wie die Kobolde auß' lustigste leben. Dort haben wir eine zwar kompendiöse, aber doch ausgesuchte Bibliothek gefunden, enthaltend eine Bibel in Folio, Gottfrieds Chronik¹, zwei Bände Theatrum Europaeum², die Acerra Philologica³, 25 Gryphii Schriften⁴ und noch einige minder wichtige Bücher.

¹ „Historische Chronika" (Frankfurt a. M. 1633) von Joh. Lubw. Gottfried, Pseudonym für den Straßburger Geschichtschreiber Joh. Philipp Abelin (gest. um 1636).

² „Theatrum Europaeum", eine Chronik der Zeitereignisse seit etwa 1616 bis 1718, in 21 Bänden zu Frankfurt a. M. erschienen.

³ „Acerra Philologica", eigentlich philologisches Wethrauchläschen, Titel mehrerer im 17. Jahrhundert entstandener Anthologien aus antiken Schriftstellern.

⁴ Die Schriften des bekannten Dichters Andreas Gryphius (1616—1664) lernte Goethe ebenso wie die andern aufgezählten Werke schon im Waterhause zu Frankfurt a. M. kennen.

Nun hatten wir denn doch, wenn wir ausgetobt hatten, manchmal Langeweile, wir wollten lesen, und ehe wir's uns versahen, ward unsere Weile noch länger. Endlich hatte Philine den herrlichen Einfall, die sämtlichen Bücher auf einem großen Tisch aufzuschlagen, wir setzten uns gegeneinander und lasen gegeneinander, und immer nur stellenweise, aus einem Buch wie aus dem andern. Das war nun eine rechte Lust! Wir glaubten wirklich in guter Gesellschaft zu sein, wo man für unschicklich hält, irgend eine Materie zu lange fortsetzen oder wohl gar gründlich erörtern zu wollen; wir glaubten, in lebhafter Gesellschaft zu sein, wo keins das andere zum Wort kommen läßt. Diese Unterhaltung geben wir uns regelmäßig alle Tage und werden dadurch nach und nach so gelehrt, daß wir uns selbst darüber verwundern. Schon finden wir nichts Neues mehr unter der Sonne, zu allem bietet uns unsere Wissenschaft einen Beleg an. Wir variieren diese Art, uns zu unterrichten, auf gar vielerlei Weise. Manchmal lesen wir nach einer alten verdorbenen Sanduhr, die in einigen Minuten ausgelaufen ist. Schnell dreht sie das andere herum und fängt aus einem Buche zu lesen an, und kaum ist wieder der Sand im untern Glase, so beginnt das andere schon wieder seinen Spruch, und so studieren wir wirklich auf wahrhaft akademische Weise, nur daß wir kürzere Stunden haben und unsere Studien äußerst mannigfaltig sind."

"Diese Tollheit begreife ich wohl", sagte Wilhelm, "wenn einmal so ein lustiges Paar beisammen ist; wie aber das lockere Paar so lange beisammen bleiben kann, das ist mir nicht so bald begreiflich."

"Das ist", rief Friedrich, "eben das Glück und das Unglück; Philine darf sich nicht sehen lassen, sie mag sich selbst nicht sehen, sie ist guter Hoffnung. Unförmlicher und lächerlicher ist nichts in der Welt als sie. Noch kurz, ehe ich wegging, kam sie zufälligerweise vor den Spiegel. 'Pui Teufel!' sagte sie und wendete das Gesicht ab, 'die leibhafte Frau Melina! das garstige Bild! Man sieht doch ganz niederträchtig aus!'"

„Ich muß gestehen“, versetzte Wilhelm lächelnd, „daß es ziemlich komisch sein mag, euch als Vater und Mutter beisammen zu sehen.“

„Es ist ein recht närrischer Streich“, sagte Friedrich, „daß ich noch zuletzt als Vater gelten soll. Sie behauptet's, und die Zeit trifft auch. Anfangs machte mich der verwünschte Besuch, den sie Euch nach dem ‚Hamlet‘ abgestattet hatte, ein wenig irre.“

„Was für ein Besuch?“

„Ihr werdet das Andenken daran doch nicht ganz und gar verschlafen haben? Das allerliebste fühlbare Gespenst jener Nacht, wenn Ihr's noch nicht wißt, war Philine. Die Geschichte war mir freilich eine harte Mitgift, doch wenn man sich so etwas nicht mag gefallen lassen, so muß man gar nicht lieben. Die Vaterschaft beruht überhaupt nur auf der Überzeugung; ich bin überzeugt, und also bin ich Vater. Da seht Ihr, daß ich die Logik auch am rechten Orte zu brauchen weiß. Und wenn das Kind sich nicht gleich nach der Geburt auf der Stelle zu Tode lacht, so kann es, wo nicht ein nützlicher, doch angenehmer Weltbürger werden.“

Indessen die Freunde sich auf diese lustige Weise von leichtfertigen Gegenständen unterhielten, hatte die übrige Gesellschaft ein ernsthaftes Gespräch angefangen. Kaum hatten Friedrich und Wilhelm sich entfernt, als der Abbé die Freunde unvermerkt in einen Gartenjaal führte und, als sie Platz genommen hatten, seinen Vortrag begann.

„Wir haben“, sagte er, „im allgemeinen behauptet, daß Fräulein Therese nicht die Tochter ihrer Mutter sei; es ist nötig, daß wir uns hierüber auch nun im einzelnen erklären. Hier ist die Geschichte, die ich sodann auf alle Weise zu belegen und zu beweisen mich erbielte.“

„Frau von *** lebte die ersten Jahre ihres Ehestandes mit ihrem Gemahl in dem besten Vernehmen, nur hatten sie das Unglück, daß die Kinder, zu denen einigema! Hoffnung war, tot zur Welt kamen, und bei dem dritten die Ärzte der Mutter

beinahe den Tod verkündigten und ihn bei einem folgenden als ganz unvermeidlich weisagten. — Man war genöthigt, sich zu entschließen, man wollte das Eheband nicht aufheben, man befand sich, bürgerlich genommen, zu wohl. Frau von *** suchte in der
 5 Ausbildung ihres Geistes, in einer gewissen Repräsentation, in den Freuden der Eitelkeit eine Art von Entschädigung für das Mutterglück, das ihr versagt war. Sie sah ihrem Gemahl mit sehr viel Heiterkeit nach, als er Neigung zu einem Frauenzimmer faßte, welche die ganze Haushaltung versah, eine schöne
 10 Gestalt und einen sehr soliden Charakter hatte. Frau von *** bot nach kurzer Zeit einer Einrichtung selbst die Hände, nach welcher das gute Mädchen sich Theresens Vater überließ, in der Besorgung des Hauswesens fortfuhr und gegen die Frau vom Hause fast noch mehr Dienstfertigkeit und Ergebung als vorher
 15 bezeigte.

„Nach einiger Zeit erklärte sie sich guter Hoffnung, und die beiden Eheleute kamen bei dieser Gelegenheit, obwohl aus ganz verschiedenen Anlässen, auf einerlei Gedanken. Herr von *** wünschte das Kind seiner Geliebten als sein rechtmäßiges im
 20 Hause einzuführen, und Frau von ***, verdrießlich, daß durch die Indiskretion ihres Arztes ihr Zustand in der Nachbarschaft hatte verlauten wollen, dachte durch ein untergeschobenes Kind sich wieder in Ansehn zu setzen und durch eine solche Nachgiebigkeit ein Übergewicht im Hause zu erhalten, das sie unter den
 25 übrigen Umständen zu verlieren fürchtete. Sie war zurückhaltender als ihr Gemahl, sie merkte ihm seinen Wunsch ab und wußte, ohne ihm entgegenzugehen, eine Erklärung zu erleichtern. Sie machte ihre Bedingungen und erhielt fast alles, was sie verlangte, und so entstand das Testament, worin so wenig für
 30 das Kind gesorgt zu sein schien. Der alte Arzt war gestorben, man wendete sich an einen jungen, tätigen, geschickten Mann, er ward gut belohnt, und er konnte selbst eine Ehre darin suchen, die Unschicklichkeit und Übereilung seines abgechiedenen Kollegen ins Licht zu setzen und zu verbessern. Die wahre Mutter willigte

nicht ungern ein, man spielte die Verstellung sehr gut, Therese kam zur Welt und wurde einer Stiefmutter zugeeignet, indes ihre wahre Mutter ein Opfer dieser Verstellung ward, indem sie sich zu früh wieder herauswagte, starb und den guten Mann trostlos hinterließ.

„Frau von *** hatte indessen ganz ihre Absicht erreicht, sie hatte vor den Augen der Welt ein liebenswürdiges Kind, mit dem sie übertrieben paradierte, sie war zugleich eine Nebenbuhlerin los geworden, deren Verhältnis sie denn doch mit neidischen Augen ansah, und deren Einfluß sie, für die Zukunft wenigstens, heimlich fürchtete; sie überhäufte das Kind mit Zärtlichkeit und wußte ihren Gemahl in vertraulichen Stunden durch eine so lebhafteste Teilnahme an seinem Verlust dergestalt an sich zu ziehen, daß er sich ihr, man kann wohl sagen, ganz ergab, sein Glück und das Glück ihres Kindes in ihre Hände legte und kaum kurze Zeit vor seinem Tode, und noch gewissermaßen nur durch seine erwachsene Tochter, wieder Herr im Hause ward. Das war, schöne Therese, das Geheimnis, das Ihnen Ihr kranker Vater wahrscheinlich so gern entdeckt hätte, das ist's, was ich Ihnen jetzt, eben da der junge Freund, der durch die sonderbarste Verknüpfung von der Welt Ihr Bräutigam geworden ist, in der Gesellschaft fehlt, umständlich vorlegen wollte. Hier sind die Papiere, die aufs strengste beweisen, was ich behauptet habe. Sie werden daraus zugleich erfahren, wie lange ich schon dieser Entdeckung auf der Spur war, und wie ich doch erst jetzt zur Gewißheit kommen konnte; wie ich nicht wagte, meinem Freund etwas von der Möglichkeit des Glücks zu sagen, da es ihn zu tief gekränkt haben würde, wenn diese Hoffnung zum zweiten Male verschwunden wäre. Sie werden Sydiens Argwohn begreifen; denn ich gestehe gern, daß ich die Neigung unseres Freundes zu diesem guten Mädchen keinesweges begünstigte, seitdem ich seiner Verbindung mit Theresen wieder entgegenjah.“

Niemand erwiderte etwas auf diese Geschichte. Die Frauen-

zimmer gaben die Papiere nach einigen Tagen zurück, ohne derselben weiter zu erwähnen.

Man hatte Mittel genug in der Nähe, die Gesellschaft, wenn sie beisammen war, zu beschäftigen; auch bot die Gegend so
 5 manche Reize dar, daß man sich gern darin theils einzeln, theils zusammen, zu Pferde, zu Wagen oder zu Fuße umseh. Jarno richtete bei einer solchen Gelegenheit seinen Auftrag an Wilhelm aus, legte ihm die Papiere vor, schien aber weiter keine Entschliebung von ihm zu erlangen.

10 „In diesem höchst sonderbaren Zustand, in dem ich mich befinde“, sagte Wilhelm darauf, „brauche ich Ihnen nur das zu wiederholen, was ich sogleich anfangs in Gegenwart Nataliens und gewiß mit einem reinen Herzen gesagt habe: Lothario und seine Freunde können jede Art von Entziehung von mir for-
 15 dern, ich lege Ihnen hiermit alle meine Ansprüche an Theresen in die Hand, verschaffen Sie mir dagegen meine förmliche Entlassung. O! es bedarf, mein Freund, keines großen Bedenkens, mich zu entschließen. Schon diese Tage hab' ich gefühlt, daß Theresen Mühe hat, nur einen Schein der Lebhaftigkeit, mit der
 20 sie mich zuerst hier begrüßte, zu erhalten. Ihre Neigung ist mir entwendet, oder vielmehr, ich habe sie nie besessen.“

„Solche Fälle möchten sich wohl besser nach und nach unter Schweigen und Erwarten aufklären“, versetzte Jarno, „als durch
 25 vieles Reden, wodurch immer eine Art von Verlegenheit und Gärung entsteht.“

„Ich dünkte vielmehr“, sagte Wilhelm, „daß gerade dieser Fall der ruhigsten und der reinsten Entscheidung fähig sei. Man hat mir so oft den Vorwurf des Zauderns und der Ungewißheit gemacht; warum will man jetzt, da ich entschlossen bin, geradezu einen
 30 Fehler, den man an mir tadelte, gegen mich selbst begehn? Gibt sich die Welt nur darum so viel Mühe, uns zu bilden, um uns fühlen zu lassen, daß sie sich nicht bilden mag? Ja, gönnen Sie mir recht bald das heitere Gefühl, ein Mißverhältnis loszuwerden, in das ich mit den reinsten Gesinnungen von der Welt geraten bin.“

Ungeachtet dieser Bitte vergingen einige Tage, in denen er nichts von dieser Sache hörte, noch auch eine weitere Veränderung an seinen Freunden bemerkte; die Unterhaltung war vielmehr bloß allgemein und gleichgültig.

Friebentes Kapitel.

5

Einst saßen Natalie, Jarno und Wilhelm zusammen, und Natalie begann: „Sie sind nachdenklich, Jarno, ich kann es Ihnen schon einige Zeit abmerken.“

„Ich bin es“, versetzte der Freund, „und ich sehe ein wichtiges Geschäft vor mir, das bei uns schon lange vorbereitet ist und jetzt notwendig angegriffen werden muß. Sie wissen schon etwas im allgemeinen davon, und ich darf wohl vor unserm jungen Freunde davon reden, weil es auf ihn ankommen soll, ob er teil daran zu nehmen Lust hat. Sie werden mich nicht lange mehr sehen, denn ich bin im Begriff, nach Amerika überzu-
schiffen.“ 10 15

„Nach Amerika?“ versetzte Wilhelm lächelnd; „ein solches Abenteuer hätte ich nicht von Ihnen erwartet, noch weniger, daß Sie mich zum Gefährten ausersehen würden.“

„Wenn Sie unsern Plan ganz kennen“, versetzte Jarno, „so werden Sie ihm einen bessern Namen geben und vielleicht für ihn eingenommen werden. Hören Sie mich an! Man darf nur ein wenig mit den Welthändeln bekannt sein, um zu bemerken, daß uns große Veränderungen bevorstehn, und daß die Besitz-
tümer beinahe nirgends mehr recht sicher sind.“ 20 25

„Ich habe keinen deutlichen Begriff von den Welthändeln“, fiel Wilhelm ein, „und habe mich erst vor kurzem um meine Besitztümer bekümmert. Vielleicht hätte ich wohl getan, sie mir noch länger aus dem Sinne zu schlagen, da ich bemerken muß, daß die Sorge für ihre Erhaltung so hypochondrisch macht.“ 30

„Hören Sie mich aus!“ sagte Jarno; „die Sorge geziemt dem Alter, damit die Jugend eine Zeitlang sorglos sein könne.“

Das Gleichgewicht in den menschlichen Handlungen kann leider nur durch Gegenseite hergestellt werden. Es ist gegenwärtig nichts weniger als rätlich, nur an einem Orte zu besitzen, nur einem Plaze sein Geld anzuvertrauen, und es ist wieder schwer, an vielen Orten Aufsicht darüber zu führen; wir haben uns deswegen etwas anders ausgedacht: aus unserm alten Turm soll eine Sozietät ausgehen, die sich in alle Teile der Welt ausbreiten, in die man aus jedem Teile der Welt eintreten kann. Wir assureieren uns untereinander unsere Existenz, auf den einzigen Fall, daß eine Staatsrevolution den einen oder den andern von seinen Besitzümern völlig vertriebe. Ich gehe nun hinüber nach Amerika, um die guten Verhältnisse zu benutzen, die sich unser Freund bei seinem dortigen Aufenthalt gemacht hat. Der Abbé will nach Rußland gehn, und Sie sollen die Wahl haben, wenn Sie sich an uns anschließen wollen, ob Sie Lothario in Deutschland beistehn oder mit mir gehen wollen. Ich dünkte, Sie wählten das letzte; denn eine große Reise zu tun, ist für einen jungen Mann äußerst nützlich.“

Wilhelm nahm sich zusammen und antwortete: „Der Antrag ist aller Überlegung wert; denn mein Wahlpruch wird doch nächstens sein: „Je weiter weg, je besser!“ Sie werden mich, hoffe ich, mit Ihrem Plane näher bekannt machen. Es kann von meiner Unbekanntschaft mit der Welt herrühren, mir scheinen aber einer solchen Verbindung sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenzusetzen.“

„Davon sich die meisten nur dadurch heben werden“, versetzte Jarno, „daß unser bis jetzt nur wenig sind, redliche, gescheite und entschlossene Leute, die einen gewissen allgemeinen Sinn haben, aus dem allein der gesellige Sinn entstehen kann.“

Friedrich, der bisher nur zugehört hatte, versetzte darauf: „Und wenn ihr mir ein gutes Wort gebt, gehe ich auch mit.“

Jarno schüttelte den Kopf.

„Nun, was habt ihr an mir anzusehen?“ fuhr Friedrich fort. „Bei einer neuen Kolonie werden auch junge Kolonisten

erfordert, und die bring' ich gleich mit; auch lustige Kolonisten, das versichre ich euch. Und dann wüßte ich noch ein gutes junges Mädchen, das hierhüben nicht mehr am Platz ist, die süße, reizende Lydie. Wo soll das arme Kind mit seinem Schmerz und Jammer hin, wenn sie ihn nicht gelegentlich in die Tiefe des Meeres werfen kann, und wenn sich nicht ein braver Mann ihrer annimmt? Ich dünkte, mein Jugendfreund, da Ihr doch im Gange seid, Verlassene zu trösten, Ihr entschloßt Euch, jeder nähme sein Mädchen unter den Arm, und wir folgten dem alten Herrn.“

Dieser Antrag verdroß Wilhelmen. Er antwortete mit verstellter Ruhe: „Weiß ich doch nicht einmal, ob sie frei ist, und da ich überhaupt im Werben nicht glücklich zu sein scheine, so möchte ich einen solchen Versuch nicht machen.“

Natalie sagte darauf: „Bruder Friedrich, du glaubst, weil du für dich so leichtsinnig handelst, auch für andere gelte deine Gesinnung. Unser Freund verdient ein weibliches Herz, das ihm ganz angehöre, das nicht an seiner Seite von fremden Erinnerungen bewegt werde; nur mit einem höchst vernünftigen und reinen Charakter wie Theresens war ein Wagestück dieser Art zu raten.“

„Was Wagestück!“ rief Friedrich; „in der Liebe ist alles Wagestück. Unter der Laube oder vor dem Altar, mit Umarmungen oder goldenen Ringen, beim Gesange der Heimchen oder bei Trompeten und Pauken, es ist alles nur ein Wagestück, und der Zufall tut alles.“

„Ich habe immer gesehen“, versetzte Natalie, „daß unsere Grundsätze nur ein Supplement zu unsern Existenzen sind. Wir hängen unsern Fehlern gar zu gern das Gewand eines göltigen Gesetzes um. Gib nur acht, welchen Weg dich die Schöne noch führen wird, die dich auf eine so gewaltjame Weise angezogen hat und festhält.“

„Sie ist selbst auf einem sehr guten Wege“, versetzte Friedrich, „auf dem Wege zur Heiligkeit. Es ist freilich ein Umweg,

aber desto lustiger und sichrer; Maria von Magdala ist ihn auch gegangen, und wer weiß, wie viel andere. Überhaupt, Schwester, wenn von Liebe die Rede ist, solltest du dich gar nicht drein mischen. Ich glaube, du heiratest nicht eher, als bis
 5 irgendwo eine Braut fehlst, und du gibst dich alsdann nach deiner gewohnten Gutherzigkeit auch als Supplement irgend einer Existenz hin. Also laß uns nur jetzt mit diesem Seelenverkäufer da unsern Handel schließen und über unsere Reisegesellschaft einig werden."

10 „Sie kommen mit Ihren Vorschlägen zu spät“, sagte Jarno; „für Sydien ist gesorgt.“

„Und wie?“ fragte Friedrich.

„Ich habe ihr selbst meine Hand angeboten“, versetzte Jarno.

15 „Alter Herr“, sagte Friedrich, „da macht Ihr einen Streich, zu dem man, wenn man ihn als ein Substantivum betrachtet, verschiedene Adjektiva, und folglich, wenn man ihn als Subjekt betrachtet, verschiedene Prädikate finden könnte.“

20 „Ich muß aufrichtig gestehen“, versetzte Natalie, „es ist ein gefährlicher Versuch, sich ein Mädchen zuzueignen, in dem Augenblicke, da sie aus Liebe zu einem andern verzweifelt.“

„Ich habe es gewagt“, versetzte Jarno, „sie wird unter einer gewissen Bedingung mein. Und, glauben Sie mir, es ist in der Welt nichts schätzbarer als ein Herz, das der Liebe und der Leidenschaft fähig ist. Ob es geliebt habe, ob es noch liebe, darauf
 25 kommt es nicht an. Die Liebe, mit der ein anderer geliebt wird, ist mir beinahe reizender als die, mit der ich geliebt werden könnte; ich sehe die Kraft, die Gewalt eines schönen Herzens, ohne daß die Eigenliebe mir den reinen Anblick trübt.“

30 „Haben Sie Sydien in diesen Tagen schon gesprochen?“ versetzte Natalie.

Jarno nickte lächelnd; Natalie schüttelte den Kopf und sagte, indem sie aufstand: „Ich weiß nicht mehr, was ich aus euch machen soll, aber mich sollt ihr gewiß nicht irre machen.“

Sie wollte sich eben entfernen, als der Abbé mit einem

Brief in der Hand hereintrat und zu ihr sagte: „Bleiben Sie! ich habe hier einen Vorschlag, bei dem Ihr Rat willkommen sein wird. Der Marchese, der Freund Ihres verstorbenen Oheims, den wir seit einiger Zeit erwarten, muß in diesen Tagen hier sein. Er schreibt mir, daß ihm doch die deutsche Sprache nicht 5 so geläufig sei, als er geglaubt, daß er eines Gesellschafters bedürfe, der sie vollkommen nebst einigem andern besitze; da er mehr wünsche, in wissenschaftliche als politische Verbindungen zu treten, so sei ihm ein solcher Dolmetscher unentbehrlich. Ich wüßte niemand geschickter dazu als unsern jungen Freund. Er 10 kennt die Sprache, ist sonst in vielem unterrichtet, und es wird für ihn selbst ein großer Vorteil sein, in so guter Gesellschaft und unter so vorteilhaften Umständen Deutschland zu sehen. Wer sein Vaterland nicht kennt, hat keinen Maßstab für fremde Länder. Was sagen Sie, meine Freunde? was sagen Sie, Na- 15 talie?“

Niemand wußte gegen den Antrag etwas einzuwenden; Jarno schien seinen Vorschlag, nach Amerika zu reisen, selbst als kein Hindernis anzusehn, indem er ohnehin nicht sogleich 20 aufbrechen würde; Natalie schwieg, und Friedrich führte verschiedene Sprichwörter über den Nutzen des Reisens an.

Wilhelm war über diesen neuen Vorschlag im Herzen so entrüstet, daß er es kaum verbergen konnte. Er sah eine Verab- 25 redung, ihn baldmöglichst loszuwerden, nur gar zu deutlich, und was das Schlimmste war, man ließ sie so offenbar, so ganz ohne Schonung sehen. Auch der Verdacht, den Lydie bei ihm erregt, alles, was er selbst erfahren hatte, wurde wieder aufs neue vor seiner Seele lebendig, und die natürliche Art, wie Jarno ihm alles ausgelegt hatte, schien ihm auch nur eine künstliche Darstellung zu sein. 30

Er nahm sich zusammen und antwortete: „Dieser Antrag verdient allerdings eine reifliche Überlegung.“

„Eine geschwinde Entschließung möchte nötig sein“, versetzte der Abbé.

„Dazu bin ich jetzt nicht gefaßt“, antwortete Wilhelm. „Wir können die Ankunft des Mannes abwarten und dann sehen, ob wir zusammen passen. Eine Hauptbedingung aber muß man zum voraus eingehen, daß ich meinen Felix mitnehmen und ihn
5 überall mit hinführen darf.“

„Diese Bedingung wird schwerlich zugestanden werden“, versetzte der Abbé.

„Und ich sehe nicht“, rief Wilhelm aus, „warum ich mir von irgend einem Menschen sollte Bedingungen vorschreiben
10 lassen? und warum ich, wenn ich einmal mein Vaterland sehen will, einen Italiener zur Gesellschaft brauche?“

„Weil ein junger Mensch“, versetzte der Abbé mit einem gewissen imponierenden Ernste, „immer Ursache hat, sich anzuschließen.“

15 Wilhelm, der wohl merkte, daß er länger an sich zu halten nicht im stande sei, da sein Zustand nur durch die Gegenwart Nataliens noch einigermaßen gelindert ward, ließ sich hierauf mit einiger Hast vernehmen: „Man vergönne mir nur noch kurze Bedenkzeit, und ich vermute, es wird sich geschwind entscheiden,
20 ob ich Ursache habe, mich weiter anzuschließen, oder ob nicht vielmehr Herz und Klugheit mir unwiderstehlich gebieten, mich von so mancherlei Banden loszureißen, die mir eine ewige, elende Gefangenschaft drohen.“

So sprach er mit einem lebhaft bewegten Gemüt. Ein Blick
25 auf Natalien beruhigte ihn einigermaßen, indem sich in diesem leidenschaftlichen Augenblick ihre Gestalt und ihr Wert nur desto tiefer bei ihm eindrückten.

„Ja“, sagte er zu sich selbst, indem er sich allein fand, „gestehe dir nur, du liebst sie, und du fühlst wieder, was es heiße, wenn
30 der Mensch mit allen Kräften lieben kann. So liebte ich Marianen und ward so schrecklich an ihr irre; ich liebte Philinen und mußte sie verachten. Aurelien achtete ich und konnte sie nicht lieben; ich verehrte Theresen, und die väterliche Liebe nahm die Gestalt einer Neigung zu ihr an; und jetzt, da in deinem Herzen

alle Empfindungen zusammentreffen, die den Menschen glücklich machen sollten, jetzt bist du genötigt zu fliehen! Ach! warum muß sich zu diesen Empfindungen, zu diesen Erkenntnissen das unüberwindliche Verlangen des Besitzes gesellen? und warum richten ohne Besitz eben diese Empfindungen, diese Überzeugungen 5 jede andere Art von Glückseligkeit völlig zu Grunde? Werde ich künftig der Sonne und der Welt, der Gesellschaft oder irgend eines Glücksgutes genießen? wirst du nicht immer zu dir sagen: „Natalie ist nicht da!“ und doch wird leider Natalie dir immer gegenwärtig sein. Schließt du die Augen, so wird sie sich dir 10 darstellen; öffnest du sie, so wird sie vor allen Gegenständen hinschweben wie die Erscheinung, die ein blendendes Bild im Auge zurückläßt. War nicht schon früher die schnell vorübergegangene Gestalt der Amazone deiner Einbildungskraft immer gegenwärtig? und du hattest sie nur gesehen, du kanntest sie nicht. 15 Nun, da du sie kennst, da du ihr so nahe warst, da sie so vielen Anteil an dir gezeigt hat, nun sind ihre Eigenschaften so tief in dein Gemüt geprägt als ihr Bild jemals in deine Sinne. Ängstlich ist es, immer zu suchen, aber viel ängstlicher, gefunden zu haben und verlassen zu müssen. Wornach soll ich in der Welt 20 nun weiter fragen? wornach soll ich mich weiter umsehen? welche Gegend, welche Stadt verwahrt einen Schatz, der diesem gleich ist? und ich soll reisen, um nur immer das Geringere zu finden? Ist denn das Leben bloß wie eine Rennbahn, wo man sogleich schnell wieder umkehren muß, wenn man das äußerste Ende er- 25 reicht hat? Und steht das Gute, das Vortreffliche nur wie ein festes, unverrücktes Ziel da, von dem man sich ebenso schnell mit raschen Pferden wieder entfernen muß, als man es erreicht zu haben glaubt? anstatt daß jeder andere, der nach irdischen Waren strebt, sie in den verschiedenen Himmelsgegenden oder 30 wohl gar auf der Messe und dem Jahrmartt anschaffen kann.“

„Komm, lieber Knabe!“ rief er seinem Sohn entgegen, der eben daher gesprungen kam, „sei und bleibe du mir alles! Du warst mir zum Ersatz deiner geliebten Mutter gegeben, du

sollest mir die zweite Mutter ersetzen, die ich dir bestimmt hatte, und nun hast du noch die größere Lücke auszufüllen. Beschäftige mein Herz, beschäftige meinen Geist mit deiner Schönheit, deiner Liebenswürdigkeit, deiner Wißbegierde und deinen Fähigkeiten!"

5 Der Knabe war mit einem neuen Spielwerke beschäftigt, der Vater suchte es ihm besser, ordentlicher, zweckmäßiger einzurichten; aber in dem Augenblicke verlor auch das Kind die Lust daran. „Du bist ein wahrer Mensch!“ rief Wilhelm aus; „komm, mein Sohn! komm, mein Bruder! laß uns in der Welt
10 zwecklos hinspielen, so gut wir können!“

Sein Entschluß, sich zu entfernen, das Kind mit sich zu nehmen und sich an den Gegenständen der Welt zu zerstreuen, war nun sein fester Voratz. Er schrieb an Wernern, ersuchte ihn um Geld und Kreditbriefe und schickte Friedrichs Kurier mit dem
15 geschärften Auftrage weg, bald wiederzukommen. So sehr er gegen die übrigen Freunde auch verstimmt war, so rein blieb sein Verhältnis zu Natalien. Er vertraute ihr seine Absicht; auch sie nahm für bekannt an, daß er gehen könne und müsse, und wenn ihn auch gleich diese scheinbare Gleichgültigkeit an ihr
20 schmerzte, so beruhigte ihn doch ihre gute Art und ihre Gegenwart vollkommen. Sie riet ihm, verschiedene Städte zu besuchen, um dort einige ihrer Freunde und Freundinnen kennen zu lernen. Der Kurier kam zurück, brachte, was Wilhelm verlangt hatte, obgleich Werner mit diesem neuen Ausflug nicht zufried
25 den zu sein schien. „Meine Hoffnung, daß Du vernünftig werden würdest“, schrieb dieser, „ist nun wieder eine gute Weile hinausgeschoben. Wo schweift Ihr nun alle zusammen herum? und wo bleibt denn das Frauenzimmer, zu dessen wirtschaftlichem Beistande Du mir Hoffnung machtest? Auch die übrigen
30 Freunde sind nicht gegenwärtig; dem Gerichtshalter und mir ist das ganze Geschäft aufgewälzt. Ein Glück, daß er eben ein so guter Rechtsmann ist, als ich ein Finanzmann bin, und daß wir beide etwas zu schleppen gewohnt sind. Lebe wohl! Deine Ausschweifungen sollen Dir verziehen sein, da doch ohne sie

unser Verhältniß in dieser Gegend nicht hätte so gut werden können."

Was das Äußere betraf, hätte er nun immer abreisen können, allein sein Gemüt war noch durch zwei Hindernisse gebunden. Man wollte ihm ein für allemal Mignons Körper nicht zeigen, als bei den Exequien, welche der Abbé zu halten gedachte, zu welcher Feierlichkeit noch nicht alles bereit war. Auch war der Arzt durch einen sonderbaren Brief des Landgeistlichen abgerufen worden. Es betraf den Harfenspieler, von dessen Schicksalen Wilhelm näher unterrichtet sein wollte.

In diesem Zustande fand er weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe der Seele oder des Körpers. Wenn alles schlief, ging er in dem Hause hin und her. Die Gegenwart der alten bekannten Kunstwerke zog ihn an und stieß ihn ab. Er konnte nichts, was ihn umgab, weder ergreifen noch lassen, alles erinnerte ihn an alles; er überfah den ganzen Ring seines Lebens, nur lag er leider zerbrochen vor ihm und schien sich auf ewig nicht schließen zu wollen. Diese Kunstwerke, die sein Vater verkauft hatte, schienen ihm ein Symbol, daß auch er von einem ruhigen und gründlichen Besitz des Wünschenswerten in der Welt theils ausgeschlossen, theils desselben durch eigne oder fremde Schuld beraubt werden sollte. Er verlor sich so weit in diesen sonderbaren und traurigen Betrachtungen, daß er sich selbst manchmal wie ein Geist vorkam und, selbst wenn er die Dinge außer sich befühlte und betastete, sich kaum des Zweifels erwehren konnte, ob er denn auch wirklich lebe und da sei.

Nur der lebhafteste Schmerz, der ihn manchmal ergriff, daß er alles das Gefundene und Wiedergefundene so freventlich und doch so notwendig verlassen müsse, nur seine Tränen gaben ihm das Gefühl seines Daseins wieder. Vergebens rief er sich den glücklichen Zustand, in dem er sich doch eigentlich befand, vor's Gedächtnis. „So ist denn alles nichts“, rief er aus, „wenn das Eine fehlt, das dem Menschen alles übrige wert ist!“

Der Abbé verkündigte der Gesellschaft die Ankunft des Mar-

Hefe. „Sie sind zwar, wie es scheint“, sagte er zu Wilhelmen, „mit Ihrem Knaben allein abzureisen entschlossen, lernen Sie jedoch wenigstens diesen Mann kennen, der Ihnen, wo Sie ihn auch unterwegs antreffen, auf alle Fälle nützlich sein kann.“ Der
 5 Marcheje erschien; es war ein Mann noch nicht hoch in Jahren, eine von den wohlgestalteten, gefälligen lombardischen Figuren. Er hatte als Jüngling mit dem Oheim, der schon um vieles älter war, bei der Armee, dann in Geschäften Bekanntschaft gemacht; sie hatten nachher einen großen Teil von Italien zu-
 10 sammen durchreist, und die Kunstwerke, die der Marcheje hier wiederfand, waren zum großen Teil in seiner Gegenwart und unter manchen glücklichen Umständen, deren er sich noch wohl erinnerte, gekauft und angeschafft worden.

Der Italiener hat überhaupt ein tieferes Gefühl für die hohe
 15 Würde der Kunst als andere Nationen; jeder, der nur irgend etwas treibt, will Künstler, Meister und Professor heißen, und bekennt wenigstens durch diese Titelsucht, daß es nicht genug sei, nur etwas durch Überlieferung zu erhaschen oder durch Übung irgend eine Gewandtheit zu erlangen; er gesteht, daß jeder viel-
 20 mehr über das, was er tut, auch fähig sein solle zu denken, Grundsätze aufzustellen und die Ursachen, warum dieses oder jenes zu tun sei, sich selbst und andern deutlich zu machen.

Der Fremde ward gerührt, so schöne Besitztümer ohne den
 Besitzer wiederzufinden, und erfreut, den Geist seines Freundes
 25 aus den vorirefflichen Hinterlassenen sprechen zu hören. Sie gingen die verschiedenen Werke durch und fanden eine große Behaglichkeit, sich einander verständlich machen zu können. Der Marcheje und der Abbé führten das Wort; Natalie, die sich wieder in die Gegenwart ihres Oheims versetzt fühlte, wußte
 30 sich sehr gut in ihre Meinungen und Gesinnungen zu finden; Wilhelm mußte sich's in theatraalische Terminologie übersetzen, wenn er etwas davon verstehen wollte. Man hatte Not, Friedrichs Scherze in Schranken zu halten. Jarno war selten zugegen.

Bei der Betrachtung, daß vortreffliche Kunstwerke in der

neuern Zeit so selten seien, sagte der Marchese: „Es läßt sich nicht leicht denken und übersehen, was die Umstände für den Künstler tun müssen, und dann sind bei dem größten Genie, bei dem entschiedensten Talente noch immer die Forderungen unendlich, die er an sich selbst zu machen hat, unfäglich der Fleiß, 5 der zu seiner Ausbildung nötig ist. Wenn nun die Umstände wenig für ihn tun, wenn er bemerkt, daß die Welt sehr leicht zu befriedigen ist und selbst nur einen leichten, gefälligen, behaglichen Schein begehrt, so wäre es zu verwundern, wenn nicht Bequemlichkeit und Eigenliebe ihn bei dem Mittelmäßigen fest- 10 hielten; es wäre seltsam, wenn er nicht lieber für Modewaren Geld und Lob eintauschen, als den rechten Weg wählen sollte, der ihn mehr oder weniger zu einem kümmerlichen Märtyrertum führt. Deswegen bieten die Künstler unserer Zeit nur immer an, um niemals zu geben. Sie wollen immer reizen, um nie- 15 mals zu befriedigen; alles ist nur angedeutet, und man findet nirgends Grund noch Ausführung. Man darf aber auch nur eine Zeitlang ruhig in einer Galerie verweilen und beobachten, nach welchen Kunstwerken sich die Menge zieht, welche gepriesen und welche vernachlässigt werden, so hat man wenig Lust an der 20 Gegenwart und für die Zukunft wenig Hoffnung.“

„Ja“, versetzte der Abbé, „und so bilden sich Liebhaber und Künstler wechselsweise; der Liebhaber sucht nur einen allgemeinen, unbestimmten Genuß; das Kunstwerk soll ihm ungefähr wie ein Naturwerk behagen, und die Menschen glauben, 25 die Organe, ein Kunstwerk zu genießen, bildeten sich ebenso von selbst aus wie die Zunge und der Gaum, man urteile über ein Kunstwerk wie über eine Speise. Sie begreifen nicht, was für einer andern Kultur es bedarf, um sich zum wahren Kunstgenusse zu erheben. Das Schwerste finde ich die Art von Ab- 30 sonderung, die der Mensch in sich selbst bewirken muß, wenn er sich überhaupt bilden will; deswegen finden wir so viel einseitige Kulturen, wovon doch jede sich anmaßt, über das Ganze abzusprechen.“

„Was Sie da sagen, ist mir nicht ganz deutlich“, jagte Jarno, der eben hinzutrat.

„Auch ist es schwer“, versetzte der Abbé, „sich in der Kürze bestimmt hierüber zu erklären. Ich sage nur so viel: sobald der Mensch an mannigfaltige Tätigkeit oder mannigfaltigen Genuß Anspruch macht, so muß er auch fähig sein, mannigfaltige Organe an sich gleichsam unabhängig voneinander auszubilden. Wer alles und jedes in seiner ganzen Menschheit tun oder genießen will, wer alles außer sich zu einer solchen Art von Genuß verknüpfen will, der wird seine Zeit nur mit einem ewig unbefriedigten Streben hinbringen. Wie schwer ist es, was so natürlich scheint, eine gute Natur, ein treffliches Gemälde an und für sich zu beschauen, den Gesang um des Gesangs willen zu vernehmen, den Schauspieler im Schauspieler zu bewundern, sich eines Gebäudes um seiner eigenen Harmonie und seiner Dauer willen zu erfreuen! Nun sieht man aber meist die Menschen entschiedene Werke der Kunst geradezu behandeln, als wenn es ein weicher Ton wäre. Nach ihren Neigungen, Meinungen und Grillen soll sich der gebildete Marmor sogleich wieder ummodeln, das festgemauerte Gebäude sich ausdehnen oder zusammenziehen, ein Gemälde soll lehren, ein Schauspiel bessern, und alles soll alles werden. Eigentlich aber, weil die meisten Menschen selbst formlos sind, weil sie sich und ihrem Wesen selbst keine Gestalt geben können, so arbeiten sie, den Gegenständen ihre Gestalt zu nehmen, damit ja alles loser und lockerer Stoff werde, wozu sie auch gehören. Alles reduzieren sie zuletzt auf den sogenannten Effekt, alles ist relativ, und so wird auch alles relativ, außer dem Unsinn und der Abgeschmacktheit, die denn auch ganz absolut regiert.“

„Ich verstehe Sie“, versetzte Jarno, „oder vielmehr, ich sehe wohl ein, wie das, was Sie sagen, mit den Grundsätzen zusammenhängt, an denen Sie so festhalten; ich kann es aber mit den armen Teufeln von Menschen unmöglich so genau nehmen. Ich kenne freilich ihrer genug, die sich bei den größten Werken

der Kunst und der Natur sogleich ihres armseligsten Bedürfnisses erinnern, ihr Gewissen und ihre Moral mit in die Oper nehmen, ihre Liebe und Haß vor einem Säulengange nicht ablegen, und das Beste und Größte, was ihnen von außen gebracht werden kann, in ihrer Vorstellungsart erst möglichst verkleinern müssen, um es mit ihrem kümmerlichen Wesen nur einigermaßen verbinden zu können.“

Achtes Kapitel.

Am Abend lud der Abbé zu den Exequien Mignons ein. Die Gesellschaft begab sich in den Saal der Vergangenheit und fand denselben auf das sonderbarste erhellt und ausgeschmückt. Mit himmelblauen Teppichen waren die Wände fast von oben bis unten bekleidet, so daß nur Sockel und Fries hervorsahen. Auf den vier Kandelabern in den Ecken brannten große Wachsfackeln, und so nach Verhältnis auf den vier kleinern, die den mittlern Sarkophag umgaben. Neben diesem standen vier Knaben, himmelblau mit Silber gekleidet, und schienen einer Figur, die auf dem Sarkophag ruhte, mit breiten Fächern von Straußensehern Luft zuzuwehn. Die Gesellschaft setzte sich, und zwei unsichtbare Chöre fingen mit holdem Gesang an zu fragen: „Wen bringt ihr uns zur stillen Gesellschaft?“ Die vier Kinder antworteten mit lieblicher Stimme: „Einen müden Gespielen bringen wir euch; laßt ihn unter euch ruhen, bis das Jauchzen himmlischer Geschwister ihn dereinst wieder aufweckt.“

Chor.

„Erstling der Jugend in unserm Kreise, sei willkommen! mit Trauer willkommen! Dir folge kein Knabe, kein Mädchen nach! Nur das Alter nahe sich willig und gelassen der stillen Halle, und in ernster Gesellschaft ruhe das liebe, liebe Kind!“

Knaben.

„Ach! wie ungern brachten wir ihn her! Ach! und er soll

hier bleiben! Laßt uns auch bleiben, laßt uns weinen, weinen an seinem Sarge!"

Chor.

„Seht die mächtigen Flügel doch an! seht das leichte, reine Gewand! wie blinkt die goldene Binde vom Haupt! Seht die schöne, die würdige Ruh'!"

Knaben.

„Ach! die Flügel heben sie nicht; im leichten Spiele flattert das Gewand nicht mehr; als wir mit Rosen kränzten ihr Haupt, 10 blicke sie hold und freundlich nach uns.“

Chor.

„Schaut mit den Augen des Geistes hinan! In euch lebe die bildende Kraft, die das Schönste, das Höchste hinauf, über die Sterne das Leben trägt.“

15 Knaben.

„Aber ach! wir vermiffen sie hier; in den Gärten wandelt sie nicht, sammelt der Wiese Blumen nicht mehr. Laßt uns weinen, wir lassen sie hier! laßt uns weinen und bei ihr bleiben!"

Chor.

20 „Kinder, kehret ins Leben zurück! Eure Tränen trockne die frische Luft, die um das schlängelnde Wasser spielt. Entflieht der Nacht! Tag und Lust und Dauer ist das Loß der Lebendigen.“

Knaben.

25 „Auf! wir lehren ins Leben zurück. Gebe der Tag uns Arbeit und Lust, bis der Abend uns Ruhe bringt, und der nächtliche Schlaf uns erquicket.“

Chor.

30 „Kinder! eilet ins Leben hinan! In der Schönheit reinem Gewande begegn' euch die Liebe mit himmlischem Blick und dem Kranz der Unsterblichkeit!"

Die Knaben waren schon fern, der Abbé stand von seinem

Sessel auf und trat hinter den Sarg. „Es ist die Verordnung“, sagte er, „des Mannes, der diese stille Wohnung bereitet hat, daß jeder neue Ankömmling mit Feierlichkeit empfangen werden soll. Nach ihm, dem Erbauer dieses Hauses, dem Errichter dieser Stätte, haben wir zuerst einen jungen Fremdling hierher ge- 5
bracht, und so faßt schon dieser kleine Raum zwei ganz verschiedene Opfer der strengen, willkürlichen und unerbittlichen Todesgöttin. Nach bestimmten Gesetzen treten wir ins Leben ein, die Tage sind gezählt, die uns zum Anblicke des Nichts reif machen, aber für die Lebensdauer ist kein Gesetz. Der schwächste 10
Lebensfaden zieht sich in unerwartete Länge, und den stärksten zererschneidet gewaltsam die Schere einer Parze, die sich in Widersprüchen zu gefallen scheint. Von dem Kinde, das wir hier bestatten, wissen wir wenig zu sagen. Noch ist uns unbekannt, woher es kam; seine Eltern kennen wir nicht, und die Zahl sei- 15
ner Lebensjahre vermuten wir nur. Sein tiefes verschlossenes Herz ließ uns seine innersten Angelegenheiten kaum erraten; nichts war deutlich an ihm, nichts offenbar, als die Liebe zu dem Manne, der es aus den Händen eines Barbaren rettete. Diese zärtliche Neigung, diese lebhafteste Dankbarkeit schien die 20
Flamme zu sein, die das Öl ihres Lebens aufzehrte; die Geschicklichkeit des Arztes konnte das schöne Leben nicht erhalten, die sorgfältigste Freundschaft vermochte nicht, es zu fristen. Aber wenn die Kunst den scheidenden Geist nicht zu fesseln vermochte, so hat sie alle ihre Mittel angewandt, den Körper zu 25
erhalten und ihn der Vergänglichkeit zu entziehen. Eine balsamische Masse ist durch alle Adern gedrungen und färbt nun an der Stelle des Bluts die so früh verblichenen Wangen. Treten Sie näher, meine Freunde, und sehen Sie das Wunder der Kunst und Sorgfalt!“ 30

Er hob den Schleier auf, und das Kind lag in seinen Engelleidern wie schlafend in der angenehmsten Stellung. Alle traten herbei und bewunderten diesen Schein des Lebens. Nur Wilhelm blieb in seinem Sessel sitzen, er konnte sich nicht fassen;

was er empfand, durfte er nicht denken, und jeder Gedanke schien seine Empfindung zerstören zu wollen.

Die Rede war um des Marchese willen französisch gesprochen worden. Dieser trat mit den andern herbei und betrachtete die Gestalt mit Aufmerksamkeit. Der Abbé fuhr fort:

„Mit einem heiligen Vertrauen war auch dieses gute, gegen die Menschen so verschlossene Herz beständig zu seinem Gott gewendet. Die Demut, ja eine Neigung, sich äußerlich zu erniedrigen, schien ihm angeboren. Mit Eifer hing es an der katholischen Religion, in der es geboren und erzogen war. Oft äußerte sie den stillen Wunsch, auf geweihtem Boden zu ruhen, und wir haben nach den Gebräuchen der Kirche dieses marmorne Behältnis und die wenige Erde geweiht, die in ihrem Kopfsissen verborgen ist. Mit welcher Inbrunst küßte sie in ihren letzten Augenblicken das Bild des Gekreuzigten, das auf ihren zarten Armen mit vielen hundert Punkten sehr zierlich abgebildet steht!“

Er streifte zugleich, indem er das sagte, ihren rechten Arm auf, und ein Kreuzifix, von verschiedenen Buchstaben und Zeichen begleitet, sah man blaulich auf der weißen Haut.

Der Marchese betrachtete diese neue Erscheinung ganz in der Nähe. „O Gott!“ rief er aus, indem er sich aufrichtete und seine Hände gen Himmel hob, „armes Kind! Unglückliche Nichte! Finde ich dich hier wieder! Welche schmerzliche Freude, dich, auf die wir schon lange Verzicht getan hatten, diesen guten lieben Körper, den wir lange im See einen Raub der Fische glaubten, hier wieder zu finden, zwar tot, aber erhalten! Ich wohne deiner Bestattung bei, die so herrlich durch ihr Äußeres und noch herrlicher durch die guten Menschen wird, die dich zu deiner Ruhestätte begleiten. Und wenn ich werde reden können“, sagte er mit gebrochener Stimme, „werde ich ihnen danken.“

Die Tränen verhinderten ihn, etwas weiter hervorzubringen. Durch den Druck einer Feder versenkte der Abbé den Körper in die Tiefe des Marmors. Vier Jünglinge, bekleidet wie

jene Knaben, traten hinter den Teppichen hervor, hoben den schweren, schön verzierten Deckel auf den Sarg und fingen zugleich ihren Gesang an.

Die Jünglinge.

„Wohl verwahrt ist nun der Schatz, das schöne Gebild' der 5
Vergangenheit! Hier im Marmor ruht es unverzehrt; auch in
euren Herzen lebt es, wirkt es fort. Schreitet, schreitet ins
Leben zurück! Nehmet den heiligen Ernst mit hinaus, denn der
Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit.“

Das unsichtbare Chor fiel in die letzten Worte mit ein, 10
aber niemand von der Gesellschaft vernahm die stärkenden Worte,
jedes war zu sehr mit den wunderbaren Entdeckungen und seinen
eigenen Empfindungen beschäftigt. Der Abbé und Natalie führten
den Marchese, Wilhelmen Therese und Lothario hinaus, und
erst als der Gesang ihnen völlig verhallte, fielen die Schmerzen, 15
die Betrachtungen, die Gedanken, die Neugierde sie mit aller
Gewalt wieder an, und sehnlich wünschten sie sich in jenes Ele-
ment wieder zurück.

Neuntes Kapitel.

Der Marchese vermied, von der Sache zu reden, hatte aber 20
heimliche und lange Gespräche mit dem Abbé. Er erbat sich,
wenn die Gesellschaft beisammen war, öfters Musik; man sorgte
gern dafür, weil jedermann zufrieden war, des Gesprächs über-
hoben zu sein. So lebte man einige Zeit fort, als man be-
merkte, daß er Anstalt zur Abreise mache. Eines Tages sagte 25
er zu Wilhelmen: „Ich verlange nicht die Reste des guten Kin-
des zu heunruhigen; es bleibe an dem Orte zurück, wo es ge-
liebt und gelitten hat, aber seine Freunde müssen mir verspre-
chen, mich in seinem Vaterlande, an dem Plage zu besuchen, wo
das arme Geschöpf geboren und erzogen wurde; sie müssen die 30
Säulen und Statuen sehen, von denen ihm noch eine dunkle
Idee übrig geblieben ist.“

„Ich will Sie in die Buchten führen, wo sie so gern die Steinchen zusammenlas. Sie werden sich, lieber junger Mann, der Dankbarkeit einer Familie nicht entziehen, die Ihnen so viel schuldig ist. Morgen reise ich weg. Ich habe dem Abbé die ganze Geschichte vertraut, er wird sie Ihnen wiedererzählen; er konnte mir verzeihen, wenn mein Schmerz mich unterbrach, und er wird als ein dritter die Begebenheiten mit mehr Zusammenhang vortragen. Wollen Sie mir noch, wie der Abbé vorschlug, auf meiner Reise durch Deutschland folgen, so sind Sie willkommen. Lassen Sie Ihren Knaben nicht zurück; bei jeder kleinen Unbequemlichkeit, die er uns macht, wollen wir uns Ihrer Vorsorge für meine arme Nichte wieder erinnern.“

Noch selbigen Abend ward man durch die Ankunft der Gräfin überrascht. Wilhelm bebte an allen Gliedern, als sie hereintrat, und sie, obgleich vorbereitet, hielt sich an ihrer Schwester, die ihr bald einen Stuhl reichte. Wie sonderbar einfach war ihr Anzug und wie verändert ihre Gestalt! Wilhelm durfte kaum auf sie hinblicken; sie begrüßte ihn mit Freundlichkeit, und einige allgemeine Worte konnten ihre Gesinnung und Empfindungen nicht verbergen. Der Marchese war beizeiten zu Bette gegangen, und die Gesellschaft hatte noch keine Lust, sich zu trennen; der Abbé brachte ein Manuscript hervor. „Ich habe“, sagte er, „sogleich die sonderbare Geschichte, wie sie mir anvertraut wurde, zu Papiere gebracht. Wo man am wenigsten Tinte und Feder sparen soll, das ist beim Aufzeichnen einzelner Umstände merkwürdiger Begebenheiten.“ Man unterrichtete die Gräfin, wovon die Rede sei, und der Abbé las:

„Meinen Vater“, sagte der Marchese, „muß ich, so viel Welt ich auch gesehen habe, immer für einen der wunderbarsten Menschen halten. Sein Charakter war edel und gerade, seine Ideen weit, und man darf sagen groß; er war streng gegen sich selbst; in allen seinen Planen fand man eine unbestechliche Folge, an allen seinen Handlungen eine ununterbrochene Schrittmäßigkeit. So gut sich daher von einer Seite mit ihm umgehen und ein

Geschäft verhandeln ließ, so wenig konnte er um eben dieser
 Eigenschaften willen sich in die Welt finden, da er vom Staate,
 von seinen Nachbarn, von Kindern und Gesinde die Beobachtung
 aller der Geſetze forderte, die er ſich ſelbſt auferlegt hatte. Seine
 mäßigſten Forderungen wurden übertrieben durch ſeine Strenge, 5
 und er konnte nie zum Genuß gelangen, weil nichts auf die
 Weiſe entſtand, wie er ſich's gedacht hatte. Ich habe ihn in dem
 Augenblicke, da er einen Palaſt bauete, einen Garten anlegte, ein
 großes neues Gut in der ſchönſten Lage erwarb, innerlich mit
 dem erſteſten Ingrimme überzeugt geſehen, daß Schickſal habe 10
 ihn verdammt, enthaltſam zu ſein und zu dulden. In ſeinem
 Außerlichen beobachtete er die größte Würde; wenn er ſcherzte,
 zeigte er nur die Überlegenheit ſeines Verſtandes; es war ihm
 unerträglich, getadelt zu werden, und ich habe ihn nur einmal
 in meinem Leben ganz außer aller Faſſung geſehen, da er hörte, 15
 daß man von einer ſeiner Anſtalten wie von etwas Lächerlichem
 ſprach. In eben dieſem Geiſte hatte er über ſeine Kinder und
 ſein Vermögen diſponiert. Mein älteſter Bruder ward als ein
 Mann erzogen, der künftighin große Güter zu hoffen hatte; ich
 ſollte den geiſtlichen Stand ergreifen, und der jüngſte Soldat 20
 werden. Ich war lebhaft, feurig, tätig, ſchnell, zu allen körper-
 lichen Übungen geſchickt. Der jüngſte ſchien zu einer Art von
 ſchwärmeriſcher Ruhe geneigter, den Wiſſenſchaften, der Muſik
 und der Dichtkunſt ergeben. Nur nach dem härteſten Kampfe,
 nach der völliſten Überzeugung der Unmöglichkeit gab der 25
 Vater, wiewohl mit Widerwillen, nach, daß wir unſern Beruf
 umtauſchen dürften, und ob er gleich jeden von uns beiden zu-
 frieden ſah, ſo konnte er ſich doch nicht drein finden und ver-
 ſicherte, daß nichts Gutes daraus entſtehen werde. Je älter er
 ward, deſto abgeſchnittener fühlte er ſich von aller Geſellſchaft. 30
 Er lebte zulezt faſt ganz allein. Nur ein alter Freund, der un-
 ter den Deutſchen gedient, im Feldzuge ſeine Frau verloren und
 eine Tochter mitgebracht hatte, die ungeſähr zehn Jahr alt war,
 blieb ſein einziger Umgang. Dieſer kaufte ſich ein artiges Gut

in der Nachbarschaft, sah meinen Vater zu bestimmten Tagen und Stunden der Woche, in denen er auch manchmal seine Tochter mitbrachte. Er widersprach meinem Vater niemals, der sich zuletzt völlig an ihn gewöhnte und ihn als den einzigen erträglichsten Gesellschafter duldete. Nach dem Tode unseres Vaters merkten wir wohl, daß dieser Mann von unserm Alten trefflich ausgestattet worden war und seine Zeit nicht umsonst zugebracht hatte; er erweiterte seine Güter, seine Tochter konnte eine schöne Mitgift erwarten. Das Mädchen wuchs heran und war von sonderbarer Schönheit; mein älterer Bruder scherzte oft mit mir, daß ich mich um sie bewerben sollte.

„Indessen hatte Bruder Augustin im Kloster seine Jahre in dem sonderbarsten Zustande zugebracht; er überließ sich ganz dem Genuß einer heiligen Schwärmerei, jenen halb geistigen, halb physischen Empfindungen, die, wie sie ihn eine Zeitlang in den dritten Himmel erhuben, bald darauf in einen Abgrund von Ohnmacht und leeres Elend versinken ließen. Bei meines Vaters Lebzeiten war an keine Veränderung zu denken, und was hätte man wünschen oder vorschlagen sollen? Nach dem Tode unsers Vaters besuchte er uns fleißig; sein Zustand, der uns im Anfang jammerte, ward nach und nach um vieles erträglicher; denn die Vernunft hatte gesiegt. Allein je sichrer sie ihm völlige Zufriedenheit und Heilung auf dem reinen Wege der Natur versprach, desto lebhafter verlangte er von uns, daß wir ihn von seinen Gelübden befreien sollten; er gab zu verstehen, daß seine Absicht auf Sperata, unsere Nachbarin, gerichtet sei.

„Mein älterer Bruder hatte zu viel durch die Härte unseres Vaters gelitten, als daß er ungerührt bei dem Zustande des jüngsten hätte bleiben können. Wir sprachen mit dem Beichtvater unserer Familie, einem alten würdigen Manne, entdeckten ihm die doppelte Absicht unseres Bruders und baten ihn, die Sache einzuleiten und zu befördern. Wider seine Gewohnheit zögerte er, und als endlich unser Bruder in uns drang, und wir die Angelegenheit dem Geistlichen lebhafter

empfohlen, mußte er sich entschließen, uns die sonderbare Geschichte zu entdecken.

„Sperata war unsre Schwester, und zwar sowohl von Vater als Mutter; Neigung und Sinnlichkeit hatten den Mann in späteren Jahren nochmals überwältigt, in welchen das Recht der Ehegatten schon verloschen zu sein scheint; über einen ähnlichen Fall hatte man sich kurz vorher in der Gegend lustig gemacht, und mein Vater, um sich nicht gleichfalls dem Lächerlichen auszusetzen, beschloß, diese späte, gesetzmäßige Frucht der Liebe mit eben der Sorgfalt zu verheimlichen, als man sonst die frühern zufälligen Früchte der Neigung zu verbergen pflegt. Unsere Mutter kam heimlich nieder, das Kind wurde aufs Land gebracht, und der alte Hausfreund, der nebst dem Beichtvater allein um das Geheimnis wußte, ließ sich leicht bereben, sie für seine Tochter auszugeben. Der Beichtvater hatte sich nur ausbedungen, im äußersten Fall das Geheimnis entdecken zu dürfen. Der Vater war gestorben, das zarte Mädchen lebte unter der Aufsicht einer alten Frau; wir wußten, daß Gesang und Musik unsern Bruder schon bei ihr eingeführt hatten, und da er uns wiederholt aufforderte, seine alten Bande zu trennen, um das neue zu knüpfen, so war es nötig, ihn sobald als möglich von der Gefahr zu unterrichten, in der er schwebte.

„Er sah uns mit wilden, verachtenden Blicken an. ‚Spart eure unwahrscheinlichen Märchen‘, rief er aus, ‚für Kinder und leichtglaubige Toren! mir werdet ihr Speraten nicht vom Herzen reißen, sie ist mein! Verleugnet sogleich euer schreckliches Geipenst, das mich nur vergebens ängstigen würde. Sperata ist nicht meine Schwester, sie ist mein Weib! — Er beschrieb uns mit Entzücken, wie ihn das himmlische Mädchen aus dem Zustande der unnatürlichen Absonderung von den Menschen in das wahre Leben geführt, wie beide Gemüther gleich beiden Kehlen zusammen stimmten, und wie er alle seine Leiden und Verirrungen segnete, weil sie ihn von allen Frauen bis dahin entfernt gehalten, und weil er nun ganz und gar sich dem lebenswür-

digsten Mädchen ergeben könne. Wir entsetzten uns über die Entdeckung, uns jammerte sein Zustand, wir wußten uns nicht zu helfen, er versicherte uns mit Festigkeit, daß Sperata ein Kind von ihm im Busen trage. Unser Beichtvater tat alles, was ihm seine Pflicht eingab, aber dadurch ward das Übel nur schlimmer. Die Verhältnisse der Natur und der Religion, der sittlichen Rechte und der bürgerlichen Gesetze wurden von meinem Bruder aufs heftigste durchgesochten. Nichts schien ihm heilig als das Verhältnis zu Sperata, nichts schien ihm würdig als der Name Vater und Gattin. „Diese allein“, rief er aus, „sind der Natur gemäß, alles andere sind Grillen und Meinungen. Gab es nicht edle Völker, die eine Heirat mit der Schwester billigten? Nennt eure Götter nicht“, rief er aus, „ihr braucht die Namen nie, als wenn ihr uns betören, uns von dem Wege der Natur abführen und die edelsten Triebe durch schändlichen Zwang zu Verbrechen entstellen wollt. Zur größten Verwirrung des Geistes, zum schändlichsten Mißbrauche des Körpers nötigt ihr die Schlachtopfer, die ihr lebendig begrabt.“

„Ich darf reden, denn ich habe gelitten wie keiner, von der höchsten, süßesten Fülle der Schwärmerei bis zu den fürchterlichen Wüsten der Ohnmacht, der Leerheit, der Vernichtung und Verzweiflung, von den höchsten Ahnungen überirdischer Wesen bis zu dem völligsten Unglauben, dem Unglauben an mir selbst. Allen diesen entsetzlichen Bodensatz des am Rande schmeichelnden Kelchs habe ich ausgetrunken, und mein ganzes Wesen war bis in sein Innerstes vergiftet. Nun, da mich die gütige Natur durch ihre größten Gaben, durch die Liebe, wieder geheilt hat, da ich an dem Busen eines himmlischen Mädchens wieder fühle, daß ich bin, daß sie ist, daß wir eins sind, daß aus dieser lebendigen Verbindung ein drittes entstehen und uns entgegenlächeln soll, nun eröffnet ihr die Flammen eurer Höllen, eurer Fegefeuer, die nur eine kranke Einbildungskraft verzengen können, und stellt sie dem lebhaften, wahren, unzerstörlichen Genuß der reinen Liebe entgegen! Begegnet uns unter jenen Cypressen, die

ihre ernsthaften Gipfel gen Himmel wenden, besucht uns an jenen Spalieren, wo die Zitronen und Pomeranzen neben uns blühen, wo die zierliche Myrte uns ihre zarten Blumen darreicht, und dann wagt es, uns mit euren trüben, grauen, von Menschen gesponnenen Netzen zu ängstigen!'

„So bestand er lange Zeit auf einem hartnäckigen Unglauben unserer Erzählung, und zuletzt, da wir ihm die Wahrheit derselben beteuerten, da sie ihm der Weichtvater selbst versicherte, ließ er sich doch dadurch nicht irre machen, vielmehr rief er aus: Fragt nicht den Widerhall eurer Kreuzgänge, nicht euer vermodertes Pergament, nicht eure verschränkten Grillen und Verordnungen! Fragt die Natur und euer Herz, sie wird euch lehren, vor was ihr zu schaudern habt, sie wird euch mit dem strengsten Finger zeigen, worüber sie ewig und unwiderruflich ihren Fluch ausspricht. Seht die Lilien an: entspringt nicht Gatte und Gattin auf einem Stengel? Verbindet beide nicht die Blume, die beide gebär, und ist die Lilie nicht das Bild der Unschuld, und ihre geschwisterliche Vereinigung nicht fruchtbar? Wenn die Natur verabscheut, so spricht sie es laut aus; das Geschöpf, das nicht sein soll, kann nicht werden; das Geschöpf, das falsch lebt, wird früh zerstört. Unfruchtbarkeit, kümmerliches Dasein, frühzeitiges Zerfallen, das sind ihre Flüche, die Kennzeichen ihrer Strenge. Nur durch unmittelbare Folgen straft sie. Da! seht um euch her, und was verboten, was verflucht ist, wird euch in die Augen fallen. In der Stille des Klosters und im Geräusche der Welt sind tausend Handlungen geheiligt und geehrt, auf denen ihr Fluch ruht. Auf bequemen Müßiggang so gut als überstrenge Arbeit, auf Willkür und Überfluß wie auf Not und Mangel sieht sie mit traurigen Augen nieder; zur Mäßigkeit ruft sie; wahr sind alle ihre Verhältnisse und ruhig alle ihre Wirkungen. Wer gelitten hat wie ich, hat das Recht, frei zu sein. Sperata ist mein; nur der Tod soll mir sie nehmen. Wie ich sie behalten kann, wie ich glücklich werden kann, das ist eure Sorge! Jetzt gleich geh' ich zu ihr, um mich nicht wieder von ihr zu trennen.'

„Er wollte nach dem Schiffe, um zu ihr überzusetzen; wir hielten ihn ab und baten ihn, daß er keinen Schritt tun möchte, der die schrecklichsten Folgen haben könnte. Er solle überlegen, daß er nicht in der freien Welt seiner Gedanken und Vorstellungen, sondern in einer Verfassung lebe, deren Gesetze und Verhältnisse die Unbezwinglichkeit eines Naturgesetzes angenommen haben. Wir mußten dem Beichtvater versprechen, daß wir den Bruder nicht aus den Augen, noch weniger aus dem Schlosse lassen wollten; darauf ging er weg und versprach, in einigen 10 Tagen wiederzukommen. Was wir vorausgesehen hatten, traf ein; der Verstand hatte unsern Bruder stark gemacht, aber sein Herz war weich; die frühern Eindrücke der Religion wurden lebhaft, und die entsetzlichen Zweifel bemächtigten sich seiner. Er brachte zwei fürchterliche Tage und Nächte zu; der Beichtvater kam ihm wieder zu Hülfe, umsonst! Der ungebundene freie Verstand sprach ihn los; sein Gefühl, seine Religion, alle gewohnten Begriffe erklärten ihn für einen Verbrecher.

„Eines Morgens fanden wir sein Zimmer leer, ein Blatt lag auf dem Tische, worin er uns erklärte, daß er, da wir ihn mit Gewalt gefangen hielten, berechtigt sei, seine Freiheit zu suchen; er entfliehe, er gehe zu Sperata, er hoffe mit ihr zu entkommen, er sei auf alles gefaßt, wenn man sie trennen wolle.

„Wir erschrafen nicht wenig, allein der Beichtvater bat uns, ruhig zu sein. Unser armer Bruder war nahe genug beobachtet worden: die Schiffer, anstatt ihn überzusetzen, führten ihn in sein Kloster. Ermüdet von einem vierzigstündigen Wachen, schlief er ein, sobald ihn der Kahn im Mondenscheine schaukelte, und erwachte nicht früher, als bis er sich in den Händen seiner geistlichen Brüder sah; er erholte sich nicht eher, als bis er die Klosterpforte hinter sich zuschlagen hörte.

„Schmerzlich gerührt von dem Schicksal unsers Bruders, machten wir unserm Beichtvater die lebhaftesten Vorwürfe; allein dieser ehrwürdige Mann wußte uns bald mit den Gründen des Wundarztes zu überreden, daß unser Mitleid für den

armen Kranken tödlich sei. Er handle nicht aus eigener Willkür, sondern auf Befehl des Bischofs und des Hohen Rates. Die Absicht war, alle öffentliche Argernis zu vermeiden und den traurigen Fall mit dem Schleier einer geheimen Kirchengucht zu verdecken. Sperata sollte geschont werden, sie sollte nicht erfahren, daß ihr Geliebter zugleich ihr Bruder sei. Sie ward einem Geistlichen anempfohlen, dem sie vorher schon ihren Zustand vertraut hatte. Man wußte ihre Schwangerschaft und Niederkunft zu verbergen. Sie war als Mutter in dem kleinen Geschöpfe ganz glücklich. So wie die meisten unserer Mädchen konnte sie weder schreiben noch Geschriebenes lesen; sie gab daher dem Vater Aufträge, was er ihrem Geliebten sagen sollte. Dieser glaubte den frommen Betrug einer säugenden Mutter schuldig zu sein, er brachte ihr Nachrichten von unserm Bruder, den er niemals sah, ermahnte sie in seinem Namen zur Ruhe, bat sie, für sich und das Kind zu sorgen und wegen der Zukunft Gott zu vertrauen.

„Sperata war von Natur zur Religiosität geneigt. Ihr Zustand, ihre Einsamkeit vermehrten diesen Zug, der Geistliche unterhielt ihn, um sie nach und nach auf eine ewige Trennung vorzubereiten. Kaum war das Kind entwöhnt, kaum glaubte er ihren Körper stark genug, die ängstlichsten Seelenleiden zu ertragen, so fing er an, das Vergehen ihr mit schrecklichen Farben vorzumalen, das Vergehen, sich einem Geistlichen ergeben zu haben, das er als eine Art von Sünde gegen die Natur, als einen Incest behandelte. Denn er hatte den sonderbaren Gedanken, ihre Reue jener Reue gleich zu machen, die sie empfinden haben würde, wenn sie das wahre Verhältniß ihres Fehltritts erfahren hätte. Er brachte dadurch so viel Jammer und Kummer in ihr Gemüt, er erhöhte die Idee der Kirche und ihres Oberhauptes so sehr vor ihr, er zeigte ihr die schrecklichen Folgen für das Heil aller Seelen, wenn man in solchen Fällen nachgeben und die Straffälligen durch eine rechtmäßige Verbindung noch gar belohnen wolle; er zeigte ihr, wie heilsam es sei, einen

solchen Fehler in der Zeit abzubüßen und dafür dereinst die Krone der Herrlichkeit zu erwerben, daß sie endlich wie eine arme Sünderin ihren Nacken dem Beil willig darreichte und inständig bat, daß man sie auf ewig von unserm Bruder ent-
 5 fernern möchte. Als man so viel von ihr erlangt hatte, ließ man ihr, doch unter einer gewissen Aufsicht, die Freiheit, bald in ihrer Wohnung, bald in dem Kloster zu sein, je nachdem sie es für gut hielt.

„Ihr Kind wuchs heran und zeigte bald eine sonderbare
 10 Natur. Es konnte sehr früh laufen und sich mit aller Geschicklichkeit bewegen, es sang bald sehr artig und lernte die Zither gleichsam von sich selbst. Nur mit Worten konnte es sich nicht ausdrücken, und es schien das Hindernis mehr in seiner Den-
 15 kungsart als in den Sprachwerkzeugen zu liegen. Die arme Mutter fühlte indessen ein trauriges Verhältnis zu dem Kinde; die Behandlung des Geistlichen hatte ihre Vorstellungsart so verwirrt, daß sie, ohne wahnsinnig zu sein, sich in den seltsamsten Zuständen befand. Ihr Vergehen schien ihr immer schrecklicher und straffälliger zu werden; das oft wiederholte Gleichnis des
 20 Geistlichen vom Incest hatte sich so tief bei ihr eingeprägt, daß sie einen solchen Abscheu empfand, als wenn ihr das Verhältnis selbst bekannt gewesen wäre. Der Beichtvater dünkte sich nicht wenig über das Kunststück, wodurch er das Herz eines un-
 25 glücklichen Geschöpfes zerriß. Jämmerlich war es anzusehen, wie die Mutterliebe, die über das Dasein des Kindes sich so herzlich zu erfreuen geneigt war, mit dem schrecklichen Gedanken stritt, daß dieses Kind nicht da sein sollte. Bald stritten diese beiden Gefühle zusammen, bald war der Abscheu über die Liebe gewaltig.

30 „Man hatte das Kind schon lange von ihr weggenommen und zu guten Leuten unten am See gegeben, und in der mehrern Freiheit, die es hatte, zeigte sich bald seine besondre Lust zum Klettern. Die höchsten Gipfel zu ersteigen, auf den Rändern der Schiffe wegzulaufen und den Seiltänzern, die sich manch-

mal in dem Orte sehen ließen, die wunderbarlichsten Kunststücke nachzumachen, war ein natürlicher Trieb.

„Um das alles leichter zu üben, liebte sie, mit den Knaben die Kleider zu wechseln, und ob es gleich von ihren Pflegertern höchst unanständig und unzulässig gehalten wurde, so ließen wir ihr doch soviel als möglich nachsehen. Ihre wunderlichen Wege und Sprünge führten sie manchmal weit; sie verirrte sich, sie blieb aus und kam immer wieder. Meistenteils, wenn sie zurückkehrte, setzte sie sich unter die Säulen des Portals vor einem Landhause in der Nachbarschaft; man suchte sie nicht mehr, man erwartete sie. Dort schien sie auf den Stufen auszuruhen, dann lief sie in den großen Saal, besah die Statuen, und wenn man sie nicht besonders aufhielt, eilte sie nach Hause.“

„Zuletzt ward denn doch unser Hoffen getäuscht und unsere Nachsicht bestraft. Das Kind blieb aus, man fand seinen Hut auf dem Wasser schwimmen, nicht weit von dem Orte, wo ein Gießbach sich in den See stürzt. Man vermutete, daß es bei seinem Klettern zwischen den Felsen verunglückt sei; bei allem Nachforschen konnte man den Körper nicht finden.“

„Durch das unvorsichtige Geschwätz ihrer Gesellschafterinnen erfuhr Sperata bald den Tod ihres Kindes; sie schien ruhig und heiter und gab nicht undeutlich zu verstehen, sie freue sich, daß Gott das arme Geschöpf zu sich genommen und so bewahrt habe, ein größeres Unglück zu erdulden oder zu stiften.“

„Bei dieser Gelegenheit kamen alle Märchen zur Sprache, die man von unsern Wassern zu erzählen pflegt. Es hieß: der See müsse alle Jahre ein unschuldiges Kind haben; er leide keinen toten Körper und werfe ihn früh oder spät ans Ufer, ja sogar das letzte Knöchelchen, wenn es zu Grunde gesunken sei, müsse wieder heraus. Man erzählte die Geschichte einer untröstlichen Mutter, deren Kind im See ertrunken sei, und die Gott und seine Heiligen angerufen habe, ihr nur wenigstens die Gebeine zum Begräbniß zu gönnen; der nächste Sturm habe den Schädel, der folgende den Rumpf ans Ufer gebracht, und nach-

dem alles beisammen gewesen, habe sie sämtliche Gebeine in einem Tuche zur Kirche getragen, aber, o Wunder! als sie in den Tempel getreten, sei das Paket immer schwerer geworden, und endlich, als sie es auf die Stufen des Altars gelegt, habe das
 5 Kind zu schreien angefangen und sich zu jedermanns Erstaunen aus dem Tuche losgemacht; nur ein Knöchelchen des kleinen Fingers an der rechten Hand habe gefehlt, welches denn die Mutter nachher noch sorgfältig aufgesucht und gefunden, das denn auch noch zum Gedächtnis unter andern Reliquien in der
 10 Kirche aufgehoben werde.

„Auf die arme Mutter machten diese Geschichten großen Eindruck; ihre Einbildungskraft fühlte einen neuen Schwung und begünstigte die Empfindung ihres Herzens. Sie nahm an, daß das Kind nunmehr für sich und seine Eltern abgebüßt habe,
 15 daß Fluch und Strafe, die bisher auf ihnen geruht, nunmehr gänzlich gehoben sei; daß es nur darauf ankomme, die Gebeine des Kindes wiederzufinden, um sie nach Rom zu bringen, so würde das Kind auf den Stufen des großen Altars der Peterskirche wieder, mit seiner schönen frischen Haut umgeben, vor dem
 20 Volke dastehn. Es werde mit seinen eignen Augen wieder Vater und Mutter schauen, und der Papst, von der Einstimmung Gottes und seiner Heiligen überzeugt, werde unter dem lauten Zuruf des Volks den Eltern die Sünde vergeben, sie lossprechen und sie verbinden.

„Nun waren ihre Augen und ihre Sorgfalt immer nach dem See und dem Ufer gerichtet. Wenn nachts im Mondglanz sich die Wellen umschlugen, glaubte sie, jeder blinkende Saum treibe ihr Kind hervor; es mußte zum Scheine jemand hinab-
 25 laufen, um es am Ufer aufzufangen.

„So war sie auch des Tages unermüdet an den Stellen, wo das kieselige Ufer flach in die See ging; sie sammelte in ein Körbchen alle Knochen, die sie fand. Niemand durfte ihr sagen, daß es Tierknochen seien; die großen begrub sie, die kleinen hub sie auf. In dieser Beschäftigung lebte sie unablässig fort. Der

Geistliche, der durch die unerläßliche Ausübung seiner Pflicht ihren Zustand verursacht hatte, nahm sich auch ihrer nun aus allen Kräften an. Durch seinen Einfluß ward sie in der Gegend für eine Entzückte, nicht für eine Verrückte gehalten; man stand mit gefalteten Händen, wenn sie vorbeiging, und die Kinder küßten ihr die Hand. 5

„Ihrer alten Freundin und Begleiterin war von dem Beichtvater die Schuld, die sie bei der unglücklichen Verbindung beider Personen gehabt haben mochte, nur unter der Bedingung erlassen, daß sie unablässig treu ihr ganzes künftiges Leben die Unglückliche begleiten solle, und sie hat mit einer bewundernswürdigen Geduld und Gewissenhaftigkeit ihre Pflichten bis zuletzt ausgeübt. 10

„Wir hatten unterdessen unsern Bruder nicht aus den Augen verloren; weder die Ärzte noch die Geistlichkeit seines Klosters wollten uns erlauben, vor ihm zu erscheinen; allein um uns zu überzeugen, daß es ihm nach seiner Art wohl gehe, konnten wir ihn, so oft wir wollten, in dem Garten, in den Kreuzgängen, ja durch ein Fenster an der Decke seines Zimmers belauschen. 15

„Nach vielen schrecklichen und sonderbaren Epochen, die ich übergehe, war er in einen seltsamen Zustand der Ruhe des Geistes und der Unruhe des Körpers geraten. Er saß fast niemals, als wenn er seine Harfe nahm und darauf spielte, da er sie denn meistens mit Gesang begleitete. Übrigens war er immer in Bewegung und in allem äußerst lenksam und folgsam; denn alle seine Leidenschaften schienen sich in der einzigen Furcht des Todes aufgelöst zu haben. Man konnte ihn zu allem in der Welt bewegen, wenn man ihm mit einer gefährlichen Krankheit oder mit dem Tode drohte. 20

„Außer dieser Sonderbarkeit, daß er unermüdet im Kloster hin und her ging und nicht undeutlich zu verstehen gab, daß es noch besser sein würde, über Berg und Täler so zu wandeln, sprach er auch von einer Erscheinung, die ihn gewöhnlich ängstigte. Er behauptete nämlich, daß bei seinem Erwachen zu jeder 25

Stunde der Nacht ein schöner Knabe unten an seinem Bette stehe und ihm mit einem blanken Messer drohe. Man versetzte ihn in ein anderes Zimmer, allein er behauptete, auch da, und zuletzt sogar an andern Stellen des Klosters stehe der Knabe im Hinterhalt. Sein Auf- und Abwandeln ward unruhiger, ja man erinnerte sich nachher, daß er in der Zeit öfter als sonst an dem Fenster gestanden und über den See hinübergesehen habe.

„Unsere arme Schwester indessen schien von dem einzigen Gedanken, von der beschränkten Beschäftigung nach und nach aufgerieben zu werden, und unser Arzt schlug vor, man sollte ihr nach und nach unter ihre übrigen Gebeine die Knochen eines Kinder skeletts mischen, um dadurch ihre Hoffnung zu vermehren. Der Versuch war zweifelhaft, doch schien wenigstens so viel dabei gewonnen, daß man sie, wenn alle Teile beisammen wären, von dem ewigen Suchen abbringen und ihr zu einer Reise nach Rom Hoffnung machen könnte.

„Es geschah, und ihre Begleiterin vertauschte unmerklich die ihr anvertrauten kleinen Reste mit den gefundenen, und eine unglaubliche Wonne verbreitete sich über die arme Kranke, als die Teile sich nach und nach zusammensanden, und man diejenigen bezeichnen konnte, die noch fehlten. Sie hatte mit großer Sorgfalt jeden Teil, wo er hingehörte, mit Fäden und Bändern befestigt; sie hatte, wie man die Körper der Heiligen zu ehren pflegt, mit Seide und Sticerei die Zwischenräume ausgefüllt.

„So hatte man die Glieder zusammenkommen lassen, es fehlten nur wenige der äußeren Enden. Eines Morgens, als sie noch schlief, und der Medicus gekommen war, nach ihrem Befinden zu fragen, nahm die Alte die verehrten Reste aus dem Kästchen weg, das in der Schlafkammer stand, um dem Arzte zu zeigen, wie sich die gute Kranke beschäftige. Kurz darauf hörte man sie aus dem Bette springen, sie hob das Tuch auf und fand das Kästchen leer. Sie warf sich auf ihre Knie; man kam und hörte ihr freudiges, inbrünstiges Gebet. „Ja! es ist wahr“, rief sie aus, „es war kein Traum, es ist wirklich! Trenet

euch, meine Freunde, mit mir! Ich habe das gute, schöne Geschöpf wieder lebendig gesehen. Es stand auf und warf den Schleier von sich, sein Glanz erleuchtete das Zimmer, seine Schönheit war verklärt, es konnte den Boden nicht betreten, ob es gleich wollte. Leicht ward es emporgehoben und konnte mir nicht einmal seine Hand reichen. Da rief es mich zu sich und zeigte mir den Weg, den ich gehen soll. Ich werde ihm folgen, und bald folgen, ich fühl' es, und es wird mir so leicht ums Herz. Mein Kummer ist verschwunden, und schon das Anschauen meines Wiederauferstandenen hat mir einen Vorschmack der himmlischen Freude gegeben.'

„Von der Zeit an war ihr ganzes Gemüt mit den heitersten Aussichten beschäftigt, auf keinen irdischen Gegenstand richtete sie ihre Aufmerksamkeit mehr, sie genoß nur wenige Speisen, und ihr Geist machte sich nach und nach von den Banden des Körpers los. Auch fand man sie zuletzt unvermuthet erblaßt und ohne Empfindung; sie öffnete die Augen nicht wieder, sie war, was wir tot nennen.

„Der Ruf ihrer Vision hatte sich bald unter das Volk verbreitet, und das ehrwürdige Ansehn, das sie in ihrem Leben genoß, verwandelte sich nach ihrem Tode schnell in den Gedanken, daß man sie sogleich für selig, ja für heilig halten müsse.

„Als man sie zu Grabe bestatten wollte, drängten sich viele Menschen mit unglaublicher Hefigkeit hinzu; man wollte ihre Hand, man wollte wenigstens ihr Kleid berühren. In dieser leidenschaftlichen Erhöhung fühlten verschiedene Kranke die Übel nicht, von denen sie sonst gequält wurden; sie hielten sich für geheilt, sie bekannten's, sie priesen Gott und seine neue Heilige. Die Geistlichkeit war genötigt, den Körper in eine Kapelle zu stellen, das Volk verlangte Gelegenheit, seine Andacht zu verrichten, der Zudrang war unglaublich; die Bergbewohner, die ohnedies zu lebhaften religiösen Gefühlen gestimmt sind, drangen aus ihren Thälern herbei; die Andacht, die Wunder, die Anbetung vermehrten sich mit jedem Tage. Die bischöflichen Verord-

nungen, die einen solchen neuen Dienst einschränken und nach und nach niederzuschlagen sollten, konnten nicht zur Ausführung gebracht werden; bei jedem Widerstand war das Volk heftig und gegen jeden Ungläubigen bereit, in Tätlichkeiten auszu-
 5 brechen. ‚Wandelte nicht auch‘, riefen sie, ‚der heilige Borromäus¹ unter unsern Vorfahren? Erlebte seine Mutter nicht die Wonne seiner Seligsprechung? Hat man nicht durch jenes große Bildniß auf dem Felsen bei Arona² uns seine geistige Größe sinn-
 10 lich vergegenwärtigen wollen? Leben die Seinigen nicht noch unter uns? Und hat Gott nicht zugesagt, unter einem gläubigen Volke seine Wunder stets zu erneuern?‘

„Als der Körper nach einigen Tagen keine Zeichen der Fäulnis von sich gab und eher weißer und gleichsam durchsichtig ward, erhöhte sich das Zutrauen der Menschen immer mehr,
 15 und es zeigten sich unter der Menge verschiedene Kuren, die der aufmerksame Beobachter selbst nicht erklären und auch nicht geradezu als Betrug ansprechen konnte. Die ganze Gegend war in Bewegung, und wer nicht selbst kam, hörte wenigstens eine Zeitlang von nichts anderem reden.

„Das Kloster, worin mein Bruder sich befand, erscholl so gut als die übrige Gegend von diesen Wundern, und man nahm sich um so weniger in acht, in seiner Gegenwart davon zu sprechen, als er sonst auf nichts aufzumerken pflegte, und sein Verhältniß niemanden bekannt war. Diesmal schien er
 25 aber mit großer Genauigkeit gehört zu haben; er führte seine Flucht mit solcher Schlaueit aus, daß niemals jemand hat begreifen können, wie er aus dem Kloster herausgekommen sei. Man erfuhr nachher, daß er sich mit einer Anzahl Wall-
 30 fahrer übersehen lassen, und daß er die Schiffer, die weiter nichts Verkehrtes an ihm wahrnahmen, nur um die größte Sorgfalt

¹ Graf Carlo Borromeo starb 1584 als Kardinal und Erzbischof von Mailand und wurde 1610 von Paps Paul V. heilig gesprochen.

² Borromeos Verwandte und die Bewohner der Umgegend ließen ihm auf einem Hügel am Lago Maggiore unweit seines Geburtsortes Arona eine kolossale Statue von Bronze errichten.

gebeten, daß das Schiff nicht umschlagen möchte. Tief in der Nacht kam er in jene Kapelle, wo seine unglückliche Geliebte von ihrem Leiden ausruhte; nur wenig Andächtige knieten in den Winkeln, ihre alte Freundin saß zu ihren Häupten, er trat hinzu und grüßte sie und fragte, wie sich ihre Gebieterin befände. 5
 „Ihr seht es“, versetzte diese nicht ohne Verlegenheit. Er blickte den Leichnam nur von der Seite an. Nach einigem Zaudern nahm er ihre Hand. Erschreckt von der Kälte, ließ er sie sogleich wieder fahren, er sah sich unruhig um und sagte zu der Alten: „Ich kann jetzt nicht bei ihr bleiben, ich habe noch einen sehr 10
 weiten Weg zu machen, ich will aber zur rechten Zeit schon wieder da sein; sag' ihr das, wenn sie aufwacht!“

„So ging er hinweg, wir wurden nur spät von diesem Vorgange benachrichtigt, man forschte nach, wo er hingekommen sei, aber vergebens! Wie er sich durch Berge und Täler durch- 15
 gearbeitet haben mag, ist unbegreiflich. Endlich nach langer Zeit fanden wir in Graubünden eine Spur von ihm wieder, allein zu spät, und sie verlor sich bald. Wir vermuteten, daß er nach Deutschland sei, allein der Krieg hatte solche schwache Fußstapfen gänzlich verwischt.“ 20

Behntes Kapitel.

Der Abbé hörte zu lesen auf, und niemand hatte ohne Tränen zugehört. Die Gräfin brachte ihr Tuch nicht von den Augen; zuletzt stand sie auf und verließ mit Natalien das Zimmer. Die übrigen schwiegen, und der Abbé sprach: „Es entsteht nun die 25
 Frage, ob man den guten Marchese soll abreisen lassen, ohne ihm unser Geheimnis zu entdecken. Denn wer zweifelt wohl einen Augenblick daran, daß Augustin und unser Harfenspieler eine Person sei? Es ist zu überlegen, was wir tun, sowohl um des unglücklichen Mannes als der Familie willen. Mein Rat wäre, 30
 nichts zu übereilen, abzuwarten, was uns der Arzt, den wir eben von dort zurückerwarten, für Nachrichten bringt.“

Jedermann war derselben Meinung, und der Abbé fuhr fort:
 „Eine andere Frage, die vielleicht schneller abzutun ist, entsteht
 zu gleicher Zeit. Der Marchese ist unglaublich gerührt über die
 Gastfreundschaft, die seine arme Nichte bei uns, besonders bei
 5 unserm jungen Freunde, gefunden hat. Ich habe ihm die ganze
 Geschichte umständlich, ja wiederholt erzählen müssen, und er
 zeigte seine lebhafteste Dankbarkeit. ‚Der junge Mann‘, sagte er,
 ‚hat ausgeschlagen, mit mir zu reisen, ehe er das Verhältniß
 kannte, das unter uns besteht. Ich bin ihm nun kein Fremder
 10 mehr, von dessen Art zu sein und von dessen Laune er etwa nicht
 gewiß wäre; ich bin sein Verbundener, wenn Sie wollen, sein
 Verwandter, und da sein Knabe, den er nicht zurücklassen wollte,
 erst das Hinderniß war, das ihn abhielt, sich zu mir zu gesellen,
 so lassen Sie jetzt dieses Kind zum schönern Bande werden, das
 15 uns nur desto fester aneinander knüpft. Über die Verbindlichkeit,
 die ich nun schon habe, sei er mir noch auf der Reise nützlich; er
 kehre mit mir zurück, mein älterer Bruder wird ihn mit Freuden
 empfangen, er verschmähe die Erbschaft seines Pfllegekindes nicht;
 denn nach einer geheimen Abrede unseres Vaters mit seinem
 20 Freunde ist das Vermögen, das er seiner Tochter zugewendet
 hatte, wieder an uns zurückgefallen, und wir wollen dem Wohl-
 thäter unserer Nichte gewiß das nicht vorenthalten, was er ver-
 dient hat.“

Therese nahm Wilhelmen bei der Hand und sagte: „Wir er-
 25 leben abermals hier so einen schönen Fall, daß uneigennütziges
 Wohltun die höchsten und schönsten Zinsen bringt. Folgen
 Sie diesem sonderbaren Ruf, und indem Sie sich um den Marchese
 doppelt verdient machen, eilen Sie einem schönen Land entgegen,
 das Ihre Einbildungskraft und Ihr Herz mehr als einmal an
 30 sich gezogen hat.“

„Ich überlasse mich ganz meinen Freunden und ihrer Füh-
 rung“, sagte Wilhelm; „es ist vergebens, in dieser Welt nach eigenem
 Willen zu streben. Was ich fest zu halten wünschte, muß ich
 fahren lassen, und eine unverdiente Wohlthat drängt sich mir auf.“

Mit einem Druck auf Theresens Hand machte Wilhelm die feinige los. „Ich überlasse Ihnen ganz“, sagte er zu dem Abbé, „was Sie über mich beschließen; wenn ich meinen Felix nicht von mir zu lassen brauche, so bin ich zufrieden, überall hinzugehn und alles, was man für recht hält, zu unternehmen.“ 5

Auf diese Erklärung entwarf der Abbé sogleich seinen Plan. Man solle, sagte er, den Marchese abreisen lassen, Wilhelm solle die Nachricht des Arztes abwarten, und alsdann, wenn man überlegt habe, was zu tun sei, könne Wilhelm mit Felix nachreisen. So bedeutete er auch den Marchese unter einem 10 Vorwand, daß die Einrichtungen des jungen Freundes zur Reise ihn nicht abhalten müßten, die Merkwürdigkeiten der Stadt indessen zu besehn. Der Marchese ging ab, nicht ohne wiederholte lebhafteste Versicherung seiner Dankbarkeit, wovon die Geschenke, die er zurückließ, und die aus Juwelen, geschnit- 15 tenen Steinen und gestickten Stoffen bestanden, einen genügsamen Beweis gaben.

Wilhelm war nun auch völlig reisefertig, und man war um so mehr verlegen, daß keine Nachrichten von dem Arzt kommen wollten; man befürchtete, dem armen Harfenspieler möchte ein 20 Unglück begegnet sein, zu eben der Zeit, als man hoffen konnte, ihn durchaus in einen bessern Zustand zu versetzen. Man schickte den Kurier fort, der kaum weggeritten war, als am Abend der Arzt mit einem Fremden hereintrat, dessen Gestalt und Wesen bedeutend, ernsthaft und auffallend war, und den niemand kannte. 25 Beide Ankömmlinge schwiegen eine Zeitlang still; endlich ging der Fremde auf Wilhelmen zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Kennen Sie Ihren alten Freund nicht mehr?“ Es war die Stimme des Harfenspielers, aber von seiner Gestalt schien keine Spur übrig geblieben zu sein. Er war in der gewöhnlichen 30 Tracht eines Reisenden, reinlich und anständig gekleidet, sein Bart war verschwunden, seinen Locken sah man einige Kunst an, und was ihn eigentlich ganz unkenntlich machte, war, daß an seinem bedeutenden Gesichte die Züge des Alters nicht mehr er-

schienen. Wilhelm umarmte ihn mit der lebhaftesten Freude; er ward den andern vorgestellt und betrug sich sehr vernünftig, und wußte nicht, wie bekannt er der Gesellschaft noch vor kurzem geworden war. „Sie werden Geduld mit einem Menschen haben“, fuhr er mit großer Gelassenheit fort, „der, so erwachsen er auch aussieht, nach einem langen Leiden erst wie ein unerfahrenes Kind in die Welt tritt. Diesem wackren Mann bin ich schuldig, daß ich wieder in einer menschlichen Gesellschaft erscheinen kann.“

10 Man hieß ihn willkommen, und der Arzt veranlaßte sogleich einen Spaziergang, um das Gespräch abzubrechen und ins Gleichgültige zu lenken.

Als man allein war, gab der Arzt folgende Erklärung: „Die Genesung dieses Mannes ist uns durch den sonderbarsten Zufall 15 geglückt. Wir hatten ihn lange nach unserer Überzeugung moralisch und physisch behandelt, es ging auch bis auf einen gewissen Grad ganz gut, allein die Todesfurcht war noch immer groß bei ihm, und seinen Bart und sein langes Kleid wollte er uns nicht aufopfern; übrigens nahm er mehr teil an den weltlichen Dingen, und seine Gesänge schienen wie seine Vorstellungsart wieder dem Leben sich zu nähern. Sie wissen, welcher sonderbarer Brief des Geistlichen mich von hier abrief. Ich kam, ich fand unsern Mann ganz verändert, er hatte freiwillig seinen Bart hergegeben, er hatte erlaubt, seine Locken in eine hergebrachte Form zuzuschneiden, er verlangte gewöhnliche Kleider und schien auf einmal ein anderer Mensch geworden zu sein. Wir waren neugierig, die Ursache dieser Verwandlung zu ergründen, und wagten doch nicht, uns mit ihm selbst darüber einzulassen; endlich entdeckten wir zufällig die sonderbare Be- 20 wandtnis. Ein Glas flüssiges Opium fehlte in der Hausapotheke des Geistlichen, man hielt für nötig, die strengste Untersuchung anzustellen, jedermann suchte sich des Verdachtes zu erwehren, es gab unter den Hausgenossen heftige Szenen. Endlich trat dieser Mann auf und gestand, daß er es besitze; man

fragte ihn, ob er davon genommen habe? Er sagte, nein! fuhr aber fort: „Ich danke diesem Besiz die Wiederkehr meiner Vernunft. Es hängt von euch ab, mir dieses Fläschchen zu nehmen, und ihr werdet mich ohne Hoffnung in meinen alten Zustand wieder zurückfallen sehen. Das Gefühl, daß es wünschenswert sei, die Leiden dieser Erde durch den Tod geendigt zu sehen, brachte mich zuerst auf den Weg der Genesung; bald darauf entstand der Gedanke, sie durch einen freiwilligen Tod zu endigen, und ich nahm in dieser Absicht das Glas hinweg; die Möglichkeit, sogleich die großen Schmerzen auf ewig aufzuheben, gab mir Kraft, die Schmerzen zu ertragen, und so habe ich, seitdem ich den Talisman besitze, mich durch die Nähe des Todes wieder in das Leben zurückgedrängt. Sorgt nicht, sagte er, daß ich Gebrauch davon mache, sondern entschließt euch, als Kenner des menschlichen Herzens, mich, indem ihr mir die Unabhängigkeit vom Leben zugestehet, erst vom Leben recht abhängig zu machen.“ Nach reiflicher Überlegung drangen wir nicht weiter in ihn, und er führt nun in einem festen geschliffnen Glasfläschchen dieses Gift als das sonderbarste Gegengift bei sich.“

Man unterrichtete den Arzt von allem, was indeffen entdeckt worden war, und man beschloß, gegen Augustin das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Der Abbé nahm sich vor, ihn nicht von seiner Seite zu lassen, und ihn auf dem guten Wege, den er betreten hatte, fortzuführen.

Indessen sollte Wilhelm die Reise durch Deutschland mit dem Marchese vollenden. Schien es möglich, Augustinen eine Neigung zu seinem Vaterlande wieder einzulößen, so wollte man seinen Verwandten den Zustand entdecken, und Wilhelm sollte ihn den Seinigen wieder zuführen.

Dieser hatte nun alle Anstalten zu seiner Reise gemacht, und wenn es im Anfang wunderbar schien, daß Augustin sich freute, als er vernahm, wie sein alter Freund und Wohltäter sich sogleich wieder entfernen sollte, so entdeckte doch der Abbé bald den Grund dieser seltsamen Gemütsbewegung. Augustin konnte

seine alte Furcht, die er vor Felix hatte, nicht überwinden und wünschte den Anaben je eher je lieber entfernt zu sehen.

Nun waren nach und nach so viele Menschen angekommen, daß man sie im Schloß und in den Seitengebäuden kaum alle
5 unterbringen konnte, um so mehr, als man nicht gleich anfangs auf den Empfang so vieler Gäste die Einrichtung gemacht hatte. Man frühstückte, man speiste zusammen und hätte sich gern be-
redet, man lebe in einer vergnüglichen Übereinstimmung, wenn schon in der Stille die Gemüter sich gewissermaßen auseinander
10 sehnten. Therese war manchmal mit Lothario, noch öfter allein ausgeritten, sie hatte in der Nachbarschaft schon alle Landwirte und Landwirtinnen kennen lernen; es war ihr Haushaltungs-
prinzip, und sie mochte nicht unrecht haben, daß man mit Nach-
barn und Nachbarinnen im besten Vernehmen und immer in
15 einem ewigen Gefälligkeitwechsel stehen müsse. Von einer Verbindung zwischen ihr und Lothario schien gar die Rede nicht zu sein, die beiden Schwestern hatten sich viel zu sagen, der Abbé schien den Umgang des Harfenspielers zu suchen, Jarno hatte mit dem Arzt öftere Konferenzen, Friedrich hielt sich an Wil-
20 helmen, und Felix war überall, wo es ihm gut ging. So vereinigten sich auch meistens die Paare auf dem Spaziergang, indem die Gesellschaft sich trennte, und wenn sie zusammen sein mußten, so nahm man geschwind seine Zuflucht zur Musik, um alle zu verbinden, indem man jeden sich selbst wiedergab.

25 Unversehens vermehrte der Graf die Gesellschaft, seine Gemahlin abzuholen und, wie es schien, einen feierlichen Abschied von seinen weltlichen Verwandten zu nehmen. Jarno eilte ihm bis an den Wagen entgegen, und als der Ankommende fragte, was er für Gesellschaft finde, so sagte jener in einem Anfall von
30 toller Laune, die ihn immer ergriff, sobald er den Grafen gewahr ward: „Sie finden den ganzen Adel der Welt beisammen, Marchesen, Marquis, Mylords und Baronen, es hat nur noch an einem Grafen gefehlt.“ So ging man die Treppe hinauf, und Wilhelm war die erste Person, die ihm im Vorfaal entgegen-

kam. „Mylord!“ sagte der Graf zu ihm auf Französisch, nachdem er ihn einen Augenblick betrachtet hatte, „ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft unvermutet zu erneuern; denn ich müßte mich sehr irren, wenn ich Sie nicht im Gefolge des Prinzen sollte in meinem Schlosse gesehen haben.“ — „Ich hatte das Glück, Ew. 5
 Excellenz damals aufzuwarten“, versetzte Wilhelm, „nur erzeigen Sie mir zu viel Ehre, wenn Sie mich für einen Engländer und zwar vom ersten Range halten, ich bin ein Deutscher, und —“
 — „zwar ein sehr braver junger Mann“, fiel Jarno sogleich ein. Der Graf sah Wilhelmen lächelnd an und wollte eben etwas 10
 erwidern, als die übrige Gesellschaft herbeikam und ihn aufs freundlichste begrüßte. Man entschuldigte sich, daß man ihm nicht sogleich ein anständiges Zimmer anweisen könne, und versprach den nötigen Raum ungesäumt zu beschaffen.

„Ei ei!“ sagte er lächelnd; „ich sehe wohl, daß man dem Zu- 15
 falle überlassen hat, den Fourierzettel zu machen; mit Vorsicht und Einrichtung, wie viel ist da nicht möglich! Jetzt bitte ich euch, rührt mir keinen Pantoffel vom Platze, denn sonst, seh' ich wohl, gibt es eine große Unordnung. Jedermann wird unbequem wohnen, und das soll niemand um meinetwillen wo- 20
 möglich auch nur eine Stunde. Sie waren Zeuge“, sagte er zu Jarno, „und auch Sie, Meister“, indem er sich zu Wilhelmen wandte, „wie viele Menschen ich damals auf meinem Schlosse bequem untergebracht habe. Man gebe mir die Liste der Per- 25
 sonen und Bedienten, man zeige mir an, wie jedermann gegenwärtig einquartiert ist, ich will einen Dislokationsplan machen, daß mit der wenigsten Bemühung jedermann eine geräumige Wohnung finde, und daß noch Platz für einen Gast bleiben soll, der sich zufälligerweise bei uns einstellen könnte.“

Jarno machte sogleich den Adjutanten des Grafen, verschaffte 30
 ihm alle nötigen Notizen und hatte nach seiner Art den größten Spaß, wenn er den alten Herrn mitunter irre machen konnte. Dieser gewann aber bald einen großen Triumph. Die Einrichtung war fertig, er ließ in seiner Gegenwart die Namen über

alle Tüden schreiben, und man konnte nicht leugnen, daß mit wenig Umständen und Veränderungen der Zweck völlig erreicht war. Auch hatte es Jarno unter anderm so geleitet, daß die Personen, die in dem gegenwärtigen Augenblick ein Interesse aneinander nahmen, zusammen wohnten.

Nachdem alles eingerichtet war, sagte der Graf zu Jarno: „Helfen Sie mir auf die Spur wegen des jungen Mannes, den Sie da Meister nennen, und der ein Deutscher sein soll.“ Jarno schwieg still, denn er wußte recht gut, daß der Graf einer von denen Leuten war, die, wenn sie fragen, eigentlich belehren wollen; auch fuhr dieser, ohne Antwort abzuwarten, in seiner Rede fort: „Sie hatten mir ihn damals vorgestellt und im Namen des Prinzen bestens empfohlen. Wenn seine Mutter auch eine Deutsche war, so haste ich dafür, daß sein Vater ein Engländer ist, und zwar von Stande; wer wollte das englische Blut alles berechnen, das seit dreißig Jahren in deutschen Adern herumfließt! Ich will weiter nicht darauf dringen, ihr habt immer solche Familiengeheimnisse; doch mir wird man in solchen Fällen nichts aufbinden.“ Darauf erzählte er noch verschiedenes, was damals mit Wilhelmen auf seinem Schloß vorgegangen sein sollte, wozu Jarno gleichfalls schwieg, obgleich der Graf ganz irrig war und Wilhelmen mit einem jungen Engländer in des Prinzen Gefolge mehr als einmal verwechselte. Der gute Herr hatte in frühern Zeiten ein vortreffliches Gedächtnis gehabt und war noch immer stolz darauf, sich der geringsten Umstände seiner Jugend erinnern zu können; nun bestimmte er aber mit eben der Gewißheit wunderbare Kombinationen und Fabeln als wahr, die ihm bei zunehmender Schwäche seines Gedächtnisses seine Einbildungskraft einmal vorgespiegelt hatte. Übrigens war er sehr mild und gefällig geworden, und seine Gegenwart wirkte recht günstig auf die Gesellschaft. Er verlangte, daß man etwas Nützlichcs zusammen lesen sollte, ja sogar gab er manchmal kleine Spiele an, die er, wo nicht mitspielte, doch mit großer Sorgfalt dirigierte; und da man sich über seine Herablassung

verwunderte, sagte er; es sei die Pflicht eines jeden, der sich in Hauptfachen von der Welt entferne, daß er in gleichgültigen Dingen sich ihr desto mehr gleichstelle.

Wilhelm hatte unter diesen Spielen mehr als einen bänglichen und verdrießlichen Augenblick; der leichtsinnige Friedrich ergriff manche Gelegenheit, um auf eine Neigung Wilhelms gegen Natalien zu deuten. Wie konnte er darauf fallen? Wodurch war er dazu berechtigt? Und mußte nicht die Gesellschaft glauben, daß, weil beide viel miteinander umgingen, Wilhelm ihm eine so unvorsichtige und unglückliche Konfidenz gemacht habe? 5 10

Eines Tages waren sie bei einem solchen Scherze heiterer als gewöhnlich, als Augustin auf einmal zur Türe, die er aufriß, mit gräßlicher Gebärde hereinstürzte; sein Angesicht war blaß, sein Auge wild, er schien reden zu wollen, die Sprache versagte ihm. Die Gesellschaft entsetzte sich, Lothario und Jarno die eine Rückkehr des Wahnsinns vermuteten, sprangen auf ihn los und hielten ihn fest. Stotternd und dumpf, dann heftig und gewaltjam sprach und rief er: „Nicht mich haltet, eilt! helft! Rettet das Kind! Felix ist vergiftet!“ 15 20

Sie ließen ihn los, er eilte zur Türe hinaus, und voll Entsetzen drängte sich die Gesellschaft ihm nach. Man rief nach dem Arzte, Augustin richtete seine Schritte nach dem Zimmer des Abbés, man fand das Kind, das erschrocken und verlegen schien, als man ihm schon von weitem zurief: „Was hast du angefangen?“ 25

„Lieber Vater!“ rief Felix, „ich habe nicht aus der Flasche, ich habe aus dem Glase getrunken, ich war so durstig.“

Augustin schlug die Hände zusammen, rief: „Er ist verloren!“ drängte sich durch die Umstehenden und eilte davon. 30

Sie fanden ein Glas Mandelmilch auf dem Tische stehen und eine Karabine daneben, die über die Hälfte leer war; der Arzt kam, er erfuhr, was man wußte, und sah mit Entsetzen das wohlbekannte Fläschchen, worin sich das flüssige Opium

befunden hatte, leer auf dem Tische liegen; er ließ Eßig herbeischaffen und rief alle Mittel seiner Kunst zu Hülfe.

Natalie ließ den Knaben in ein Zimmer bringen, sie bemühte sich ängstlich um ihn. Der Abbé war fortgerannt, Augustinen aufzusuchen und einige Aufklärungen von ihm zu erdringen. Ebenso hatte sich der unglückliche Vater vergebens bemüht und fand, als er zurückkam, auf allen Gesichtern Bangigkeit und Sorge. Der Arzt hatte indessen die Mandelmilch im Glase untersucht, es entdeckte sich die stärkste Beimischung von Opium, das Kind lag auf dem Ruhebetten und schien sehr krank, es bat den Vater, daß man ihm nur nichts mehr einschütten, daß man es nur nicht mehr quälen möchte. Lothar hatte seine Leute ausgeschiedt und war selbst weggeritten, um der Flucht Augustins auf die Spur zu kommen. Natalie saß bei dem Kinde, es flüchtete auf ihren Schoß und bat sie flehentlich um Schutz, flehentlich um ein Stückchen Zucker, der Eßig sei gar zu sauer! Der Arzt gab es zu; man müsse das Kind, das in der entsetzlichsten Bewegung war, einen Augenblick ruhen lassen, sagte er; es sei alles Rätliche geschehen, er wolle das Mögliche tun. Der Graf trat mit einigem Unwillen, wie es schien, herbei, er sah ernst, ja feierlich aus, legte die Hände auf das Kind, blickte gen Himmel und blieb einige Augenblicke in dieser Stellung. Wilhelm, der trostlos in einem Sessel lag, sprang auf, warf einen Blick voll Verzweiflung auf Natalien und ging zur Türe hinaus.

Kurz darauf verließ auch der Graf das Zimmer.

„Ich begreife nicht“, sagte der Arzt nach einiger Pause, „daß sich auch nicht die geringste Spur eines gefährlichen Zustandes am Kinde zeigt. Auch nur mit einem Schluck muß es eine ungeheure Dosis Opium zu sich genommen haben, und nun finde ich an seinem Pulse keine weitere Bewegung, als die ich meinen Mitteln und der Furcht zuschreiben kann, in die wir das Kind versetzt haben.“

Bald darauf trat Jarno mit der Nachricht herein, daß man Augustin auf dem Oberboden in seinem Blute gefunden habe.

ein Schermesser daneben ihm gelegen, wahrscheinlich habe er sich die Kehle abgeschnitten. Der Arzt eilte fort und begegnete den Leuten, welche den Körper die Treppe herunterbrachten. Er ward auf ein Bett gelegt und genau untersucht, der Schnitt war in die Luftröhre gegangen, auf einen starken Blutverlust war eine Ohnmacht gefolgt, doch ließ sich bald bemerken, daß noch 5
Leben, daß noch Hoffnung übrig sei. Der Arzt brachte den Körper in die rechte Lage, fügte die getrennten Teile zusammen und legte den Verband auf. Die Nacht ging allen schlaflos und sorgenvoll vorüber. Das Kind wollte sich nicht von Natalien 10
trennen lassen. Wilhelm saß vor ihr auf einem Schemel; er hatte die Füße des Knaben auf seinem Schoße, Kopf und Brust lagen auf dem ihrigen, so teilten sie die angenehme Last und die schmerzlichen Sorgen und verharrten, bis der Tag anbrach, in der unbequemen und traurigen Lage; Natalie hatte Wilhelm 15
ihre Hand gegeben, sie sprachen kein Wort, sahen auf das Kind und sahen einander an. Sothario und Jarno saßen am andern Ende des Zimmers und führten ein sehr bedeutendes Gespräch, das wir gern, wenn uns die Begebenheiten nicht zu sehr drängten, unsern Lesern hier mitteilen würden. Der Knabe schlief 20
sanft, erwachte am frühen Morgen ganz heiter, sprang auf und verlangte ein Butterbrot.

Sobald Augustin sich einigermaßen erholt hatte, suchte man einige Aufklärung von ihm zu erhalten. Man erfuhr nicht ohne Mühe und nur nach und nach, daß, als er bei der unglücklichen 25
Disklokation des Grafen in ein Zimmer mit dem Abbé versetzt worden, er das Manuskript und darin seine Geschichte gefunden habe; sein Entsetzen sei ohnegleichen gewesen, und er habe sich nun überzeugt, daß er nicht länger leben dürfe; sogleich habe er seine gewöhnliche Zuflucht zum Opium genommen, 30
habe es in ein Glas Mandelmilch geschüttet und habe doch, als er es an den Mund gesetzt, geschaudert; darauf habe er es stehen lassen, um nochmals durch den Garten zu laufen und die Welt zu sehen, bei seiner Zurückkunft habe er das Kind gefun-

den, eben beschäftigt, das Glas, woraus es getrunken, wieder voll zu gießen.

Man hat den Unglücklichen, ruhig zu sein, er faßte Wilhelm frampfhaft bei der Hand: „Ach!“ sagte er, „warum habe ich dich nicht längst verlassen! Ich wußte wohl, daß ich den Knaben töten würde, und er mich.“ — „Der Knabe lebt!“ sagte Wilhelm. Der Arzt, der aufmerksam zugehört hatte, fragte Augustinen, ob alles Getränke vergiftet gewesen? „Nein!“ versetzte er, „nur das Glas.“ — „So hat durch den glücklichsten Zufall“, rief der Arzt, „das Kind aus der Flasche getrunken! Ein guter Genius hat seine Hand geführt, daß es nicht nach dem Tode griff, der so nahe zubereitet stand!“ — „Nein! nein!“ rief Wilhelm mit einem Schrei, indem er die Hände vor die Augen hielt, „wie fürchterlich ist diese Aussage! Ausdrücklich sagte das Kind, daß es nicht aus der Flasche, sondern aus dem Glase getrunken habe. Seine Gesundheit ist nur ein Schein, es wird uns unter den Händen wegsterben.“ Er eilte fort, der Arzt ging hinunter und fragte, indem er das Kind liebkoste: „Nicht wahr, Felix, du hast aus der Flasche getrunken und nicht aus dem Glase?“ Das Kind fing an zu weinen. Der Arzt erzählte Natalien im stillen, wie sich die Sache verhalte; auch sie bemühte sich vergebens, die Wahrheit von dem Kinde zu erfahren, es weinte nur heftiger und so lange, bis es einschlief.

Wilhelm wachte bei ihm, die Nacht verging ruhig. Den andern Morgen fand man Augustinen tot in seinem Bette; er hatte die Aufmerksamkeit seiner Wärter durch eine scheinbare Ruhe betrogen, den Verband still aufgelöst und sich verblutet. Natalie ging mit dem Kinde spazieren, es war munter wie in seinen glücklichsten Tagen. „Du bist doch gut“, sagte Felix zu ihr, „du zankst nicht, du schlägst mich nicht, ich will dir's nur sagen, ich habe aus der Flasche getrunken! Mutter Aurelie schlug mich immer auf die Finger, wenn ich nach der Karavine griff, der Vater sah so böß aus, ich dachte, er würde mich schlagen.“

Mit beflügelten Schritten eilte Natalie zu dem Schlosse, Wilhelm kam ihr, noch voller Sorgen, entgegen. „Glücklicher Vater!“ rief sie laut, indem sie das Kind aufhob und es ihm in die Arme warf, „da hast du deinen Sohn! Er hat aus der Flasche getrunken, seine Unart hat ihn gerettet.“

Man erzählte den glücklichen Ausgang dem Grafen, der aber nur mit lächelnder, stiller, bescheidener Gewißheit zuhörte, mit der man den Irrtum guter Menschen ertragen mag. Jarno, aufmerksam auf alles, konnte diesmal eine solche hohe Selbstenügsamkeit nicht erklären, bis er endlich nach manchen Umschweifen erfuhr: der Graf sei überzeugt, das Kind habe wirklich Gift genommen, er habe es aber durch sein Gebet und durch das Auflegen seiner Hände wunderbar am Leben erhalten. Nun beschloß er auch sogleich wegzugehn; gepackt war bei ihm alles wie gewöhnlich in einem Augenblicke, und beim Abschiede faßte die schöne Gräfin Wilhelms Hand, ehe sie noch die Hand der Schwester losließ, drückte alle vier Hände zusammen,kehrte sich schnell um und stieg in den Wagen.

So viel schreckliche und wunderbare Begebenheiten, die sich eine über die andere drängten, zu einer ungewohnten Lebensart nötigten und alles in Unordnung und Verwirrung setzten, hatten eine Art von fieberhafter Schwingung in das Haus gebracht. Die Stunden des Schlafens und Wachens, des Essens, Trinkens und geselligen Zusammenseins waren verrückt und umgekehrt. Außer Theresen war niemand in seinem Gleise geblieben; die Männer suchten durch geistige Getränke ihre gute Laune wiederherzustellen, und indem sie sich eine künstliche Stimmung gaben, entfernten sie die natürliche, die allein uns wahre Heiterkeit und Tätigkeit gewährt.

Wilhelm war durch die heftigsten Leidenschaften bewegt und zerrüttet, die unvermuteten und schreckhaften Anfälle hatten sein Innerstes ganz aus aller Fassung gebracht, einer Leidenschaft zu widerstehn, die sich des Herzens so gewaltsam bemächtigt hatte. Felix war ihm wiedergegeben, und doch schien ihm alles zu

fehlen; die Briefe von Wernern mit den Anweisungen waren da, ihm mangelte nichts zu seiner Reise, als der Mut, sich zu entfernen. Alles drängte ihn zu dieser Reise. Er konnte vermuten, daß Bothario und Theresie nur auf seine Entfernung warteten, um sich trauen zu lassen. Jarno war wider seine Gewohnheit still, und man hätte beinahe sagen können, er habe etwas von seiner gewöhnlichen Heiterkeit verloren. Glücklicherweise half der Arzt unserm Freunde einigermaßen aus der Verlegenheit, indem er ihn für krank erklärte und ihm Arznei gab.

Die Gesellschaft kam immer abends zusammen, und Friedrich, der ausgelassene Mensch, der gewöhnlich mehr Wein als billig trank, bemächtigte sich des Gesprächs und brachte nach seiner Art mit hundert Zitaten und eulenspiegelhaften Anspielungen die Gesellschaft zum Lachen, und setzte sie auch nicht selten in Verlegenheit, indem er laut zu denken sich erlaubte.

An die Krankheit seines Freundes schien er gar nicht zu glauben. Einst, als sie alle beisammen waren, rief er aus: „Wie nennt Ihr das Übel, Doktor, das unsern Freund angefallen hat? Paßt hier keiner von den dreitausend Namen, mit denen Ihr eure Unwissenheit auspußt? An ähnlichen Beispielen wenigstens hat es nicht gefehlt. Es kommt“, fuhr er mit einem emphatischen Tone fort, „ein solcher Kasus in der ägyptischen oder babylonischen Geschichte vor.“

Die Gesellschaft sah einander an und lächelte.

„Wie hieß der König?“¹ rief er aus und hielt einen Augenblick inne. „Wenn Ihr mir nicht einhelfen wollt“, fuhr er fort, „so werde ich mir selbst zu helfen wissen.“ Er riß die Türflügel auf und wies nach dem großen Wilde im Vorjaal. „Wie heißt der Ziegenbart mit der Krone dort, der sich am Fuße des Bettes um seinen kranken Sohn abhärmt? Wie heißt die Schöne, die hereintritt und in ihren sittsamen Schelmenaugen Gift und Gegengift zugleich führt? Wie heißt der Pflücker von Arzt, dem

¹ Seleukus von Syrien. Vgl. Bd. 9, S. 83 (Anmerkung) dieser Ausgabe.

erst in diesem Augenblicke ein Licht aufgeht, der das erste Mal in seinem Leben Gelegenheit findet, ein vernünftiges Rezept zu verordnen, eine Arznei zu reichen, die aus dem Grunde kuriert, und die ebenso wohlschmeckend als heilsam ist?"

In diesem Tone fuhr er fort zu schwadronieren. Die Gesellschaft nahm sich so gut als möglich zusammen und verbarg ihre Verlegenheit hinter einem gezwungenen Lächeln. Eine leichte Röthe überzog Nataliens Wangen und verriet die Bewegungen ihres Herzens. Glücklicherweise ging sie mit Jarno auf und nieder; als sie an die Türe kam, schritt sie mit einer klugen Bewegung hinaus, einigemal in dem Vorsaale hin und wieder, und ging sodann auf ihr Zimmer.

Die Gesellschaft war still. Friedrich fing an zu tanzen und zu singen.

„O, ihr werdet Wunder sehn!
Was geschehn ist, ist geschehn,
Was gesagt ist, ist gesagt.
Eh' es tagt,
Sollt ihr Wunder sehn!“

15

Therese war Natalien nachgegangen, Friedrich zog den Arzt vor das große Gemälde, hielt eine lächerliche Lobrede auf die Medizin und schlich davon.

Lothario hatte bisher in einer Fenstervertiefung gestanden und sah, ohne sich zu rühren, in den Garten hinunter. Wilhelm war in der schrecklichsten Lage. Selbst da er sich nun mit seinem Freunde allein sah, blieb er eine Zeitlang still; er überließ mit flüchtigem Blick seine Geschichte und sah zuletzt mit Schaudern auf seinen gegenwärtigen Zustand; endlich sprang er auf und rief: „Bin ich schuld an dem, was vorgeht, an dem, was mir und Ihnen begegnet, so strafen Sie mich! Zu meinen übrigen Leiden entziehen Sie mir Ihre Freundschaft, und lassen Sie mich ohne Trost in die weite Welt hinausgehen, in der ich mich lange hätte verlieren sollen. Sehen Sie aber in mir das Opfer einer grausamen zufälligen Verwicklung, aus der ich mich herauszu-

30

winden unfähig war, so geben Sie mir die Versicherung Ihrer Liebe, Ihrer Freundschaft auf eine Reise mit, die ich nicht länger verschieben darf. Es wird eine Zeit kommen, wo ich Ihnen werde sagen können, was diese Tage in mir vorgegangen ist.

5 Vielleicht leide ich eben jetzt diese Strafe, weil ich mich Ihnen nicht früh genug entdeckte, weil ich gezaudert habe, mich Ihnen ganz zu zeigen, wie ich bin; Sie hätten mir beigestanden, Sie hätten mir zur rechten Zeit losgeholfen. Aber- und abermal gehen mir die Augen über mich selbst auf, immer zu spät und

10 immer umsonst. Wie sehr verdiente ich die Strafrede Jarnos! Wie glaubte ich, sie gefaßt zu haben, wie hoffte ich, sie zu nutzen, ein neues Leben zu gewinnen! Konnte ich's? Sollte ich's? Vergebens klagen wir Menschen uns selbst, vergebens das Schicksal an! Wir sind elend und zum Elend bestimmt, und ist es nicht

15 völlig einerlei, ob eigene Schuld, höherer Einfluß oder Zufall, Tugend oder Laster, Weisheit oder Wahnsinn uns ins Verderben stürzen? Leben Sie wohl! Ich werde keinen Augenblick länger in dem Hause verweilen, in welchem ich das Gastrecht wider meinen Willen so schrecklich verletzt habe. Die Indiskretion

20 Ihres Bruders ist unverzeihlich, sie treibt mein Unglück auf den höchsten Grad, sie macht mich verzweifeln."

„Und wenn nun“, versetzte Rothario, indem er ihn bei der Hand nahm, „Ihre Verbindung mit meiner Schwester die geheime Bedingung wäre, unter welcher sich Therese entschlossen

25 hat, mir ihre Hand zu geben? Eine solche Entschädigung hat Ihnen das edle Mädchen zugebracht; sie schwur, daß dieses doppelte Paar an einem Tage zum Altare gehen sollte. ‚Sein Verstand hat mich gewählt‘, sagte sie, ‚sein Herz fordert Natalien, und mein Verstand wird seinem Herzen zu Hilfe kommen.‘ Wir

30 wurden einig, Natalien und Sie zu beobachten, wir machten den Abbé zu unserm Vertrauten, dem wir versprechen mußten, keinen Schritt zu dieser Verbindung zu tun, sondern alles seinen Gang gehen zu lassen. Wir haben es getan. Die Natur hat gewirkt, und der tolle Bruder hat nur die reife Frucht abgeschüttelt.

Lassen Sie uns, da wir einmal so wunderbar zusammenkommen, nicht ein gemeines Leben führen; lassen Sie uns zusammen auf eine würdige Weise tätig sein! Unglaublich ist es, was ein gebildeter Mensch für sich und andere tun kann, wenn er, ohne herrschen zu wollen, das Gemüth hat, Vormund von vielen zu sein, sie leitet, dasjenige zur rechten Zeit zu tun, was sie doch alle gerne tun möchten und sie zu ihren Zwecken führt, die sie meist recht gut im Auge haben und nur die Wege dazu verfehlen. Lassen Sie uns hierauf einen Bund schließen! Es ist keine Schwärmerei, es ist eine Idee, die recht gut ausführbar ist, und die öfters, nur nicht immer mit klarem Bewußtsein, von guten Menschen ausgeführt wird. Meine Schwester Natalie ist hiervon ein lebhaftes Beispiel. Unerreichbar wird immer die Handlungsweise bleiben, welche die Natur dieser schönen Seele vorgeschrieben hat. Ja sie verdient diesen Ehrentamen vor vielen andern, mehr, wenn ich sagen darf, als unsre edle Tante selbst, die zu der Zeit, als unser guter Arzt jenes Manuscript so rubrizierte, die schönste Natur war, die wir in unserm Kreise kannten. Indes hat Natalie sich entwickelt, und die Menschheit freut sich einer solchen Erscheinung."

Er wollte weiter reden, aber Friedrich sprang mit großem Geschrei herein. „Welch einen Kranz verdien' ich?“ rief er aus, „und wie werdet ihr mich belohnen? Myrten, Lorbeer, Efeu, Eichenlaub, das frischeste, das ihr finden könnt, windet zusammen; so viel Verdienste habt ihr in mir zu krönen. Natalie ist dein! Ich bin der Zauberer, der diesen Schatz gehoben hat.“

„Er schwärmt“, sagte Wilhelm, „und ich gehe.“

„Hast du Auftrag?“ sagte der Baron, indem er Wilhelm festhielt.

„Aus eigner Macht und Gewalt“, versetzte Friedrich, „auch von Gottes Gnaden, wenn ihr wollt; so war ich Freierrmann, so bin ich jetzt Gesandter, ich habe an der Türe gehorcht, sie hat sich ganz dem Abbé entdeckt.“

„Unverschämter!“ sagte Lothario, „wer heißt dich horchen.“

„Wer heißt sie sich einschließen!“ versetzte Friedrich; „ich

hörte alles ganz genau, Natalie war sehr bewegt. In der Nacht, da das Kind so krank schien und halb auf ihrem Schoße ruhte, als du trostlos vor ihr saßest und die geliebte Bürde mit ihr theiltest, tat sie das Gelübde, wenn das Kind stürbe, dir ihre
 5 Liebe zu bekennen, und dir selbst die Hand anzubieten; jetzt, da das Kind lebt, warum soll sie ihre Gesinnung verändern? Was man einmal so verspricht, hält man unter jeder Bedingung. Nun wird der Pfaffe kommen und Wunder denken, was er für Neuigkeiten bringt.“

10 Der Abbé trat ins Zimmer. „Wir wissen alles“, rief Friedrich ihm entgegen, „macht es kurz, denn Ihr kommt bloß um der Formalität willen; zu weiter nichts werden die Herren verlangt.“

„Er hat gehorcht“, sagte der Baron. — „Wie ungezogen!“
 15 rief der Abbé.

„Nun geschwind!“ versetzte Friedrich, „wie sieht's mit den Ceremonien aus? Die lassen sich an den Fingern herzählen, Ihr müßt reisen, die Einladung des Marchese kommt Euch herrlich zu statten. Seid Ihr nur einmal über die Alpen, so findet sich zu
 20 Hause alles, die Menschen wissen's Euch Dank, wenn Ihr etwas Wunderliches unternimmt, Ihr verschafft ihnen eine Unterhaltung, die sie nicht zu bezahlen brauchen. Es ist eben, als wenn Ihr eine Freireidoute gäbt; es können alle Stände daran teilnehmen.“

25 „Ihr habt Euch freilich mit solchen Volksfesten schon sehr ums Publikum verdient gemacht“, versetzte der Abbé, „und ich komme, so scheint es, heute nicht mehr zum Wort.“

„Ist nicht alles, wie ich's sage“, versetzte Friedrich, „so belehrt uns eines Bessern! Kommt herüber, kommt herüber! wir
 30 müssen sie sehen und uns freuen.“

Lothario umarmte seinen Freund und führte ihn zu der Schwester, sie kam mit Theresen ihm entgegen, alles schwieg.

„Nicht gezaudert!“ rief Friedrich. „In zwei Tagen könnt Ihr reisefertig sein. Wie meint Ihr, Freund“, fuhr er fort, indem

er sich zu Wilhelmen wendete, „als wir Bekanntschaft machten, als ich Euch den schönen Strauß abforderte, wer konnte denken, daß Ihr jemals eine solche Blume aus meiner Hand empfangen würdet?“

„Erinnern Sie mich nicht in diesem Augenblicke des höchsten Glücks an jene Zeiten!“

„Deren Ihr Euch nicht schämen solltet, so wenig man sich seiner Abkunft zu schämen hat. Die Zeiten waren gut, und ich muß lachen, wenn ich dich ansehe: du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Gelinnen zu suchen, 10 und ein Königreich fand.“¹

„Ich kenne den Wert eines Königreichs nicht“, versetzte Wilhelm, „aber ich weiß, daß ich ein Glück erlangt habe, das ich nicht verdiene, und das ich mit nichts in der Welt vertauschen möchte.“

15

¹ 1. Samuelis, Kapitel 9.



**Unterhaltungen deutscher
Ausgewanderten.**



Einleitung des Herausgebers.

Goethe war damit beschäftigt, das dritte Buch von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ druckfertig zu machen und gleich den beiden ersten für die „Neuen Schriften“ an Unger nach Berlin zu schicken, als er im Hinblick auf die mit Schiller bereits besprochenen „Unterhaltungen“ diesem am 27. November 1794 schrieb: „Zu den kleinen Erzählungen habe ich große Lust, nach der Last, die einem so ein Pseudo-Epos, als der Roman ist, auflegt“: Eben hatte der Dichter sich zum eigentlichen Schöpfer des modernen deutschen Romans gemacht, als er schon daran ging, der deutschen Literatur nunmehr auch die Novelle zu erobern, über deren Wesen und Technik in den „Unterhaltungen“ seine Worte zu lesen sind. Der Gattung und Form nach schließen sich also die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ an den in viel früheren, windstillen Zeiten wurzelnden „Wilhelm Meister“ an; dem Stoffe nach, biographisch-literarhistorisch, sind sie an diejenigen Werke der neunziger Jahre anzuknüpfen, in denen Goethe sich mehr oder weniger scharf mit der französischen Revolution aneinandersetzt: an dramatische Dichtungen vornehmlich, wie den „Groß-Cophya“, den „Bürgergeneral“, „Die Aufgeregten“. Mit alleiniger Ausnahme des ebenfalls hierher gehörenden idyllischen Epos „Hermann und Dorothea“ wurden diese von der Zeitgeschichte berührten Werke wenig günstig aufgenommen. Goethes scharfer politischer Standpunkt, sein starrkonservativer Aristokratismus, verdroß das Publikum auch in den „Unterhaltungen“. Wenn gleich im Eingange dieses Zyklus von Erzählungen die Baronesse, welche die Rahmen-Geschichte beherrscht, das Verschwinden der guten Formen beklagt, den Sansculottismus in der Geselligkeit, das Festige, Urduldsame, Hastige, so ist sie durchaus der Mund des Dichters selbst, dessen „konzilianter“, in allen Dingen nach

harmonischem Ausgleich strebender Natur dergleichen in innerster Seele zuwider war. Im fünften Stücke der Schillerschen „Horen“ vom Jahre 1795 schildert er streng den „Literarischen Sansculottismus“, und ebendort, im selben Jahrgange, stehen auch die „Unterhaltungen“. Auch sie gehören zu denjenigen Goetheschen Werken, deren Ausführung wir den unablässigen freundschaftlichen Anregungen des ausgezeichneten Redakteurs dieser soeben gegründeten Zeitschrift verdanken. 5

In einem am 26. Oktober 1794 an Schiller gerichteten Briefe Goethes heißt es: „Schreiben Sie mir doch, was Sie noch etwa zu den ‚Horen‘ von mir wünschen, und wann Sie es brauchten.“ Schillers 10
Erwiderung vom 28. erinnert an die „Idee, die Geschichte des ehrlichen Prokurators aus dem Boccaz zu bearbeiten“, und Goethe versichert noch an demselben Tage, „die Erzählung soll zu Ende des Jahrs bereit sein“. Am 7. November konnte Schiller an Freund Körner melden, Goethe sei jetzt beschäftigt, „eine zusammenhängende Suite von 15
Erzählungen im Geschmack des ‚Decameron‘ des Boccaz auszuarbeiten“. Am 27. November schickte Goethe das Manuskript zum 1. Horen-Stück zu vorläufiger Kenntnissnahme, vier Wochen später sahsfertig an Schiller. Die „Unterhaltungen“ (mit Einschluß des „Märchens“) erschienen alsdann, in wenig sauberer Textwiedergabe, zwischen dem 20
Januar und Oktober 1795 im 1., 2., 4., 7., 9. und 10. Stück des ersten Jahrgangs der „Horen“, und zwar, auf Goethes ausdrücklichen Wunsch, ohne Nennung des Verfassers, was freilich nicht hinderte, daß das Werk ohne weiteres als ein Goethesches erkannt wurde. Nach der Ankündigung der „Ausgabe letzter Hand“ sollte die „Unter- 25
haltung der Ausgewanderten“ (!) hinter die „symbolisch-satirischen Theaterstücke“ des 11. Bandes kommen, weil auch sie „das große Unheil unwürdiger Staatsumwälzung in lebhaftem Dialog vor die Seele“ bringen. Buchhändlerücksichten, mit denen Goethe sehr wenig einverstanden war, verschoben, wie den Plan der ganzen letzten Ge- 30
samtausgabe, so auch den für die „Unterhaltungen“ in Aussicht genommenen Platz; diese fanden hier endlich im 15. Bande (1828) zwischen den „Aufgeregten“ (vgl. Bd. 18 unserer Ausgabe) und den „Guten Weibern“ (vgl. S. 343 ff. dieses Bandes) ein Unterkommen.

Die Aufnahme der „Unterhaltungen“ war, wie bereits angedeu- 35
tet, im allgemeinen recht kühl. Schon Schiller fand, wie er an Körner schreibt, seine Erwartung, namentlich hinsichtlich der Rahmen-Erzählung, „keineswegs befriedigt“ und bedauerte, daß dieses Unglück schon

gleich das erste Stück der „Horen“ treffe. Er sandte das Manuskript, bevor es zum Druck abging, an Humboldt, der Goethe gegenüber mit seinem Beifall nicht zurückhielt. Dagegen schrieb Charlotte v. Stein am 19. Februar 1795 an Schillers Gattin, Goethe scheine es gar nicht mehr
 5 Ernst ums Schreiben zu sein, daß er die dem Stoffe nach recht bekannten Geschichten „gut genug zum Inhalt eines so respectablen Journals wie die „Horen“ halte. Körner fand den Dichter der „Lehrjahre“ in den „Unterhaltungen“ nicht wieder, deren decrescendo er bebauert; er wie Humboldt und Cotta berichteten an Schiller von Klagen des Publikums, dem die Erzählungen „durchaus und total“ mißfielen. Sehr abfällig kritisierte sie im Jahrgange 1796 seiner Zeitschrift „Deutschland“ der Komponist und Schriftsteller Johann Friedrich Reichardt, der von „leeren Gespenstergeschichten“ und „plumpen italienischen Keuschheitsmethoden“ sprach. Viel behutsamer und milder
 10 urteilte dagegen August Wilhelm Schlegel in der Besprechung des poetischen Theils der „Horen“, die in der „Allgemeinen Literaturzeitung“ des Jahres 1795 erschien (Nr. 6); zwar findet er in den „Unterhaltungen“ Spuren von Manier, wenn auch von zierlicher Manier, doch lobt er warm den ruhigen, zur Sammlung einladenden Ton, den
 20 kunstlos darstellenden Ausdruck und die vortreffliche Charakterisierung.

Goethe spannt die sieben hier gebotenen Erzählungen in einen Novellenrahmen, wie das schon so manche andere vor ihm getan hatten. Vor allem schließt er sich in der Form der Einleitung an die italienischen Novellisten an. Wie Boccaccios „Decamerone“ in
 25 unterhaltender Geselligkeit die Leiden der Pest, der Königin Margarete von Navarra „Heptamerone“ die Unbilden einer Wasserstrot verzeihen machen soll, so will der erlesene kleine Kreis von Emigrierten, den Goethe auf einem rechtsrheinischen Schloßchen versammelt, den Blick von den Greueln der Revolution ablenken. Etwas ganz Ähnliches plante später Immermann für eine Gesellschaft, die im Cholerajahre 1831 der Haft einer lästigen Quarantäne verfallen ist. Auch an das Buch von den „Sieben weisen Meistern“ oder Chaucers „Canterbury-tales“ wäre zu erinnern, wie ja die beliebte Form sich dann von Tiedts „Phantasus“ und E. T. A. Hoffmanns „Serapionsbrüdern“
 30 bis zu Gottfried Keller durch die ganze neuere Literatur verfolgen läßt.

Die „Unterhaltungen“ sind nur zum kleinen Teil ein Goethesches Originalwerk. Für zwei der Geschichten gibt der Dichter selbst die Memoiren des Marschalls Bassompierre als fast wörtlich benutzte Quelle

an. Die Erzählung vom Procurator ist gleichfalls wenig mehr als die Übersetzung einer romanischen Novelle, die aber nicht Boccaccios „Decamerone“, sondern den „Cent nouvelles nouvelles“ entstammt. Die Geschichte von der Sängerin Antonelli beruht wahrscheinlich auf einem mündlichen Berichte über die französische Schauspielerin Clairon, der Goethe durch den Prinzen August von Gotha zugekommen war, während die Begebenheit von dem Klopsgeist von einem Herrn v. Pannwitz als eigenes Hauserebnis brieflich Frau v. Stein mitgeteilt worden ist. Genauere Angaben über diese Quellen und ihre Verwertung durch Goethe enthalten die Anmerkungen am Schlusse des Bandes.

Nicht nachzuweisen ist eine Quelle für die Geschichte von dem in wenig bedeutenden Zifflandschen Bahnen verlaufenden Hausdiebstahl und für das gesondert zu betrachtende „Märchen“. Von diesem abgesehen, sind die „Unterhaltungen“ überhaupt kein Werk von hohem Werte. Die Erzählungen bezeichnen sich selbst als „leichter Nachtisch“. Am interessantesten ist der „Procurator“: in einer wohlgesetzten, etwas umständlich-langatmigen Literatursprache altertümlichen Stils abgefaßt, reich an Monologen und Dialogen. Auch die Bajjompierre'schen Geschichtchen sind vortrefflich erzählt. In beiden Fällen betreffen Goethes sehr geringe Abweichungen vom Original fast nur das Stoffliche, doch läßt er die überaus weitherzige Ethik der Liebe in seinen Vorlagen unangetastet und setzt damit bei den weiblichen Hörern der Rahmen-Erzählung eine große weltläufige Unbefangenheit voraus.

Die Einkleidung ist Goethes Eigenstes; in ihr spitzt sich, was elegant und geistreich durchgeführt wird, eine Art dramatischer Entwicklung zu, in deren weiterem Verlaufe die folgenden einzelnen Erzählungen die Etappen darstellen. Doch kann man der allzu programmhaften Einleitung den Vorwurf wohl schwerlich ersparen, daß sie in etwas pedantisch-schulmeisterlicher Weise auf einer gebildeten, lehrhaften und nützlichen Unterhaltung besteht, die nicht als freier, ablenkender Selbstzweck, sondern als bewußtes Sich-Zusammennehmen nach festen Grundsätzen erscheint. Die nicht selten steife und trockene Konversation wird zu sehr als geselliges Geschäft betrieben, und auf den modernen Leser wird daher diese an sich wohlkomponierte und lichtvolle Erzählungskunst, unbefangen genossen, nicht mehr Eindruck machen als auf die Zeitgenossen. Die Höhe der „Lehrjahre“ hat der Epiker Goethe

überhritten; wir steigen mit ihm schon merklich zum Altersstil der „Wanderjahre“ nieder.

Der Dichter plante einen zweiten Teil der „Unterhaltungen“, für den er sich mit „zwei weitläufigen Erzählungen aus Italien und China“ beschäftigte. Doch kam dieser ebensowenig zustande, wie der erste bereits in den „Neuen Schriften“ erschien; erst im Jahre 1808 brachte der zwölfte und letzte Band der Cotta'schen Ausgabe das Werk, wozu der „Horen“-Druck während des Frühjahrs 1807 unter der Mitarbeit Riemers einer neuen Durchsicht unterzogen wurde. — Das

10 „Märchen“,

dem wir uns nunmehr zuwenden, folgt unter eigenem Titel den „Unterhaltungen“, deren für seine Beurteilung sehr bedeutsamer Schluß unmittelbar dazu überleitet. Es tritt aus dem Stil der früheren Erzählungen gänzlich heraus, war auch wohl bei Beginn der „Unterhaltungen“ schwerlich schon geplant; aber durch die um jene Zeit besonders beliebten, von Goethe selbst übrigens als Mythifikationen angesehenen Gespenstergeschichten ist auf das „Märchen“ hingeleitet worden, das Motive der vorausgegangenen Erzählungen wieder aufzugreifen scheint, um sie in bedeutendem Spiel durcheinander zu wirbeln; es wäre also falsch, das „Märchen“ von den „Unterhaltungen“ völlig ablösen und auf sich selbst stellen zu wollen. Zunächst sei die Entstehung dieser vielerörterten Dichtung kurz skizziert.

Auf der Reise von Jena nach Karlsbad, am 2. und 3. Juli 1795, durchdachte Goethe, wie er am 8. Juli an Schiller schreibt, einige alte Märchen, über deren Behandlungsart ihm dabei Verschiedenes durch den Kopf gegangen sei: „ich will ehestens eins schreiben, damit wir einen Text vor uns haben“. Während des Aufenthalts in Karlsbad wird Goethe am „Märchen“ geschrieben, auf der Rückreise nach Weimar wohl mit dem Jenaer Freunde darüber gesprochen haben. Ein Brief an diesen vom 17. August setzt auf den Arbeitsplan für die folgenden beiden Monate auch: „Das Märchen“. Ich würde die „Unterhaltungen“ damit schließen, und es würde vielleicht nicht übel sein, wenn sie durch ein Produkt der Einbildungskraft gleichsam ins Unendliche ausliefen.“ Die Arbeit machte dem Dichter Freude, und er versprach sich gutes Gelingen; auch Schiller rühmte die „sehr guten Auspizien“, unter denen das Werkchen zur Welt komme. Am 24. August lernte er, gelegentlich eines kurzen Besuches von Goethe, den Anfang

kennen; vier Wochen später erhielt er die druckfertige Handschrift, die in das zehnte Stück der „Horen“ (Oktober 1795) überging.

Drei reizvolle Märchen im ganzen hat uns Goethe geschenkt, die sämtlich dem reifen, ja alten Manne angehören. Das „Knabenmärchen“ „Der neue Paris“, das im Jahre 1811 der erste Band von „Dichtung und Wahrheit“ brachte, das lange im stillen gehegte Märchen „Die neue Melusine“, das 1821 den „Wanderjahren“ einverleibt wurde, und endlich das unsere, das ähnlich wie die „Novelle“ und die „Ballade“ („Herein, o du Guter! Du Alter, herein!“) gewürdigt wurde, als typisches Muster der ganzen Gattung nur deren allgemeinen Titel zu führen. Alle drei Dichtungen sind nicht Volksmärchen, sind also von der naiven Art der Grimmschen „Kinder- und Hausmärchen“ weit geschieden, sondern Erzeugnisse später und bewusster Kunst. Die Krone unter ihnen ist unser „Märchen“. Hier feiert Goethes gestaltenformende Phantasie ihren höchsten Triumph. Er ist der Knabe Lenker der Faustschen „Mummenschanz“, der vom Wagen des Plutus herab mit vollen Händen goldenen Überfluß verstreut:

„Bin die Verschwendung, bin die Poesie;
Bin der Poet, der sich vollendet,
Wenn er sein eigenst Gut verschwendet.“

In keinem Goetheschen Werke glänzt und schimmert so jede Zeile wie in diesem „Märchen“, dessen Edelsteinpracht, woran Richard M. Meyer hübsch erinnert, in derselben Zeit gewirkt wurde, die den Dichter liebevoll in des Florentiner Goldschmieds Benvenuto Cellini Leben versenkt sah. Es herrscht darin ein ganz einziger Stimmungszauber, den ein Gemäldezyklus von Hermann Hendrich jüngst nachzuempfinden gesucht hat. Die wundervollsten Farbenwirkungen werden aufgeboten, wobei die für Goethe so charakteristische Vermählung von Gold und Grün überwiegt. Eine heitere Anmut liegt über dieser Fülle von Motiven und Formen, die sich wie im Kaleidoskop verschlingen. Zauberhafte Schönheit, erhabene Feierlichkeit, ja tiefe Tragik verschwistern sich in graziosem Reigen mit Zügen von naivem Realismus und selbst von Komik. Der holdseligen Lilie gesellt sich der versteinerte Mops, und unablässig rollen Kohlköpfe, Zwiebeln und Artischocken (Goethes Lieblingsgemüse, das ähnlich auch in den Liebesbriefen an Lotte Stein seine Rolle spielt) durch diese Gold- und Onyxpracht. Denn darin besteht ja der Hauptreiz des Ahnungsvollen im Märchen, daß es die phantastischsten Unmöglichkeiten durch ein dünnes Seidensfädchen

- mit der konkreten Alltäglichkeit verbindet, um das Wunder glaubhafter zu machen. Das Kausalitätsgesetz gilt nicht unbedingt in dieser „Traum- und Zauberisphäre“; hier dürfen sorglos angeschlagene Töne sorglos verklingen, ohne in einen Akkord gebunden zu werden. Hier haben, sobald das Ganze nicht in baren Unsinne ausartet, auch tönendes Erz und klingende Schelle ihre innere Berechtigung. Der künstlerische Spieltrieb, dem besonders Kant und Schiller nachgegangen sind, greift aus der Luft tausend glänzende Bälle, die dann nur einmal da sind und damit ihren Zweck schöner, freier Zwecklosigkeit erfüllt haben.
- Das „Märchen“ ward fast allgemein freudig begrüßt. Wenn aus Schillers ja fast immer lobend beistimmenden Urteilen im Briefwechsel mit Goethe eine etwas verständnislose Kühle spricht, so begreift sich das bei ihm ganz wohl. Seine Gattin fühlte sich angenehm an die Märchen Voltaires, Körner mit mehr Grund an die Hamiltons erinnert. Reichardt spendete in der angezogenen Besprechung der „Unterhaltungen“ doch dem „Märchen“ hohen Preis, und die romantische Schule war naturgemäß vollends entzückt von der Dichtung, die für sie selbst in ähnlicher Weise Epoche machte wie die „Lehrjahre“. Wilhelm Schlegel rühmt in der gleichfalls bereits erwähnten „Horen“-Rezension das „lieblichste Märchen“, das je vom Himmel der Phantasie auf die dürre Erde herabgefallen sei. Novalis zumal, der an diese Goethesche Dichtung die Verse „Es ist an der Zeit“ in den „Blumen“ geknüpft hat, machte sie sich ganz zu eigen. Sein berühmtes Märchen im neunten Kapitel des „Osterdingen“ ist ohne das Goethesche kaum denkbar. Seine blaue Blume entspricht der Lilie, und wie im ganzen, so trifft auch in Einzelheiten (auch er hat einen gebannten Riesen) sein Märchen mit dem des Meisters zusammen. Tiedt, der auf beide im „Phantastus“ zu sprechen kommt, zieht das des Freundes entschieden dem klassischen Muster vor, in dem er bei aller „scheinbaren Vortrefflichkeit“ die beherrschende, ordnende Seele, den eigentlichen Inhalt vermisst. Man darf indessen die beiden Dichtungen nicht gegeneinander ausspielen, da sie doch auch wiederum die fundamentalen Gegensätze von Klassizismus und Romantik deutlich erkennen lassen. Goethes „Märchen“ zeigt bei aller bewußten Dunkelheit klarere Linienführung, folgerichtiger Motivierung; er bleibt mit einem Fuße auf der Grenze des Wirklichen und Möglichen stehen, indessen bei Novalis die „unsichern Sohlen“ nirgends haften. Jener schaut offenen Blicks hinein in das reale Leben, um es poetisch zu erklären, dieser lauscht mit geschlossenen

Augen geheimnisvoll rauschenden Tönen aus einer anderen Welt. Goethe schafft plastisch, Novalis musikalisch. Wohl ist der Stimmungszauber bei dem Jüngeren noch größer, aber zugleich auch das Gefühl, keinen festen Boden unter den Füßen zu haben. Bei ihm ist alles Allegorie, die man verstehen muß, um den ganzen Zauber seiner Dichtung auszukosten. 5

„Warum soll eben Inhalt den Inhalt eines Gedichts ausmachen?“ fragt derselbe Tiedt, der in Goethes „Märchen“ den Inhalt vermißte, einmal echt romantisch im „Sternbald“. So romantisch ist nun unser Märchen gewiß nicht, daß es sich bis ins Sinnlose 10 verirrt. So weit hat sich nur der Deutungsfanatismus einiger der zahlreichen Interpreten verstiegen, die für das Tüpfelchen auf dem i eine allegorische Erklärung beizubringen gewußt haben. Mir scheint hier ebensowenig eine durchgeführte Allegorie vorliegen zu müssen wie in dem anmutigen, den „Contes des Fées“ nachgeschaffenen Rokoko- 15 märchen vom „Neuen Paris“, das mit seinem leuchtenden Wasser- und Brückenzauber vielfach an unser Märchen gemahnt; nun scheinen ja im Märchen von der Lilie die Schlußworte allerdings ein zu lösendes Rätsel aufzugeben; aber sollten sie nicht auch als bloße Stilifizierung der typischen volkmärchenhaften Formel: „wenn sie nicht ge- 20 storben sind, so leben sie heute noch“, gefaßt werden können?

Jedenfalls verursachte das „Märchen“ vom ersten Tage an großes Kopferbrechen, und alles bestürmte den Dichter mit Fragen nach der Lösung und mit eigenen Versuchen, sie zu geben. Charlotte v. Kalb und der Prinz August von Gotha meldeten sich zuerst mit 25 Auslegungen, die Goethe mit vielem Humor zum Grundstock einer Sammlung machte. Er bat auch Schiller um einen Beitrag, lieferte selbst solche und schrieb jenem am 26. Dezember 1795: er hoffe auf eine günstige Wendung in den (ja noch nicht abgeschlossenen) „Unterhaltungen“, seinen „beliebigen Spaß darüber machen zu können“. Er hatte den Geistlichen das Märchen als ein solches ankündigen lassen, 30 das den Hörer „an alles und nichts“ erinnern solle; nun hielt man sich nur an das „Alles“ und setzte dem Dichter die Pistole auf die Brust. Er sollte die gerufenen Geister nicht wieder los werden.

Am 15. Dezember 1795 sprach er Schiller gegenüber den Wunsch 35 aus, im Eingange zu einem geplanten zweiten Märchen für die „Unterhaltungen“ (Goethe hatte dafür noch „etwa ein halb Duzend Märchen und Geschichten im Sinne“) „über die Auslegung des ersten weg-

schlüpfen“ zu können. Er hatte, wie es in einem Brief an Humboldt vom 27. Mai 1796 heißt, zugleich bedeutend und bedeutungslos sein wollen, und spricht ebenda von jenem zweiten Märchen, „das aber, gerade umgekehrt, ganz allegorisch werden soll, und das also ein sehr subordiniertes Kunstwerk geben müßte, wenn ich nicht hoffte, durch eine sehr lebhaft dargestellte Erinnerung an die Allegorie in jedem Augenblick zu tilgen“. Das heißt doch ausdrücklich versichern, in dem vorliegenden Märchen sei keine durchgeführte, restlos aufgehende Allegorie, keine (dichterisch wertlose) Schlüsselgeschichte zu sehen; und darum konnte Schiller auch an Cotta schreiben: „Der Schlüssel liegt im ‚Märchen‘ selbst.“

Es gehört eben gleich dem „Meister“ zu den verstandesmäßig nicht völlig auszuschöpfenden „intakulablen Produktionen“ Goethes, der zu Riemer, nach dessen Bericht, darüber einmal geäußert hat, es fühle jeder, daß noch etwas drin stecke, und wisse nur nicht was. In diesem „wahren Universum der Phantasie“, wie Thomas Carlyle das von ihm ins Englische übersetzte „Märchen“ Goethe gegenüber nennt, steckt viel von dem, was die Romantiker als Ironie predigten.

Dabei ist nicht zu übersehen, daß es nachweislich einige Motive verwendet, die der Zufall oder bewußte Wahl dem Dichter an die Hand gaben. So soll ein Spaziergang im Paradies bei Jena längs des Saaleufers, eine auf bunter Wiese einherwandelnde schöne Frau und über den Fluß fahrende lachende Studenten den ersten Gedanken an das „Märchen“ im Dichter geweckt haben, und die Metallkönige zeigen unverkennbar freimaurerische Züge. Das hat die Ausleger, die im einzelnen auch ganz einleuchtende Ausführungen geliefert haben, nicht gehindert, den Fluß z. B. bald als „Zeit“, bald als „Leben“ zu deuten. Es gibt eine ganze Literatur von Interpretationen zum „Märchen“, mit der wir uns in den Anmerkungen am Schluß des Bandes referierend auseinandersetzen.

Wir vermögen uns keiner der zahlreichen Deutungen anzuschließen, die uns alle über das Ziel hinaus zu schießen scheinen. Bedeutungslos ist das „Märchen“ natürlich nicht. Wir verfolgen „das gegenseitige Hilfsleisten der Kräfte und das Zurückweisen aufeinander“, das Goethe selbst einst Schiller gegenüber als „Idee“ der Dichtung bezeichnet hat. Wir sehen, wie diese Kräfte in sinnvollem Zusammenarbeiten eine Weltverjüngung und Weltverbesserung heraufführen, als es „an der Zeit“ ist. Dazu muß die rohe Naturkraft des Riesen ge-

bändig und dienstbar gemacht werden; auch der Selbstaufopferung bedarf es zu dieser Restauration, bei der man gewiß sehr wohl an politische, ästhetisch-literarhistorische und persönlich-biographische Bezüge denken darf, wie die Zeit sie bot. Aber man darf diese Parallelen nicht pressen und zu Tode hegen; auch für Goethe gilt, was Immermann am 8. Oktober 1832 betreffs seines „Merlin“ an Tieck schrieb: „Ein ins Spezielle gehendes Deuten würde meine Absichten nicht treffen.“ 5

Wer viel sucht, findet viel, namentlich wenn er ein Hegelianer ist. Nur ein paar Proben seien hier gegeben, das Bedenkliche so übertriebener Aus- oder Unterlegungen zu beleuchten. In der Lilie sieht Novalis die Königin Luise von Preußen, Goetho die Kunst, Rosenkranz die Unschuld und Liebe, Cholevius das Königtum, Baumgart die Wahrheit, Morris, der mit bestechendem Scharffinn das „Märchen“ zu einer Maskendichtung stempelt, die Herzogin von Weimar. Die Schlange 15 ist bald der praktische Verstand, bald das Leben; bald der Reichtum, bald die Phantasie; bald der besonnene Bürgerstand und bald die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts. Im Jüngling mag man nach Belieben Friedrich Wilhelm III., die Legitimität, die Sehnsucht des sinnlichen Lebens nach dem höheren, die Menschheit, das Heldentum, den Genius der deutschen Nation, einen bourbonischen Prinzen oder den Herzog Karl August erblicken. Wenn die Frau des Alten nicht die „Angst der Verzweiflung am sinnlichen Leben“, die Vergangenheit oder die Kirche ist, so wird sie wohl Christiane Vulpius sein, und der Mops ist bereit, sowohl für die Negation des tierischen 25 Lebens wie für den Witz oder den religiösen Wunderglauben und die Anfänge der Romantik einzutreten.

In jenen unglücklichen Tagen, welche für Deutschland, für Europa, ja für die übrige Welt die traurigsten Folgen hatten, als das Heer der Franken durch eine übelverwahrte Lücke in unser Vaterland einbrach¹, verließ eine edle Familie ihre Besitzungen in jenen Gegenden und entfloh über den Rhein, um den Bedrängnissen zu entgehen, womit alle ausgezeichneten² Personen bedrohet waren, denen man zum Verbrechen machte, daß sie sich ihrer Väter mit Freuden und Ehren erinnerten und mancher Vorteile genossen, die ein wohlbedenkender Vater seinen Kindern und Nachkommen so gern zu verschaffen wünschte.

Die Baronesse von C., eine Witwe von mittlern Jahren, erwies sich auch jetzt auf dieser Flucht, wie sonst zu Hause, zum Troste ihrer Kinder, Verwandten und Freunde entschlossen und tätig. In einer weiten Sphäre erzogen und durch mancherlei Schicksale ausgebildet, war sie als eine treffliche Hausmutter bekannt, und jede Art von Geschäft erschien ihrem durchdringenden Geiste willkommen. Sie wünschte vielen zu dienen, und ihre ausgedehnte Bekanntschaft setzte sie in stand, es zu tun. Nun mußte sie sich unerwartet als Führerin einer kleinen Karawane darstellen, und verstand auch diese zu leiten, für sie zu sorgen und den guten Humor, wie er sich zeigte, in ihrem Kreise auch mitten unter Bangigkeit und Not zu unterhalten. Und wirklich stellte sich bei unsern Flüchtlingen die gute Lanne nicht selten

¹ Der mit dem Kommando am Oberrhein betraute Generalleutnant Custine bemächtigte sich im Jahre 1792 der Stadt Landau, weiterhin der Linien von Weiskenburg und der Städte Speyer, Worms, Mainz und Frankfurt a. M. (vgl. Goethes „Kampagne in Frankreich“ und „Belagerung von Mainz“ in Bd. 15 dieser Ausgabe). — ² Hochgestellten, angesehenen.

ein; denn überraschende Vorfälle, neue Verhältnisse gaben den aufgeregten Gemüthern manchen Stoff zu Scherz und Lachen.

Bei der übereilten Flucht war das Betragen eines jeden charakteristisch und auffallend. Das eine ließ sich durch eine falsche Furcht, durch ein unzeitiges Schrecken hinreißen; das andere gab einer unnötigen Sorge Raum, und alles, was dieser zu viel, jener zu wenig tat, jeder Fall, wo sich Schwäche und Nachgiebigkeit oder Übereilung zeigte, gab in der Folge Gelegenheit, sich wechselseitig zu plagen und aufzuziehen, so daß dadurch diese traurigen Zustände lustiger wurden, als eine vorzügliche Lustreise ehemals hatte werden können.

Denn wie wir manchmal in der Komödie eine Zeitlang, ohne über die absichtlichen Possen zu lachen, ernsthaft zuschauen können, dagegen aber sogleich ein lautes Gelächter entsteht, wenn in der Tragödie etwas Unschickliches vorkommt: so wird auch ein Unglück in der wirklichen Welt, das die Menschen aus ihrer Fassung bringt, gewöhnlich von lächerlichen, oft auf der Stelle, gewiß aber hinterdrein, belachten Umständen begleitet sein.

Besonders mußte Fräulein Luise, die älteste Tochter der Baronesse, ein lebhaftes, heftiges und in guten Tagen herrliches Frauenzimmer, sehr vieles leiden, da von ihr behauptet wurde, daß sie bei dem ersten Schrecken ganz aus der Fassung geraten sei, in Zerstreuung, ja in einer Art von Abwesenheit die unnützeften Sachen mit dem größten Ernste zum Auspacken gebracht und sogar einen alten Bedienten für ihren Bräutigam angesehen habe.

Sie verteidigte sich aber so gut sie konnte; nur wollte sie keinen Scherz, der sich auf ihren Bräutigam bezog, dulden, indem es ihr schon Leiden genug verursachte, ihn bei der alliierten Armee in täglicher Gefahr zu wissen, und eine gewünschte Verbindung durch die allgemeine Zerrüttung aufgeschoben und vielleicht gar vereitelt zu sehen.

Ihr älterer Bruder, Friedrich, ein entschlossener junger Mann, führte alles was die Mutter beschloß, mit Ordnung und Ge-

nauigkeit aus, begleitete zu Pferde den Zug und war zugleich
 Kourier, Wagenmeister und Wegweiser. Der Lehrer des jüngern
 hoffnungsvollen Sohnes, ein wohlunterrichteter Mann, leistete
 der Baronesse im Wagen Gesellschaft; Vetter Karl fuhr mit einem
 5 alten Geistlichen, der als Hausfreund schon lange der Familie
 unentbehrlich geworden war, mit einer ältern und jüngern Ver-
 wandten in einem nachfolgenden Wagen. Kammermädchen und
 Kammerdiener folgten in Halbchaisen, und einige schwerbepackte
 Brancards¹, die auf mehr als einer Station zurückbleiben
 10 mußten, schlossen den Zug.

Ungern hatte, wie man leicht denken kann, die ganze Gesell-
 schaft ihre Wohnungen verlassen, aber Vetter Karl entfernte sich
 mit doppeltem Widerwillen von dem jenseitigen Rheinufer; nicht
 daß er etwa eine Geliebte daselbst zurückgelassen hätte, wie man
 15 nach seiner Jugend, seiner guten Gestalt und seiner leidenschaft-
 lichen Natur hätte vermuten sollen; er hatte sich vielmehr von
 der blendenden Schönheit verführen lassen, die unter dem Na-
 men Freiheit sich erst heimlich, dann öffentlich so viele Anbeter
 zu verschaffen wußte, und, so übel sie auch die einen behandelte,
 20 von den andern mit großer Lebhaftigkeit verehrt wurde.

Wie Liebende gewöhnlich von ihrer Leidenschaft verblindet
 werden, so erging es auch Vetter Karln. Sie wünschen den Be-
 sitz eines einzigen Gutes und wäñnen alles übrige dagegen ent-
 behren zu können. Stand, Glücksgüter, alle Verhältnisse schei-
 25 nen in nichts zu verschwinden, indem das gewünschte Gut zu
 Einem, zu allem wird. Eltern, Verwandte und Freunde werden
 uns fremd, indem wir uns etwas zueignen, das uns ganz aus-
 füllt und uns alles übrige fremd macht.

Vetter Karl überließ sich der Heftigkeit seiner Neigung und
 30 verhehlte sie nicht in Gesprächen. Er glaubte um so freier sich
 diesen Gefinnungen ergeben zu können, als er selbst ein Edel-
 mann war, und, obgleich der zweite Sohn, dennoch ein anjehn-

¹ Eigentlich Tragbahre, dann Bezeichnung für einen Gepäckwagen (wie auch
 in den „Wahlverwandtschaften“, Bd. 8, S. 315 dieser Ausgabe).

liches Vermögen zu erwarten hatte. Eben diese Güter, die ihm künftig zufallen mußten, waren jetzt in Feindes Händen, der nicht zum besten darauf hauste. Demungeachtet konnte Karl einer Nation nicht feind werden, die der Welt so viele Vorteile versprach, und deren Gesinnungen er nach öffentlichen Reden und Äußerungen einiger Mitglieder beurtheilte. Gewöhnlich störte er die Zufriedenheit der Gesellschaft, wenn sie ja derselben noch fähig war, durch ein unmäßiges Lob alles dessen, was bei den Neufranken Gutes oder Böses geschah, durch ein lautes Vergnügen über ihre Fortschritte, wodurch er die andern um desto mehr aus der Fassung brachte, als sie ihre Leiden durch die Schadenfreude eines Freundes und Verwandten verdoppelt nur um so schmerzlicher empfinden mußten.

Friedrich hatte sich schon einigemal mit ihm überworfen und ließ sich in der letzten Zeit gar nicht mehr mit ihm ein. Die Baroness wußte ihn auf eine kluge Weise wenigstens zu augenblicklicher Mäßigung zu leiten. Fräulein Luise machte ihm am meisten zu schaffen, indem sie, freilich oft ungerechterweise, seinen Charakter und seinen Verstand verdächtig zu machen suchte. Der Hofmeister gab ihm im stillen recht, der Geistliche im stillen unrecht, und die Kammermädchen, denen seine Gestalt reizend und seine Freigebigkeit respektabel war, hörten ihn gerne reden, weil sie sich durch seine Gesinnungen berechtigt glaubten, ihre zärtlichen Augen, die sie bisher vor ihm bescheiden niedergeschlagen hatten, nunmehr in Ehren nach ihm aufzuheben.

Die Bedürfnisse des Tages, die Hindernisse des Weges, die Unannehmlichkeiten der Quartiere führten die Gesellschaft gewöhnlich auf ein gegenwärtiges Interesse zurück, und die große Anzahl französischer und deutscher Ausgewanderten, die sie überall antrafen und deren Betragen und Schicksale sehr verschieden waren, gaben ihnen oft zu Betrachtungen Anlaß, wie viel Ursache man habe, in diesen Zeiten alle Tugenden, besonders aber die Tugend der Unparteilichkeit und Verträglichkeit, zu üben.

Eines Tages machte die Baronesse die Bemerkung, daß man nicht deutlicher sehen könne, wie ungebildet in jedem Sinne die Menschen seien, als in solchen Augenblicken allgemeiner Verwirrung und Not. „Die bürgerliche Verfassung“, sagte sie, „scheint wie ein Schiff zu sein, das eine große Anzahl Menschen, alte und junge, gesunde und franke, über ein gefährliches Wasser, auch selbst zu Zeiten des Sturms, hinüberbringt; nur in dem Augenblicke, wenn das Schiff scheitert, sieht man, wer schwimmen kann, und selbst gute Schwimmer gehen unter solchen Umständen zugrunde.

„Wir sehen meist die Ausgewanderten ihre Fehler und albernen Gewohnheiten mit sich in der Irre herumsführen und wundern uns darüber. Doch wie den reisenden Engländer der Teeseffel in allen vier Weltteilen nicht verläßt, so wird die übrige Masse der Menschen von stolzen Anforderungen, Eitelkeit, Unmäßigkeit, Ungeduld, Eigensinn, Schiefheit im Urteil, von der Lust, ihrem Nebenmenschen tückisch etwas zu verfehlen, überallhin begleitet. Der Leichtsinnige freut sich der Flucht wie einer Spazierfahrt, und der Ungenügsame verlangt, daß ihm auch noch als Bettler alles zu Diensten stehe. Wie selten, daß uns die reine Tugend irgend eines Menschen erscheint, der wirklich für andere zu leben, für andere sich aufzuopfern, getrieben wird.“

Indessen man nun mancherlei Bekanntschaften machte, die zu solchen Betrachtungen Gelegenheit gaben, war der Winter vorbeigegangen. Das Glück hatte sich wieder zu den deutschen Waffen gestellt, die Franzosen waren wieder über den Rhein hinübergedrängt, Frankfurt befreit und Mainz eingeschlossen.¹

In der Hoffnung auf den weitem Fortgang der siegreichen Waffen und begierig, wieder einen Teil ihres Eigentums zu ergreifen, eilte die Familie auf ein Gut, das an dem rechten Ufer des

¹ Am 2. Dezember 1792 wurde Custine bei Frankfurt von Preußen und Hessen geschlagen, und am 23. Juli 1793 mußte er das seit dem Oktober besetzte Mainz dem belagernden Koalitionsheer übergeben (vgl. Goethes „Belagerung von Mainz“ in Bd. 15 dieser Ausgabe).

Rheins, in der schönsten Lage, ihr zugehörte. Wie erquickt fanden sie sich, als sie den schönen Strom wieder vor ihren Fenstern vorbeifließen sahen, wie freudig nahmen sie wieder von jedem Teile des Hauses Besitz, wie freundlich begrüßten sie die bekannten Mobilien, die alten Bilder und jeglichen Hausrat, wie wert 5
war ihnen auch das Geringste, das sie schon verloren gegeben hatten, wie stiegen ihre Hoffnungen, dereinst auch jenseits des Rheines alles noch in dem alten Zustande zu finden!

Kaum erscholl in der Nachbarschaft die Ankunft der Baronesse, als alle alten Bekannten, Freunde und Diener herbeieilten, 10
sich mit ihr zu besprechen, die Geschichten der vergangenen Monate zu wiederholen und sich in manchen Fällen Rat und Beistand von ihr zu erbitten.

Umgeben von diesen Besuchen, ward sie aufs angenehmste überrascht, als der Geheimrat von S. mit seiner Familie bei 15
ihr ankam, ein Mann, dem die Geschäfte von Jugend auf zum Bedürfnis geworden waren, ein Mann, der das Zutrauen seines Fürsten verdiente und besaß. Er hielt sich streng an Grundsätze und hatte über manche Dinge seine eigene Denkweise. Er war genau im Reden und Handeln und forderte das Gleiche von 20
andern. Ein konsequentes Betragen schien ihm die höchste Tugend.

Sein Fürst, das Land, er selbst hatten viel durch den Einfall der Franzosen gelitten; er hatte die Willkür der Nation, die nur vom Gesetz sprach, kennen gelernt und den Unterdrückungsgeist derer, die das Wort Freiheit immer im Munde führten. 25
Er hatte gesehen, daß auch in diesem Falle der große Haufe sich treu blieb und Wort für Tat, Schein für Besitz mit großer Hefigkeit aufnahm. Die Folgen eines unglücklichen Feldzugs sowie die Folgen jener verbreiteten Gefinnungen und Meinungen blieben seinem Scharfblicke nicht verborgen, obgleich nicht zu 30
leugnen war, daß er manches mit hypochondrischem Gemüte betrachtete und mit Leidenschaft beurteilte.

Seine Gemahlin, eine Jugendfreundin der Baronesse, fand nach so vielen Trübsalen einen Himmel in den Armen ihrer

Freundin. Sie waren miteinander aufgewachsen, hatten sich miteinander gebildet, sie kannten keine Geheimnisse voreinander. Die ersten Neigungen junger Jahre, die bedenklichen Zustände der Ehe, Freuden, Sorgen und Leiden als Mütter, alles hatten
 5 sie sich sonst, theils mündlich, theils in Briefen, vertraut und hatten eine ununterbrochene Verbindung erhalten. Nur diese letzte Zeit her waren sie durch die Unruhen verhindert worden, sich einander, wie gewöhnlich, mitzuteilen. Um so lebhafter drängten sich ihre gegenwärtigen Gespräche, um desto mehr hatten sie einander
 10 zu sagen, indessen die Töchter der Geheimerätin ihre Zeit mit Fräulein Luise in einer wachsenden Vertraulichkeit zubrachten.

Leider ward der schöne Genuß dieser reizenden Gegend oft durch den Donner der Kanonen gestört, den man, je nachdem der Wind sich drehte, aus der Ferne deutlicher oder undeutlicher
 15 vernahm. Ebenjowenig konnte bei den vielen zuströmenden Neuigkeiten des Tages der politische Diskurs vermieden werden, der gewöhnlich die augenblickliche Zufriedenheit der Gesellschaft störte, indem die verschiedenen Denkungsarten und Meinungen von beiden Seiten sehr lebhaft geäußert wurden. Und wie un-
 20 mäßige Menschen sich deshalb doch nicht des Weins und schwer zu verdauender Speisen enthalten, ob sie gleich aus der Erfahrung wissen, daß ihnen darauf ein unmittelbares Übelsein bevorsteht: so konnten auch die meisten Glieder der Gesellschaft sich in diesem Falle nicht händigen, vielmehr gaben sie dem unwider-
 25 stehlichen Reiz nach, andern wehe zu thun und sich selbst dadurch am Ende eine unangenehme Stunde zu bereiten.

Man kann leicht denken, daß der Geheimerat diejenige Partei anführte, welche dem alten System zugetan war, und daß Karl für die entgegengesetzte sprach, welche von bevorstehenden
 30 Neuerungen Heilung und Belebung des alten kranken Zustandes hoffte.

Im Anfange wurden die Gespräche noch mit ziemlicher Mäßigung geführt, besonders da die Baronesse durch anmutige Zwischenreden beide Teile im Gleichgewicht zu halten wußte;

als aber die wichtige Epoche herannahete, daß die Blockade von Mainz in eine Belagerung¹ übergehen sollte, und man nunmehr für diese schöne Stadt und ihre zurückgelassenen Bewohner lebhafter zu fürchten anfang, äußerte jedermann seine Meinungen mit ungebundener Leidenschaft.

Besonders waren die daselbst zurückgebliebenen Klubisten² ein Gegenstand des allgemeinen Gesprächs, und jeder erwartete ihre Bestrafung oder Befreiung, je nachdem er ihre Handlungen entweder schalt oder billigte.

Unter die ersten gehörte der Geheimerat, dessen Argumente 10 Karl am verdrießlichsten fielen, wenn er den Verstand dieser Leute angriff und sie einer völligen Unkenntnis der Welt und ihrer selbst beschuldigte.

„Wie verblendet müssen sie sein!“ rief er aus, als an einem Nachmittage das Gespräch sehr lebhaft zu werden anfang, „wenn 15 sie wähnen, daß eine ungeheure Nation, die mit sich selbst in der größten Verwirrung kämpft und auch in ruhigen Augenblicken nichts als sich selbst zu schätzen weiß, auf sie mit einiger Theilnehmung herunterblicken werde. Man wird sie als Werkzeuge betrachten, sie eine Zeitlang gebrauchen und endlich wegwerfen 20 oder wenigstens vernachlässigen. Wie sehr irren sie sich, wenn sie glauben, daß sie jemals in die Zahl der Franzosen aufgenommen werden könnten.“

„Jedem, der mächtig und groß ist, erscheint nichts lächerlicher als ein Kleiner und Schwacher, der in der Dunkelheit des 25 Wahns, in der Unkenntnis seiner selbst, seiner Kräfte und seines Verhältnisses sich jenem gleich zu stellen dünkt. Und glaubt ihr denn, daß die große Nation nach dem Glücke, das sie bisher begünstigt, weniger stolz und übermütig sein werde als irgend ein anderer königlicher Sieger? 30“

„Wie mancher, der jetzt als Municipalbeamter mit der

¹ Mitte Juni 1793 (vgl. Bd. 15, S. 457 dieser Ausgabe). — ² Die republikanisch gesinnten Bürger, die seinerzeit die Übergabe der Stadt an die Franzosen herbeigeführt hatten (vgl. Bd. 15, S. 471 ff. dieser Ausgabe).

Schärpe¹ herumläuft, wird die Maskerade verwünschen, wenn er, nachdem er seine Landsleute in eine neue widerliche Form zu zwingen geholfen hat, zuletzt in dieser neuen Form von denen, auf die er sein ganzes Vertrauen setzte, niedrig behandelt wird.

5 Ja, es ist mir höchst wahrscheinlich, daß man bei der Übergabe der Stadt, die wohl nicht lange verzögert werden kann, solche Leute den Unsrigen überliefert oder überläßt. Mögen sie doch alsdann ihren Lohn dahinnehmen, mögen sie alsdann die Züchtigung empfinden, die sie verdienen, ich mag sie so unparteiisch

10 richten als ich kann."

„Unparteiisch!" rief Karl mit Heftigkeit aus; „wenn ich doch dies Wort nicht wieder sollte aussprechen hören! Wie kann man diese Menschen so geradezu verdammen? Freilich haben sie nicht ihre Jugend und ihr Leben zugebracht, in der hergebrachten

15 Form sich und andern begünstigten Menschen zu nützen. Freilich haben sie nicht die wenigen wohnbaren Zimmer des alten Gebäudes besessen und sich darinne gepflegt; vielmehr haben sie die Unbequemlichkeit der vernachlässigten Teile eures Staatspalastes mehr empfunden, weil sie selbst ihre Tage kümmerlich

20 und gedrückt darin zubringen mußten; sie haben nicht, durch eine mechanisch erleichterte Geschäftigkeit bestochen, dasjenige für gut angesehen, was sie einmal zu tun gewohnt waren; freilich haben sie nur im stillen der Einseitigkeit, der Unordnung, der Lässigkeit, der Ungeschicklichkeit zusehen können, womit eure

25 Staatsleute sich noch Ehrfurcht zu erwerben glauben; freilich haben sie nur heimlich wünschen können, daß Mühe und Genuß gleicher ausgeteilt sein möchten! Und wer wird leugnen, daß unter ihnen nicht wenigstens einige wohlbedenkende und tüchtige

30 Männer sich befinden, die, wenn sie auch in diesem Augenblicke das Beste zu bewirken nicht im stande sind, doch durch ihre Vermittlung das Übel zu lindern und ein künftiges Gutes vorzubereiten das Glück haben; und da man solche darunter zählt,

¹ Vgl. Bd. 15, S. 479, Z. 30 dieser Ausgabe.

wer wird sie nicht bedauern, wenn der Augenblick naht, der sie ihrer Hoffnungen vielleicht auf immer berauben soll."

Der Geheimerat scherzte darauf mit einiger Bitterkeit über junge Leute, die einen Gegenstand zu idealisieren geneigt seien: Karl schonte dagegen diejenigen nicht, welche nur nach alten 5 Formen denken könnten, und was dahinein nicht passe, notwendig verwerfen müßten.

Durch mehreres Hin- und Widerreden ward das Gespräch immer heftiger, und es kam von beiden Seiten alles zur Sprache, was im Laufe dieser Jahre so manche gute Gesellschaft entzweit 10 hatte. Vergebens suchte die Baronesse, wo nicht einen Frieden, doch wenigstens einen Stillstand zuwege zu bringen; selbst der Geheimerätin, die, als ein liebenswürdiges Weib, einige Herrschaft über Karls Gemüt sich erworben hatte, gelang es nicht, 15 auf ihn zu wirken; um so weniger, als ihr Gemahl fortfuhr, treffende Pfeile auf Jugend und Unerfahrenheit loszudrücken und über die besondere Neigung der Kinder, mit dem Feuer zu spielen, das sie doch nicht regieren könnten, zu spotten.

Karl, der sich im Zorn nicht mehr kannte, hielt mit dem Geständnis nicht zurück, daß er den französischen Waffen alles 20 Glück wünsche, und daß er jeden Deutschen auffordere, der alten Sklaverei ein Ende zu machen, daß er von der französischen Nation überzeugt sei, sie werde die edlen Deutschen, die sich für sie erklärt, zu schätzen wissen, als die Ihrigen ansehen und behandeln 25 und nicht etwa aufopfern oder ihrem Schicksale überlassen, sondern sie mit Ehren, Gütern und Zutrauen überhäufen.

Der Geheimerat behauptete dagegen, es sei lächerlich, zu denken, daß die Franzosen nur irgend einen Augenblick, bei einer Kapitulation oder sonst, für sie sorgen würden; vielmehr würden diese Leute gewiß in die Hände der Allirten fallen, und er hoffte 30 sie alle gehangen zu sehen.

Diese Drohung hielt Karl nicht aus und rief vielmehr: er hoffe, daß die Guillotine auch in Deutschland eine gesegnete Ernte finden und kein schuldiges Haupt verfehlen werde. Dazu

fügte er einige sehr starke Vorwürfe, welche den Geheimerat persönlich trafen und in jedem Sinne beleidigend waren.

„So muß ich denn wohl“, sagte der Geheimerat, „mich aus einer Gesellschaft entfernen, in der nichts, was sonst achtungswert schien, mehr geehrt wird. Es tut mir leid, daß ich zum zweitenmal, und zwar durch einen Landsmann, vertrieben werde; aber ich sehe wohl, daß von diesem weniger Schonung als von den Neufranken zu erwarten ist, und ich finde wieder die alte Erfahrung bestätigt, daß es besser sei, den Türken als den Negaten¹ in die Hände zu fallen.“

Mit diesen Worten stand er auf und ging aus dem Zimmer; seine Gemahlin folgte ihm; die Gesellschaft schwieg. Die Baronesse gab mit einigen, aber starken Ausdrücken ihr Mißvergnügen zu erkennen; Karl ging im Saale auf und ab. Die Geheimerätin kam weinend zurück und erzählte, daß ihr Gemahl einpacken lasse und schon Pferde bestellt habe. Die Baronesse ging zu ihm, ihn zu bereden; indessen weinten die Fräulein und küßten sich und waren äußerst betrübt, daß sie sich so schnell und unerwartet voneinander trennen sollten. Die Baronesse kam zurück; sie hatte nichts ausgerichtet. Man fing an, nach und nach alles zusammenzutragen, was den Fremden gehörte. Die traurigen Augenblicke des LoslöSENS und Scheidens wurden sehr lebhaft empfunden. Mit den letzten Käftchen und Schachteln verschwand alle Hoffnung. Die Pferde kamen, und die Tränen flossen reichlicher.

Der Wagen fuhr fort, und die Baronesse sah ihm nach; die Tränen standen ihr in den Augen. Sie trat vom Fenster zurück und setzte sich an den Stictrahmen. Die ganze Gesellschaft war still, ja verlegen; besonders äußerte Karl seine Unruhe, indem er, in einer Ecke sitzend, ein Buch durchblätterte und manchmal drüber weg nach seiner Tante sah. Endlich stand er auf und nahm seinen Hut, als wenn er weggehen wollte; allein in

¹ Christen, die zum Islam übergetreten sind.

der Türe lehrte er um, trat an den Rahmen und sagte mit edler Fassung: „Ich habe Sie beleidigt, liebe Tante, ich habe Ihnen Verdruß verursacht, verzeihen Sie meine Übereilung, ich erkenne meinen Fehler und fühl' ihn tief.“

„Ich kann verzeihen“, antwortete die Baronesse; „ich werde keinen Groll gegen dich hegen, weil du ein edler, guter Mensch bist; aber du kannst nicht wieder gut machen, was du verborben hast. Ich entbehre durch deine Schuld in diesen Augenblicken die Gesellschaft einer Freundin, die ich seit langer Zeit zum erstenmal wieder sah, die mir das Unglück selbst wieder zuführte, und in deren Umgang ich manche Stunde das Unheil vergaß, das uns traf und das uns bedroht. Sie, die schon lange auf einer ängstlichen Flucht herumgetrieben wird und sich kaum wenige Tage in Gesellschaft von geliebten alten Freunden in einer bequemen Wohnung, an einem angenehmen Orte erholt, muß schon wieder flüchtig werden, und die Gesellschaft verliert dabei die Unterhaltung ihres Gatten, der, so wunderbar er auch in manchen Stücken sein mag, doch ein trefflicher, rechtschaffener Mann ist und ein unererschöpfliches Archiv von Menschen- und Weltkenntnis, von Begebenheiten und Verhältnissen mit sich führt, die er auf eine leichte, glückliche und angenehme Weise mitzuteilen versteht. Um diesen vielfachen Genuß bringt uns deine Hestigkeit; wodurch kannst du ersetzen, was wir verlieren?“

Karl. Schonon Sie mich, liebe Tante; ich fühle meinen Fehler schon lebhaft genug, lassen Sie mich die Folgen nicht so deutlich einsehen.

Baronesse. Betrachte sie vielmehr so deutlich als möglich. Hier kann nicht von Schonon die Rede sein; es ist nur die Frage, ob du dich überzeugen kannst. Denn nicht das erstemal begehst du diesen Fehler, und es wird das leztamal nicht sein. O ihr Menschen, wird die Not, die euch unter ein Dach, in eine enge Hütte zusammendrängt, euch nicht duldsam gegeneinander machen? Ist es an den ungeheuren Begebenheiten nicht genug, die auf euch und die Curigen unaufhaltsam losdringen? Könn

ihr so nicht an euch selbst arbeiten und euch mäßig und vernünftig gegen diejenigen betragen, die euch im Grunde nichts nehmen, nichts rauben wollen? Müssen denn eure Gemüther nur so blind und unaufhaltjam wirken und dreinschlagen wie die Weltbegebenheiten, ein Gewitter oder ein ander Naturphänomen?

Karl antwortete nichts, und der Hofmeister kam von dem Fenster, wo er bisher gestanden, auf die Baronesse zu und sagte: „Er wird sich bessern, dieser Fall soll ihm, soll uns allen zur Warnung dienen. Wir wollen uns täglich prüfen, wir wollen den Schmerz, den Sie empfunden haben, uns vor Augen stellen, wir wollen auch zeigen, daß wir Gewalt über uns haben.“

Baronesse. Wie leicht doch Männer sich überreden können, besonders in diesem Punkte! Das Wort Herrschaft ist ihnen ein so angenehmes Wort, und es klingt so vornehm, sich selbst beherrschen zu wollen. Sie reden gar zu gerne davon und möchten uns glauben machen, es sei wirklich auch in der Ausübung Ernst damit; und wenn ich doch nur einen einzigen in meinem Leben gesehen hätte, der auch nur in der geringsten Sache sich zu beherrschen im stande gewesen wäre! Wenn ihnen etwas gleichgültig ist, dann stellen sie sich gewöhnlich sehr ernsthaft, als ob sie es mit Mühe entbehrten, und was sie heftig wünschen, wissen sie sich selbst und andern als vortrefflich, notwendig, unvermeidlich und unentbehrlich vorzustellen. Ich wüßte auch nicht einen, der auch nur der geringsten Entsjagung fähig wäre.

Hofmeister. Sie sind selten ungerecht, und ich habe Sie noch niemals so von Verdruß und Leidenschaft überwältigt gesehen als in diesem Augenblick.

Baronesse. Ich habe mich dieser Leidenschaft wenigstens nicht zu schämen. Wenn ich mir meine Freundin in ihrem Reisewagen, auf unbequemen Wegen, mit Tränen an verlebte Gastfreundschaft sich zurückerinnernd denke, so mücht' ich euch allen von Herzen gram werden.

Hofmeister. Ich habe Sie in den größten Übeln nicht so bewegt und so heftig gesehen als in diesem Augenblick.

Baroness. Ein kleines Übel, das auf die größeren folgt, erfüllt das Maß; und dann ist es wohl kein kleines Übel, eine Freundin zu entbehren.

Hofmeister. Beruhigen Sie sich und vertrauen Sie uns allen, daß wir uns bessern, daß wir das Mögliche tun wollen, 5
Sie zu befriedigen.

Baroness. Keinesweges; es soll mir keiner von euch ein Vertrauen ablocken, aber fordern will ich künftig von euch, befehlen will ich in meinem Hause.

„Fordern Sie nur, befehlen Sie nur!“ rief Karl; „und Sie 10
sollen sich über unsern Ungehorsam nicht zu beschweren haben.“

„Nun, meine Strenge wird so arg nicht sein“, versetzte lächelnd die Baroness, indem sie sich zusammennahm; „ich mag nicht gerne befehlen, besonders so freigefinnten Menschen; aber einen Rat will ich geben, und eine Bitte will ich hinzufügen.“ 15

Hofmeister. Und beides soll uns ein unverbrüchliches Gesetz sein.

Baroness. Es wäre töricht, wenn ich das Interesse abzulenken gedächte, das jedermann an den großen Weltbegebenheiten nimmt, deren Opfer wir leider selbst schon geworden sind. 20
Ich kann die Gesinnungen nicht ändern, die bei einem jeden nach seiner Denkweise entstehen, sich befestigen, streben und wirken, und es wäre ebenso töricht als grausam, zu verlangen, daß er sie nicht mittheilen sollte. Aber das kann ich von dem Zirkel erwarten, in dem ich lebe, daß Gleichgesinnte sich im stillen zu- 25
einander fügen und sich angenehm unterhalten, indem der eine dasjenige sagt, was der andere schon denkt. Auf euren Zimmern, auf Spaziergängen und wo sich Übereinkende treffen, eröffne man seinen Busen nach Lust, man lehne sich auf diese oder jene Meinung, ja man genieße recht lebhaft die Freude einer 30
leidenschaftlichen Überzeugung. Aber, Kinder, in Gesellschaft laßt uns nicht vergessen, wie viel wir sonst schon, ehe alle diese Sachen zur Sprache kamen, um gesellig zu sein, von unsern Eigenheiten aufopfern mußten, und daß jeder, so lange die Welt

stehen wird, um gefellig zu sein, wenigstens äußerlich sich wird beherrschen müssen. Ich fordere euch also nicht im Namen der Tugend, sondern im Namen der gemeinsten Höflichkeit auf, mir und andern in diesen Augenblicken das zu leisten, was ihr von
 5 Jugend auf, ich darf fast sagen, gegen einen jeden beobachtet habt, der euch auf der Straße begegnete.

„Überhaupt“, fuhr die Baronesse fort, „weiß ich nicht, wie wir geworden sind, wohin auf einmal jede gefellige Bildung verschwunden ist. Wie sehr hütete man sich sonst, in der Gesellschaft
 10 irgend etwas zu berühren, was einem oder dem andern unangenehm sein konnte! Der Protestant vermied in Gegenwart des Katholiken irgend eine Zeremonie lächerlich zu finden; der eifrigste Katholik ließ den Protestanten nicht merken, daß die alte Religion eine größere Sicherheit ewiger Seligkeit gewähre. Man
 15 unterließ, vor den Augen einer Mutter, die ihren Sohn verloren hatte, sich seiner Kinder lebhaft zu freuen, und jeder fühlte sich verlegen, wenn ihm ein solches unbedachtjames Wort entwischt war. Jeder Umstehende suchte das Versehen wieder gut zu machen — und tun wir nicht jezo gerade das Gegenteil von allem
 20 diesem? Wir suchen recht eifrig jede Gelegenheit, wo wir etwas vorbringen können, das den andern verbrießt und ihn aus seiner Fassung bringt. O laßt uns künftig, meine Kinder und Freunde, wieder zu jener Art zu sein zurückkehren! Wir haben bisher schon manches Traurige erlebt — und vielleicht verkündigt uns bald
 25 der Rauch bei Tage und die Flammen bei Nacht den Untergang unsrer Wohnungen und unsrer zurückgelassenen Besitztümer. Laßt uns auch diese Nachrichten nicht mit Heftigkeit in die Gesellschaft bringen; laßt uns dasjenige nicht durch öftere Wiederholung tiefer in die Seele prägen, was uns in der Stille schon
 30 Schmerzen genug erregt.

„Als euer Vater starb, habt ihr mir wohl mit Worten und Zeichen diesen unerseßlichen Verlust bei jedem Anlaß erneuert? Habt ihr nicht alles, was sein Andenken zur Unzeit wieder hervorrufen konnte, zu vermeiden und durch eure Liebe, eure stillen

Bemühungen und eure Gefälligkeit das Gefühl jenes Verlustes zu lindern und die Wunde zu heilen gesucht? Haben wir jetzt nicht alle nötiger, eben jene gefellige Schonung auszuüben, die oft mehr wirkt als eine wohlmeinende, aber rohe Hilfe; jetzt, da nicht etwa in der Mitte von Glücklichen ein oder der andere Zufall diesen oder jenen verlegt, dessen Unglück von dem allgemeinen Wohlbefinden bald wieder verschlungen wird, sondern wo unter einer ungeheuren Anzahl Unglücklicher kaum wenige entweder durch Natur oder Bildung einer zufälligen oder künstlichen Zufriedenheit genießen.“

Karl. Sie haben uns nun genug erniedrigt, liebe Tante, wollen Sie uns nicht wieder die Hand reichen?

Baronesse. Hier ist sie, mit der Bedingung, daß ihr Lust habt, euch von von ihr leiten zu lassen. Rufen wir eine Amnestie aus! Man kann sich jetzt nicht geschwind genug dazu entschließen.

In dem Augenblicke traten die übrigen Frauenzimmer, die sich nach dem Abschiede noch recht herzlich ausgeweint hatten, herein und konnten sich nicht bezwingen, Better Karl'n freundlich anzusehen.

„Kommt her, ihr Kinder“, rief die Baronesse; „wir haben eine ernsthafte Unterredung gehabt, die, wie ich hoffe, Friede und Einigkeit unter uns herstellen und den guten Ton, den wir eine Zeitlang vermissen, wieder unter uns einführen soll; vielleicht haben wir nie nötiger gehabt, uns aneinander zu schließen, und, wäre es auch nur wenige Stunden des Tages, uns zu zerstreuen. Laßt uns dahin übereinkommen, daß wir, wenn wir beisammen sind, gänzlich alle Unterhaltung über das Interesse des Tages verbannen. Wie lange haben wir belehrende und aufmunternde Gespräche entbehrt, wie lange hast du uns, lieber Karl, nichts von fernem Landen und Reichen erzählt, von deren Beschaffenheit, Einwohnern, Sitten und Gebräuchen du so schöne Kenntnisse hast. Wie lange haben Sie“, so redete sie den Hofmeister an, „die alte und neue Geschichte, die Vergleichung der Jahrhunderte und einzelner Menschen schweigen lassen; wo sind

die schönen und zierlichen Gedichte geblieben, die sonst so oft aus den Briestaschen unsrer jungen Frauenzimmer, zur Freude der Gesellschaft, hervorkamen; wohin haben sich die unbefangenen philosophischen Betrachtungen verloren? Ist die Lust gänzlich verschwunden, mit der ihr von euren Spaziergängen einen merkwürdigen Stein, eine, uns wenigstens, unbekanntes Pflanze, ein seltsames Insekt zurückbrachtet und dadurch Gelegenheit gab, über den großen Zusammenhang aller vorhandenen Geschöpfe wenigstens angenehm zu träumen? Laßt alle diese Unterhaltungen, die sich sonst so freiwillig darboten, durch eine Verabredung, durch Vorsatz, durch ein Gesetz wieder bei uns eintreten, bietet alle eure Kräfte auf, lehrreich, nützlich und besonders gefellig zu sein; und das alles werden wir — und noch weit mehr als jetzt, benötigt sein, wenn auch alles völlig drunter oder drüber gehen sollte. Kinder, verspricht mir das!"

Sie versprachen es mit Lebhaftigkeit.

„Und nun geht, es ist ein schöner Abend, genieße ihn jeder nach seiner Weise, und laßt uns beim Nachtessen, seit langer Zeit zum erstenmal, die Früchte einer freundschaftlichen Unterhaltung genießen.“

So ging die Gesellschaft auseinander, nur Fräulein Luise blieb bei der Mutter sitzen; sie konnte den Verdruß, ihre Gespielin verloren zu haben, nicht so bald vergessen, und ließ Karln, der sie zum Spaziergange einlud, auf eine sehr schnippische Weise abfahren. So waren Mutter und Tochter eine Zeitlang still nebeneinander geblieben, als der Geistliche hereintrat, der von einem langen Spaziergange zurückkam und von dem, was in der Gesellschaft vorgekommen war, nichts erfahren hatte. Er legte Hut und Stock ab, ließ sich nieder und wollte eben etwas erzählen; Fräulein Luise aber, als wenn sie ein angefangenes Gespräch mit ihrer Mutter fortsetzte, schnitt ihm die Rede mit folgenden Worten ab:

„Manchen Personen wird denn doch das Gesetz, das eben beliebt worden ist, ziemlich unbequem sein. Schon wenn wir

sonst auf dem Lande wohnten, hat es manchmal an Stoff zur Unterredung gemangelt; denn da war nicht so täglich wie in der Stadt ein armes Mädchen zu verleunden, ein junger Mensch verdächtig zu machen; aber doch hatte man bisher noch die Ausflucht, von ein paar großen Nationen alberne Streiche zu erzählen, die Deutschen wie die Franzosen lächerlich zu finden und bald diesen, bald jenen zum Jakobiner und Klubisten zu machen. Wenn nun auch diese Quelle verstopft wird, so werden wir manche Personen wohl stumm in unserer Mitte sehen.“

„Ist dieser Anfall etwa auf mich gerichtet, mein Fräulein?“
 fing der Alte lächelnd an; „nun, Sie wissen, daß ich mich glücklich schätze, manchmal ein Opfer für die übrige Gesellschaft zu werden. Denn, gewiß, indem Sie bei jeder Unterhaltung Ihrer fürtrefflichen Erzieherin Ehre machen und Sie jedermann angenehm, liebenswürdig und gefällig findet, so scheinen Sie einem kleinen bösen Geist, der in Ihnen wohnt, und über den Sie nicht ganz Herr werden können, für mancherlei Zwang, den Sie ihm antun, auf meine Unkosten gewöhnlich einige Entschädigung zu verschaffen. Sagen Sie mir, gnädige Frau“, fuhr er fort, indem er sich gegen die Baronesse wandte, „was ist in meiner Abwesenheit vorgegangen? und was für Gespräche sind aus unserm Zirkel ausgeschlossen?“

Die Baronesse unterrichtete ihn von allem, was vorgefallen war. Aufmerksam hörte er zu und versetzte sodann: „Es dürfte auch nach dieser Einrichtung manchen Personen nicht unmöglich sein, die Gesellschaft zu unterhalten und vielleicht besser und sicherer als andere.“

„Wir wollen es erleben“, sagte Luise.

„Dieses Gesetz“, fuhr er fort, „enthält nichts Beschwerliches für jeden Menschen, der sich mit sich selbst zu beschäftigen wußte, vielmehr wird es ihm angenehm sein, indem er dasjenige, was er sonst gleichsam verstohlen trieb, in die Gesellschaft bringen darf. Denn, nehmen Sie mir nicht übel, Fräulein, wer bildet denn die Keuigkeitsträger, die Aufpasser und Verleumder, als die Ge-

5 Gesellschaft? Ich habe selten bei einer Lektüre, bei irgend einer Darstellung einer interessanten Materie, die Geist und Herz beleben sollten, einen Zirkel so aufmerksam und die Seelenkräfte so tätig gesehen, als wenn irgend etwas Neues, und zwar eben
 10 etwas, das einen Mitbürger oder eine Mitbürgerin heruntersetzt, vorgetragen wurde. Fragen Sie sich selbst und fragen Sie viele andere, was gibt einer Begebenheit den Reiz? Nicht ihre Wichtigkeit, nicht der Einfluß, den sie hat, sondern die Neuheit. Nur das Neue scheint gewöhnlich wichtig, weil es ohne Zusammen-
 15 hang Bertwunderung erregt und unsere Einbildungskraft einen Augenblick in Bewegung setzt, unser Gefühl nur leicht berührt und unsern Verstand völlig in Ruhe läßt. Jeder Mensch kann, ohne die mindeste Rückkehr auf sich selbst, an allem, was neu ist, lebhaften Anteil nehmen; ja, da eine Folge von Neuigkeiten
 20 immer von einem Gegenstande zum andern fortreißt, so kann der großen Menschenmasse nichts willkommener sein als ein solcher Anlaß zu ewiger Zerstreuung und eine solche Gelegenheit, Lücke und Schadenfreude auf eine bequeme und immer sich
 erneuernde Weise auszulassen."

20 „Nun!“ rief Luise, „es scheint, Sie wissen sich zu helfen; sonst ging es über einzelne Personen her, jetzt soll es das ganze menschliche Geschlecht entgelten.“

„Ich verlange nicht, daß Sie jemals billig gegen mich sein sollen“, versetzte jener; „aber so viel muß ich Ihnen sagen: wir
 25 andern, die wir von der Gesellschaft abhängen, müssen uns nach ihr bilden und richten, ja wir dürfen eher etwas tun, das ihr zuwider ist, als was ihr lästig wäre, und lästiger ist ihr in der Welt nichts, als wenn man sie zum Nachdenken und zu Be-
 30 trachtungen auffordert. Alles, was dahin zielt, muß man ja vermeiden und allenfalls das im stillen für sich vollbringen, was bei jeder öffentlichen Versammlung verjagt ist.“

„Für sich, im stillen, mögen Sie wohl allenfalls manche Flasche Wein ausgetrunken und manche schöne Stunde des Tages verschlafen haben“, fiel Luise ihm ein.

„Ich habe nie“, fuhr der Alte fort, „auf das, was ich tue, viel Wert gelegt; denn ich weiß, daß ich gegen andere Menschen ein großer Faulenzer bin; indessen hab' ich doch eine Sammlung gemacht, die vielleicht eben jetzt dieser Gesellschaft, wie sie gestimmt ist, manche angenehme Stunde verschaffen könnte.“ 5

„Was ist es für eine Sammlung?“ fragte die Baronesse.

„Gewiß nichts weiter als eine skandalöse Chronik“, setzte Luise hinzu.

„Sie irren sich“, sagte der Alte.

„Wir werden sehen“, versetzte Luise. 10

„Daß ihn auszureden“, sagte die Baronesse; „und überhaupt gewöhne dir nicht an, einem, der es auch zum Scherze leiden mag, hart und unfreundlich zu begegnen. Wir haben nicht Ursache, den Unarten, die in uns stecken, auch nur im Scherze Nach- 15
rung zu geben. Sagen Sie mir, mein Freund, worin besteht Ihre Sammlung? wird sie zu unsrer Unterhaltung dienlich und
schicklich sein? ist sie schon lange angefangen? warum haben wir noch nichts davon gehört?“

„Ich will Ihnen hierüber Rechenschaft geben“, versetzte der Alte. „Ich lebe schon lange in der Welt und habe immer gern 20
auf das acht gegeben, was diesem oder jenem Menschen begegnet. Zur Übersicht der großen Geschichte fühl' ich weder Kraft noch Mut, und die einzelnen Weltbegebenheiten verwirren mich; aber unter den vielen Privatgeschichten, wahren und falschen, mit denen man sich im Publikum trägt, die man sich insgeheim ein- 25
ander erzählt, gibt es manche, die noch einen reineren, schönern Reiz haben als den Reiz der Neuheit; manche, die durch eine geistreiche Wendung uns immer zu erheitern Anspruch machen; manche, die uns die menschliche Natur und ihre inneren Ver-
borgenschaften auf einen Augenblick eröffnen; andere wieder, deren 30
sonderbare Athernheiten uns ergehen. Aus der großen Menge, die im gemeinen Leben unsere Aufmerksamkeit und unsere Bosheit beschäftigen, und die ebenso gemein sind als die Menschen, denen sie begegnen oder die sie erzählen, habe ich diejenigen

gesammelt, die mir nur irgend einen Charakter zu haben scheinen, die meinen Verstand, die mein Gemüt berührten und beschäftigten; und die mir, wenn ich wieder daran dachte, einen Augenblick reiner und ruhiger Heiterkeit gewährten."

5 „Ich bin sehr neugierig“, sagte die Baronesse, „zu hören, von welcher Art Ihre Geschichten sind und was sie eigentlich behandeln.“

„Sie können leicht denken“, versetzte der Alte, „daß von Prozeffen und Familienangelegenheiten nicht öfters die Rede sein wird. Diese haben meistens nur ein Interesse für die,
10 welche damit geplagt sind.“

Luiſe. Und was enthalten sie denn?

Der Alte. Sie behandeln, ich will es nicht leugnen, gewöhnlich die Empfindungen, wodurch Männer und Frauen verbunden oder entzweit, glücklich oder unglücklich gemacht, öfter
15 aber verwirrt als aufgeklärt werden.

Luiſe. So? Also wahrscheinlich eine Sammlung lüſterner Späße geben Sie uns für eine feine Unterhaltung? Sie verzeihen mir, Mama, daß ich diese Bemerkung mache, sie liegt so ganz nahe, und die Wahrheit wird man doch sagen dürfen.

20 Der Alte. Sie sollen, hoffe ich, nichts, was ich lüſtern nennen würde, in der ganzen Sammlung finden.

Luiſe. Und was nennen Sie denn so?

Der Alte. Ein lüſternes Geſpräch, eine lüſterne Erzählung sind mir unerträglich. Denn sie stellen uns etwas Gemeines,
25 etwas, das der Rede und Aufmerksamkeit nicht wert ist, als etwas Besonderes, als etwas Reizendes vor und erregen eine falsche Begierde, anstatt den Verstand angenehm zu beschäftigen. Sie verhüllen das, was man entweder ohne Schleier ansehen, oder wovon man ganz seine Augen wegwenden sollte.

30 Luiſe. Ich verstehe Sie nicht. Sie werden uns doch Ihre Geschichten wenigstens mit einiger Zierlichkeit vortragen wollen? Sollten wir uns denn etwa mit plumpen Späßen die Ohren beleidigen lassen? Es soll wohl eine Mädchenſchule werden, und Sie wollen noch Dank dafür verlangen?

Der Alte. Keins von beiden. Denn erstlich, erfahren werden Sie nichts Neues, besonders da ich schon seit einiger Zeit bemerke, daß Sie gewisse Rezensionen in den gelehrten Zeitungen niemals überschlagen.

Luiſe. Sie werden anzüglich. 5

Der Alte. Sie sind Braut, und ich entschuldige Sie gerne. Ich muß Ihnen aber nur zeigen, daß ich auch Pfeile habe, die ich gegen Sie brauchen kann.

Baroneſſe. Ich sehe wohl, wo Sie hinaus wollen, machen Sie es aber auch ihr begreiflich. 10

Der Alte. Ich müßte nur wiederholen, was ich zu Anfange des Gesprächs schon gesagt habe, es scheint aber nicht, daß sie den guten Willen hat, aufzumerken.

Luiſe. Was braucht's da guten Willen und viele Worte! Man mag es befehen, wie man will, so werden es skandalöse 15 Geschichten sein, auf eine oder die andere Weise skandalös, und weiter nichts.

Der Alte. Soll ich wiederholen, mein Fräulein, daß dem wohlbedenkenden Menschen nur dann etwas skandalös vorkomme, wenn er Bosheit, Übermut, Lust zu schaden, Widerwillen zu 20 helfen bemerkt, daß er davon sein Auge wegwendet; dagegen aber kleine Fehler und Mängel lustig findet und besonders mit seiner Betrachtung gern bei Geschichten verweilt, wo er den guten Menschen in leichtem Widerspruch mit sich selbst, seinen Begierden und seinen Vorjäten findet; wo alberne und auf ihren 25 Wert eingebilbete Toren beschämt, zurecht gewiesen oder betrogen werden; wo jede Anmaßung auf eine natürliche, ja auf eine zufällige Weise bestraft wird; wo Vorjäte, Wünsche und Hoffnungen bald gestört, aufgehalten und vereitelt, bald unerwartet angenähert, erfüllt und bestätigt werden. Da, wo der 30 Zufall mit der menschlichen Schwäche und Unzulänglichkeit spielt, hat er am liebsten seine stille Betrachtung, und keiner seiner Helden, deren Geschichten er bewahrt, hat von ihm weder Tadel zu besorgen, noch Lob zu erwarten.

Baronesse. Ihre Einleitung erregt den Wunsch, bald ein Probestück zu hören. Ich wüßte doch nicht, daß in unserm Leben (und wir haben doch die meiste Zeit in einem Kreise zugebracht) vieles geschehen wäre, das man in eine solche Sammlung aufnehmen könnte.

Der Alte. Es kommt freilich vieles auf die Beobachter an, und was für eine Seite man den Sachen abzugewinnen weiß; aber ich will freilich nicht leugnen, daß ich auch aus alten Büchern und Traditionen manches aufgenommen habe. Sie werden mitunter alte Bekannte vielleicht nicht ungern in einer neuen Gestalt wieder antreffen. Aber eben dieses gibt mir den Vortheil, den ich auch nicht aus den Händen lassen werde: — man soll keine meiner Geschichten deuten!

Luiſe. Sie werden uns doch nicht verwehren, unsre Freunde und Nachbarn wiederzukennen, und, wenn es uns beliebt, das Räthsel zu entziffern?

Der Alte. Keineswegs. Sie werden mir aber auch dagegen erlauben, in einem solchen Falle einen alten Folianten hervorzuziehen, um zu beweisen, daß diese Geschichte schon vor einigen Jahrhunderten geschehen oder erfunden worden. Ebenso werden Sie mir erlauben, heimlich zu lächeln, wenn eine Geschichte für ein altes Märchen erklärt wird, die unmittelbar in unserer Nähe vorgegangen ist, ohne daß wir sie eben gerade in dieser Gestalt wieder erkennen.

Luiſe. Man wird mit Ihnen nicht fertig; es ist das beste, wir machen Friede für diesen Abend, und Sie erzählen uns noch geschwind ein Stückchen zur Probe.

Der Alte. Erlauben Sie, daß ich Ihnen hierin ungehorsam sein darf. Diese Unterhaltung wird für die versammelte Gesellschaft angesetzt. Wir dürfen ihr nichts entziehen, und ich sage voraus: alles, was ich vorzubringen habe, hat keinen Wert an sich. Wenn aber die Gesellschaft nach einer ernsthaften Unterhaltung auf eine kurze Zeit ausruhen, wenn sie sich, von manchem Guten schon gesättigt, nach einem leichten Nachtsche

umsiehst, alsdann werd' ich bereit sein und wünsche, daß das, was ich vorsehe, nicht unschmackhaft befunden werde.

Baronessje. Wir werden uns denn schon bis morgen gedulden müssen.

Luiſe. Ich bin höchst neugierig, was er vorbringen wird. 5

Der Alte. Das sollten Sie nicht sein, Fräulein, denn gespannte Erwartung wird selten befriedigt.

Abends nach Tische, als die Baronessje zeitig in ihr Zimmer gegangen war, blieben die übrigen beisammen und sprachen über mancherlei Nachrichten, die eben einliefen, über Gerüchte, die sich 10 verbreiteten. Man war dabei, wie es gewöhnlich in solchen Augenblicken zu geschehen pflegt, in Zweifel, was man glauben und was man verwerfen sollte.

Der alte Hausfreund sagte darauf: „Ich finde am bequemsten, daß wir dasjenige glauben, was uns angenehm ist, ohne 15 Umstände das verwerfen, was uns unangenehm wäre, und daß wir übrigens wahr sein lassen, was wahr sein kann.“

Man machte die Bemerkung, daß der Mensch auch gewöhnlich so verfare, und durch einige Wendung des Gesprächs kam man auf die entschiedene Neigung unsrer Natur, das Wunderbare zu glauben. Man redete vom Romanhaften, vom Geisterhaften, und als der Alte einige gute Geschichten dieser Art künstig zu erzählen versprach, versetzte Fräulein Luiſe: „Sie wären recht artig und würden vielen Dank verdienen, wenn Sie uns gleich, da wir eben in der rechten Stimmung beisammen sind, 25 eine solche Geschichte vortrügen; wir würden aufmerksam zuhören und Ihnen dankbar sein.“

Ohne sich lange bitten zu lassen, fing der Geistliche darauf mit folgenden Worten an:

„Als ich mich in Neapel aufhielt, begegnete daselbst eine 30 Geschichte, die großes Aufsehen erregte und worüber die Urtheile sehr verschieden waren. Die einen behaupteten, sie sei völlig erfunden, die andern, sie sei wahr, aber es stecke ein Betrug

dahinter. Diese Partei war wieder untereinander selbst uneinig; sie stritten, wer dabei betrogen haben könnte. Noch andere behaupteten, es sei keinesweges ausgemacht, daß geistige Naturen nicht sollten auf Elemente und Körper wirken können, und man müsse nicht jede wunderbare Begebenheit ausschließlich entweder für Lüge oder Trug erklären. Nun zur Geschichte selbst.

„Eine Sängerin, Antonelli genannt, war zu meiner Zeit der Liebling des neapolitanischen Publikums. In der Blüte ihrer Jahre, ihrer Figur, ihrer Talente fehlte ihr nichts, wodurch ein Frauenzimmer die Menge reizt und lockt und eine kleine Anzahl Freunde entzückt und glücklich macht. Sie war nicht unempfindlich gegen Lob und Liebe; allein von Natur mäßig und verständig, wußte sie die Freuden zu genießen, die beide gewähren, ohne dabei aus der Fassung zu kommen, die ihr in ihrer Lage so nötig war. Alle jungen, vornehmen, reichen Leute drängten sich zu ihr, nur wenige nahm sie auf; und wenn sie bei der Wahl ihrer Liebhaber meist ihren Augen und ihrem Herzen folgte, so zeigte sie doch bei allen kleinen Abenteuern einen festen, sichern Charakter, der jeden genauen Beobachter für sie einnehmen mußte. Ich hatte Gelegenheit, sie einige Zeit zu sehen, indem ich mit einem ihrer Begünstigten in naheem Verhältnisse stand.

„Verschiedene Jahre waren hingegangen, sie hatte Männer genug kennen gelernt und unter ihnen viele Gecken, schwache und unzuverlässige Menschen. Sie glaubte bemerkt zu haben, daß ein Liebhaber, der in einem gewissen Sinne dem Weibe alles ist, gerade da, wo sie eines Beistandes am nötigsten bedürfte, bei Vorfällen des Lebens, häuslichen Angelegenheiten, bei augenblicklichen Entschließungen, meistens zu Nichts wird, wenn er nicht gar seiner Geliebten, indem er nur an sich selbst denkt, schadet und aus Eigenliebe ihr das Schlimmste zu raten und sie zu den gefährlichsten Schritten zu verleiten sich gedrungen fühlt.

„Bei ihren bisherigen Verbindungen war ihr Geist meistens unbeschäftigt geblieben; auch dieser verlangte Nahrung.

Sie wollte endlich einen Freund haben, und kaum hatte sie dieses Bedürfnis gefühlt, so fand sich unter denen, die sich ihr zu nähern suchten, ein junger Mann, auf den sie ihr Zutrauen warf, und der es in jedem Sinne zu verdienen schien.

„Es war ein Genueser, der sich um diese Zeit, einiger wichtiger Geschäfte seines Hauses wegen, in Neapel aufhielt. Bei einem sehr glücklichen Naturell hatte er die sorgfältigste Erziehung genossen. Seine Kenntnisse waren ausgebreitet, sein Geist wie sein Körper vollkommen ausgebildet, sein Betragen konnte für ein Muster gelten, wie einer, der sich keinen Augenblick vergißt, sich doch immer in andern zu vergessen scheint. Der Handelsg Geist seiner Geburtsstadt ruhet auf ihm; er sah das, was zu tun war, im großen an. Doch war seine Lage nicht die glücklichste; sein Haus hatte sich in einige höchst mißliche Speculationen eingelassen und war in gefährliche Prozesse verwickelt. Die Angelegenheiten verwirrten sich mit der Zeit noch mehr, und die Sorge, die er darüber empfand, gab ihm einen Anstrich von Traurigkeit, der ihm sehr wohl anstand und unserm jungen Frauenzimmer noch mehr Mut machte, seine Freundschaft zu suchen, weil sie zu fühlen glaubte, daß er selbst einer Freundin bedürfe.“

„Er hatte sie bisher nur an öffentlichen Orten und bei Gelegenheit gesehen; sie vergönnte ihm nunmehr auf seine erste Anfrage den Zutritt in ihrem Hause, ja sie lud ihn recht dringend ein, und er versahlte nicht, zu kommen.“

„Sie versäumte keine Zeit, ihm ihr Zutrauen und ihren Wunsch zu entdecken. Er war verwundert und erfreut über ihren Antrag. Sie bat ihn inständig, ihr Freund zu bleiben und keine Anforderungen eines Liebhabers zu machen. Sie eröffnete ihm eine Verlegenheit, in der sie sich eben befand, und worüber er bei seinen mancherlei Verhältnissen den besten Rat geben und die schleunigste Einleitung zu ihrem Vorteil machen konnte. Er vertraute ihr dagegen seine Lage, und indem sie ihn zu erheitern und zu trösten wußte, indem sich in ihrer Gegenwart manches

entwickelte, was sonst bei ihm nicht so früh erwacht wäre, schien sie auch seine Ratgeberin zu sein, und eine wechselseitige, auf die edelste Achtung, auf das schönste Bedürfnis gegründete Freundschaft hatte sich in kurzem zwischen ihnen befestigt.

5 „Nur leider überlegt man bei Bedingungen, die man eingetht, nicht immer, ob sie möglich sind. Er hatte versprochen, nur Freund zu sein, keine Ansprüche auf die Stelle eines Liebhabers zu machen, und doch konnte er sich nicht leugnen, daß ihm die von ihr begünstigten Liebhaber überall im Wege, höchst zuwider,
10 ja ganz und gar unerträglich waren. Besonders fiel es ihm höchst schmerzlich auf, wenn ihn seine Freundin von den guten und bösen Eigenschaften eines solchen Mannes oft launig unterhielt, alle Fehler des Begünstigten genau zu kennen schien und doch noch vielleicht selbigen Abend, gleichsam zum Spott des wert-
15 geschätzten Freundes, in den Armen eines Unwurdiven ausruhte.

„Glücklicher- oder unglücklicherweise geschah es bald, daß das Herz der Schönen frei wurde. Ihr Freund bemerkte es mit Vergnügen und suchte ihr vorzustellen, daß der erledigte Platz ihm vor allen andern gebühre. Nicht ohne Widerstand und Wider-
20 willen gab sie seinen Wünschen Gehör. ‚Ich fürchte‘, sagte sie, ‚daß ich über diese Nachgiebigkeit das Schahbarste auf der Welt, einen Freund, verliere.‘ Sie hatte richtig geweisagt; denn kaum hatte er eine Zeitlang in seiner doppelten Eigenschaft bei ihr gegolten, so fingen seine Launen an beschwerlicher zu werden; als
25 Freund forderte er ihre ganze Achtung, als Liebhaber ihre ganze Neigung und als ein verständiger und angenehmer Mann unzugesezte Unterhaltung. Dies aber war keinesweges nach dem Sinne des lebhaften Mädchens; sie konnte sich in keine Aufopferung finden und hatte nicht Lust, irgend jemand ausschließ-
30 liche Rechte zuzugestehen. Sie suchte daher auf eine zarte Weise seine Besuche nach und nach zu verringern, ihn seltner zu sehen und ihn fühlen zu lassen, daß sie um keinen Preis der Welt ihre Freiheit weggebe.

„Sobald er es merkte, fühlte er sich vom größten Unglück

betroffen, und leider befiel ihn dieses Unheil nicht allein: seine häuslichen Angelegenheiten fingen an, äußerst schlimm zu werden. Er hatte sich dabei den Vorwurf zu machen, daß er von früher Jugend an sein Vermögen als eine unerschöpfliche Quelle angesehen, daß er seine Handelsangelegenheiten versäumt, um auf Reisen und in der großen Welt eine vornehmere und reichere Figur zu spielen, als ihm seine Geburt und sein Einkommen gestatteten. Die Prozesse, auf die er seine Hoffnung setzte, gingen langsam und waren kostspielig. Er mußte deshalb einigemal nach Palermo, und während seiner letzten Reise machte das kluge Mädchen verschiedene Einrichtungen, um ihrer Haushaltung eine andere Wendung zu geben und ihn nach und nach von sich zu entfernen. Er kam zurück und fand sie in einer andern Wohnung, entfernt von der seinigen, und sah den Marchese von S., der damals auf die öffentlichen Lustbarkeiten und Schauspiele großen Einfluß hatte, vertraulich bei ihr aus- und eingehen. Dies überwältigte ihn, und er fiel in eine schwere Krankheit. Als die Nachricht davon zu seiner Freundin gelangte, eilte sie zu ihm, sorgte für ihn, richtete seine Aufwartung ein, und als ihr nicht verborgen blieb, daß seine Kasse nicht zum besten bestellt war, ließ sie eine ansehnliche Summe zurück, die hinreichend war, ihn auf einige Zeit zu beruhigen.

„Durch die Anmaßung, ihre Freiheit einzuschränken, hatte der Freund schon viel in ihren Augen verloren; wie ihre Neigung zu ihm abnahm, hatte ihre Aufmerksamkeit auf ihn zugenommen; endlich hatte die Entdeckung, daß er in seinen eigenen Angelegenheiten so unklug gehandelt habe, ihr nicht die günstigsten Begriffe von seinem Verstande und seinem Charakter gegeben. Indessen bemerkte er die große Veränderung nicht, die in ihr vorgegangen war, vielmehr schien ihre Sorgfalt für seine Genesung, die Treue, womit sie halbe Tage lang an seinem Lager aushielt, mehr ein Zeichen ihrer Freundschaft und Liebe, als ihres Mitleids zu sein, und er hoffte nach seiner Genesung in alle Rechte wieder eingesetzt zu werden.

„Wie sehr irrte er sich! In der Maße, wie seine Gesundheit wieder kam und seine Kräfte sich erneuerten, verschwand bei ihr jede Art von Neigung und Zutrauen, ja er schien ihr so lästig, als er ihr sonst angenehm gewesen war. Auch war seine Laune, ohne daß er es selbst bemerkte, während dieser Begebenheiten höchst bitter und verdrießlich geworden; alle Schuld, die er an seinem Schicksal haben konnte, warf er auf andere und wußte sich in allem völlig zu rechtfertigen. Er sah in sich nur einen unschuldig verfolgten, gekränkten, betrübten Mann und hoffte völlige Entschädigung alles bels und aller Leiden von einer vollkommenen Ergebenheit seiner Geliebten.

„Mit diesen Anforderungen trat er gleich in den ersten Tagen hervor, als er wieder ausgehen und sie besuchen konnte. Er verlangte nichts weniger, als daß sie sich ihm ganz ergeben, ihre übrigen Freunde und Bekannten verabschieden, das Theater verlassen und ganz allein mit ihm und für ihn leben sollte. Sie zeigte ihm die Unmöglichkeit, seine Forderungen zu bewilligen, erst auf eine scherzhafte, dann auf eine ernsthafte Weise, und war leider endlich genötigt, ihm die traurige Wahrheit, daß ihr Verhältnis gänzlich vernichtet sei, zu gestehen. Er verließ sie und sah sie nicht wieder.

„Er lebte noch einige Jahre in einem sehr eingeschränkten Kreise, oder vielmehr bloß in der Gesellschaft einer alten, frommen Dame, die mit ihm in einem Hause wohnte und sich von wenigen Renten erhielt. In dieser Zeit gewann er den einen Prozeß und bald darauf den andern; allein seine Gesundheit war untergraben und das Glück seines Lebens verloren. Bei einem geringen Anlaß fiel er abermals in eine schwere Krankheit; der Arzt kündigte ihm den Tod an. Er vernahm sein Urtheil ohne Widerwillen, nur wünschte er seine schöne Freundin noch einmal zu sehen. Er schickte seinen Bedienten zu ihr, der sonst in glücklichern Zeiten manche günstige Antwort gebracht hatte. Er ließ sie bitten; sie schlug es ab. Er schickte zum zweitenmal und ließ sie beschwören; sie beharrte auf ihrem Sinne.

Endlich, es war schon tief in der Nacht, sendete er zum drittenmal; sie ward bewegt und vertraute mir ihre Verlegenheit, denn ich war eben mit dem Marchese und einigen andern Freunden bei ihr zum Abendessen. Ich riet ihr und bat sie, dem Freunde den letzten Liebesdienst zu erzeigen; sie schien unentschlossen, aber nach einigem Nachdenken nahm sie sich zusammen. Sie schickte den Bedienten mit einer abschläglichen Antwort weg, und er kam nicht wieder.

„Wir saßen nach Tische in einem vertrauten Gespräch und waren alle heiter und gutes Muts. Es war gegen Mitternacht, als sich auf einmal eine klägliche, durchdringende, ängstliche und lange nachtönende Stimme hören ließ. Wir fuhrn zusammen, sahen einander an und sahen uns um, was aus diesem Abenteuer werden sollte. Die Stimme schien an den Wänden zu verklingen, wie sie aus der Mitte des Zimmers hervorgebrungen war. Der Marchese stand auf und sprang ans Fenster, und wir andern bemühten uns um die Schöne, welche ohnmächtig dalag. Sie kam erst langsam zu sich selbst. Der eifersüchtige und heftige Italiener sah kaum ihre wieder aufgeschlagenen Augen, als er ihr bittere Vorwürfe machte. „Wenn Sie mit Ihren Freunden Zeichen verabreden“, sagte er, „so lassen Sie doch solche weniger auffallend und heftig sein.“ Sie antwortete ihm mit ihrer gewöhnlichen Gegenwart des Geistes, daß, da sie jedermann und zu jeder Zeit bei sich zu sehen das Recht habe, sie wohl schwerlich solche traurige und schreckliche Töne zur Vorbereitung angenehmer Stunden wählen würde.

„Und gewiß, der Ton hatte etwas unglaublich Schreckhaftes. Seine lange nachdröhnenden Schwingungen waren uns allen in den Ohren, ja in den Gliedern geblieben. Sie war blaß, entsetzt und immer der Ohnmacht nahe; wir mußten die halbe Nacht bei ihr bleiben. Es ließ sich nichts weiter hören. Die andre Nacht dieselbe Gesellschaft, nicht so heiter als tags vorher, aber doch gefaßt genug, und — um dieselbige Zeit derselbe gewaltfame, fürchterliche Ton.

„Wir hatten indessen über die Art des Schreies und wo er herkommen möchte unzählige Urteile gefällt und unsre Vermutungen erschöpft. Was soll ich weitläufig sein? So oft sie zu Hause a, ließ er sich um dieselbige Zeit vernehmen und zwar, wie man bemerken wollte, manchmal stärker, manchmal schwächer. Ganz Neapel sprach von diesem Vorfall. Alle Leute des Hauses, alle Freunde und Bekannten nahmen den lebhaftesten Theil daran, ja die Polizei ward aufgerufen. Man stellte Espione und Beobachter aus. Denen auf der Gasse schien der Klang aus der freien Luft zu entspringen, und in dem Zimmer hörte man ihn gleichfalls ganz in unmittelbarer Nähe. So oft sie auswärts a, vernahm man nichts; so oft sie zu Hause war, ließ sich der Ton hören.

„Aber auch außer dem Hause blieb sie nicht ganz von diesem hsen Begleiter verschont. Ihre Anmut hatte ihr den Zutritt in die ersten Häuser geöffnet. Sie war als eine gute Gesellschafterin überall willkommen, und sie hatte sich, um dem hsen Gaste zu entgehen, angewöhnt, die Abende außer dem Hause zu sein.

„Ein Mann, durch sein Alter und seine Stelle ehrwrdig, führte sie eines Abends in seinem Wagen nach Hause. Als sie vor ihrer Türe von ihm Abschied nimmt, entsteht der Klang zwischen ihnen beiden, und man hebt diesen Mann, der so gut wie tausend andere die Geschichte wußte, mehr tot als lebendig in seinen Wagen.

„Ein andermal fährt ein junger Tenor, den sie wohl leiden konnte, mit ihr abends durch die Stadt, eine Freundin zu besuchen. Er hatte von diesem seltsamen Phänomen reden hören und zweifelte als ein muntreer Knabe an einem solchen Wunder. Sie sprachen von der Begebenheit. ‚Ich wünschte doch auch, sagte er, die Stimme Ihres unsichtbaren Begleiters zu hören; rufen Sie ihn doch auf, wir sind ja zu zweien und werden uns nicht fürchten.‘ Leichtsinn oder Kühnheit, ich weiß nicht, was sie vermochte, genug, sie ruft dem Geiste, und in dem Augenblicke entsteht mitten im Wagen der schmetternde Ton, laft sich dreimal

schuell hintereinander gewaltsam hören und verschwindet mit einem bänglichen Nachklang. Vor dem Hause ihrer Freundin fand man beide ohnmächtig im Wagen, nur mit Mühe brachte man sie wieder zu sich und vernahm, was ihnen begegnet sei.

„Die Schöne brauchte einige Zeit, sich zu erholen. Dieser 5
immer erneuerte Schrecken griff ihre Gesundheit an, und das klingende Gespenst schien ihr einige Frist zu verstatten, ja sie hoffte sogar, weil es sich lange nicht wieder hören ließ, endlich völlig davon befreit zu sein. Allein diese Hoffnung war zu frühzeitig.

„Nach geendigtem Carneval unternahm sie mit einer Freun- 10
din und einem Kammermädchen eine kleine Lustreise. Sie wollte einen Besuch auf dem Lande machen; es war Nacht, ehe sie ihren Weg vollenden konnten, und da noch am Fuhrwerke etwas zerbrach, mußten sie in einem schlechten Wirtshaus übernachten und sich so gut als möglich einrichten. 15

„Schon hatte die Freundin sich niedergelegt, und das Kammer-
mädchen, nachdem sie das Nachtlicht angezündet hatte, wollte eben zu ihrer Gebieterin ins andre Bette steigen, als diese scherz-
zend zu ihr sagte: ‚Wir sind hier am Ende der Welt, und das 20
Wetter ist abscheulich, sollte er uns wohl hier finden können?‘
Im Augenblick ließ er sich hören, stärker und fürchterlicher als jemals. Die Freundin glaubte nicht anders, als die Hölle sei im Zimmer, sprang aus dem Bette, lief, wie sie war, die Treppe hinunter und rief das ganze Haus zusammen. Niemand tat diese Nacht ein Auge zu. Allein es war auch das letzte Mal, daß 25
sich der Ton hören ließ. Doch hatte leider der ungebetene Gast bald eine andere, lästigere Weise, seine Gegenwart anzuzeigen.

„Einige Zeit hatte er Ruhe gehalten, als auf einmal abends zur gewöhnlichen Stunde, da sie mit ihrer Gesellschaft zu Tische saß, ein Schuß wie aus einer Flinte oder stark geladnen Pistole 30
zum Fenster herein fiel. Alle hörten den Knall, alle sahen das Feuer, aber bei näherer Untersuchung fand man die Scheibe ohne die mindeste Verletzung. Demungeachtet nahm die Gesellschaft den Vorfall sehr ernsthaft, und alle glaubten, daß man der

Schönen nach dem Leben stehe. Man eilt nach der Polizei, man untersucht die benachbarten Häuser, und da man nichts Verdächtiges findet, stellt man darin den andern Tag Schildwachen von oben bis unten. Man durchsucht genau das Haus, worin sie
5 wohnt, man verteilt Spione auf der Straße.

„Alle diese Vorsicht war vergebens. Drei Monate hintereinander fiel in demselbigen Augenblicke der Schuß durch dieselbe Fenster Scheibe, ohne das Glas zu verletzen, und, was merkwürdig war, immer genau eine Stunde vor Mitternacht, da doch
10 gewöhnlich in Neapel nach der italienischen Uhr gezählt wird und Mitternacht daselbst eigentlich keine Epoche macht.

„Man gewöhnte sich endlich an diese Erscheinung wie an die vorige und rechnete dem Geiste seine unschädliche Tücke nicht hoch an. Der Schuß fiel manchmal, ohne die Gesellschaft zu erschrecken oder sie in ihrem Gespräch zu unterbrechen.
15

„Eines Abends nach einem sehr warmen Tage öffnete die Schöne, ohne an die Stunde zu denken, das bewußte Fenster und trat mit dem Marchese auf den Balkon. Kaum standen sie einige Minuten draußen, als der Schuß zwischen ihnen beiden
20 durchfiel und sie mit Gewalt rückwärts in das Zimmer schleuderte, wo sie ohnmächtig auf den Boden taumelten. Als sie sich wieder erholt hatten, fühlte er auf der linken, sie aber auf der rechten Wange den Schmerz einer tüchtigen Ohrfeige, und da man sich weiter nicht verletzt fand, gab der Vorfall zu mancherlei
25 scherzhaften Bemerkungen Anlaß.

„Von der Zeit an ließ sich dieser Schall im Hause nicht wieder hören, und sie glaubte nun endlich ganz von ihrem unsichtbaren Verfolger befreit zu sein, als auf einem Wege, den sie des Abends mit einer Freundin machte, ein unvermutetes Abenteuer
30 sie nochmals auf das gewaltsamste erschreckte. Ihr Weg ging durch die Chiaja¹, wo ehemals der geliebte genuesische Freund gewohnt hatte. Es war heller Mondschein. Die Dame, die bei

¹ Riviera di Chiaja heißt die breite, nach dem Vossliip führende Strandstraße Neapels (vgl. Bd. 14, S. 217, 3. Uf. dieser Ausgabe).

ihr saß, fragte: „Ist das nicht das Haus, in welchem der Herr * gestorben ist?“ — „Es ist eins von diesen beiden, soviel ich weiß“, sagte die Schöne, und in dem Augenblicke fiel aus einem dieser beiden Häuser der Schuß und drang durch den Wagen durch. Der Kutscher glaubte angegriffen zu sein und fuhr mit aller 5 möglichen Geschwindigkeit fort. An dem Orte ihrer Bestimmung hob man die beiden Frauen für tot aus dem Wagen.

„Aber dieser Schrecken war auch der letzte. Der unsichtbare Begleiter änderte seine Methode, und nach einigen Abenden erklang vor ihren Fenstern ein lautes Händeklatschen. Sie war 10 als beliebte Sängerin und Schauspielerin diesen Schall schon mehr gewohnt. Er hatte an sich nichts Schreckliches, und man konnte ihn eher einem ihrer Bewunderer zuschreiben. Sie gab wenig darauf acht; ihre Freunde waren aufmerkamer und stellten, wie das vorige Mal, Posten aus. Sie hörten den Schall, 15 sahen aber vor wie nach niemand, und die meisten hofften nun bald auf ein völliges Ende dieser Erscheinungen.

„Nach einiger Zeit verlor sich auch dieser Klang und verwandelte sich in angenehmere Töne. Sie waren zwar nicht eigentlich melodisch, aber unglaublich angenehm und lieblich. Sie 20 schienen den genauesten Beobachtern von der Ecke einer Querstraße her zu kommen, im leeren Luftraume bis unter das Fenster hinzuschweben und dann dort auf das sanfteste zu verklingen. Es war als wenn ein himmlischer Geist durch ein schönes Präludium aufmerksam auf eine Melodie machen wollte, die er eben 25 vorzutragen im Begriff sei. Auch dieser Ton verschwand endlich und ließ sich nicht mehr hören, nachdem die ganze wunderbare Geschichte etwa anderthalb Jahre gedauert hatte.“

Als der Erzähler einen Augenblick inne hielt, fing die Gesellschaft an, ihre Gedanken und Zweifel über diese Geschichte zu 30 äußern, ob sie wahr sei, ob sie auch wahr sein könne?

Der Alte behauptete, sie müsse wahr sein, wenn sie interessant sein solle; denn für eine erfundene Geschichte habe sie wenig Ver-

dienst. Jemand bemerkte darauf: es schein sonderbar, daß man sich nicht nach dem abgesehenen Freunde und nach den Umständen seines Todes erkundigt, weil doch daraus vielleicht einiges zur Aufklärung der Geschichte hätte genommen werden können.

5 „Auch dieses ist geschehen“, versetzte der Alte; „ich war selbst neugierig genug, sogleich nach der ersten Erscheinung in sein Haus zu gehen und unter einem Vorwand die Dame zu besuchen, welche zuletzt recht mütterlich für ihn gesorgt hatte. Sie erzählte mir, daß ihr Freund eine unglaubliche Leidenschaft für das
10 Frauenzimmer gehegt habe, daß er die letzte Zeit seines Lebens fast allein von ihr gesprochen und sie bald als einen Engel, bald als einen Teufel vorgestellt habe.

„Als seine Krankheit überhand genommen, habe er nichts gewünscht, als sie vor seinem Ende noch einmal zu sehen, wahr-
15 scheinlich in der Hoffnung, nur noch eine zärtliche Äußerung, eine Kuee oder sonst irgend ein Zeichen der Liebe und Freundschaft von ihr zu erzwingen. Desto schrecklicher sei ihm ihre anhaltende Weigerung gewesen, und sichtbar habe die letzte entscheidende abschlägliche Antwort sein Ende beschleunigt. Ver-
20 zweifelnd habe er ausgerufen: ‚Nein, es soll ihr nichts helfen! Sie vermeidet mich; aber auch nach meinem Tode soll sie keine Ruhe vor mir haben.‘ Mit dieser Heftigkeit verschied er; und nur zu sehr mußten wir erfahren, daß man auch jenseits des Grabes Wort halten könne.“

25 Die Gesellschaft fing aufs neue an, über die Geschichte zu meinen und zu urteilen. Zulezt sagte der Bruder Fritz: „Ich habe einen Verdacht, den ich aber nicht eher äußern will, als bis ich nochmals alle Umstände in mein Gedächtnis zurückgerufen und meine Kombinationen besser geprüft habe.“

30 Als man lebhafter in ihn drang, suchte er einer Antwort dadurch auszuweichen, daß er sich erbot, gleichfalls eine Geschichte zu erzählen, die zwar der vorigen an Interesse nicht gleiche, aber doch auch von der Art sei, daß man sie niemals mit völliger Gewißheit habe erklären können.

„Bei einem wackern Edelmann, meinem Freunde, der ein altes Schloß mit einer starken Familie bewohnte, war eine Waise erzogen worden, die, als sie herangewachsen und vierzehn Jahr alt war, meist um die Dame vom Hause sich beschäftigte und die nächsten Dienste ihrer Person verrichtete. Man war mit ihr wohl zufrieden, und sie schien nichts weiter zu wünschen, als durch Aufmerksamkeit und Treue ihren Wohltätern dankbar zu sein. Sie war wohlgebildet, und es fanden sich einige Freier um sie ein. Man glaubte nicht, daß eine dieser Verbindungen zu ihrem Glück gereichen würde, und sie zeigte auch nicht das mindeste Verlangen, ihren Zustand zu ändern.

„Auf einmal begab sich's, daß man, wenn das Mädchen in dem Hause Geschäfte halber herumging, unter ihr, hier und da, pochen hörte. Anfangs schien es zufällig, aber da das Klopfen nicht aufhörte und beinahe jeden ihrer Schritte bezeichnete, ward sie ängstlich und traute sich kaum aus dem Zimmer der gnädigen Frau herauszugehen, als in welchem sie allein Ruhe hatte.

„Dieses Pochen ward von jedermann vernommen, der mit ihr ging oder nicht weit von ihr stand. Anfangs scherzte man darüber, endlich aber fing die Sache an, unangenehm zu werden. Der Herr vom Hause, der von einem lebhaften Geist war, untersuchte nun selbst die Umstände. Man hörte das Pochen nicht eher, als bis das Mädchen ging, und nicht sowohl indem sie den Fuß aufsetzte, als indem sie ihn zum Weiterschreiten aufhob. Doch fielen die Schläge manchmal unregelmäßig, und besonders waren sie sehr stark, wenn sie quer über einen großen Saal den Weg nahm.

„Der Hausvater hatte eines Tages Handwerksleute in der Nähe und ließ, da das Pochen am heftigsten war, gleich hinter ihr einige Dielen aufreißen. Es fand sich nichts, außer daß bei dieser Gelegenheit ein paar große Ratten zum Vorschein kamen, deren Jagd viel Lärm im Hause verursachte.

„Entrüstet über diese Begebenheit und Verwirrung, griff der Hausherr zu einem strengen Mittel, nahm seine größte Sch-

peitsche von der Wand und schwur, daß er das Mädchen bis auf den Tod prügeln wolle, wenn sich noch ein einzig Mal das Pochen hören ließe. Von der Zeit an ging sie ohne Anfechtung im ganzen Hause herum, und man vernahm von dem Pochen nichts weiter."

5 „Woraus man denn deutlich sieht“, fiel Luise ein, „daß das schöne Kind sein eignes Gespenst war und aus irgend einer Ursache sich diesen Spaß gemacht und seine Herrschaft zum besten gehabt hatte.“

10 „Keinesweges“, versetzte Fritz; „denn diejenigen, welche diese Wirkung einem Geiste zuschrieben, glaubten, ein Schutzgeist wolle zwar das Mädchen aus dem Hause haben, aber ihr doch kein Leids zufügen lassen. Andere nahmen es näher und hielten dafür, daß einer ihrer Liebhaber die Wissenschaft oder das Geschick gehabt habe, diese Töne zu erregen, um das Mädchen aus dem
15 Hause in seine Arme zu nötigen. Dem sei, wie ihm wolle, das gute Kind zehrte sich über diesen Vorfall beinah' völlig ab und schien einem traurigen Geiste gleich, da sie vorher frisch, munter und die Heiterste im ganzen Hause gewesen. Aber auch eine solche körperliche Abnahme läßt sich auf mehr als eine Weise
20 deuten.“

„Es ist schade“, versetzte Karl, „daß man solche Vorfälle nicht genau untersucht, und daß man bei Beurteilung der Begebenheiten, die uns so sehr interessieren, immer zwischen verschiedenen Wahrscheinlichkeiten schwanken muß, weil die Um-
25 stände, unter welchen solche Wunder geschehen, nicht alle bemerkt sind.“

„Wenn es nur nicht überhaupt so schwer wäre zu untersuchen“, sagte der Alte, „und in dem Augenblicke, wo etwas dergleichen begegnet, die Punkte und Momente alle gegenwärtig zu
30 haben, worauf es eigentlich ankommt, damit man nichts entzwischen lasse, worin Betrug und Irrtum sich verstecken könne. Vermag man denn einem Taschenspieler so leicht auf die Sprünge zu kommen, von dem wir doch wissen, daß er uns zum besten hat?“

Raum hatte er ausgerebet, als in der Ecke des Zimmers auf einmal ein sehr starker Knall sich hören ließ. Alle fuhren auf, und Karl sagte scherzend: „Es wird sich doch kein sterbender Liebhaber hören lassen?“

Er hätte gewünscht, seine Worte wieder zurückzunehmen, 5 denn Luise ward bleich und gestand, daß sie für das Leben ihres Bräutigams zittere.

Fritz, um sie zu zerstreuen, nahm das Licht und ging nach dem Schreibtische, der in der Ecke stand. Die gewölbte Decke desselben war quer völlig durchgerissen; man hatte also die Ur- 10 sache des Knalles; aber demungeachtet fiel es ihnen auf, daß dieser Schreibtisch von Röntgens¹ bester Arbeit, der schon mehrere Jahre an demselben Plage stand, in diesem Augenblicke zufällig gerissen sein sollte. Man hatte ihn oft als Muster einer vor- 15 trefflichen und dauerhaften Tischlerarbeit gerühmt und vorgezeigt, und nun sollte er auf einmal reißen, ohne daß in der Luft die mindeste Veränderung zu spüren war.

„Geschwind“, sagte Karl, „laßt uns zuerst diesen Umstand berichtigen und nach dem Barometer sehen.“

Das Quecksilber hatte seinen Stand vollkommen, wie seit 20 einigen Tagen; das Thermometer selbst war nicht mehr gefallen, als die Veränderung von Tag auf Nacht natürlich mit sich brachte.

„Schade, daß wir nicht einen Hygrometer bei der Hand haben“, rief er aus; „gerade das Instrument wäre das nötigste!“

„Es scheint“, sagte der Alte, „daß uns immer die nötigsten 25 Instrumente abgehen, wenn wir Versuche auf Geister anstellen wollen.“

Sie wurden in ihren Betrachtungen durch einen Bedienten unterbrochen, der mit Hast hereinkam und meldete, daß man ein starkes Feuer am Himmel sehe, jedoch nicht wisse, ob es in 30 der Stadt oder in der Gegend sei.

Da man durch das Vorhergehende schon empfänglich für

¹ David Röntgen (1745—1807), berühmter Möbelfabrikant zu Neuwied, dessen künstliche Schreibtische auch in den „Wanderjahren“ (Buch 3, Kap. 6) erwähnt werden.

den Schrecken geworden war, so wurden alle mehr, als es vielleicht sonst geschehen sein würde, von der Nachricht betroffen. Fritz eilte auf das Belvedere des Hauses, wo auf einer großen horizontalen Scheibe die Karte des Landes ausführlich gezeichnet war, durch deren Hülfe man auch bei Nacht die verschiedenen Lagen der Orte ziemlich genau bestimmen konnte. Die andern blieben nicht ohne Sorgen und Bewegung beieinander.

Fritz kam zurück und sagte: „Ich bringe keine gute Nachricht. Denn höchst wahrscheinlich ist der Brand nicht in der Stadt, sondern auf dem Gute unserer Tante. Ich kenne die Richtung sehr genau und fürchte, mich nicht zu irren.“ Man bedauerte die schönen Gebäude und überrechnete den Verlust. „Indessen“, sagte Fritz, „ist mir ein wunderlicher Gedanke eingekommen, der uns wenigstens über das sonderbare Anzeichen des Schreibtisches beruhigen kann. Vor allen Dingen wollen wir die Minute berichtigen, in der wir den Klang gehört haben.“ Sie rechneten zurück, und es konnte etwa halb zwölf gewesen sein.

„Nun, ihr mögt lachen oder nicht“, fuhr Fritz fort, „will ich euch meine Mutmaßung erzählen. Ihr wißt, daß unsre Mutter schon vor mehreren Jahren einen ähnlichen, ja man möchte sagen einen gleichen Schreibtisch an unsre Tante geschenkt hat. Beide waren zu einer Zeit, aus einem Holze mit der größten Sorgfalt von einem Meister gefertigt; beide haben sich bisher trefflich gehalten, und ich wollte wetten, daß in diesem Augenblicke mit dem Lusthause unsrer Tante der zweite Schreibtisch verbrennt, und daß sein Zwilling Bruder auch davon leidet. Ich will mich morgen selbst aufmachen und dieses seltsame Factum so gut als möglich zu berichtigen suchen.“

Ob Friedrich wirklich diese Meinung hegte, oder ob der Wunsch, seine Schwester zu beruhigen, ihm zu diesem Einfall geholfen, wollen wir nicht entscheiden; genug, sie ergriffen die Gelegenheit, über manche unleugbare Sympathien zu sprechen, und fanden am Ende eine Sympathie zwischen Hölzern, die auf einem Stamm erzeugt worden, zwischen Werken, die ein Künst-

ler verfertigt, noch ziemlich wahrscheinlich. Ja sie wurden einig, dergleichen Phänomene ebenfogut für Naturphänomene gelten zu lassen als andere, welche sich öfter wiederholen, die wir mit Händen greifen und doch nicht erklären können.

„Überhaupt“, sagte Karl, „scheint mir, daß jedes Phänomen 5 sowie jedes Faktum an sich eigentlich das Interessanteste sei. Wer es erklärt oder mit andern Begebenheiten zusammenhängt, macht sich gewöhnlich eigentlich nur einen Spaß und hat uns zum besten, wie z. B. der Naturforscher und Historienfchreiber. Aber eine einzelne Handlung oder Begebenheit ist interessant, nicht 10 weil sie erklärbar oder wahrscheinlich, sondern weil sie wahr ist. Wenn gegen Mitternacht die Flamme den Schreibtisch der Tante verzehrt hat, so ist das sonderbare Reißen des unsers zu gleicher Zeit für uns eine wahre Begebenheit, sie mag übrigens erklärbar sein und zusammenhängen mit was sie will.“ 15

So tief es auch schon in der Nacht war, fühlte niemand eine Neigung, zu Bette zu gehen, und Karl erbot sich gleichfalls, eine Geschichte zu erzählen, die nicht minder interessant sei, ob sie sich gleich vielleicht eher erklären und begreifen lasse als die vorigen.

„Der Marschall von Bassompierre“, sagte er, „erzählt sie in 20 seinen Memoiren; es sei mir erlaubt, in seinem Namen zu reden.“

„Seit fünf oder sechs Monaten hatte ich bemerkt, so oft ich über die kleine Brücke ging (denn zu der Zeit war der Pont Neuf noch nicht erbauet), daß eine schöne Krämerin, deren Laden an einem Schilde mit zwei Engeln kenntlich war, sich tief und wie- 25 derholt vor mir neigte und mir soweit nachsah, als sie nur konnte. Ihr Betragen fiel mir auf, ich sah sie gleichfalls an und dankte ihr sorgfältig. Einst ritt ich von Fontainebleau nach Paris, und als ich wieder die kleine Brücke heraufkam, trat sie an ihre Ladentüre und sagte zu mir, indem ich vorbeiritt: ‚Mein Herr, 30 Ihre Dienerin!‘ Ich erwiderte ihren Gruß, und indem ich mich von Zeit zu Zeit umsah, hatte sie sich weiter vorgelehnt, um mir so weit als möglich nachzusehen.

„Ein Bedienter nebst einem Postillon folgten mir, die ich noch diesen Abend mit Briefen an einige Damen nach Fontainebleau zurückschicken wollte. Auf meinen Befehl stieg der Bediente ab und ging zu der jungen Frau, ihr in meinem Namen zu sagen, daß ich ihre Neigung, mich zu sehen und zu grüßen, bemerkt hätte; ich wollte, wenn sie wünschte, mich näher kennen zu lernen, sie aufsuchen, wo sie verlangte.

„Sie antwortete dem Bedienten: er hätte ihr keine bessere Neuigkeit bringen können, sie wollte kommen, wohin ich sie bestellte, nur mit der Bedingung, daß sie eine Nacht mit mir unter einer Decke zubringen dürfte.

„Ich nahm den Vorschlag an und fragte den Bedienten, ob er nicht etwa einen Ort kenne, wo wir zusammenkommen könnten? Er antwortete, daß er sie zu einer gewissen Kupplerin führen wollte; rate mir aber, weil die Pest sich hier und da zeige, Matrasen, Decken und Leintücher aus meinem Hause hinbringen zu lassen. Ich nahm den Vorschlag an, und er versprach mir, ein gutes Bett zu bereiten.

„Des Abends ging ich hin und fand eine sehr schöne Frau von ungefähr zwanzig Jahren, mit einer zierlichen Nachtmütze, einem sehr feinen Hemde, einem kurzen Unterrocke von grünwollenem Zeuge. Sie hatte Pantoffeln an den Füßen und eine Art von Pudermantel übergeworfen. Sie gefiel mir außerordentlich, und da ich mir einige Freiheiten herausnehmen wollte, lehnte sie meine Liebskosen mit sehr guter Art ab und verlangte, mit mir zwischen zwei Leintüchern zu sein. Ich erfüllte ihr Begehren und kann sagen, daß ich niemals ein zierlicheres Weib gekannt habe, noch von irgend einer mehr Vergnügen genossen hätte. Den andern Morgen fragte ich sie: ob ich sie nicht noch einmal sehen könnte, ich verreise erst Sonntag; und wir hatten die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag miteinander zugebracht.

„Sie antwortete mir: daß sie es gewiß lebhafter wünsche als ich; wenn ich aber nicht den ganzen Sonntag bliebe, sei es ihr unmöglich, denn nur in der Nacht vom Sonntag auf den

Montag könne sie mich wiedersehen. Als ich einige Schwierigkeiten machte, sagte sie: „Ihr seid wohl meiner in diesem Augenblicke schon überdrüssig und wollt nun Sonntags verreisen; aber Ihr werdet bald wieder an mich denken und gewiß noch einen Tag zugeben, um eine Nacht mit mir zuzubringen.“ 5

„Ich war leicht zu überreden, versprach ihr, den Sonntag zu bleiben und die Nacht auf den Montag mich wieder an dem nämlichen Orte einzufinden. Darauf antwortete sie mir: „Ich weiß recht gut, mein Herr, daß ich in ein schändliches Haus um Ihrentwillen gekommen bin; aber ich habe es freiwillig getan, 10 und ich hatte ein so unüberwindliches Verlangen, mit Ihnen zu sein, daß ich jede Bedingung eingegangen wäre. Aus Leidenschaft bin ich an diesen abscheulichen Ort gekommen, aber ich würde mich für eine feile Dirne halten, wenn ich zum zweitenmal dahin zurückkehren könnte. Möge ich eines elenden Todes 15 sterben, wenn ich außer meinem Mann und Euch irgend jemand zu Willen gewesen bin und nach irgend einem andern verlange! Aber was täte man nicht für eine Person, die man liebt, und für einen Bassompierre? Um seinetwillen bin ich in das Haus gekommen, um eines Mannes willen, der durch seine Gegenwart 20 diesen Ort ehrbar gemacht hat. Wollt Ihr mich noch einmal sehen, so will ich Euch bei meiner Tante einlassen.“

„Sie beschrieb mir das Haus aufs genaueste und fuhr fort: „Ich will Euch von zehn Uhr bis Mitternacht erwarten, ja noch später, die Türe soll offen sein. Erst findet Ihr einen kleinen 25 Gang, in dem haltet Euch nicht auf, denn die Türe meiner Tante geht da heraus. Dann stößt Euch eine Treppe sogleich entgegen, die Euch ins erste Geschöß führt, wo ich Euch mit offenen Armen empfangen werde.“

„Ich machte meine Einrichtung, ließ meine Leute und meine 30 Sachen vorausgehen¹ und erwartete mit Ungeduld die Sonntagsnacht, in der ich das schöne Weibchen wiedersehen sollte.

¹ Bassompierre war im Begriff, als außerordentlicher Gesandter nach Lothringen zu gehen (im Jahre 1606).

Um zehn Uhr war ich schon am bestimmten Orte. Ich fand die
 Türe, die sie mir bezeichnet hatte, sogleich, aber verschlossen und
 im ganzen Hause Licht, das sogar von Zeit zu Zeit wie eine
 Flamme aufzulodern schien. Ungeduldig fing ich an zu klopfen,
 5 um meine Ankunft zu melden; aber ich hörte eine Mannsstimme,
 die mich fragte, wer draußen sei?

„Ich ging zurück und einige Straßen auf und ab. Endlich
 zog mich das Verlangen wieder nach der Türe. Ich fand sie
 offen und eilte durch den Gang die Treppe hinauf. Aber wie
 10 erstaunt war ich, als ich in dem Zimmer ein paar Leute fand,
 welche Bettstroh verbrannten, und bei der Flamme, die das
 ganze Zimmer erleuchtete, zwei nackte Körper auf dem Tiſche
 ausgestreckt sah. Ich zog mich eilig zurück und stieß im Hinaus-
 gehen auf ein paar Totengräber, die mich fragten, was ich suchte?
 15 Ich zog den Degen, um sie mir vom Leibe zu halten, und kam
 nicht unbewegt von diesem seltsamen Anblick nach Hause. Ich
 trank sogleich drei bis vier Gläser Wein, ein Mittel gegen die
 pestilenzialischen Einflüsse, das man in Deutschland sehr bewährt
 hält, und trat, nachdem ich ausgeruhet, den andern Tag meine
 20 Reise nach Lothringen an.

„Alle Mühe, die ich mir nach meiner Rückkunft gegeben,
 irgend etwas von dieser Frau zu erfahren, war vergeblich. Ich
 ging sogar nach dem Laden der zwei Engel; allein die Mietleute
 wußten nicht, wer vor ihnen darin geessen hatte.

25 „Dieses Abenteuer begegnete mir mit einer Person vom ge-
 ringen Stande, aber ich versichere, daß ohne den unangenehmen
 Ausgang es eins der reizendsten gewesen wäre, deren ich mich
 erinnere, und daß ich niemals ohne Sehnsucht an das schöne
 Weibchen habe denken können.“

30 „Auch dieses Rätsel“, versetzte Friß, „ist so leicht nicht zu
 lösen. Denn es bleibt zweifelhaft, ob das artige Weibchen in
 dem Hause mit an der Pest gestorben, oder ob sie es nur dieses
 Umstands wegen vermieden habe.“

„Hätte sie gelebt“, versetzte Karl, „so hätte sie ihren Geliebten gewiß auf der Gasse erwartet, und keine Gefahr hätte sie abgehalten, ihn wieder aufzusuchen. Ich fürchte immer, sie hat mit auf dem Tische gelegen.“

„Schweigt“, sagte Luise, „die Geschichte ist gar zu schrecklich! Was wird das für eine Nacht werden, wenn wir uns mit solchen Bildern zu Bette legen!“

„Es fällt mir noch eine Geschichte ein“, sagte Karl, „die artiger ist und die Bassompierre von einem seiner Vorfahren erzählt.

„Eine schöne Frau, die den Anhnerrn außerordentlich liebte, besuchte ihn alle Montage auf seinem Sommerhause, wo er die Nacht mit ihr zubrachte, indem er seine Frau glauben ließ, daß er diese Zeit zu einer Jagdpartie bestimmt habe.

„Zwei Jahre hatten sie sich ununterbrochen auf diese Weise gesehen, als seine Frau einigen Verdacht schöpfte, sich eines Morgens nach dem Sommerhause schlich und ihren Gemahl mit der Schönen in tiefem Schlafe antraf. Sie hatte weder Mut noch Willen, sie aufzuwecken, nahm aber ihren Schleier vom Kopfe und deckte ihn über die Füße der Schlafenden.

„Als das Frauenzimmer erwachte und den Schleier erblickte, tat sie einen hellen Schrei, brach in laute Klage aus und jammerte, daß sie ihren Geliebten nicht mehr wiedersehen, ja daß sie sich ihm auf hundert Meilen nicht nähern dürfe. Sie verließ ihn, nachdem sie ihm drei Geschenke, ein kleines Fruchtmaß, einen Ring und einen Becher für seine drei rechtmäßigen Töchter verehrt und ihm die größte Sorgfalt für diese Gaben anbefohlen hatte. Man hob sie sorgfältig auf, und die Abkömmlinge dieser drei Töchter glaubten die Ursache manches glücklichen Ereignisses in dem Besiz dieser Gabe zu finden.“

„Das sieht nun schon eher dem Märchen der schönen Melusine und andern dergleichen Feengeschichten ähnlich“, sagte Luise.

„Und doch hat sich eine solche Tradition“, versetzte Friedrich, „und ein ähnlicher Talisman in unserm Hause erhalten.“

„Wie wäre denn das?“ fragte Karl.

„Es ist ein Geheimnis“, versetzte jener; „nur der älteste Sohn darf es allenfalls bei Lebzeiten des Vaters erfahren und nach seinem Tode das Kleinod besitzen.“

5 „Du hast es also in Verwahrung?“ fragte Luise.

„Ich habe wohl schon zu viel gesagt“, versetzte Friedrich, indem er das Licht anzündete, um sich hinweg zu begeben.

Die Familie hatte zusammen, wie gewöhnlich, das Frühstück eingenommen, und die Baronesse saß wieder an ihrem Stuhl-
10 rahmen. Nach einem kurzen allgemeinen Stillschweigen begann der geistliche Hausfreund mit einigem Lächeln: „Es ist zwar selten, daß Sänger, Dichter und Erzähler, die eine Gesellschaft zu unterhalten versprechen, es zur rechten Zeit tun; vielmehr lassen sie sich gewöhnlich, wo sie willig sein sollten, sehr dringend
15 bitten, und sind zudringlich, wenn man ihren Vortrag gern ablehnen möchte. Ich hoffe daher eine Ausnahme zu machen, wenn ich anfrage, ob Ihnen in diesem Augenblicke gelegen sei, irgend eine Geschichte anzuhören?“

„Recht gerne“, versetzte die Baronesse; „und ich glaube, es
20 werden alle übrigen mit mir übereinstimmen. Doch wenn Sie uns eine Geschichte zur Probe geben wollen, so muß ich Ihnen sagen, welche Art ich nicht liebe. Jene Erzählungen machen mir keine Freude, bei welchen, nach Weise der ‚Tausendundeinen Nacht‘, eine Begebenheit in die andere eingeschachtelt, ein Inter-
25 esse durch das andere verdrängt wird; wo sich der Erzähler genötigt sieht, die Neugierde, die er auf eine leichtsinnige Weise erregt hat, durch Unterbrechung zu reizen und die Aufmerksamkeit, anstatt sie durch eine vernünftige Folge zu befriedigen, nur durch seltsame und keineswegs lobenswürdige Kunstgriffe auf-
30 zuspinnen. Ich tadle das Bestreben, aus Geschichten, die sich der Einheit des Gedichts nähern sollen, rhapsodische Rätsel zu machen und den Geschmack immer tiefer zu verderben. Die Gegenstände Ihrer Erzählungen gebe ich Ihnen ganz frei, aber lassen Sie uns wenigstens an der Form sehen, daß wir in guter

Gesellschaft sind. Geben Sie uns zum Anfang eine Geschichte von wenig Personen und Begebenheiten, die gut erfunden und gedacht ist, wahr, natürlich und nicht gemein, so viel Handlung als unentbehrlich und so viel Gefinnung als nötig; die nicht still steht, sich nicht auf einem Flecke zu langsam bewegt, sich aber auch nicht übereilt; in der die Menschen erscheinen, wie man sie gern mag, nicht vollkommen, aber gut, nicht außerordentlich, aber interessant und liebenswürdig. Ihre Geschichte sei unterhaltend, so lange wir sie hören, befriedigend, wenn sie zu Ende ist, und hinterlasse uns einen stillen Reiz, weiter nachzudenken.“

„Kannte ich Sie nicht besser, gnädige Frau“, versetzte der Geistliche, „so würde ich glauben, Ihre Absicht sei, mein Warenlager, noch eh' ich irgend etwas davon ausgeframt habe, durch diese hohen und strengen Forderungen völlig in Mißkredit zu setzen. Wie selten möchte man Ihnen nach Ihrem Maßstab Genüge leisten können. Selbst in diesem Augenblicke“, fuhr er fort, als er ein wenig nachgedacht, „nötigen Sie mich, die Erzählung, die ich im Sinne hatte, zurückzustellen und auf eine andere Zeit zu verlegen; und ich weiß wirklich nicht, ob ich mich in der Eile vergreife, wenn ich eine alte Geschichte, an die ich aber immer mit einiger Vorliebe gedacht habe, sogleich aus dem Stegreife vorzutragen anfangen.“

„In einer italienischen Seestadt lebte vorzeiten ein Handelsmann, der sich von Jugend auf durch Tätigkeit und Klugheit auszeichnete. Er war dabei ein guter Seemann und hatte große Reichthümer erworben, indem er selbst nach Alexandria zu schiffen, kostbare Waren zu erkaufen oder einzutauschen pflegte, die er alsdann zu Hause wieder abzusetzen oder in die nördlichen Gegenden Europens zu versenden wußte. Sein Vermögen wuchs von Jahr zu Jahr, um so mehr, als er in seiner Geschäftigkeit selbst das größte Vergnügen fand und ihm keine Zeit zu kostspieligen Zerstreuungen übrigblieb.“

„Bis in sein funfzigstes Jahr hatte er sich auf diese Weise emsig fortbeschäftigt, und ihm war von den gefelligen Vergnügungen wenig bekannt worden, mit welchen ruhige Bürger ihr Leben zu würzen verstehen; ebensowenig hatte das schöne Geschlecht, bei allen Vorzügen seiner Landsmänninnen, seine Aufmerksamkeit weiter erregt, als insofern er ihre Begierde nach Schmuck und Kostbarkeiten sehr wohl kannte und sie gelegentlich zu nutzen wußte.

„Wie wenig verfuhr er sich daher auf die Veränderung, die in seinem Gemüte vorgehen sollte, als eines Tags sein reich beladen Schiff in den Hafen seiner Vaterstadt einlief, eben an einem jährlichen Feste, das besonders der Kinder wegen gefeiert wurde. Knaben und Mädchen pflegten nach dem Gottesdienste in allerlei Verkleidungen sich zu zeigen, bald in Professionen, bald in Scharen durch die Stadt zu scherzen und sodann im Felde auf einem großen freien Platz allerhand Spiele zu treiben, Kunststücke und Geschicklichkeiten zu zeigen und in artigem Wettstreit ausgesetzte kleine Preise zu gewinnen.

„Anfangs wohnte unser Seemann dieser Feier mit Vergnügen bei; als er aber die Lebenslust der Kinder und die Freude der Eltern daran lange betrachtet und so viele Menschen im Genuß einer gegenwärtigen Freude und der angenehmsten aller Hoffnungen gefunden hatte, mußte ihm bei einer Rückkehr auf sich selbst sein einsamer Zustand äußerst auffallen. Sein leeres Haus fing zum erstenmal an, ihm ängstlich zu werden, und er klagte sich selbst in seinen Gedanken an.

„O ich Unglückseliger! Warum gehn mir so spät die Augen auf? Warum erkenne ich erst im Alter jene Güter, die allein den Menschen glücklich machen? So viel Mühe! so viel Gefahren! was haben sie mir verschafft? Sind gleich meine Gewölbe voll Waren, meine Kisten voll edler Metalle und meine Schränke voll Schmuck und Kleinodien, so können doch diese Güter mein Gemüt weder erheitern noch befriedigen. Je mehr ich sie aufhäufe, desto mehr Gesellen scheinen sie zu verlangen; ein Kleinod

fordert das andere, ein Goldstück das andere. — Sie erkennen mich nicht für den Hausherrn; sie rufen mir ungestüm zu: ‚Geh und eile, schaffe noch Unfersgleichen herbei! Gold erfreut sich nur des Goldes, das Kleinod des Kleinodes.‘ So gebieten sie mir schon die ganze Zeit meines Lebens, und erst spät fühle ich, daß mir in allem diesem kein Genuß bereitet ist. Leider jetzt, da die Jahre kommen, fange ich an zu denken und sage zu mir: Du genießest diese Schätze nicht, und niemand wird sie nach dir genießen! Hast du jemals eine geliebte Frau damit geschmückt? hast du eine Tochter damit ausgestattet? hast du einen Sohn in den Stand gesetzt, sich die Neigung eines guten Mädchens zu gewinnen und zu befestigen? Niemals! Von allen deinen Besitztümern hast du, hat niemand der Deinigen etwas besessen, und was du mühsam zusammengebracht hast, wird nach deinem Tode ein Fremder leichtfertig verprassen.

„O wie anders werden heute abend jene glücklichen Eltern ihre Kinder um den Tisch versammeln, ihre Geschicklichkeit preisen und sie zu guten Taten aufmuntern! Welche Lust glänzte aus ihren Augen und welche Hoffnung schien aus dem Gegenwärtigen zu entspringen! Solltest du denn aber selbst gar keine Hoffnung fassen können? Bist du denn schon ein Greis? Ist es nicht genug, die Verfümmnis einzusehen, jetzt, da noch nicht aller Tage Abend gekommen ist? Nein, in deinem Alter ist es noch nicht töricht, ans Freien zu denken; mit deinen Gütern wirst du ein braves Weib erwerben und glücklich machen; und siehst du noch Kinder in deinem Hause, so werden dir diese spätern Früchte den größten Genuß geben, anstatt daß sie oft denen, die sie zu früh vom Himmel erhalten, zur Last werden und zur Verwirrung gereichen.“

„Als er durch dieses Selbstgespräch seinen Vorsatz bei sich befestigt hatte, rief er zwei Schiffsgesellen zu sich und eröffnete ihnen seine Gedanken. Sie, die gewohnt waren, in allen Fällen willig und bereit zu sein, fehlten auch diesmal nicht und eilten, sich in der Stadt nach den jüngsten und schönsten Mädchen zu erkun-

digen; denn ihr Patron, da er einmal nach dieser Ware lüstern ward, sollte auch die beste finden und besitzen.

„Er selbst feierte so wenig als seine Abgesandten. Er ging, fragte, sah und hörte und fand bald, was er suchte, in einem
5 Frauzenzimmer, das in diesem Augenblick das schönste der ganzen Stadt genannt zu werden verdiente, ungefähr sechzehn Jahr' alt, wohlgebildet und gut erzogen, deren Gestalt und Wesen das angenehmste zeigte und das beste versprach.

„Nach einer kurzen Unterhandlung, durch welche der vorteil-
10 hafteste Zustand, sowohl bei Lebzeiten als nach dem Tode des Mannes, der Schönen versichert war, vollzog man die Heirat mit großer Pracht und Lust, und von diesem Tage an fühlte sich unser Handelsmann zum erstenmal im wirklichen Besiß und Genuß seiner Reichthümer. Nun verwandte er mit Freuden die
15 schönsten und reichsten Stoffe zur Bekleidung des schönen Körpers, die Juwelen glänzten ganz anders an der Brust und in den Haaren seiner Geliebten, als ehemals im Schmuckkästchen, und die Ringe erhielten einen unendlichen Wert von der Hand, die sie trug.

„So fühlte er sich nicht allein so reich, sondern reicher als
20 bisher, indem seine Güter sich durch Theilnehmung und Anwendung zu vermehren schienen. Auf diese Weise lebte das Paar fast ein Jahr lang in der größten Zufriedenheit, und er schien seine Liebe zu einem tätigen und herumstreifenden Leben gegen das
25 Gefühl häuslicher Glückseligkeit gänzlich vertauscht zu haben. Aber eine alte Gewohnheit legt sich so leicht nicht ab, und eine Richtung, die wir früh genommen, kann wohl einige Zeit abgelenkt, aber nie ganz unterbrochen werden.

„So hatte auch unser Handelsmann oft, wenn er andere sich
30 einschiffen oder glücklich in den Hafen zurückkehren sah, wieder die Regungen seiner alten Leidenschaft gefühlt, ja er hatte selbst in seinem Hause, an der Seite seiner Gattin, manchmal Unruhe und Unzufriedenheit empfunden. Dieses Verlangen vermehrte sich mit der Zeit und verwandelte sich zuletzt in eine solche Seh-

sucht, daß er sich äußerst unglücklich fühlen mußte und zuletzt wirklich krank ward.

„Was soll nun aus dir werden?“ sagte er zu sich selbst. „Du erfährst nun, wie töricht es ist, in späten Jahren eine alte Lebensweise gegen eine neue zu vertauschen. Wie sollen wir das, was wir immer getrieben und gesucht haben, aus unsern Gedanken, ja aus unsern Gliedern wieder herausbringen? Und wie geht es mir nun? der ich bisher wie ein Fisch das Wasser, wie ein Vogel die freie Luft geliebt, da ich mich in einem Gebäude bei allen Schätzen und bei der Blume aller Reichthümer, bei einer schönen jungen Frau eingesperrt habe? Anstatt daß ich dadurch hoffte, Zufriedenheit zu gewinnen und meiner Güter zu genießen, so scheint es mir, daß ich alles verliere, indem ich nichts weiter erwerbe. Mit Unrecht hält man die Menschen für Toren, welche in rastloser Tätigkeit Güter auf Güter zu häufen suchen; denn die Tätigkeit ist das Glück, und für den, der die Freuden eines ununterbrochenen Bestrebens empfinden kann, ist der erworbene Reichthum ohne Bedeutung. Aus Mangel an Beschäftigung werde ich elend, aus Mangel an Bewegung krank, und wenn ich keinen andern Entschluß fasse, so bin ich in kurzer Zeit dem Tode nahe.“

„Freilich ist es ein gewagtes Unternehmen, sich von einer jungen, liebenswürdigen Frau zu entfernen. Ist es billig, um ein reizendes und reizbares Mädchen zu freien und sie nach einer kurzen Zeit sich selbst, der Langenweile, ihren Empfindungen und Begierden zu überlassen? Spazieren diese jungen seidnen Herren nicht schon jetzt vor meinen Fenstern auf und ab? Suchen sie nicht schon jetzt in der Kirche und in Gärten die Aufmerksamkeit meines Weibes an sich zu ziehen? und was wird erst geschehen, wenn ich weg bin? Soll ich glauben, daß mein Weib durch ein Wunder gerettet werden könnte? Nein, in ihrem Alter, bei ihrer Konstitution wäre es töricht, zu hoffen, daß sie sich der Freuden der Liebe enthalten könnte. Entfernst du dich, so wirfst du bei deiner Rückkunft die Neigung deines Weibes

und ihre Treue zugleich mit der Ehre deines Hauses verloren haben.'

„Diese Betrachtungen und Zweifel, mit denen er sich eine Zeitlang quälte, verschlimmerten den Zustand, in dem er sich
 5 befand, aufs äußerste. Seine Frau, seine Verwandten und Freunde betrübten sich um ihn, ohne daß sie die Ursache seiner Krankheit hätten entdecken können. Endlich ging er nochmals bei sich zu Rate und rief nach einiger Überlegung aus: ‚Törrichter Mensch! du lässest es dir so sauer werden, ein Weib zu
 10 bewahren, das du doch bald, wenn dein Übel fort dauert, sterbend hinter dir und einem andern lassen mußt. Ist es nicht wenigstens klüger und besser, du suchst das Leben zu erhalten, wenn du gleich in Gefahr kommst, an ihr dasjenige zu verlieren, was als das höchste Gut der Frauen geschätzt wird. Wie man-
 15 cher Mann kann durch seine Gegenwart den Verlust dieses Schazes nicht hindern, und vermißt geduldig, was er nicht erhalten kann. Warum solltest du nicht Mut haben, dich eines solchen Gutes zu entschlagen, da von diesem Entschlusse dein Leben abhängt.‘

20 „Mit diesen Worten ermannte er sich und ließ seine Schiffsgesellen rufen. Er trug ihnen auf, nach gewohnter Weise ein Fahrzeug zu befrachten und alles bereit zu halten, daß sie bei dem ersten günstigen Winde auslaufen könnten. Darauf erklärte er sich gegen seine Frau folgendermaßen:

25 „Daß dich nicht befremden, wenn du in dem Hause eine Bewegung siehst, woraus du schließen kannst, daß ich mich zu einer Abreise anschicke. Betrübe dich nicht, wenn ich dir gestehe, daß ich abermals eine Seefahrt zu unternehmen gedenke. Meine Liebe zu dir ist noch immer dieselbe, und sie wird es gewiß in meinem
 30 ganzen Leben bleiben. Ich erkenne den Wert des Glücks, das ich bisher an deiner Seite genoß, und würde ihn noch reiner fühlen, wenn ich mir nicht oft Vorwürfe der Untätigkeit und Nachlässigkeit im stillen machen müßte. Meine alte Neigung wacht wieder auf, und meine alte Gewohnheit zieht mich wieder

an. Erlaube mir, daß ich den Markt von Alexandrien wiedersehe, den ich jetzt mit größerem Eifer besuchen werde, weil ich dort die köstlichsten Stoffe und die edelsten Kostbarkeiten für dich zu gewinnen denke. Ich lasse dich im Besitz aller meiner Güter und meines Vermögens; bediene dich dessen und vergnüge dich mit deinen Eltern und Verwandten. Die Zeit der Abwesenheit geht auch vorüber, und mit vielfacher Freude werden wir uns wiedersehen.'

„Nicht ohne Tränen machte ihm die liebenswürdige Frau die zärtlichsten Vorwürfe, versicherte, daß sie ohne ihn keine fröhliche Stunde hinbringen werde, und bat ihn nur, da sie ihn weder halten könne noch einschränken wolle, daß er ihrer auch in der Abwesenheit zum besten gedenken möge.

„Nachdem er darauf Verschiedenes mit ihr über einige Geschäfte und häusliche Angelegenheiten gesprochen, sagte er nach einer kleinen Pause: ‚Ich habe nun noch etwas auf dem Herzen, davon du mir frei zu reden erlauben mußt; nur bitte ich dich aufs herzlichste, nicht zu mißdeuten, was ich sage, sondern auch selbst in dieser Besorgnis meine Liebe zu erkennen.'

„Ich kann es erraten', versetzte die Schöne darauf, ‚du bist meinetwegen besorgt, indem du nach Art der Männer unser Geschlecht ein für allemal für schwach hältst. Du hast mich bisher jung und froh gekannt, und nun glaubst du, daß ich in deiner Abwesenheit leichtsinnig und verführbar sein werde. Ich schelte diese Sinnesart nicht, denn sie ist bei euch Männern gewöhnlich; aber wie ich mein Herz kenne, darf ich dir versichern, daß nichts so leicht Eindruck auf mich machen und kein möglicher Eindruck so tief wirken soll, um mich von dem Wege abzuleiten, auf dem ich bisher an der Hand der Liebe und Pflicht hintwandelte. Sei ohne Sorgen; du sollst deine Frau so zärtlich und treu bei deiner Rückkunft wiederfinden, als du sie abends fandest, wenn du nach einer kleinen Abwesenheit in meine Arme zurückkehrtest.'

„Diese Gefinnungen traue ich dir zu', versetzte der Gemahl, ‚und bitte dich, darin zu verharren. Laß uns aber an die äußer-

sten Fälle denken; warum soll man sich nicht auch darauf vor-
 sehen? Du weißt, wie sehr deine schöne und reizende Gestalt die
 Augen unserer jungen Mitbürger auf sich zieht; sie werden sich
 in meiner Abwesenheit noch mehr als bisher um dich bemühen;
 5 sie werden sich dir auf alle Weise zu nähern, ja zu gefallen suchen.
 Nicht immer wird das Bild deines Gemahls, wie jetzt seine
 Gegenwart, sie von deiner Türe und deinem Herzen verscheu-
 chen. Du bist ein edles und gutes Kind, aber die Forderungen
 der Natur sind rechtmäßig und gewalttham; sie stehen mit unserer
 10 Vernunft beständig im Streite und tragen gewöhnlich den Sieg
 davon. Unterbrich mich nicht. Du wirst gewiß in meiner Ab-
 wesenheit, selbst bei dem pflichtmäßigen Andenken an mich, das
 Verlangen empfinden, wodurch das Weib den Mann anzieht
 und von ihm angezogen wird. Ich werde eine Zeitlang der
 15 Gegenstand deiner Wünsche sein; aber wer weiß, was für Um-
 stände zusammentreffen, was für Gelegenheiten sich finden, und
 ein anderer wird in der Wirklichkeit ernten, was die Einbil-
 dungskraft mir zugebacht hatte. Werde nicht ungeduldig, ich
 bitte dich, höre mich aus!

20 „Sollte der Fall kommen, dessen Möglichkeit du leugnest,
 und den ich auch nicht zu beschleunigen wünsche, daß du ohne
 die Gesellschaft eines Mannes nicht länger bleiben, die Freuden
 der Liebe nicht wohl entbehren könntest, so versprich mir nur,
 an meine Stelle keinen von den leichtsinnigen Knaben zu wäh-
 25 len, die, so artig sie auch aussehen mögen, der Ehre noch mehr
 als der Tugend einer Frau gefährlich sind. Mehr durch Eitel-
 keit als durch Begierde beherrscht, bemühen sie sich um eine jede,
 und finden nichts natürlicher, als eine der andern aufzuopfern.
 Fühlst du dich geneigt, dich nach einem Freunde umzusehen, so
 30 forsche nach einem, der diesen Namen verdient, der bescheiden und
 verschwiegen die Freuden der Liebe noch durch die Wohlthat des
 Geheimnisses zu erheben weiß.“

„Hier verbarg die schöne Frau ihren Schmerz nicht länger,
 und die Tränen, die sie bisher zurückgehalten hatte, stürzten

reichlich aus ihren Augen. ‚Was du auch von mir denken magst,‘ rief sie nach einer leidenschaftlichen Umarmung aus, ‚so ist doch nichts entfernter von mir, als das Verbrechen, das du gewissermaßen für unvermeidlich hältst. Möge, wenn jemals auch nur ein solcher Gedanke in mir entsteht, die Erde sich auf-
 5 tun und mich verschlingen, und möge alle Hoffnung der Seligkeit mir entrisfen werden, die uns eine so reizende Fortdauer unsers Daseins verspricht! Entferne das Mißtrauen aus deiner Brust und laß mir die ganze reine Hoffnung, dich bald wieder
 10 in meinen Armen zu sehen.‘

„Nachdem er auf alle Weise seine Gattin zu beruhigen gesucht, schiffte er sich den andern Morgen ein; seine Fahrt war glücklich, und er gelangte bald nach Alexandrien.

„Indessen lebte seine Gattin in dem ruhigen Besiz eines großen Vermögens nach aller Lust und Bequemlichkeit, jedoch eingezo-
 15 gen, und pflegte außer ihren Eltern und Verwandten niemand zu sehen; und indem die Geschäfte ihres Mannes durch getreue Diener fortgeführt wurden, bewohnte sie ein großes Haus, in dessen prächtigen Zimmern sie mit Vergnügen täglich das Andenken ihres Gemahls erneuerte.
 20

„So sehr sie aber auch sich stille hielt und eingezogen lebte, waren doch die jungen Leute der Stadt nicht untätig geblieben. Sie versäumten nicht, häufig vor ihrem Fenster vorbeizugehen, und suchten des Abends durch Musik und Gesänge ihre Aufmerksam-
 25 keit auf sich zu ziehen. Die schöne Einsame fand anfangs diese Bemühungen unbequem und lästig, doch gewöhnte sie sich bald daran und ließ an den langen Abenden, ohne sich zu bekümmern, woher sie kämen, die Serenaden als eine angenehme Unterhaltung sich gefallen, und konnte dabei manchen Seufzer, der ihrem Abwesenden galt, nicht zurückhalten.
 30

„Anstatt daß ihre unbekanntnen Verehrer, wie sie hoffte, nach und nach müde geworden wären, schienen sich ihre Bemühungen noch zu vermehren und zu einer beständigen Dauer anzulassen. Sie konnte nun die wiederkehrenden Instrumente und Stimmen,

die wiederholten Melodien schon unterscheiden, und bald sich die Neugierde nicht mehr versagen, zu wissen, wer die Unbekannten und besonders wer die Beharrlichen sein möchten. Sie durfte sich zum Zeitvertreib eine solche Teilnahme wohl erlauben.

5 „Sie fing daher an, von Zeit zu Zeit durch ihre Vorhänge und Halbläden nach der Straße zu sehen, auf die Vorbeigehenden zu merken und besonders die Männer zu unterscheiden, die ihre Fenster am längsten im Auge behielten. Es waren meist schöne, wohlgekleidete, junge Leute, die aber freilich in Gebärden
10 sowohl als in ihrem ganzen Außern ebensoviel Leichtsinns als Eitelkeit sehen ließen. Sie schienen mehr durch ihre Aufmerksamkeit auf das Haus der Schönen sich merkwürdig machen, als jener eine Art von Verehrung beweisen zu wollen.

„Wahrlich, sagte die Dame manchmal scherzend zu sich
15 selbst, mein Mann hat einen klugen Einfall gehabt! Durch die Bedingung, unter der er mir einen Liebhaber zugesteht, schließt er alle diejenigen aus, die sich um mich bemühen, und die mir allenfalls gefallen könnten. Er weiß wohl, daß Klugheit, Bescheidenheit und Verschwiegenheit Eigenschaften eines ruhigen
20 Alters sind, die zwar unser Verstand schätzt, die aber unsre Einbildungskraft keinesweges aufzuregen, noch unsre Neigung anzureizen im Stande sind. Vor diesen, die mein Haus mit ihren Artigkeiten belagern, bin ich sicher, daß sie kein Vertrauen erwecken, und die, denen ich mein Vertrauen schenken könnte, finde
25 ich nicht im mindesten liebenswürdig.“

„In der Sicherheit dieser Gedanken erlaubte sie sich immer mehr, dem Vergnügen an der Musik und an der Gestalt der vorbeigehenden Jünglinge nachzuhängen; und ohne daß sie es merkte, wuchs nach und nach ein unruhiges Verlangen in ihrem
30 Busen, dem sie nur zu spät zu widerstreben gedachte. Die Einsamkeit und der Müßiggang, das bequeme, gute und reichliche Leben waren ein Element, in welchem sich eine unregelmäßige Begierde früher, als das gute Kind dachte, entwickeln mußte.

„Sie fing nun an, jedoch mit stillen Seufzern, unter den

Vorzügen ihres Gemahls auch seine Welt- und Menschenkenntnis, besonders die Kenntniss des weiblichen Herzens, zu bewundern. So war es also doch möglich, was ich ihm so lebhaft abstritt', sagte sie zu sich selbst, „und so war es also doch nötig, in einem solchen Falle mir Vorsicht und Klugheit anzuraten! Doch was können Vorsicht und Klugheit da, wo der unbarmherzige Zufall nur mit einem unbestimmten Verlangen zu spielen scheint. Wie soll ich den wählen, den ich nicht kenne, und bleibt bei näherer Bekanntschaft noch eine Wahl übrig?“ 5

„Mit solchen und hundert andern Gedanken vermehrte die schöne Frau das Übel, das bei ihr schon weit genug um sich gegriffen hatte. Vergebens suchte sie sich zu zerstreuen; jeder angenehme Gegenstand machte ihre Empfindung rege, und ihre Empfindung brachte auch in der tiefsten Einsamkeit angenehme Bilder in ihrer Einbildungskraft hervor.“ 15

„In solchem Zustande befand sie sich, als sie unter andern Stadtneuigkeiten von ihren Verwandten vernahm, es sei ein junger Rechtsgelehrter, der zu Bologna studiert habe, soeben in seine Vaterstadt zurückgekommen. Man wußte nicht genug zu seinem Lobe zu sagen. Bei außerordentlichen Kenntnissen zeigte er eine Klugheit und Gewandtheit, die sonst Jünglingen nicht eigen ist, und bei einer sehr reizenden Gestalt die größte Bescheidenheit. Als Procurator¹ hatte er bald das Zutrauen der Bürger und die Achtung der Richter gewonnen. Täglich fand er sich auf dem Rathause ein, um daselbst seine Geschäfte zu besorgen und zu betreiben.“ 20

„Die Schöne hörte die Schilderung eines so vollkommenen Mannes nicht ohne Verlangen, ihn näher kennen zu lernen, und nicht ohne stillen Wunsch, in ihm denjenigen zu finden, dem sie ihr Herz, selbst nach der Vorschrift ihres Mannes, übergeben könnte. Wie aufmerksam ward sie daher, als sie vernahm, daß er täglich vor ihrem Hause vorbeigehe; wie sorgfältig beobachtete sie die Stunde, in der man auf dem Rathause sich zu versammeln“ 30

¹ Rechtsanwalt.

pflegte. Nicht ohne Bewegung sah sie ihn endlich vorbeigehen; und wenn seine schöne Gestalt und seine Jugend für sie notwendig reizend sein mußten, so war seine Bescheidenheit von der andern Seite dasjenige, was sie in Sorgen versetzte.

5 „Einige Tage hatte sie ihn heimlich beobachtet und konnte nun dem Wunsche nicht länger widerstehen, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie kleidete sich mit Sorgfalt, trat auf den Balkon, und das Herz schlug ihr, als sie ihn die Straße herkommen sah. Allein wie betrübt, ja beschämt war sie, als er wie
10 gewöhnlich mit bedächtigen Schritten, in sich gekehrt und mit niedergeschlagenen Augen, ohne sie auch nur zu bemerken, auf das zierlichste seines Weges vorbeiging.

„Vergebens versuchte sie mehrere Tage hintereinander auf eben diese Weise von ihm bemerkt zu werden. Immer ging er
15 seinen gewöhnlichen Schritt, ohne die Augen aufzuschlagen oder da- und dorthin zu wenden. Jemehr sie ihn aber ansah, destomehr schien er ihr derjenige zu sein, dessen sie so sehr bedurfte. Ihre Neigung ward täglich lebhafter und, da sie ihr nicht widerstand, endlich ganz und gar gewaltsam. „Wie!“ sagte sie zu sich
20 selbst, „nachdem dein edler, verständiger Mann den Zustand vorausgesehen, in dem du dich in seiner Abwesenheit befinden würdest, da seine Weissagung eintrifft, daß du ohne Freund und Günstling nicht leben kannst, sollst du dich nun verzehren und abhärmen, zu der Zeit, da dir das Glück einen Jüngling zeigt,
25 völlig nach deinem Sinne, nach dem Sinne deines Vatters, einen Jüngling, mit dem du die Freuden der Liebe in einem undurchdringlichen Geheimnis genießen kannst? Töricht, wer die Gelegenheit versäumt, töricht, wer der gewaltsamen Liebe widerstehen will.“

30 „Mit solchen und vielen andern Gedanken suchte sich die schöne Frau in ihrem Vorsatze zu stärken, und nur kurze Zeit ward sie noch von Ungewißheit hin und her getrieben. Endlich aber, wie es begegnet, daß eine Leidenschaft, welcher wir lange widerstehen, uns zuletzt auf einmal dahin reißt und unser Ge-

müt dergestalt erhöht, daß wir auf Besorgnis und Furcht, Zurückhaltung und Scham, Verhältnisse und Pflichten mit Verachtung als auf kleinliche Hindernisse zurücksehen, so faßte sie auf einmal den raschen Entschluß, ein junges Mädchen, das ihr diente, zu dem geliebten Manne zu schicken und, es koste nun, was es wolle, zu seinem Besitze zu gelangen: 5

„Das Mädchen eilte und fand ihn, als er eben mit vielen Freunden zu Tische saß, und richtete ihren Gruß, den ihre Frau sie gelehrt hatte, pünktlich aus. Der junge Procurator wunderte sich nicht über diese Botschaft; er hatte den Handelsmann in seiner Jugend gekannt, er wußte, daß er gegenwärtig abwesend war, und ob er gleich von seiner Heirat nur von weitem gehört hatte, vermutete er doch, daß die zurückgelassene Frau in der Abwesenheit ihres Mannes wahrscheinlich in einer wichtigen Sache seines rechtlichen Beistandes bedürfe. Er antwortete deswegen dem Mädchen auf das verbindlichste und versicherte, daß er, sobald man von der Tafel aufgestanden, nicht säumen würde, ihrer Gebieterin aufzuwarten. Mit unaussprechlicher Freude vernahm die schöne Frau, daß sie den Geliebten nun bald sehen und sprechen sollte. Sie eilte, sich aufs beste anzuziehen, und ließ geschwind ihr Haus und ihre Zimmer auf das reinlichste ausputzen. Orangenblätter und Blumen wurden gestreut, der Sofa mit den köstlichsten Teppichen bedeckt. So ging die kurze Zeit, die er ausblieb, beschäftigt hin, die ihr sonst unerträglich lang geworden wäre. 10 15 20 25

„Mit welcher Bewegung ging sie ihm entgegen, als er endlich ankam, mit welcher Verwirrung hieß sie ihn, indem sie sich auf das Ruhebett niederließ, auf ein Taburett sitzen, das zunächst dabei stand! Sie verstummte in seiner so erwünschten Nähe, sie hatte nicht bedacht, was sie ihm sagen wollte; auch er war still und saß bescheiden vor ihr. Endlich ermannete sie sich und sagte nicht ohne Sorge und Beklommenheit: 30

„Sie sind noch nicht lange in Ihrer Vaterstadt wieder angekommen, mein Herr, und schon sind Sie allenthalben für einen

talentreichen und zuverlässigen Mann bekannt. Auch ich setze mein Vertrauen auf Sie in einer wichtigen und sonderbaren Angelegenheit, die, wenn ich es recht bedenke, eher für den Beichtvater als für den Sachwalter gehört. Seit einem Jahre bin ich

5 an einen würdigen und reichen Mann verheiratet, der, solange wir zusammen lebten, die größte Aufmerksamkeit für mich hatte, und über den ich mich nicht beklagen würde, wenn nicht ein unruhiges Verlangen zu reisen und zu handeln ihn seit einiger Zeit aus meinen Armen gerissen hätte.

10 „Als ein verständiger und gerechter Mann fühlte er wohl das Unrecht, das er mir durch seine Entfernung antat. Er begriff, daß ein junges Weib nicht wie Juwelen und Perlen verwahrt werden könne; er wußte, daß sie vielmehr einem Garten voll schöner Früchte gleicht, die für jedermann sowie für den

15 Herrn verloren wären, wenn er eigensinnig die Türe auf einige Jahre verschließen wollte. Er sprach mir daher vor seiner Abreise sehr ernstlich zu, er versicherte mir, daß ich ohne Freund nicht würde leben können, er gab mir dazu nicht allein die Erlaubnis, sondern er drang in mich und nötigte mir gleichsam

20 das Versprechen ab, daß ich der Neigung, die sich in meinem Herzen finden würde, frei und ohne Anstand folgen wollte.

„Sie hielt einen Augenblick inne, aber bald gab ihr ein vielversprechender Blick des jungen Mannes Mut genug, in ihrem Bekenntnis fortzufahren.

25 „Eine einzige Bedingung fügte mein Gemahl zu seiner übrigen so nachsichtigen Erlaubnis. Er empfahl mir die äußerste Vorsicht und verlangte ausdrücklich, daß ich mir einen gesetzten, zuverlässigen, klugen und verschwiegenen Freund wählen sollte. Ersparen Sie mir, das übrige zu sagen, mein Herr, ersparen Sie

30 mir die Verwirrung, mit der ich Ihnen bekennen würde, wie sehr ich für Sie eingenommen bin, und erraten Sie aus diesem Zutrauen meine Hoffnungen und meine Wünsche.

„Nach einer kurzen Pause versetzte der junge, lebenswürdige Mann mit gutem Bedachte: „Wie sehr bin ich Ihnen für das

Vertrauen verbunden, durch welches Sie mich in einem so hohen Grade ehren und glücklich machen. Ich wünsche nur lebhaft, Sie zu überzeugen, daß Sie sich an keinen Untwürdigen gewendet haben. Lassen Sie mich Ihnen zuerst als Rechtsgelehrter antworten; und als ein solcher gesteh' ich Ihnen, daß ich Ihren Gemahl bewundere, der sein Unrecht so deutlich gefühlt und eingesehen hat; denn es ist gewiß, daß einer, der ein junges Weib zurückläßt, um ferne Weltgegenden zu besuchen, als ein solcher anzusehen ist, der irgend ein anderes Besitztum völlig derelinquiert¹ und durch die deutlichste Handlung auf alles Recht daran Verzicht tut. Wie es nun dem ersten besten erlaubt ist, eine solche völlig ins Freie gefallene Sache wieder zu ergreifen, so muß ich es um so mehr für natürlich und billig halten, daß eine junge Frau, die sich in diesem Zustande befindet, ihre Neigung abermals verschenke und sich einem Freunde, der ihr angenehm und zuverlässig scheint, ohne Bedenken überlasse.

„Tritt nun aber gar, wie hier, der Fall ein, daß der Ehemann selbst, seines Unrechts sich bewußt, mit ausdrücklichen Worten seiner hinterlassenen Frau dasjenige erlaubt, was er ihr nicht verbieten kann, so bleibt gar kein Zweifel übrig, um so mehr, da demjenigen kein Unrecht geschieht, der es willig zu ertragen erklärt hat.

„Wenn Sie mich nun' — fuhr der junge Mann mit ganz andern Blicken und dem lebhaftesten Ausdrucke fort, indem er die schöne Freundin bei der Hand nahm — ,wenn Sie mich zu Ihrem Diener erwählen, so machen Sie mich mit einer Glückseligkeit bekannt, von der ich bisher keinen Begriff hatte. Sein Sie versichert', rief er aus, indem er die Hand küßte, daß Sie keinen ergebneren, zärtlicheren, treuern und verschwiegenern Diener hätten finden können.

„Wie beruhigt fühlte sich nach dieser Erklärung die schöne Frau. Sie scheute sich nicht, ihm ihre Zärtlichkeit aufs lebhaft-

¹ Auf sein Eigentumsrecht verzichten (Ausdruck des römischen Rechts).

teste zu zeigen; sie drückte seine Hände, drängte sich näher an ihn und legte ihr Haupt auf seine Schulter. Nicht lange blieben sie in dieser Lage, als er sich auf eine sanfte Weise von ihr zu entfernen suchte und nicht ohne Betrübniß zu reden begann:

5 „Kann sich wohl ein Mensch in einem seltsamern Verhältnisse befinden? Ich bin gezwungen, mich von Ihnen zu entfernen und mir die größte Gewalt anzutun, in einem Augenblicke, da ich mich den süßesten Gefühlen überlassen sollte. Ich darf mir das Glück, das mich in Ihren Armen erwartet, gegenwärtig nicht

10 zueignen. Ach! wenn nur der Aufschub mich nicht um meine schönsten Hoffnungen betriegt!“

„Die Schöne fragte ängstlich nach der Ursache dieser sonderbaren Äußerung.

„Eben als ich in Bologna“, versetzte er, „am Ende meiner

15 Studien war und mich aufs äußerste angriff, mich zu meiner künftigen Bestimmung geschickt zu machen, versiel ich in eine schwere Krankheit, die, wo nicht mein Leben zu zerstören, doch meine körperlichen und Geisteskräfte zu zerrütten drohte. In der größten Not und unter den heftigsten Schmerzen tat ich der

20 Mutter Gottes ein Gelübde, daß ich, wenn sie mich genesen ließe, ein Jahr lang in strengem Fasten zubringen und mich alles Genusses, von welcher Art er auch sei, enthalten wolle. Schon zehn Monate habe ich mein Gelübde auf das treulichste erfüllt, und sie sind mir in Betrachtung der großen Wohlthat, die ich er-

25 halten, keinesweges lang geworden, da es mir nicht beschwerlich ward, manches gewohnte und bekannte Gute zu entbehren. Aber zu welcher Ewigkeit werden mir nun zwei Monate, die noch übrig sind, da mir erst nach Verlauf derselben ein Glück zu teil werden kann, welches alle Begriffe übersteigt! Lassen Sie sich

30 die Zeit nicht lang werden und entziehen Sie mir Ihre Gunst nicht, die Sie mir so freiwillig zugebracht haben.“

„Die Schöne, mit dieser Erklärung nicht sonderlich zufrieden, faßte doch wieder bessern Mut, als der Freund nach einigem Nachdenken zu reden fortfuhr: „Ich wage kaum, Ihnen einen

Vorschlag zu tun und das Mittel anzuzeigen, wodurch ich früher von meinem Gelübde entbunden werden kann. Wenn ich jemand fände, der so streng und sicher wie ich das Gelübde zu halten übernehme und die Hälfte der noch übrigen Zeit mit mir theilte, so würde ich um so geschwinder frei sein, und nichts würde sich unfern Wünschen entgegenstellen. Sollten Sie nicht, meine süße Freundin, um unser Glück zu beschleunigen, willig sein, einen Teil des Hindernisses, das uns entgegensteht, hinwegzuräumen? Nur der zuverlässigsten Person kann ich einen Anteil an meinem Gelübde übertragen; es ist streng, denn ich darf des Tages nur zweimal Brot und Wasser genießen, darf des Nachts nur wenige Stunden auf einem harten Lager zubringen, und muß ungeachtet meiner vielen Geschäfte eine große Anzahl Gebete verrichten. Kann ich, wie es mir heute geschehen ist, nicht vermeiden, bei einem Gastmahl zu erscheinen, so darf ich deswegen doch nicht meine Pflicht hintansetzen, vielmehr muß ich den Reizungen aller Leckerbissen, die an mir vorübergehen, zu widerstehen suchen. Können Sie sich entschließen, einen Monat lang gleichfalls alle diese Gesetze zu befolgen, so werden Sie alsdann sich selbst in dem Besitz eines Freundes desto mehr erfreuen, als Sie ihn durch ein so lobenswürdiges Unternehmen gewissermaßen selbst erworben haben.

„Die schöne Dame vernahm ungern die Hindernisse, die sich ihrer Neigung entgegensetzten; doch war ihre Liebe zu dem jungen Manne durch seine Gegenwart dergestalt vermehrt worden, daß ihr keine Prüfung zu streng schien, wenn ihr nur dadurch der Besitz eines so werthen Gutes versichert werden konnte. Sie sagte ihm daher mit den gefälligsten Ausdrücken: ‚Mein süßer Freund! das Wunder, wodurch Sie Ihre Gesundheit wiedererlangt haben, ist mir selbst so wert und verehrungswürdig, daß ich es mir zur Freude und Pflicht mache, an dem Gelübde teilzunehmen, das Sie dagegen zu erfüllen schuldig sind. Ich freue mich, Ihnen einen so sichern Beweis meiner Neigung zu geben; ich will mich auf das genaueste nach Ihrer Vorschrift richten, und

ehe Sie mich lossprechen, soll mich nichts von dem Wege entfernen, auf den Sie mich einleiten.'

„Nachdem der junge Mann mit ihr aufs genaueste diejenigen Bedingungen abgeredet, unter welchen sie ihm die Hälfte seines
 5 Gelübdes ersparen konnte, entfernte er sich mit der Versicherung, daß er sie bald wieder besuchen und nach der glücklichen Beharrlichkeit in ihrem Vorjaze fragen würde; und so mußte sie ihn gehen lassen, als er ohne Händedruck, ohne Kuß, mit einem kaum bedeutenden Blicke von ihr schied. Ein Glück für sie war
 10 die Beschäftigung, die ihr der seltsame Vorjatz gab, denn sie hatte manches zu tun, um ihre Lebensart völlig zu verändern. Zuerst wurden die schönen Blätter und Blumen hinausgekehrt, die sie zu seinem Empfang hatte streuen lassen; dann kam an die Stelle des wohlgepolsterten Ruhebettes ein hartes Lager, auf
 15 das sie sich, zum erstenmal in ihrem Leben nur von Wasser und Brot kaum gesättigt, des Abends niederlegte. Des andern Tages war sie beschäftigt, Hemden zuzuschneiden und zu nähen, deren sie eine bestimmte Zahl für ein Armen- und Krankenhaus fertig zu machen versprochen hatte. Bei dieser neuen und unbequemen
 20 Beschäftigung unterhielt sie ihre Einbildungskraft immer mit dem Bilde ihres süßen Freundes und mit der Hoffnung künftiger Glückseligkeit; und bei eben diesen Vorstellungen schien ihre schmale Kost ihr eine herzstärkende Nahrung zu gewähren.

„So verging eine Woche, und schon am Ende derselben fingen
 25 die Rosen ihrer Wangen an, einigermaßen zu verbbleichen. Kleider, die ihr sonst wohl paßten, waren zu weit, und ihre sonst so raschen und muntern Glieder matt und schwach geworden; als der Freund wieder erschien und ihr durch seinen Besuch neue Stärke und Leben gab. Er ermahnte sie, in ihrem Vorjaze zu
 30 beharren, munterte sie durch sein Beispiel auf und ließ von weitem die Hoffnung eines ungestörten Gemisses durchblicken. Nur kurze Zeit hielt er sich auf und versprach, bald wieder zu kommen.

„Die wohlthätige Arbeit ging aufs neue munterer fort, und

von der strengen Diät ließ man keinesweges nach. Aber auch, leider! hätte sie durch eine große Krankheit nicht mehr erschöpft werden können. Ihr Freund, der sie am Ende der Woche abermals besuchte, sah sie mit dem größten Mitleiden an und stärkte sie durch den Gedanken, daß die Hälfte der Prüfung nun schon 5 vorüber sei.

„Nun ward ihr das ungewohnte Fasten, Beten und Arbeiten mit jedem Tage lästiger, und die übertriebene Enthaltfamkeit schien den gesunden Zustand eines an Ruhe und reichliche Nahrung gewöhnten Körpers gänzlich zu zerrütten. Die Schöne 10 konnte sich zuletzt nicht mehr auf den Füßen halten und war genötigt, ungeachtet der warmen Jahreszeit sich in doppelte und dreifache Kleider zu hüllen, um die beinah' völlig verschwindende innerliche Wärme einigermaßen zusammen zu halten. Ja sie war nicht länger im stande, aufrecht zu bleiben und sogar ge- 15 zwungen, in der letzten Zeit das Bette zu hüten.

„Welche Betrachtungen mußte sie da über ihren Zustand machen! Wie oft ging diese seltsame Begebenheit vor ihrer Seele vorbei, und wie schmerzlich fiel es ihr, als zehn Tage vergingen, ohne daß der Freund erschienen wäre, der sie diese äußersten 20 Aufopferungen kostete! Dagegen aber bereitete sich in diesen trüben Stunden ihre völlige Genesung vor, ja sie ward entschieden. Denn als bald darauf ihr Freund erschien und sich an ihr Bette auf eben dasselbe Taburett setzte, auf dem er ihre erste Erklärung vernommen hatte, und ihr freundlich, ja gewissermaßen zärtlich 25 zusprach, die kurze Zeit noch standhaft auszudauern, unterbrach sie ihn mit Lächeln und sagte: „Es bedarf weiter keines Zuredens, mein werter Freund, und ich werde mein Gelübde diese wenigen Tage mit Geduld und mit der Überzeugung ausdauern, daß Sie es mir zu meinem Besten auferlegt haben. Ich bin jetzt zu schwach, 30 als daß ich Ihnen meinen Dank ausdrücken könnte, wie ich ihn empfinde. Sie haben mich selbst erhalten; Sie haben mich mir selbst gegeben, und ich erkenne, daß ich mein ganzes Dasein von nun an Ihnen schuldig bin.“

„Wahrlich! mein Mann war verständig und klug und kannte das Herz einer Frau; er war billig genug, sie über eine Neigung nicht zu schelten, die durch seine Schuld in ihrem Busen entstehen konnte, ja er war großmütig genug, seine Rechte der For-

5 derung der Natur hintan zu setzen. Aber Sie, mein Herr, Sie sind vernünftig und gut; Sie haben mich fühlen lassen, daß außer der Neigung noch etwas in uns ist, das ihr das Gleichgewicht halten kann, daß wir fähig sind, jedem gewohnten Gut zu ent-

10 sagen und selbst unsere heißesten Wünsche von uns zu entfernen. Sie haben mich in diese Schule durch Irrtum und Hoffnung geführt; aber beide sind nicht mehr nötig, wenn wir uns erst mit dem guten und mächtigen Ich bekannt gemacht haben, das so still und ruhig in uns wohnt, und so lange, bis es die Herr-

15 schaft im Hause gewinnt, wenigstens durch zarte Erinnerungen seine Gegenwart unaufhörlich merken läßt. Leben Sie wohl! Ihre Freundin wird Sie künftig mit Vergnügen sehen; wirken Sie auf Ihre Mitbürger wie auf mich; entwickeln Sie nicht allein die Verwirrungen, die nur zu leicht über Besitztümer ent-

20 stehen, sondern zeigen Sie ihnen auch durch sanfte Anleitung und durch Beispiel, daß in jedem Menschen die Kraft der Tugend im Verborgenen leimt; die allgemeine Achtung wird Ihr Lohn sein, und Sie werden mehr als der erste Staatsmann und der größte Held den Namen Vater des Vaterlandes verdienen.“

„Man muß Ihren Procurator loben“, sagte die Baronesse,

25 „er ist zierlich, vernünftig, unterhaltend und unterrichtend; so sollten alle diejenigen sein, die uns von einer Verirrung abhalten oder davon zurückbringen wollen. Wirklich verdient die Erzählung vor vielen andern den Ehrentitel einer moralischen Erzählung. Geben Sie uns mehrere von dieser Art, und unsre

30 Gesellschaft wird sich deren gewiß erfreuen.“

Der Alte. Wenn diese Geschichte Ihren Beifall hat, so ist es mir zwar sehr angenehm, doch tut mir's leid, wenn Sie noch mehr moralische Erzählungen wünschen, denn es ist die erste und letzte.

Luiſe. Es bringt Ihnen nicht viel Ehre, daß Sie in Ihrer Sammlung gerade von der beſten Art nur eine einzige haben.

Der Alte. Sie verſtehn mich unrecht. Es iſt nicht die einzige moralische Geſchichte, die ich erzählen kann, ſondern alle gleichen ſich dergeltalt, daß man immer nur dieſelbe zu erzählen ſcheint. 5

Luiſe. Sie ſollten ſich doch endlich dieſe Paradozen abgewöhnen, die das Geſpräch nur verwirren; erklären Sie ſich deutlicher.

Der Alte. Recht gern. Nur diejenige Erzählung verdient 10 moralisch genannt zu werden, die uns zeigt, daß der Menſch in ſich eine Kraft habe, aus Überzeugung eines Beſſern, ſelbſt gegen ſeine Neigung zu handeln. Dieſes lehrt uns dieſe Geſchichte, und keine moralische Geſchichte kann etwas anderes lehren.

Luiſe. Und ich muß alſo, um moralisch zu handeln, gegen 15 meine Neigung handeln?

Der Alte. Ja.

Luiſe. Auch wenn ſie gut iſt?

Der Alte. Keine Neigung iſt an ſich gut, ſondern nur inſofern ſie etwas Gutes wirkt. 20

Luiſe. Wenn man nun Neigung zur Wohlthätigkeit hätte?

Der Alte. So ſoll man ſich verbieten, wohlthätig zu ſein, ſobald man ſieht, daß man ſein eigenes Hausweſen dadurch zu Grunde richtet.

Luiſe. Und wenn man einen untwiderſtehllichen Trieb zur 25 Dankbarkeit hätte?

Der Alte. Dafür iſt bei den Menſchen ſchon geſorgt, daß die Dankbarkeit bei ihnen niemals zum Triebe werden kann. Doch geſetzt auch, ſo würde der zu ſchätzen ſein, der ſich lieber undankbar zeigte, als daß er etwas Schändliches aus Liebe zu 30 ſeinem Wohlthäter unternähme.

Luiſe. So könnte es denn alſo doch unzählige moralische Geſchichten geben.

Der Alte. In dieſem Sinne, ja; doch würden ſie alle nichts

weiter sagen, als was mein Procurator gesagt hat, und deswegen kann man ihn einzig dem Geiste nach nennen; denn darin haben Sie recht, der Stoff kann sehr verschieden sein.

Luiſe. Hätten Sie ſich eigentlicher ausgedrückt, ſo hätten
5 wir nicht geſtritten.

Der Alte. Aber auch nicht geſprochen. Verwirrungen und Mißverständniſſe ſind die Quellen des tätigen Lebens und der Unterhaltung.

Luiſe. Ich kann doch noch nicht ganz mit Ihnen einig ſein.
10 Wenn ein tapferer Mann mit Gefahr ſeines eigenen Lebens andere rettet, iſt das keine moraliſche Handlung?

Der Alte. Nach meiner Art mich auszudrücken, nicht. Wenn aber ein fürchtſamer Menſch ſeine Furcht überwindet und eben daſſelbe tut, dann iſt es eine moraliſche Handlung.

15 Die Baroneſſe. Ich wollte, lieber Freund, Sie gäben uns noch einige Beiſpiele und verglichen ſich gelegentlich mit Luiſen über die Theorie. Gewiß, ein Gemüt, das Neigung zum Guten hat, muß uns, wenn wir es gewahr werden, ſchon höchlich erfreuen; aber Schöneres iſt nichts in der Welt als Neigung,
20 durch Vernunft und Gewiſſen geleitet. Haben Sie noch eine Geſchichte dieſer Art, ſo wünſchten wir ſie zu hören. Ich liebe mir ſehr Parallelgeſchichten. Eine deutet auf die andere hin und erklärt ihren Sinn beſſer als viele trockene Worte.

Der Alte. Ich kann wohl noch einige, die hieher gehören,
25 vorbringen; denn ich habe auf die Eigenſchaften des menſchlichen Geiſtes beſonders acht gegeben.

Luiſe. Nur eins möchte ich mir ausbitten. Ich leugne nicht, daß ich die Geſchichten nicht liebe, die unſre Einbildungskraft immer in fremde Länder nötigen. Muß denn alles in Ita-
30 lien und Sizilien, im Orient geſchehen? Sind denn Neapel, Palermo und Smyrna die einzigen Orte, wo etwas Interessantes vorgehen kann? Mag man doch den Schauplatz der Feenmärchen nach Samarland und Ormus verſetzen, um unſere Einbildungskraft zu verwirren. Wenn Sie aber unſern Geiſt, unſer

Herz bilden wollen, so geben Sie uns einheimische, geben Sie uns Familiengemälde, und wir werden uns desto eher darin erkennen, und wenn wir uns getroffen fühlen, desto gerührter an unser Herz schlagen.

Der Alte. Auch darin soll Ihnen gewillfahrt werden. 5
Doch ist es mit den Familiengemälden eine eigene Sache. Sie sehen einander alle so gleich, und wir haben fast alle Verhältnisse derselben schon gut bearbeitet¹ auf unsern Theatern gesehen. Indessen will ich's wagen und eine Geschichte erzählen, von der Ihnen schon etwas ähnliches bekannt ist, und die nur durch eine 10
genaue Darstellung dessen, was in den Gemüthern vorging, neu und interessant werden dürfte.

„Man kann in Familien oft die Bemerkung machen, daß Kinder sowohl der Gestalt als dem Geiste nach bald vom Vater, bald von der Mutter Eigenschaften an sich tragen; und so kommt 15
auch manchmal der Fall vor, daß ein Kind die Naturen beider Eltern auf eine besondere und verwundernswürdige Weise verbindet.

„Hievon war ein junger Mensch, den ich Ferdinand nennen will, ein auffallender Beweis. Seine Bildung erinnerte an beide 20
Eltern, und ihre Gemüthsart konnte man in der seinigen genau unterscheiden. Er hatte den leichten und frohen Sinn des Vaters, so auch den Trieb, den Augenblick zu genießen, und eine gewisse leidenschaftliche Art, bei manchen Gelegenheiten nur sich selbst in Anschlag zu bringen. Von der Mutter aber hatte er, so schien es, 25
ruhige Überlegung, ein Gefühl von Recht und Billigkeit und eine Anlage zur Kraft, sich für andere aufzuopfern. Man sieht hieraus leicht, daß diejenigen, die mit ihm umgingen, oft, um seine Handlungen zu erklären, zu der Hypothese ihre Zuflucht nehmen mußten, daß der junge Mann wohl zwei Seelen haben möchte. 30

„Ich übergehe mancherlei Szenen, die in seiner Jugend vorfielen, und erzähle nur eine Begebenheit, die seinen ganzen

¹ Von Ziffland und Kogebue in erster Linie.

Charakter ins Licht setzt und in seinem Leben eine entschiedene Epoche machte.

„Er hatte von Jugend auf eine reichliche Lebensart genossen, denn seine Eltern waren wohlhabend, lebten und erzogen ihre
 5 Kinder, wie es solchen Leuten geziemt; und wenn der Vater in Gesellschaften, beim Spiel und durch zierliche Kleidung mehr, als billig war, ausgab, so wußte die Mutter, als eine gute Haushälterin, dem gewöhnlichen Aufwande solche Grenzen zu setzen, daß im ganzen ein Gleichgewicht blieb und niemals ein Mangel
 10 zum Vorschein kommen konnte. Dabei war der Vater als Handelsmann glücklich; es gerieten ihm manche Spekulationen, die er sehr kühn unternommen hatte, und weil er gern mit Menschen lebte, hatte er sich in Geschäften auch vieler Verbindungen und mancher Beihülfe zu erfreuen.

15 „Die Kinder, als strebende Naturen, wählen sich gewöhnlich im Hause das Beispiel dessen, der am meisten zu leben und zu genießen scheint. Sie sehen in einem Vater, der sich's wohl sein läßt, die entschiedene Regel, wornach sie ihre Lebensart einzurichten haben; und weil sie schon früh zu dieser Einsicht gelangen,
 20 so schreiten meistens ihre Begierden und Wünsche in großer Disproportion der Kräfte ihres Hauses fort. Sie finden sich bald überall gehindert, um so mehr, als jede neue Generation neue und frühere Anforderungen macht, und die Eltern den Kindern dagegen meistens nur gewähren möchten, was sie selbst
 25 in früherer Zeit genossen, da noch jedermann mäßiger und einfacher zu leben sich bequente.

„Ferdinand wuchs mit der unangenehmen Empfindung heran, daß ihm oft dasjenige fehle, was er an seinen Gespielen sah. Er wollte in Kleidung, in einer gewissen Liberalität des Lebens und
 30 Betragens hinter niemanden zurückbleiben; er wollte seinem Vater ähnlich werden, dessen Beispiel er täglich vor Augen sah, und der ihm doppelt als Mufterbild erschien, einmal als Vater, für den der Sohn gewöhnlich ein günstiges Vorurteil hegt, und dann wieder, weil der Knabe sah, daß der Mann auf diesem Wege

ein vergnügliches und genußreiches Leben führte und dabei von jedermann geschätzt und geliebt wurde. Ferdinand hatte hierüber, wie man sich leicht denken kann, manchen Streit mit der Mutter, da er dem Vater die abgelegten Röcke nicht nachtragen, sondern selbst immer in der Mode sein wollte. So wuchs er 5
heran, und seine Forderungen wuchsen immer vor ihm her, so daß er zuletzt, da er achtzehn Jahr alt war, ganz außer Verhältniß mit seinem Zustande sich fühlen mußte.

„Schulden hatte er bisher nicht gemacht, denn seine Mutter hatte ihm davor den größten Abscheu eingeflößt, sein Vertrauen 10
zu erhalten gesucht und in mehreren Fällen das Äußerste gethan, um seine Wünsche zu erfüllen, oder ihn aus kleinen Verlegenheiten zu reißen. Unglücklicherweise mußte sie, in eben dem Zeitpunkt, wo er nun als Jüngling noch mehr aufs Äußere sah, wo er durch die Neigung zu einem sehr schönen Mädchen, ver- 15
flochten in größere Gesellschaft, sich andern nicht allein gleichzustellen, sondern vor andern sich hervorzutun und zu gefallen wünschte, in ihrer Haushaltung gedrängter sein als jemals; anstatt also seine Forderungen wie sonst zu befriedigen, fing sie an, seine Vernunft, sein gutes Herz, seine Liebe zu ihr in Anspruch 20
zu nehmen, und setzte ihn, indem sie ihn zwar überzeugte, aber nicht veränderte, wirklich in Verzweiflung.

„Er konnte, ohne alles zu verlieren, was ihm so lieb als sein Leben war, die Verhältnisse nicht verändern, in denen er sich be- 25
fand. Von der ersten Jugend an war er diesem Zustande entgegen-, er war mit allem, was ihn umgab, zusammengewachsen; er konnte keine Faser seiner Verbindungen, Gesellschaften, Spaziergänge und Lustpartien zerreißen, ohne zugleich einen alten Schulfreund, einen Gespielen, eine neue ehrenvolle Bekanntschaft und, was das Schlimmste war, seine Liebe zu verlegen. 30

„Wie hoch und wert er seine Neigung hielt, begreift man leicht, wenn man erfährt, daß sie zugleich seiner Sinnlichkeit, seinem Geiste, seiner Eitelkeit und seinen lebhaften Hoffnungen schmeichelte. Eins der schönsten, angenehmsten und reichsten

Mädchen der Stadt gab ihm, wenigstens für den Augenblick, den Vorzug vor seinen vielen Mitwerbern. Sie erlaubte ihm, mit dem Dienst, den er ihr widmete, gleichsam zu prahlen, und sie schienen wechselsweise auf die Ketten stolz zu sein, die sie ein-
 5 ander angelegt hatten. Nun war es ihm Pflicht, ihr überall zu folgen, Zeit und Geld in ihrem Dienste zu verwenden und auf jede Weise zu zeigen, wie wert ihn ihre Neigung und wie unentbehrlich ihm ihr Besitz sei.

„Dieser Umgang und dieses Bestreben machte Ferdinand
 10 mehr Aufwand, als es unter andern Umständen natürlich gewesen wäre. Sie war eigentlich von ihren abwesenden Eltern einer sehr wunderlichen Tante anvertraut worden, und es erforderte mancherlei Künste und seltsame Anstalten, um Ottilien, diese Zierde der Gesellschaft, in Gesellschaft zu bringen. Fer-
 15 dinand erschöpfte sich in Erfindungen, um ihr die Vergnügungen zu verschaffen, die sie so gern genoß und die sie jedem, der um sie war, zu erhöhen mußte.

„Und in eben diesem Augenblicke von einer geliebten und verehrten Mutter zu ganz andern Pflichten aufgefordert zu wer-
 20 den, von dieser Seite keine Hülfe zu sehen, einen so lebhaften Abscheu vor Schulden zu fühlen, die auch seinen Zustand nicht lange würden gefristet haben; dabei von jedermann für wohlhabend und freigebig angesehen zu werden und das tägliche und dringende Bedürfnis des Geldes zu empfinden, war gewiß eine
 25 der peinlichsten Lagen, in der sich ein junges, durch Leidenschaften bewegtes Gemüt befinden kann.

„Gewisse Vorstellungen, die ihm früher nur leicht vor der Seele vorübergingen, hielt er nun fester; gewisse Gedanken, die ihn sonst nur Augenblicke beunruhigten, schwebten länger vor
 30 seinem Geiste, und gewisse verdrießliche Empfindungen wurden daurender und bitterer. Hatte er sonst seinen Vater als sein Muster angesehen, so beneidete er ihn nun als seinen Nebenbuhler. Von allem, was der Sohn wünschte, war jener im Besitz; alles, worüber dieser sich ängstigte, ward jenem leicht. Und

es war nicht etwa von dem Nothwendigen die Rede, sondern von dem, was jener hätte entbehren können. Da glaubte denn der Sohn, daß der Vater wohl auch manchmal entbehren sollte, um ihn genießen zu lassen. Der Vater dagegen war ganz anderer Gesinnung; er war von denen Menschen, die sich viel erlauben 5 und die deswegen in den Fall kommen, denen, die von ihnen abhängen, viel zu versagen. Er hatte dem Sohne etwas Gewisses ausgesetzt und verlangte genaue Rechenenschaft, ja eine regelmäßige Rechnung von ihm darüber.

„Nichts schärft das Auge des Menschen mehr, als wenn man 10 ihn einschränkt. Darum sind die Frauen durchaus klüger als die Männer; und auf niemand sind Untergebene aufmerksamer, als auf den, der befiehlt, ohne zugleich durch sein Beispiel vor- auszugehen. So ward der Sohn auf alle Handlungen seines Vaters aufmerksam, besonders auf solche, die Geldausgaben be- 15 trafen. Er horchte genauer auf, wenn er hörte, der Vater habe im Spiel verloren oder gewonnen, er beurteilte ihn strenger, wenn jener sich willkürlich etwas Kostspieliges erlaubte.

„Ist es nicht sonderbar“, sagte er zu sich selbst, „daß Eltern, während sie sich mit Genuß aller Art überfüllen, indem sie bloß 20 nach Willkür ein Vermögen, das ihnen der Zufall gegeben hat, benutzen, ihre Kinder gerade zu der Zeit von jedem billigen Genuße ausschließen, da die Jugend am empfänglichsten dafür ist! Und mit welchem Rechte tun sie es? Und wie sind sie zu diesem Rechte gelangt? Soll der Zufall allein entscheiden, und 25 kann das ein Recht werden, wo der Zufall wirkt? Lebte der Großvater noch, der seine Enkel wie seine Kinder hielt, es würde mir viel besser ergehen; er würde es mir nicht am Nothwendigen fehlen lassen; denn ist uns das nicht nothwendig, was wir in Verhältnissen brauchen, zu denen wir erzogen und geboren sind? 30 Der Großvater würde mich nicht darben lassen, so wenig er des Vaters Verschwendung zugeben würde. Hätte er länger gelebt, hätte er klar eingesehen, daß sein Enkel auch wert ist, zu genießen, so hätte er vielleicht in dem Testament mein früheres

Glick entschieden. Sogar habe ich gehört, daß der Großvater eben vom Tode übereilt worden, da er einen letzten Willen aufzusetzen gedachte, und so hat vielleicht bloß der Zufall mir meinen frühern Anteil an einem Vermögen entzogen, den ich, wenn mein Vater
5 so zu wirtschaften fortfährt, wohl gar auf immer verlieren kann.'

„Mit diesen und andern Sophistereien über Besitz und Recht, über die Frage, ob man ein Gesetz oder eine Einrichtung, zu denen man seine Stimme nicht gegeben, zu befolgen branche, und inwiefern es dem Menschen erlanbt sei, im stillen von den
10 bürgerlichen Gesetzen abzuweichen, beschäftigte er sich oft in seinen einsamen, verdrießlichsten Stunden, wenn er irgend aus Mangel des baren Geldes eine Lustpartie oder eine andere angenehme Gesellschaft ausschlagen mußte. Denn schon hatte er kleine Sachen von Wert, die er besaß, verträdelst, und sein ge=
15 wöhnliches Taschengeld wollte keinesweges hinreichen.

„Sein Gemüt verschloß sich, und man kann sagen, daß er in diesen Augenblicken seine Mutter nicht achtete, die ihm nicht helfen konnte, und seinen Vater haßte, der ihm nach seiner Meinung überall im Wege stand.

„Zu eben der Zeit machte er eine Entdeckung, die seinen Unwillen noch mehr erregte. Er bemerkte, daß sein Vater nicht allein kein guter, sondern auch ein unordentlicher Haushälter war. Denn er nahm oft aus seinem Schreibtische in der Geschwindigkeit Geld, ohne es aufzuzeichnen, und fing nachher manchmal
25 wieder an zu zählen und zu rechnen und schien verdrießlich, daß die Summen mit der Kasse nicht übereinstimmen wollten. Der Sohn machte diese Bemerkung mehrmals, und um so empfindlicher ward es ihm, wenn er zu eben der Zeit, da der Vater nur geradezu in das Geld hineingriff, einen entschiedenen Mangel spürte.

20 Zu dieser Gemütsstimmung traf ein sonderbarer Zufall, der ihm eine reizende¹ Gelegenheit gab, dasjenige zu thun, wozu er nur einen dunkeln und unentschiedenen Trieb gefühlt hatte.

¹ D. h. verführerisch.

„Sein Vater gab ihm den Auftrag, einen Kasten alter Briefe durchzusehen und zu ordnen. Eines Sonntags, da er allein war, trug er ihn durch das Zimmer, wo der Schreibtisch stand, der des Vaters Kasse enthielt. Der Kasten war schwer; er hatte ihn unrecht gefaßt und wollte ihn einen Augenblick absetzen, 5 oder vielmehr nur anlehnen. Unvermögend, ihn zu halten, stieß er gewaltsam an die Ecke des Schreibtisches, und der Deckel desselben flog auf. Er sah nun alle die Rollen vor sich liegen, zu denen er manchmal nur hineingeschielt hatte, setzte seinen Kasten nieder und nahm, ohne zu denken und zu überlegen, eine 10 Rolle von der Seite weg, wo der Vater gewöhnlich sein Geld zu willkürlichen Ausgaben herzunehmen schien. Er drückte den Schreibtisch wieder zu und versuchte den Seitenstoß; der Deckel flog jedesmal auf, und es war so gut, als wenn er den Schlüssel zum Pulte gehabt hätte. 15

„Mit Hefigkeit suchte er nunmehr jede Vergnügung wieder, die er bisher hatte entbehren müssen. Er war fleißiger um seine Schöne; alles, was er tat und vornahm, war leidenschaftlicher; seine Lebhaftigkeit und Anmut hatten sich in ein heftiges, ja beinahe wildes Wesen verwandelt, das ihm zwar nicht übel lief, 20 doch niemanden wohlthätig war.

„Was der Feuerfunke auf ein geladnes Gewehr, das ist die Gelegenheit zur Neigung, und jede Neigung, die wir gegen unser Gewissen befriedigen, zwingt uns, ein Übermaß von physischer Stärke anzuwenden; wir handeln wieder als wilde Menschen, 25 und es wird schwer, äußerlich diese Anstrengung zu verbergen.

„Je mehr ihm seine innere Empfindung widersprach, desto mehr häufte Ferdinand künstliche Argumente aufeinander, und desto mutiger und freier schien er zu handeln, je mehr er sich selbst von einer Seite gebunden fühlte. 30

„Zu derselben Zeit waren allerlei Kostbarkeiten ohne Wert Mode geworden. Ottilie liebte sich zu schmücken; er suchte einen Weg, sie ihr zu verschaffen, ohne daß Ottilie selbst eigentlich wußte, woher die Geschenke kamen. Die Vermutung ward auf einen

alten Oheim geworfen, und Ferdinand war doppelt vergnügt, indem ihm seine Schöne ihre Zufriedenheit über die Geschenke und ihren Verdacht auf den Oheim zugleich zu erkennen gab.

„Aber um sich und ihr dieses Vergnügen zu machen, mußte
5 er noch einigemal den Schreibtisch seines Vaters eröffnen, und er tat es mit desto weniger Sorge, als der Vater zu verschiedenen Zeiten Geld hineingelegt und herausgenommen hatte, ohne es aufzuschreiben.

„Bald darauf sollte Ottilie zu ihren Eltern auf einige Mo-
10 nate verreisen. Die jungen Leute betrübten sich äußerst, da sie scheiden sollten, und ein Umstand machte ihre Trennung noch bedeutender. Ottilie erfuhr durch einen Zufall, daß die Geschenke von Ferdinand kamen; sie setzte ihn darüber zu Rede, und als er es gestand, schien sie sehr verdrießlich zu werden.
15 Sie bestand darauf, daß er sie zurücknehmen sollte, und diese Zumutung machte ihm die bittersten Schmerzen. Er erklärte ihr, daß er ohne sie nicht leben könne noch wolle; er bat sie, ihm ihre Neigung zu erhalten und beschwor sie, ihm ihre Hand nicht zu versagen, sobald er versorgt und häuslich eingerichtet sein
20 würde. Sie liebte ihn, sie war gerührt, sie sagte ihm zu, was er wünschte, und in diesem glücklichen Augenblicke versiegelten sie ihr Versprechen mit den lebhaftesten Umrarnungen und mit tausend herzlichen Küffen.

„Nach ihrer Abreise schien Ferdinand sich sehr allein. Die
25 Gesellschaften, in welchen er sie zu sehen pflegte, reizten ihn nicht mehr, indem sie fehlte. Er besuchte nur noch aus Gewohnheit sowohl Freunde als Lustörter, und nur mit Widerwillen griff er noch einigemal in die Kasse des Vaters, um Ausgaben zu bestreiten, zu denen ihn keine Leidenschaften nötigten. Er war
30 oft allein, und die gute Seele schien die Oberhand zu gewinnen. Er erstaunte über sich selbst bei ruhigem Nachdenken, wie er jene Sophistereien über Recht und Besitz, über Ansprüche an fremdes Gut und wie die Rubriken alle heißen mochten, bei sich auf eine so kalte und schiefe Weise habe durchführen und dadurch eine

unerlaubte Handlung beschönigen können. Es ward ihm nach und nach deutlich, daß nur Treue und Glauben die Menschen schätzenswerth mache, daß der Gute eigentlich leben müsse, um alle Gesetze zu beschämen, indem ein anderer sie entweder umgehen oder zu seinem Vorteil gebrauchen mag. 5

„Inzwischen, ehe diese wahren und guten Begriffe bei ihm ganz klar wurden und zu herrschenden Entschlüssen führten, unterlag er doch noch einigemal der Versuchung, aus der verbotenen Quelle in dringenden Fällen zu schöpfen. Niemals tat er es aber ohne Widerwillen, und nur wie von einem bösen 10 Geiste an den Haaren hingezogen.

„Endlich ermannte er sich und faßte den Entschluß, vor allen Dingen die Handlung sich unmöglich zu machen und seinen Vater von dem Zustande des Schlosses zu unterrichten. Er fing es klug an und trug den Kasten mit den nunmehr geordneten 15 Briefen in Gegenwart seines Vaters durch das Zimmer, beging mit Vorsatz die Ungeschicklichkeit, mit dem Kasten wider den Schreibtisch zu stoßen, und wie erstaunte der Vater, als er den Deckel auffahren sah. Sie untersuchten beide das Schloß und fanden, daß die Schließhaken durch die Zeit abgenutzt und die 20 Bänder wandelbar waren. Sogleich ward alles repariert, und Ferdinand hatte seit langer Zeit keinen vergnügtern Augenblick, als da er das Geld in so guter Verwahrung sah.

„Aber dies war ihm nicht genug. Er nahm sich sogleich vor, die Summe, die er seinem Vater entwendet hatte und die er 25 noch wohl wußte, wieder zu sammeln und sie ihm auf eine oder die andere Weise zuzustellen. Er fing nun an, aufs genaueste zu leben und von seinem Taschengelde, was nur möglich war, zu sparen. Freilich war das nur wenig, was er hier zurückhalten konnte, gegen das, was er sonst verschwendet hatte; indessen 30 schien die Summe schon groß, da sie ein Anfang war, sein Unrecht wieder gut zu machen. Und gewiß ist ein ungeheurer Unterschied zwischen dem letzten Taler, den man borgt, und zwischen dem ersten, den man abbezahlt.

„Nicht lange war er auf diesem guten Wege, als der Vater sich entschloß, ihn in Handelsgeschäften zu verschicken. Er sollte sich mit einer entfernten Fabrikanstalt bekannt machen. Man hatte die Absicht, in einer Gegend, wo die ersten Bedürfnisse und die Handarbeit sehr wohlfeil waren, selbst ein Comptoir zu errichten, einen Compagnon dorthin zu setzen, den Vorteil, den man gegenwärtig andern gönnen mußte, selbst zu gewinnen und durch Geld und Kredit die Anstalt ins Große zu treiben. Ferdinand sollte die Sache in der Nähe untersuchen und davon einen umständlichen Bericht abstaten. Der Vater hatte ihm ein Reisegeld ausgesetzt und ihm vorgegeschrieben, damit auszukommen; es war reichlich, und er hatte sich nicht darüber zu beklagen.

„Auch auf seiner Reise lebte Ferdinand sehr sparsam, rechnete und überrechnet und fand, daß er den dritten Teil seines Reisegeldes ersparen könnte, wenn er auf jede Weise sich einzuschränken fortführe. Er hoffte nun auch auf Gelegenheit, zu dem Übrigen nach und nach zu gelangen, und er fand sie. Denn die Gelegenheit ist ein gleichgültige Göttin, sie begünstigt das Gute wie das Böse.

„In der Gegend, die er besuchen sollte, fand er alles weit vorteilhafter, als man geglaubt hatte. Jedermann ging in dem alten Schlendrian handwerksmäßig fort. Von neuentdeckten Vorteilen hatte man keine Kenntnis, oder man hatte keinen Gebrauch davon gemacht. Man wendete nur mäßige Summen Geldes auf und war mit einem mäßigen Profit zufrieden; und er sah bald ein, daß man mit einem gewissen Kapital, mit Vorschüssen, Einkauf des ersten Materials im Großen, mit Anlegung von Maschinen durch die Hülfe tüchtiger Werkmeister eine große und solide Einrichtung würde machen können.

„Er fühlte sich durch die Idee dieser möglichen Tätigkeit sehr erhoben. Die herrliche Gegend, in der ihm jeden Augenblick seine geliebte Ottilie vorschwebte, ließ ihn wünschen, daß sein Vater ihn an diesen Platz setzen, ihm das neue Etablissem-

ment anvertrauen und so auf eine reichliche und unerwartete Weise ausstatten möchte.

„Er sah alles mit größerer Aufmerksamkeit, weil er alles schon als das Seinige ansah. Er hatte zum erstenmal Gelegenheit, seine Kenntnisse, seine Geisteskräfte, sein Urtheil anzuwenden. Die Gegend sowohl als die Gegenstände interessirten ihn aufs höchste, sie waren Labfal und Heilung für sein verwundetes Herz; denn nicht ohne Schmerzen konnte er sich des väterlichen Hauses erinnern, in welchem er, wie in einer Art von Wahnsinn, eine Handlung begehen konnte, die ihm nun das größte Verbrechen zu sein schien.“

„Ein Freund seines Hauses, ein wackerer, aber kränklicher Mann, der selbst den Gedanken eines solchen Etablissements zuerst in Briefen gegeben hatte, war ihm stets zur Seite, zeigte ihm alles, machte ihn mit seinen Ideen bekannt und freute sich, wenn ihm der junge Mensch entgegen-, ja zuborkam. Dieser Mann führte ein sehr einfaches Leben, theils aus Neigung, theils weil seine Gesundheit es so forderte. Er hatte keine Kinder, eine Nichte pflegte ihn, der er sein Vermögen zugebracht hatte, der er einen wackern und tätigen Mann wünschte, um mit Unterstützung eines fremden Kapitals und frischer Kräfte dasjenige ausgeführt zu sehen, wovon er zwar einen Begriff hatte, wovon ihn aber seine physischen und ökonomischen Umstände zurückhielten.“

„Kaum hatte er Ferdinanden gesehen, als ihm dieser sein Mann zu sein schien, und seine Hoffnung wuchs, als er so viel Neigung des jungen Menschen zum Geschäft und zu der Gegend bemerkte. Er ließ seiner Nichte seine Gedanken merken, und diese schien nicht abgeneigt. Sie war ein junges, wohlgebildetes, gesundes und auf jede Weise gutgeartetes Mädchen. Die Sorgfalt für ihres Oheims Haushaltung erhielt sie immer rasch und tätig, und die Sorge für seine Gesundheit immer weich und gefällig. Man konnte sich zur Gattin keine vollkommnere Person wünschen.“

Ferdinand, der nur die Liebenswürdigkeit und die Liebe Ottiliens vor Augen hatte, sah über das gute Landmädchen hinweg, oder wünschte, wenn Ottilie einst als seine Gattin in diesen Gegenden wohnen würde, ihr eine solche Haushälterin und Beschließerin begeben zu können. Er erwiderte die Freundlichkeit und Gefälligkeit des Mädchens auf eine sehr ungezwungene Weise; er lernte sie näher kennen und sie schätzen; er begegnete ihr bald mit mehrerer Achtung, und sowohl sie als ihr Oheim legten sein Betragen nach ihren Wünschen aus.

10 „Ferdinand hatte sich nunmehr genau umgesehen und von allem unterrichtet. Er hatte mit Hülfe des Oheims einen Plan gemacht, und nach seiner gewöhnlichen Leichtigkeit nicht verborgen, daß er darauf rechne, selbst den Plan auszuführen. Zugleich hatte er der Nichte viele Artigkeiten gesagt und jede Haus-

15 haltung glücklich gepriesen, die einer so sorgfältigen Wirtin überlassen werden könnte. Sie und ihr Onkel glaubten daher, daß er wirklich Absichten habe, und waren in allem um desto gefälliger gegen ihn.

„Nicht ohne Zufriedenheit hatte Ferdinand bei seinen Unter-

20 suchungen gefunden, daß er nicht allein auf die Zukunft vieles von diesem Plaze zu hoffen habe, sondern daß er auch gleich jetzt einen vorteilhaften Handel schließen, seinem Vater die entwendete Summe wiedererstaten und sich also von dieser drückenden Last auf einmal befreien könne. Er eröffnete seinem Freunde

25 die Absicht seiner Spekulation, der eine außerordentliche Freude darüber hatte und ihm alle mögliche Beihülfe leistete, ja er wollte seinem jungen Freunde alles auf Kredit verschaffen, das dieser jedoch nicht annahm, sondern einen Teil davon sogleich von dem Überschusse des Reisegeldes bezahlte und den andern

30 in gehöriger Frist abzutragen versprach.

„Mit welcher Freude er die Waren packen und laden ließ, war nicht auszusprechen; mit welcher Zufriedenheit er seinen Rückweg antrat, läßt sich denken; denn die höchste Empfindung, die der Mensch haben kann, ist die, wenn er sich von einem

Hauptfehler, ja von einem Verbrechen durch eigne Kraft erhebt und lösmacht. Der gute Mensch, der ohne auffallende Abweichung vom rechten Pfade vor sich hinwandelt, gleicht einem ruhigen, lobenswürdigen Bürger, dahingegen jener als ein Held und Überwinder Bewunderung und Preis verdient, und in diesem Sinne scheint das paradoxe Wort gesagt zu sein, daß die Gottheit selbst an einem zurückkehrenden Sünder mehr Freude habe als an neunundneunzig Gerechten¹.

„Aber leider konnte Ferdinand durch seine guten Entschlüsse, durch seine Besserung und Wiedererstattung die traurigen Folgen der That nicht aufheben, die ihn erwarteten und die sein schon wieder beruhigtes Gemüt aufs neue schmerzlich kränken sollten. Während seiner Abwesenheit hatte sich das Gewitter zusammengezogen, das gerade bei seinem Eintritte in das väterliche Haus losbrechen sollte.

„Ferdinands Vater war, wie wir wissen, was seine Privat-
tasse betraf, nicht der ordentlichste, die Handlungssachen hin-
gegen wurden von einem geschickten und genauen Associé sehr
richtig besorgt. Der Alte hatte das Geld, das ihm der Sohn
entwendete, nicht eben gemerkt, außer daß unglücklicherweise
darunter ein Paket einer in diesen Gegenden ungewöhnlichen
Münzsorte gewesen war, die er einem Fremden im Spiel abge-
wonnen hatte. Diese vermißte er, und der Umstand schien ihm
bedenklich. Allein was ihn äußerst beunruhigte, war, daß ihm
einige Rollen, jede mit hundert Dukaten, fehlten, die er vor
einiger Zeit verborgt, aber gewiß wiedererhalten hatte. Er
wußte, daß der Schreibtiich sonst durch einen Stoß aufgegangen
war, er sah als gewiß an, daß er beraubt sei, und geriet darüber
in die äußerste Heftigkeit. Sein Argwohn schweifste auf allen
Seiten herum. Unter den fürchterlichsten Drohungen und Ver-
wünschungen erzählte er den Vorfall seiner Fran; er wollte das
Haus um- und umkehren, alle Bedienten, Mägde und Kinder

¹ Vgl. Evangelium Lucae, Kap. 15, V. 7, sowie Bb. 1, S. 149, B. 97 ff. dieser Ausgabe.

verhören lassen, niemand blieb von seinem Argwohn frei. Die gute Frau tat ihr möglichstes, ihren Gatten zu beruhigen; sie stellte ihm vor, in welche Verlegenheit und Diskredit diese Geschichte ihn und sein Haus bringen könnte, wenn sie ruchbar würde; daß niemand an dem Unglück, das uns betreffe, Anteil nehme, als nur um uns durch sein Mitleiden zu demütigen; daß bei einer solchen Gelegenheit weder er noch sie verschont werden würden, daß man noch wunderlichere Anmerkungen machen könnte, wenn nichts herauskäme, daß man vielleicht den Täter entdecken und, ohne ihn auf zeitlebens unglücklich zu machen, das Geld wieder erhalten könne. Durch diese und andere Vorstellungen bewog sie ihn endlich, ruhig zu bleiben und durch stille Nachforschung der Sache näher zu kommen.

„Und leider war die Entdeckung schon nahe genug. Ottiliens Tante war von dem wechselseitigen Versprechen der jungen Leute unterrichtet. Sie wußte von den Geschenken, die ihre Nichte angenommen hatte. Das ganze Verhältniß war ihr nicht angenehm, und sie hatte nur geschwiegen, weil ihre Nichte abwesend war. Eine sichere Verbindung mit Ferdinand schien ihr vorteilhaft, ein ungewisses Abenteuer war ihr unerträglich. Da sie also vernahm, daß der junge Mensch bald zurückkommen sollte, da sie auch ihre Nichte täglich wieder erwartete, eilte sie, von dem, was geschehen war, den Eltern Nachricht zu geben und ihre Meinung darüber zu hören, zu fragen, ob eine baldige Versorgung für Ferdinand zu hoffen sei, und ob man in eine Heirat mit ihrer Nichte willige.

„Die Mutter verwunderte sich nicht wenig, als sie von diesen Verhältnissen hörte. Sie erschrak, als sie vernahm, welche Geschenke Ferdinand an Ottilien gegeben hatte. Sie verbarg ihr Erstaunen, bat die Tante, ihr einige Zeit zu lassen, um gelegentlich mit ihrem Manne über die Sache zu sprechen, versicherte, daß sie Ottilien für eine vorteilhafte Partie halte, und daß es nicht unmöglich sei, ihren Sohn nächstens auf eine schickliche Weise auszustatten.

„Als die Tante sich entfernt hatte, hielt sie es nicht für räthlich, ihrem Manne die Entdeckung zu vertrauen. Ihr lag nur daran, das unglückliche Geheimniß aufzuklären, ob Ferdinand, wie sie fürchtete, die Geschenke von dem entwendeten Geld gemacht habe. Sie eilte zu dem Kaufmann, der diese Art Geschmeide vorzüglich 5 verkaufte, feilschte um ähnliche Dinge und sagte zuletzt: er müsse sie nicht überteuern, denn ihrem Sohn, der eine solche Kommission gehabt, habe er die Sachen wohlfeiler gegeben. Der Handelsmann beteuerte: nein! zeigte die Preise genau an und sagte dabei, man müsse noch das Agio der Geldsorte hinzurechnen, in der 10 Ferdinand zum Theil bezahlt habe. Er nannte ihr zu ihrer größten Betrübniß die Sorte; es war die, die dem Vater fehlte.

„Sie ging nun, nachdem sie sich zum Scheine die nächsten Preise aufsetzen lassen, mit sehr bedrängtem Herzen hinweg. Ferdinands Verirrung war zu deutlich, die Rechnung der Summe, 15 die dem Vater fehlte, war groß, und sie sah nach ihrer sorglichen Gemüthsart die schlimmste That und die fürchterlichsten Folgen. Sie hatte die Klugheit, die Entdeckung vor ihrem Manne zu verbergen; sie erwartete die Zurückkunft ihres Sohnes mit geteilter Furcht und Verlangen. Sie wünschte sich aufzuklären 20 und fürchtete, das Schlimmste zu erfahren.

„Endlich kam er mit großer Heiterkeit zurück. Er konnte Lob für seine Geschäfte erwarten und brachte zugleich in seinen Waren heimlich das Lösegeld mit, wodurch er sich von dem geheimen Verbrechen zu befreien gedachte. 25

„Der Vater nahm seine Relation gut, doch nicht mit solchem Beifall auf, wie er hoffte, denn der Vorgang mit dem Gelde machte den Mann zerstreut und verbrießlich, um so mehr, als er einige ansehnliche Posten in diesem Augenblicke zu bezahlen hatte. Diese Laune des Vaters drückte ihn sehr, noch mehr die Gegen- 30 wart der Wände, der Mobilien, des Schreibtisches, die Zeugen seines Verbrechens gewesen waren. Seine ganze Freude war hin, seine Hoffnungen und Ansprüche; er fühlte sich als einen gemeinen, ja als einen schlechten Menschen.

„Er wollte sich eben nach einem stillen Vertriebe der Wa-
ren, die nun bald ankommen sollten, umsehen und sich durch die
Tätigkeit aus seinem Glende herausreißen, als die Mutter ihn
beiseite nahm und ihm mit Liebe und Ernst sein Vergehen vor-
5 hielt und ihm auch nicht den mindesten Ausweg zum Leugnen
offen ließ. Sein weiches Herz war zerrissen; er warf sich unter
tausend Tränen zu ihren Füßen, bekannte, bat um Verzeihung,
beteuerte, daß nur die Neigung zu Ottilien ihn verleiten können,
und daß sich keine anderen Laster zu diesem jemals gesellt hätten.
10 Er erzählte darauf die Geschichte seiner Reue, daß er vorzüglich
dem Vater die Möglichkeit, den Schreibtisch zu eröffnen, entdeckt,
und daß er durch Ersparnis auf der Reise und durch eine glück-
liche Spekulation sich im Stande sehe, alles wieder zu ersetzen.

„Die Mutter, die nicht gleich nachgeben konnte, bestand
15 darauf, zu wissen, wo er mit den großen Summen hingekommen
sei, denn die Geschenke betrügen den geringsten Teil. Sie zeigte
ihm zu seinem Entsetzen eine Berechnung dessen, was dem Vater
fehlte; er konnte sich nicht einmal ganz zu dem Silber bekennen,
und hoch und teuer schwur er, von dem Golde nichts angerührt
20 zu haben. Hierüber war die Mutter äußerst zornig. Sie ver-
wies ihm, daß er in dem Augenblicke, da er durch aufrichtige
Reue seine Besserung und Bekehrung wahrscheinlich machen
sollte, seine liebevolle Mutter noch mit Leugnen, Lügen und
Märchen aufzuhalten gedente, daß sie gar wohl wisse, wer des
25 einen fähig sei, sei auch alles übrigen fähig. Wahrscheinlich
habe er unter seinen liederlichen Kameraden Mitschuldige, wahr-
scheinlich sei der Handel, den er geschlossen, mit dem entwendeten
Gelde gemacht, und schwerlich würde er davon etwas erwähnt
haben, wenn die Übelthat nicht zufällig wäre entdeckt worden.
30 Sie drohte ihm mit dem Zorne des Vaters, mit bürgerlichen
Strafen, mit völliger Verstoßung; doch nichts kränkte ihn mehr,
als daß sie ihn merken ließ, eine Verbindung zwischen ihm und
Ottilien sei eben zur Sprache gekommen. Mit gerührtem Herzen
verließ sie ihn in dem traurigsten Zustande. Er sah seinen Fehler

entdeckt, er sah sich in dem Verdachte, der sein Verbrechen vergrößerte. Wie wollte er seine Eltern überreden, daß er das Gold nicht angegriffen? Bei der heftigen Gemüthsart seines Vaters mußte er einen öffentlichen Ausbruch befürchten; er sah sich im Gegensatz von allem dem, was er sein konnte. Die Aussicht auf ein tätiges Leben, auf eine Verbindung mit Ottilien verschwand. Er sah sich verstoßen, flüchtig und in fremden Weltgegenden allem Ungemach ausgesetzt.

„Aber selbst alles dieses, was seine Einbildungskraft verwirrte, seinen Stolz verletzte, seine Liebe kränkte, war ihm nicht das Schmerzlichste. Am tiefsten verwundete ihn der Gedanke, daß sein redlicher Vorsatz, sein männlicher Entschluß, sein befolgter Plan, das Geschehene wieder gut zu machen, ganz verkannt, ganz geleugnet, gerade zum Gegenteil ausgelegt werden sollte. Wenn ihn jene Vorstellungen zu einer dunkeln Verzweiflung brachten, indem er bekennen mußte, daß er sein Schicksal verdient habe, so ward er durch diese aufs innigste gerührt, indem er die traurige Wahrheit erfuhr, daß eine Übeltat selbst gute Bemühungen zu Grunde zu richten im Stande ist. Diese Rückkehr auf sich selbst, diese Betrachtung, daß das edelste Streben vergebens sein sollte, machte ihn weich; er wünschte nicht mehr zu leben.

„In diesen Augenblicken dürstete seine Seele nach einem höhern Beistand. Er fiel an seinem Stuhle nieder, den er mit seinen Tränen benetzte, und forderte Hülfe vom göttlichen Wesen. Sein Gebet war eines erhörenswerthen Inhalts: der Mensch, der sich selbst vom Laster wieder erhebt, habe Anspruch auf eine unmittelbare Hülfe; derjenige, der keine seiner Kräfte ungebraucht lasse, könne sich da, wo sie eben ausgehen, wo sie nicht hinreichen, auf den Beistand des Vaters im Himmel berufen.

„In dieser Überzeugung, in dieser dringenden Bitte verharrte er eine Zeitlang und bemerkte kaum, daß seine Thüre sich öffnete und jemand hereintrat. Es war die Mutter, die mit heiterm Gesichte auf ihn zukam, seine Verwirrung sah und ihn mit tröstlichen Worten anredete. ‚Wie glücklich bin ich,‘ sagte sie, ‚daß

ich dich wenigstens als keinen Lügner finde, und daß ich deine Reue für wahr halten kann. Das Gold hat sich gefunden; der Vater, als er es von einem Freunde wieder erhielt, gab es dem Kassier aufzuheben, und durch die vielen Beschäftigungen des Tages zerstreut, hat er es vergessen. Mit dem Silber stimmt deine Angabe ziemlich zusammen, die Summe ist nun viel geringer. Ich konnte die Freude meines Herzens nicht verbergen und versprach dem Vater die fehlende Summe wieder zu verschaffen, wenn er sich zu beruhigen und weiter nach der Sache nicht zu fragen verspräche.

10 „Ferdinand ging sogleich zur größten Freude über. Er eilte, sein Handelsgeschäft zu vollbringen, stellte bald der Mutter das Geld zu, ersetzte selbst das, was er nicht genommen hatte, wovon er wußte, daß es bloß durch die Unordnung des Vaters in seinen Ausgaben vermißt wurde. Er war fröhlich und heiter, doch

15 hatte dieser ganze Vorfall eine sehr ernste Wirkung bei ihm zurückgelassen. Er hatte sich überzeugt, daß der Mensch Kraft habe, das Gute zu wollen und zu vollbringen; er glaubte nun auch, daß dadurch der Mensch das göttliche Wesen für sich interessieren und sich dessen Beistand versprechen könne, den er eben so

20 unmittelbar erfahren hatte. Mit großer Freudigkeit entdeckte er nun dem Vater seinen Plan, sich in jenen Gegenden niederzulassen. Er stellte die Anstalt in ihrem ganzen Werte und Umfange vor; der Vater war nicht abgeneigt, und die Mutter entdeckte heimlich ihrem Gatten das Verhältnis Ferdinands zu Ottilien. Diesem gefiel

25 eine so glänzende Schwiegertochter, und die Aussicht, seinen Sohn ohne Kosten ausstatten zu können, war ihm sehr angenehm.“ —

„Diese Geschichte gefällt mir“, sagte Luise, als der Alte geendigt hatte, „und ob sie gleich aus dem gemeinen Leben genommen ist, so kommt sie mir doch nicht alltäglich vor. Denn wenn wir uns selbst fragen und andere beobachten, so finden wir, daß wir selten durch uns selbst bewogen werden, diesem oder jenem Wunsche zu entsagen; meist sind es die äußern Umstände, die uns dazu nötigen.“

„Ich wünschte“, sagte Karl, „daß wir gar nicht nötig hätten, uns etwas zu versagen, sondern daß wir dasjenige gar nicht kennten, was wir nicht besitzen sollen. Leider ist in unsern Zuständen alles zusammengedrängt, alles ist bepflanzt, alle Bäume hängen voller Früchte, und wir sollen nur immer drunter weg-
5
gehen, uns an dem Schatten begnügen und auf die schönsten Ge-
nüsse Verzicht tun.“

„Lassen Sie uns“, sagte Luise zum Alte, „nun Ihre Ge-
schichte weiter hören.“

Der Alte. Sie ist wirklich schon aus. 10

Luise. Die Entwicklung haben wir freilich gehört; nun
möchten wir aber auch gerne das Ende vernehmen.

Der Alte. Sie unterscheiden richtig, und da Sie sich für
das Schicksal meines Freundes interessieren, so will ich Ihnen,
wie es ihm ergangen, noch kürzlich erzählen. 15

„Befreit von der drückenden Last eines so häßlichen Ver-
gehens, nicht ohne bescheidne Zufriedenheit mit sich selbst, dachte
er nun an sein künftiges Glück und erwartete sehnsuchtsvoll die
Rückkunft Ottiliens, um sich zu erklären und sein gegebenes
Wort im ganzen Umfange zu erfüllen. Sie kam in Gesellschaft 20
ihrer Eltern; er eilte zu ihr, er fand sie schöner und heiterer als
jemals. Mit Ungeduld erwartete er den Augenblick, in welchem
er sie allein sprechen und ihr seine Aussichten vorlegen konnte.
Die Stunde kam, und mit aller Freude und Zärtlichkeit der
Liebe erzählte er ihr seine Hoffnungen, die Nähe seines Glücks 25
und den Wunsch, es mit ihr zu teilen. Allein wie verwundert
war er, ja wie bestürzt, als sie die ganze Sache sehr leichtsinnig,
ja man dürfte beinahe sagen höhnisch aufnahm. Sie scherzte
nicht ganz fein über die Einsiedelei, die er sich ausgesucht habe,
über die Figur, die sie beide spielen würden, wenn sie sich als 30
Schäfer und Schäferin unter ein Strohdach flüchteten, und was
dergleichen mehr war.

„Betroffen und erbittert kehrte er in sich zurück; ihr Be-

tragen hatte ihn verdroffen, und er ward einen Augenblick kalt. Sie war ungerecht gegen ihn gewesen, und nun bemerkte er Fehler an ihr, die ihm sonst verborgen geblieben waren. Auch brauchte es kein sehr helles Auge, um zu sehen, daß ein
 5 jogenannter Vetter, der mit angekommen war, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog und einen großen Theil ihrer Neigung gewonnen hatte.

„Bei dem unleidlichen Schmerz, den Ferdinand empfand, nahm er sich doch bald zusammen, und die Überwindung, die
 10 ihm schon einmal gelungen war, schien ihm zum zweiten Male möglich. Er sah Ottilien oft und gewann über sich, sie zu beobachten; er tat freundlich, ja zärtlich gegen sie, und sie nicht weniger gegen ihn; allein ihre Reize hatten ihre größte Macht verloren, und er fühlte bald, daß selten bei ihr etwas aus dem
 15 Herzen kam, daß sie vielmehr nach Belieben zärtlich und kalt, reizend und abstoßend, angenehm und launisch sein konnte. Sein Gemüt machte sich nach und nach von ihr los, und er entschloß sich, auch noch die letzten Faden entzwei zu reißen.

„Diese Operation war schmerzhafter, als er sich vorgestellt
 20 hatte. Er fand sie eines Tages allein und nahm sich ein Herz, sie an ihr gegebenes Wort zu erinnern und jene Augenblicke ihr ins Gedächtnis zurückzurufen, in denen sie beide, durch das zarteste Gefühl gedrungen, eine Abrede auf ihr künftiges Leben genommen hatten. Sie war freundlich, ja man kann fast sagen
 25 zärtlich; er ward weicher und wünschte in diesem Augenblicke, daß alles anders sein möchte, als er sich vorgestellt hatte. Doch nahm er sich zusammen und trug ihr die Geschichte seines bevorstehenden Etablissements mit Ruhe und Liebe vor. Sie schien sich darüber zu freuen und gewissermaßen nur zu bedauern, daß
 30 dadurch ihre Verbindung weiter hinausgeschoben werde. Sie gab zu erkennen, daß sie nicht die mindeste Lust habe, die Stadt zu verlassen; sie ließ ihre Hoffnung sehen, daß er sich durch einige Jahre Arbeit in jenen Gegenden in den Stand setzen könnte, auch unter seinen jetzigen Mitbürgern eine große Figur

zu spielen. Sie ließ ihn nicht undeutlich merken, daß sie von ihm erwarte, daß er künftig noch weiter als sein Vater gehen und sich in allem noch ansehnlicher und rechtlicher zeigen werde.

„Nur zu sehr fühlte Ferdinand, daß er von einer solchen Verbindung kein Glück zu erwarten habe, und doch war es schwer, 5 so vielen Reizen zu entsagen. Ja vielleicht wäre er ganz ungeschlüssig von ihr weggegangen, hätte ihn nicht der Vetter abgelöst und in seinem Betragen allzuviel Vertraulichkeit gegen Ottilien gezeigt. Ferdinand schrieb ihr darauf einen Brief, worin er ihr nochmals versicherte, daß sie ihn glücklich machen 10 würde, wenn sie ihm zu seiner neuen Bestimmung folgen wollte; daß er aber für beide nicht rätlich hielte, eine entfernte Hoffnung auf künftige Zeit zu nähren und sich auf eine ungewisse Zukunft durch ein Versprechen zu binden.

„Noch auf diesen Brief wünschte er eine günstige Antwort; 15 allein sie kam nicht, wie sein Herz, sondern wie sie seine Vernunft billigen mußte. Ottilie gab ihm auf eine sehr zierliche Art sein Wort zurück, ohne sein Herz ganz loszulassen, und ebenso sprach das Billet auch von ihren Empfindungen; dem Sinne nach war sie gebunden und ihren Worten nach frei. 20

„Was soll ich nun weiter umständlich sein? Ferdinand eilte in seine friedlichen Gegenden zurück, seine Einrichtung war bald gemacht; er war ordentlich und fleißig, und ward es nur um so mehr, als das gute natürliche Mädchen, die wir schon kennen, ihn als Gattin beglückte, und der alte Oheim alles tat, seine 25 häusliche Lage zu sichern und bequem zu machen.

„Ich habe ihn in spätern Jahren kennen lernen, umgeben von einer zahlreichen wohlgebildeten Familie. Er hat mir seine Geschichte selbst erzählt; und wie es Menschen zu gehen pflegt, denen irgend etwas Bedeutendes in früherer Zeit begegnet, so 30 hatte sich auch jene Geschichte so tief bei ihm eingedrückt, daß sie einen großen Einfluß auf sein Leben hatte. Selbst als Mann und Hausvater pflegte er sich manchmal etwas, das ihm Freude würde gemacht haben, zu versagen, um nur nicht aus der Übung

einer so schönen Tugend zu kommen, und seine ganze Erziehung bestand gewissermaßen darin, daß seine Kinder sich gleichsam aus dem Stegreife etwas mußten versagen können.

„Auf eine Weise, die ich im Anfang nicht billigen konnte, 5 unter sagte er zum Beispiel einem Knaben bei Tische, von einer beliebten Speise zu essen. Zu meiner Verwunderung blieb der Knabe heiter, und es war, als wenn weiter nichts geschehen wäre.

„Und so ließen die ältesten aus eigener Bewegung manch- 10 mal ein edles Obst oder sonst einen Lederbissen vor sich vorbeigehen; dagegen erlaubte er ihnen, ich möchte wohl sagen alles, und es fehlte nicht an Arten und Unarten in seinem Hause. Er schien über alles gleichgültig zu sein und ließ ihnen eine fast unbändige Freiheit; nur fiel es ihm die Woche einmal ein, daß 15 alles auf die Minute geschehen mußte: alsdann wurden des Morgens gleich die Uhren reguliert, ein jeder erhielt seine Ordre für den Tag, Geschäfte und Vergnügungen wurden gehäuft, und niemand durfte eine Sekunde fehlen. Ich könnte Sie stundenlang von seinen Gesprächen und Anmerkungen über diese sonderbare Art der Erziehung unterhalten. Er scherzte mit mir als 20 einem katholischen Geistlichen über meine Gelübde und behauptete, daß eigentlich jeder Mensch sowohl sich selbst Enthaltjamkeit als andern Gehorsam geloben sollte; nicht um sie immer, sondern um sie zur rechten Zeit auszuüben.“

Die Baronesse machte eben einige Anmerkungen und gestand, 25 daß dieser Freund im ganzen wohl recht gehabt habe; denn so komme auch in einem Reiche alles auf die exekutive Gewalt an; die gesetzgebende möge so vernünftig sein als sie wolle, es helfe dem Staate nichts, wenn die ausführende nicht mächtig sei.

Luiſe sprang ans Fenster, denn sie hörte Friedrichen zum 30 Hofe hereinreiten. Sie ging ihm entgegen und führte ihn ins Zimmer. Er schien heiter, ob er gleich von Szenen des Jammers und der Verwüstung kam, und anstatt sich in eine genaue Erzählung des Brandes einzulassen, der das Haus ihrer Tante

betroffen, versicherte er, daß es ausgemacht sei, daß der Schreibtisch zu eben der Stunde dort verbrannt sei, da der übrige hier so heftige Sprünge bekommen hatte.

„In eben dem Augenblicke“, sagte er, „als der Brand sich schon dem Zimmer näherte, rettete der Verwalter noch eine Uhr, die auf eben diesem Schreibtische stand. Im Hinaustragen mochte sich etwas am Werke verrücken, und sie blieb auf halb Zwölfe stehen. Wir haben also, wenigstens was die Zeit betrifft, eine völlige Übereinstimmung.“ Die Baronesse lächelte, der Hofmeister behauptete, daß, wenn zwei Dinge zusammenträfen, man deswegen noch nicht auf ihren Zusammenhang schließen könne. Luise gefiel es dagegen, diese beiden Vorfälle zu verknüpfen, besonders da sie von dem Wohlbefinden ihres Bräutigams Nachricht erhalten hatte; und man ließ der Einbildungskraft abermals vollkommen freien Lauf.

„Wissen Sie nicht“, sagte Karl zum Alten, „uns irgend ein Märchen zu erzählen? Die Einbildungskraft ist ein schönes Vermögen, nur mag ich nicht gern, wenn sie das, was wirklich geschehen ist, verarbeiten will; die lustigen Gestalten, die sie erschafft, sind uns als Wesen einer eigenen Gattung sehr willkommen; verbunden mit der Wahrheit, bringt sie meist nur Ungeheuer hervor und scheint mir alsdann gewöhnlich mit dem Verstand und der Vernunft im Widerspruche zu stehen. Sie muß sich, deucht mich, an keinen Gegenstand hängen, sie muß uns keinen Gegenstand aufdringen wollen, sie soll, wenn sie Kunstwerke hervorbringt, nur wie eine Musik auf uns selbst spielen, uns in uns selbst bewegen und zwar so, daß wir vergessen, daß etwas außer uns sei, das diese Bewegung hervorbringt.“

„Fahren Sie nicht fort“, sagte der Alte, „Ihre Anforderungen an ein Produkt der Einbildungskraft umständlicher auszuführen. Auch das gehört zum Genuß an solchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen, denn sie selbst kann nicht fordern, sie muß erwarten, was ihr geschenkt wird. Sie macht keine Pläne, nimmt sich keinen Weg vor, sondern sie wird von ihren

eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem sie sich hin und her schwingt, bezeichnet sie die wunderlichsten Bahnen, die sich in ihrer Richtung stets verändern und wenden. Lassen Sie auf meinem gewöhnlichen Spaziergange erst die sonderbaren
5 Bilder wieder in meiner Seele lebendig werden, die mich in frühern Jahren oft unterhielten. Diesen Abend verspreche ich Ihnen ein Märchen, durch das Sie an nichts und an alles erinnert werden sollen.“

Man entließ den Alten gern, um so mehr, da jedes von
10 Friedrichen Neuigkeiten und Nachrichten von dem, was indeß geschehen war, einzuziehen hoffte.

Das Märchen.

An dem großen Flusse, der eben von einem starken Regen geschwollen und übergetreten war, lag in seiner kleinen Hütte, müde von der Anstrengung des Tages, der alte Fährmann und schlief. Mitten in der Nacht weckten ihn einige laute Stimmen; er hörte, daß Reisende übergesetzt sein wollten. 5

Als er vor die Thür hinaustrat, sah er zwei große Irrlichter über dem angebundenen Rahne schweben, die ihm versicherten, daß sie große Eile hätten und schon an jenem Ufer zu sein wünschten. Der Alte säumte nicht, stieß ab und fuhr, mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit, quer über den Strom, indes die Fremden in einer unbekannten, sehr behenden Sprache gegeneinander zischten und mitunter in ein lautes Gelächter ausbrachen, indem sie bald auf den Rändern und Bänken, bald auf dem Boden des Rahns hin- und wiederhüpften. 10 15

„Der Rahn schwankt!“ rief der Alte, „und wenn ihr so unruhig seid, kann er umschlagen; setzt euch, ihr Lichter!“

Sie brachen über diese Zumutung in ein großes Gelächter aus, verspotteten den Alten und waren noch unruhiger als vorher. Er trug ihre Unarten mit Geduld und stieß bald am jenseitigen Ufer an. 20

„Hier ist für Eure Mühe!“ riefen die Reisenden, und es fielen, indem sie sich schüttelten, viele glänzende Goldstücke in den feuchten Rahn. — „Um's Himmels willen, was macht ihr!“ rief der Alte, „ihr bringt mich ins größte Unglück! wäre ein Goldstück ins Wasser gefallen, so würde der Strom, der dies Metall nicht leiden kann, sich in entsetzliche Wellen erhoben, das 25

Schiff und mich verschlungen haben, und wer weiß, wie es euch gegangen sein würde; nehmt euer Geld wieder zu euch!"

„Wir können nichts wieder zu uns nehmen, was wir abgeschüttelt haben“, versetzten jene.

5 „So macht ihr mir noch die Mühe“, sagte der Alte, indem er sich bückte und die Goldstücke in seine Mütze las, „daß ich sie zusammensuchen, ans Land tragen und vergraben muß.“

Die Irrlichter waren aus dem Kahne gesprungen, und der Alte rief: „Wo bleibt nun mein Lohn?“

10 „Wer kein Gold nimmt, mag umsonst arbeiten!“ riefen die Irrlichter. — „Ihr müßt wissen, daß man mich nur mit Früchten der Erde bezahlen kann.“ — „Mit Früchten der Erde? Wir verschmähen sie und haben sie nie genossen.“ — „Und doch kann ich euch nicht loslassen, bis ihr mir versprecht, daß ihr
15 mir drei Kohlhäupter, drei Artischocken und drei große Zwiebeln liefert.“

Die Irrlichter wollten scherzend davon schlüpfen; allein sie fühlten sich auf eine unbegreifliche Weise an den Boden gefesselt; es war die unangenehmste Empfindung, die sie jemals gehabt
20 hatten. Sie versprachen seine Forderung nächstens zu befriedigen; er entließ sie und stieß ab. Er war schon weit hinweg, als sie ihm nachriefen: „Alter! hört, Alter! wir haben das Wichtigste vergessen!“ Er war fort und hörte sie nicht. Er hatte sich an derselben Seite den Fluß hinab treiben lassen, wo er in einer
25 gebirgigen Gegend, die das Wasser niemals erreichen konnte, das gefährliche Gold verscharren wollte. Dort fand er zwischen hohen Felsen eine ungeheure Kluft, schüttete es hinein und fuhr nach seiner Hütte zurück.

In dieser Kluft befand sich die schöne grüne Schlange, die
30 durch die herabklingende Münze aus ihrem Schlafe geweckt wurde. Sie ersah kaum die leuchtenden Scheiben, als sie solche auf der Stelle mit großer Begierde verschlang, und alle Stücke, die sich in dem Gebüsch und zwischen den Felsripen zerstreut hatten, sorgfältig aufsuchte.

Raum waren sie verschlungen, so fühlte sie mit der angenehmsten Empfindung das Gold in ihren Eingeweiden schmelzen und sich durch ihren ganzen Körper ausbreiten, und zur größten Freude bemerkte sie, daß sie durchsichtig und leuchtend geworden war. Lange hatte man ihr schon versichert, daß diese Erscheinung möglich sei; weil sie aber zweifelhaft war, ob dieses Licht lange dauern könne, so trieb sie die Neugierde und der Wunsch, sich für die Zukunft sicher zu stellen, aus dem Felsen heraus, um zu untersuchen, wer das schöne Gold hereingestreu't haben könnte. Sie fand niemanden. Desto angenehmer war es ihr, sich selbst, da sie zwischen Kräutern und Gesträuchen hintroch, und ihr anmutiges Licht, das sie durch das frische Grün verbreitete, zu bewundern. Alle Blätter schienen von Smaragd, alle Blumen auf das herrlichste verklärt. Vergebens durchstrich sie die einsame Wildnis; desto mehr aber wuchs ihre Hoffnung, als sie auf die Fläche kam und von weitem einen Glanz, der dem ihrigen ähnlich war, erblickte. „Find' ich doch endlich meinesgleichen!“ rief sie aus und eilte nach der Gegend zu. Sie achtete nicht die Beschwerlichkeit, durch Sumpf und Rohr zu kriechen; denn ob sie gleich auf trocknen Bergwiesen, in hohen Felsrihen am liebsten lebte, gewürzhafte Kräuter gerne genoß und mit zartem Tau und frischem Quellwasser ihren Durst gewöhnlich stillte, so hätte sie doch des lieben Goldes willen und in Hoffnung des herrlichen Lichtes alles unternommen, was man ihr auferlegte.

Sehr ermüdet gelangte sie endlich zu einem feuchten Ried, wo unsere beiden Irrlichter hin- und wiederpielten. Sie schoß auf sie los, begrüßte sie und freute sich, so angenehme Herren von ihrer Verwandtschaft zu finden. Die Lichter strichen an ihr her, hüpfen über sie weg und lachten nach ihrer Weise. „Frau Muhme“, sagten sie, „wenn Sie schon von der horizontalen Linie sind, so hat das doch nichts zu bedeuten; freilich sind wir nur von seiten des Scheins verwandt, denn sehen Sie nur (hier machten beide Flammen, indem sie ihre ganze Breite aufopfereten, sich so lang und spitz als möglich), wie schön uns Herren von

der vertikalen Linie diese schlanke Länge kleidet; nehmen Sie's uns nicht übel, meine Freundin, welche Familie kann sich des rühmen? so lang' es Irrlichter gibt, hat noch keins weder geessen noch gelegen."

5 Die Schlange fühlte sich in der Gegenwart dieser Verwandten sehr unbehaglich, denn sie mochte den Kopf so hoch heben, als sie wollte, so fühlte sie doch, daß sie ihn wieder zur Erde biegen mußte, um von der Stelle zu kommen, und hatte sie sich vorher im dunkeln Hain außerordentlich wohlgefallen, so schien ihr
10 Glanz in Gegenwart dieser Bettern sich jeden Augenblick zu vermindern, ja sie fürchtete, daß er endlich gar verlöschen werde.

In dieser Verlegenheit fragte sie eilig, ob die Herren ihr nicht etwa Nachricht geben könnten, wo das glänzende Gold herkomme, das vor kurzem in die Felskluft gefallen sei; sie ver-
15 mute, es sei ein Goldregen, der unmittelbar vom Himmel träufle. Die Irrlichter lachten und schüttelten sich, und es sprangen eine große Menge Goldstücke um sie herum. Die Schlange fuhr schnell darnach, sie zu verschlingen. „Laßt es Euch schmecken, Frau
20 Muhme“, sagten die artigen Herren, „wir können noch mit mehr aufwarten.“ Sie schüttelten sich noch einige Male mit großer Behendigkeit, so daß die Schlange kaum die kostbare Speise schnell genug hinunterbringen konnte. Sichtlich fing ihr Schein an zu wachsen, und sie leuchtete wirklich aufs herrlichste, indes die
25 Irrlichter ziemlich mager und klein geworden waren, ohne jedoch von ihrer guten Laune das mindeste zu verlieren.

„Ich bin euch auf ewig verbunden“, sagte die Schlange, nachdem sie von ihrer Mahlzeit wieder zu Atem gekommen war, „fordert von mir, was ihr wollt; was in meinen Kräften ist, will ich euch leisten.“

30 „Recht schön!“ riefen die Irrlichter; „sage, wo wohnt die schöne Lilie? Führt uns so schnell als möglich zum Palaste und Garten der schönen Lilie, wir sterben vor Ungeduld, uns ihr zu Füßen zu werfen.“

„Diesen Dienst“, versetzte die Schlange mit einem tiefen

Seufzer, „kann ich euch sogleich nicht leisten. Die schöne Lilie wohnt leider jenseit des Wassers.“ — „Jenseit des Wassers! Und wir lassen uns in dieser stürmischen Nacht übersetzen! wie grausam ist der Fluß, der uns nun scheidet! sollte es nicht möglich sein, den Alten wieder zu errufen?“

5

„Sie würden sich vergebens bemühen“, verjehet die Schlange, „denn wenn Sie ihn auch selbst an dem diesseitigen Ufer anträfen, so würde er Sie nicht einnehmen; er darf jedermann herüber, niemand hinüber bringen.“ — „Da haben wir uns schön gebettet! Gibt es denn kein ander Mittel, über das Wasser zu kommen?“ — „Noch einige, nur nicht in diesem Augenblick. Ich selbst kann die Herren übersetzen, aber erst in der Mittagsstunde.“ — „Das ist eine Zeit, in der wir nicht gerne reisen.“ — „So können Sie abends auf dem Schatten des Riesen hinüberfahren.“ — „Wie geht das zu?“ — „Der große Riese, der nicht weit von hier wohnt, vermag mit seinem Körper nichts; seine Hände heben keinen Strohalm, seine Schultern würden kein Reisbündel tragen; aber sein Schatten vermag viel, ja alles. Deswegen ist er beim Aufgang und Untergang der Sonne am mächtigsten, und so darf man sich abends nur auf den Nacken seines Schattens setzen, der Riese geht alsdann sachte gegen das Ufer zu, und der Schatten bringt den Wanderer über das Wasser hinüber. Wollen Sie aber um Mittagszeit sich an jener Waldecke einfinden, wo das Gebüsch dicht ans Ufer stößt, so kann ich Sie übersetzen und der schönen Lilie vorstellen; scheuen Sie hingegen die Mittagshöhe, so dürfen Sie nur gegen Abend in jener Felsenbucht den Riesen auffuchen, der sich gewiß recht gefällig zeigen wird.“

15

20

25

Mit einer leichten Verbeugung entfernten sich die jungen Herren, und die Schlange war zufrieden, von ihnen loszukommen, theils um sich in ihrem eignen Dichte zu erfreuen, theils eine Neugierde zu befriedigen, von der sie schon lange auf eine sonderbare Weise gequält ward.

30

In den Felsschlüften, in denen sie oft hin- und wiedertrach, hatte sie an einem Orte eine seltsame Entdeckung gemacht. Denn

ob sie gleich durch diese Abgründe ohne ein Licht zu kriechen genötigt war, so konnte sie doch durchs Gefühl die Gegenstände recht wohl unterscheiden. Nur unregelmäßige Naturprodukte war sie gewohnt, überall zu finden; bald schlang sie sich zwischen
 5 den Zacken großer Krystalle hindurch, bald fühlte sie die Haken und Haare des gebiegenen Silbers und brachte ein- und den andern Edelstein mit sich ans Licht hervor. Doch hatte sie zu ihrer großen Verwunderung in einem ringsum verschlossenen Felsen Gegenstände gefühlt, welche die bildende Hand des Men-
 10 schen verrieten: glatte Wände, an denen sie nicht aufsteigen konnte, scharfe, regelmäßige Kanten, wohlgebildete Säulen und, was ihr am sonderbarsten vorkam, menschliche Figuren, um die sie sich mehrmals geschlungen hatte, und die sie für Erz oder äußerst polierten Marmor halten mußte. Alle diese Erfahrungen
 15 wünschte sie noch zuletzt durch den Sinn des Auges zusammenzufassen und das, was sie nur mutmaßte, zu bestätigen. Sie glaubte sich nun fähig, durch ihr eignes Licht dieses wunderbare unterirdische Gewölbe zu erleuchten, und hoffte auf einmal mit diesen sonderbaren Gegenständen völlig bekannt zu werden. Sie
 20 eilte und fand auf dem gewohnten Wege bald die Nische, durch die sie in das Heiligtum zu schleichen pflegte.

Als sie sich am Orte befand, sah sie sich mit Neugier um, und obgleich ihr Schein alle Gegenstände der Rotonde nicht erleuchten konnte, so wurden ihr doch die nächsten deutlich genug.
 25 Mit Erstaunen und Ehrfurcht sah sie in eine glänzende Nische hinauf, in welcher das Bildnis eines ehrwürdigen Königs in lauterm Golde aufgestellt war. Dem Maß nach war die Bildsäule über Menschengröße, der Gestalt nach aber das Bildnis eher eines kleinen als eines großen Mannes. Sein wohlgebil-
 30 deter Körper war mit einem einfachen Mantel umgeben, und ein Eichenfranz hielt seine Haare zusammen.

Kaum hatte die Schlange dieses ehrwürdige Bildnis angeblickt, als der König zu reden anfing und fragte: „Wo kommst du her?“ — „Aus den Klüften“, versetzte die Schlange, „in

denen das Gold wohnt.“ — „Was ist herrlicher als Gold?“ fragte der König. — „Das Licht“, antwortete die Schlange. — „Was ist erquicklicher als Licht?“ fragte jener. — „Das Gespräch“, antwortete diese.

Sie hatte unter diesen Neben beiseite geschleift und in der nächsten Nische ein anderes herrliches Bild gesehen. In derselben saß ein silberner König von langer und eher schwächerer Gestalt; sein Körper war mit einem verzierten Gewande überdeckt, Krone, Gürtel und Szepter mit Edelsteinen geschmückt; er hatte die Heiterkeit des Stolzes in seinem Angesichte und schien eben reden zu wollen, als an der marmornen Wand eine Ader, die dunkeljarbig hindurchlief, auf einmal hell ward und ein angenehmes Licht durch den ganzen Tempel verbreitete. Bei diesem Lichte sah die Schlange den dritten König, der von Erz in mächtiger Gestalt da saß, sich auf seine Keule lehnte, mit einem Lorbeerkranze geschmückt war, und eher einem Felsen als einem Menschen glich. Sie wollte sich nach dem vierten umsehen, der in der größten Entfernung von ihr stand, aber die Mauer öffnete sich, indem die erleuchtete Ader wie ein Blik zuckte und verschwand.

Ein Mann von mittlerer Größe, der heraustrat, zog die Aufmerksamkeit der Schlange auf sich. Er war als ein Bauer gekleidet und trug eine kleine Lampe in der Hand, in deren stille Flamme man gerne hineinsah, und die auf eine wunderbare Weise, ohne auch nur einen Schatten zu werfen, den ganzen Dom erhellte.

„Warum kommst du, da wir Licht haben?“ fragte der goldene König. — „Ihr wißt, daß ich das Dunkle nicht erleuchten darf.“ — „Endigt sich mein Reich?“ fragte der silberne König. — „Spät oder nie“, versetzte der Alte.

Mit einer starken Stimme fing der eiserne König an zu fragen: „Wann werde ich aufstehn?“ — „Balb“, versetzte der Alte. — „Mit wem soll ich mich verbinden?“ fragte der König. — „Mit deinen ältern Brüdern“, jagte der Alte. — „Was wird

aus dem jüngsten werden?" fragte der König. — „Er wird sich setzen“, sagte der Alte.

„Ich bin nicht müde!“ rief der vierte König mit einer rauhen, stotternden Stimme.

5 Die Schlange war, indessen jene redeten, in dem Tempel leise herumgeschlichen, hatte alles betrachtet und besah nunmehr den vierten König in der Nähe. Er stand an eine Säule gelehnt, und seine ansehnliche Gestalt war eher schwerfällig als schön. Allein das Metall, woraus er gegossen war, konnte man nicht
10 leicht unterscheiden. Genau betrachtet, war es eine Mischung der drei Metalle, aus denen seine Brüder gebildet waren. Aber beim Gusse schienen diese Materien nicht recht zusammengesmolzen zu sein; goldne und silberne Adern liefen unregelmäßig durch eine eiserne Masse hindurch und gaben dem Bilde ein un-
15 angenehmes Ansehn.

Indessen sagte der goldne König zum Manne: „Wie viel Geheimnisse weißt du?“ — „Drei“, versetzte der Alte. — „Welches ist das wichtigste?“ fragte der silberne König. — „Das
20 offenbare“, versetzte der Alte. — „Willst du es auch uns eröffnen?“ fragte der eiserne. — „Sobald ich das vierte weiß“, sagte der Alte. — „Was kümmert's mich!“ murmelte der zusammengesetzte König vor sich hin.

„Ich weiß das vierte“, sagte die Schlange, näherte sich dem Alten und zischte ihm etwas ins Ohr. — „Es ist an der Zeit!“
25 rief der Alte mit gewaltiger Stimme. Der Tempel schallte wieder, die metallenen Bildsäulen klangen, und in dem Augenblicke versank der Alte nach Westen und die Schlange nach Osten, und jedes durchstrich mit großer Schnelle die Klüfte der Felsen.

Alle Gänge, durch die der Alte hindurchwandelte, füllten
30 sich hinter ihm sogleich mit Gold, denn seine Lampe hatte die wunderbare Eigenschaft, alle Steine in Gold, alles Holz in Silber, tote Tiere in Edelsteine zu verwandeln und alle Metalle zu zernichten; diese Wirkung zu äußern, mußte sie aber ganz allein leuchten. Wenn ein ander Licht neben ihr war, wirkte sie nur

einen schönen hellen Schein, und alles Lebendige ward immer durch sie erquickt.

Der Alte trat in seine Hütte, die an dem Berge angebauet war, und fand sein Weib in der größten Betrübniß. Sie saß am Feuer und weinte und konnte sich nicht zufrieden geben. „Wie unglücklich bin ich“, rief sie aus, „wollt' ich dich heute doch nicht fortlaffen!“ — „Was gibt es denn?“ fragte der Alte ganz ruhig.

„Kaum bist du weg“, sagte sie mit Schluchzen, „so kommen zwei ungestüme Wanderer vor die Türe; unvorsichtig lasse ich sie herein, es schienen ein paar artige, rechtliche Leute; sie waren in leichte Flammen gekleidet, man hätte sie für Irrlichter halten können: kaum sind sie im Hause, so fangen sie an, auf eine unverschämte Weise mir mit Worten zu schmeicheln und werden so zudringlich, daß ich mich schäme, daran zu denken.“

„Nun“, versetzte der Mann lächelnd, „die Herren haben wohl geseherzt; denn deinem Alter nach sollten sie es wohl bei der allgemeinen Höflichkeit gelassen haben.“

„Was Alter! Alter!“ rief die Frau; „soll ich immer von meinem Alter hören? Wie alt bin ich denn? Gemeine Höflichkeit! Ich weiß doch, was ich weiß. Und sieh dich nur um, wie die Wände ausseh'n; sieh nur die alten Steine, die ich seit hundert Jahren nicht mehr gesehen habe; alles Gold haben sie heruntergeleckt, du glaubst nicht, mit welcher Behendigkeit, und sie versicherten immer, es schmecke viel besser als gemeines Gold. Als sie die Wände rein gefegt hatten, schienen sie sehr gutes Mutes, und gewiß, sie waren auch in kurzer Zeit sehr viel größer, breiter und glänzender geworden. Nun fingen sie ihren Mutwillen von neuem an, streichelten mich wieder, hießen mich ihre Königin, schüttelten sich, und eine Menge Goldstücke sprangen herum; du siehst noch, wie sie dort unter der Bank leuchten; aber Welch ein Unglück! unser Mops fraß einige davon, und sieh, da liegt er am Ramine tot; das arme Tier! ich kann mich nicht zufrieden geben. Ich sah es erst, da sie fort waren, denn sonst hätte ich nicht versprochen, ihre Schuld beim Fährmann abzutragen.“

— „Was sind sie schuldig?“ fragte der Alte. — „Drei Kohlhäupter“, sagte die Frau, „drei Artischocken und drei Zwiebeln; wenn es Tag wird, habe ich versprochen, sie an den Fluß zu tragen.“

5 „Du kannst ihnen den Gefallen tun“, sagte der Alte, „denn sie werden uns gelegentlich auch wieder dienen.“

„Ob sie uns dienen werden, weiß ich nicht, aber versprochen und beteuert haben sie es.“

Indessen war das Feuer im Kamine zusammen gebrannt, 10 der Alte überzog die Kohlen mit vieler Asche, schaffte die leuchtenden Goldstücke beiseite, und nun leuchtete sein Lämpchen wieder allein, in dem schönsten Glanze, die Mauern überzogen sich mit Gold, und der Mops war zu dem schönsten Onyx geworden, den man sich denken konnte. Die Abwechslung der braunen und 15 schwarzen Farbe des kostbaren Gesteins machte ihn zum seltensten Kunstwerke.

„Nimm deinen Korb“, sagte der Alte, „und stelle den Onyx hinein; alsdann nimm die drei Kohlhäupter, die drei Artischocken und die drei Zwiebeln, lege sie umher und trage sie zum Flusse. 20 Gegen Mittag laß dich von der Schlange übersetzen und besuche die schöne Lilie, bring' ihr den Onyx, sie wird ihn durch ihre Berührung lebendig machen, wie sie alles Lebendige durch ihre Berührung tötet; sie wird einen treuen Gefährten an ihm haben. Sage ihr, sie solle nicht trauern, ihre Erlösung sei nahe, das 25 größte Unglück könne sie als das größte Glück betrachten, denn es sei an der Zeit.“

Die Alte packte ihren Korb und machte sich, als es Tag war, auf den Weg. Die aufgehende Sonne schien hell über den Fluß herüber, der in der Ferne glänzte; das Weib ging mit langsamem Schritt, denn der Korb drückte sie aufs Haupt, und es 30 war doch nicht der Onyx, der so lastete. Alles Tote, was sie trug, fühlte sie nicht, vielmehr hob sich alsdann der Korb in die Höhe und schwebte über ihrem Haupte. Aber ein frisches Gemüse oder ein kleines lebendiges Tier zu tragen, war ihr äußerst beschwer-

lich. Verdrießlich war sie eine Zeitlang hingegangen, als sie auf einmal erschreckt stille stand; denn sie hätte beinahe auf den Schatten des Riesen getreten, der sich über die Ebene bis zu ihr hin erstreckte. Und nun sah sie erst den gewaltigen Riesen, der sich im Fluß gebadet hatte, aus dem Wasser heraussteigen, und sie wußte nicht, wie sie ihm ausweichen sollte. Sobald er sie gewahr ward, fing er an, sie scherzhaft zu begrüßen, und die Hände seines Schattens griffen sogleich in den Korb. Mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit nahmen sie ein Kohlhaupt, eine Artischocke und eine Zwiebel heraus und brachten sie dem Riesen zum Munde, der sodann weiter den Fluß hinauf ging und dem Weibe den Weg frei ließ.

Sie bedachte, ob sie nicht lieber zurückgehen und die fehlenden Stücke aus ihrem Garten wieder ersetzen sollte, und ging unter diesen Zweifeln immer weiter vorwärts, so daß sie bald an dem Ufer des Flusses ankam. Lange saß sie in Erwartung des Fährmanns, den sie endlich mit einem sonderbaren Reisenden herüberschiffen sah. Ein junger, edler, schöner Mann, den sie nicht genug ansehen konnte, stieg aus dem Rahne.

„Was bringt Ihr?“ rief der Alte. — „Es ist das Gemüse, das Euch die Irrlichter schuldig sind“, versetzte die Frau und wies ihre Ware hin. Als der Alte von jeder Sorte nur zwei fand, ward er verdrießlich und versicherte, daß er sie nicht annehmen könne. Die Frau bat ihn inständig, erzählte ihm, daß sie jetzt nicht nach Hause gehen könne, und daß ihr die Last auf dem Wege, den sie vor sich habe, beschwerlich sei. Er blieb bei seiner abschläglichen Antwort, indem er ihr versicherte, daß es nicht einmal von ihm abhänge. „Was mir gebührt, muß ich neun Stunden zusammen lassen, und ich darf nichts annehmen, bis ich dem Fluß ein Drittel übergeben habe.“ Nach vielem Hin- und Wiederreden versetzte endlich der Alte: „Es ist noch ein Mittel. Wenn Ihr Euch gegen den Fluß verbürgt und Euch als Schuldnerin bekennen wollt, so nehm' ich die sechs Stücke zu mir, es ist aber einige Gefahr dabei.“ — „Wenn ich mein Wort

halte, so laufe ich doch keine Gefahr?" — „Nicht die geringste. Steckt Eure Hand in den Fluß“, fuhr der Alte fort, „und verspricht, daß Ihr in vierundzwanzig Stunden die Schuld abtragen wollt.“

5 Die Alte tat's, aber wie erschraf sie nicht, als sie ihre Hand fohlischwarz wieder aus dem Wasser zog. Sie schalt heftig auf den Alten, versicherte, daß ihre Hände immer das Schönste an ihr gewesen wären, und daß sie, ungeachtet der harten Arbeit, diese edlen Glieder weiß und zierlich zu erhalten gewußt habe. Sie
10 besah die Hand mit großem Verdrusse und rief verzweiflungsvoll aus: „Das ist noch schlimmer! ich sehe, sie ist gar geschwunden, sie ist viel kleiner als die andere.“

„Jetzt scheint es nur so“, sagte der Alte, „wenn Ihr aber nicht Wort haltet, kann es wahr werden. Die Hand wird nach
15 und nach schwinden und endlich ganz verschwinden, ohne daß Ihr den Gebrauch derselben entbehrt. Ihr werdet alles damit verrichten können, nur daß sie niemand sehen wird.“ — „Ich wollte lieber, ich könnte sie nicht brauchen, und man sah' mir's nicht an“, sagte die Alte; „indessen hat das nichts zu bedeuten,
20 ich werde mein Wort halten, um diese schwarze Haut und diese Sorge bald los zu werden.“ Gelig nahm sie darauf den Korb, der sich von selbst über ihren Scheitel erhob und frei in die Höhe schwebte, und eilte dem jungen Manne nach, der sachte und in Gedanken am Ufer hinging. Seine herrliche Gestalt und sein
25 sonderbarer Anzug hatten sich der Alten tief eingedruckt.

Seine Brust war mit einem glänzenden Harnisch bedeckt, durch den alle Teile seines schönen Leibes sich durchbewegten. Um seine Schultern hing ein Purpurmantel, um sein unbedecktes Haupt wallten braune Haare in schönen Locken; sein holdes Ge-
30 sicht war den Strahlen der Sonne ausgesetzt, so wie seine schöngebauten Füße. Mit nackten Sohlen ging er gelassen über den heißen Sand hin, und ein tiefer Schmerz schien alle äußeren Eindrücke abzustumpfen.

Die gesprächige Alte suchte ihn zu einer Unterredung zu

bringen, allein er gab ihr mit kurzen Worten wenig Bescheid, so daß sie endlich, ungeachtet seiner schönen Augen, müde ward, ihn immer vergebens anzureden, von ihm Abschied nahm und sagte: „Ihr geht mir zu langsam, mein Herr, ich darf den Augenblick nicht versäumen, um über die grüne Schlange den Fluß zu 5 passieren und der schönen Lilie das vortreffliche Geschenk von meinem Manne zu überbringen.“ Mit diesen Worten schritt sie eilends fort, und ebenso schnell ermannte sich der schöne Jüngling und eilte ihr auf dem Fuße nach. „Ihr geht zur schönen Lilie!“ rief er aus, „da gehen wir einen Weg. Was ist das für ein 10 Geschenk, das Ihr tragt?“

„Mein Herr“, versetzte die Frau dagegen, „es ist nicht billig, nachdem Ihr meine Fragen so einsilbig abgelehnt habt, Euch mit solcher Lebhaftigkeit nach meinen Geheimnissen zu erkundigen. Wollt Ihr aber einen Tausch eingehen und mir Eure 15 Schicksale erzählen, so will ich Euch nicht verbergen, wie es mit mir und meinem Geschenke steht.“ Sie wurden bald einig; die Frau vertraute ihm ihre Verhältnisse, die Geschichte des Hundes, und ließ ihn dabei das wundervolle Geschenk betrachten.

Er hob sogleich das natürliche Kunstwerk aus dem Korbe 20 und nahm den Mops, der sanft zu ruhen schien, in seine Arme. „Glückliches Tier!“ rief er aus, „du wirst von ihren Händen berührt, du wirst von ihr belebt werden, anstatt daß Lebendige vor ihr fliehen, um nicht ein trauriges Schicksal zu erfahren. Doch was sage ich traurig! ist es nicht viel betrübter und häng- 25 licher, durch ihre Gegenwart gelähmt zu werden, als es sein würde, von ihrer Hand zu sterben! Sieh mich an“, sagte er zu der Alten; „in meinen Jahren, welcher einen elenden Zustand muß ich erdulden. Diesen Harnisch, den ich mit Ehren im Kriege getragen, diesen Purpur, den ich durch eine weise Regierung zu 30 verdienen suchte, hat mir das Schicksal gelassen, jenen als eine unnötige Last, diesen als eine unbedeutende Zierde. Krone, Szepter und Schwert sind hinweg, ich bin übrigens so nackt und bedürftig als jeder andere Erdensohn, denn so unselig wirken

ihre schönen blauen Augen, daß sie allen Lebendigen Weisen ihre Kraft nehmen, und daß diejenigen, die ihre beruhrende Hand nicht tödtet, sich in den Zustand lebendig wandelnder Schatten versetzt fühlen."

5 So fuhr er fort zu klagen und befriedigte die Neugierde der Alten keineswegs, welche nicht sowohl von seinem innern als von seinem äußern Zustande unterrichtet sein wollte. Sie erfuhr weder den Namen seines Vaters noch seines Königreichs. Er streichelte den harten Mops, den die Sonnenstrahlen und der
10 warme Busen des Jünglings, als wenn er lebte, erwärmt hatten. Er fragte viel nach dem Mann mit der Lampe, nach den Wirkungen des heiligen Lichtes und schien sich davon für seinen traurigen Zustand künftig viel Gutes zu versprechen.

Unter diesen Gesprächen sahen sie von ferne den majestätischen
15 Bogen der Brücke, der von einem Ufer zum andern hinüberreichte, im Glanz der Sonne auf das wunderbarste schimmern. Beide erstaunten, denn sie hatten dieses Gebäude noch nie so herrlich gesehen. „Wie!“ rief der Prinz; „war sie nicht schon schön genug, als sie vor unsern Augen wie von Jaspis und Prasem gebaut da-
20 stand? Muß man nicht fürchten, sie zu betreten, da sie aus Smaragd, Chrysopras und Chrysolith mit der anmutigsten Mannigfaltigkeit zusammengesetzt erscheint?“ Beide wußten nicht die Veränderung, die mit der Schlange vorgegangen war: denn die Schlange war es, die sich jeden Mittag über den
25 Fluß hinüber bäumte und in Gestalt einer kühnen Brücke da-stand. Die Wanderer betraten sie mit Ehrfurcht und gingen schweigend hinüber.

Sie waren kaum am jenseitigen Ufer, als die Brücke sich zu schwingen und zu bewegen anfang, in kurzem die Oberfläche des
30 Wassers berührte und die grüne Schlange in ihrer eigentümlichen Gestalt den Wanderern auf dem Lande nachgleitete. Beide hatten kaum für die Erlaubnis, auf ihrem Rücken über den Fluß zu setzen, gedankt, als sie bemerkten, daß außer ihnen dreien noch mehrere Personen in der Gesellschaft sein mußten, die sie jedoch

mit ihren Augen nicht erblicken konnten. Sie hörten neben sich ein Geziß, dem die Schlange gleichfalls mit einem Geziß antwortete; sie horchten auf und konnten endlich folgendes vernehmen: „Wir werden“, sagten ein paar wechselnde Stimmen, „uns erst infognito in dem Park der schönen Lilie umsehen, und 5
ersuchen Euch, uns mit Anbruch der Nacht, sobald wir nur irgend prärentabel sind, der vollkommenen Schönheit vorzustellen. An dem Rande des großen Sees werdet Ihr uns antreffen.“ — „Es bleibt dabei“, antwortete die Schlange, und ein zischender Laut verlor sich in der Luft. 10

Unsere drei Wanderer beredeten sich nunmehr, in welcher Ordnung sie bei der Schönen vortreten wollten; denn so viel Personen auch um sie sein konnten, so durften sie doch nur einzeln kommen und gehen, wenn sie nicht empfindliche Schmerzen erdulden sollten. 15

Das Weib mit dem verwandelten Hunde im Korbe nahte sich zuerst dem Garten und suchte ihre Gönnerin auf, die leicht zu finden war, weil sie eben zur Harfe sang; die lieblichen Töne zeigten sich erst als Ringe auf der Oberfläche des stillen Sees, dann wie ein leichter Hauch setzten sie Gras und Büsche in Be- 20
wegung. Auf einem eingeschlossenen grünen Plage, in dem Schatten einer herrlichen Gruppe mannigfaltiger Bäume, saß sie und bezauberte beim ersten Anblick aufs neue die Augen, das Ohr und das Herz des Weibes, das sich ihr mit Entzücken näherte und bei sich selbst schwur, die Schöne sei während ihrer 25
Abwesenheit nur immer schöner geworden. Schon von weitem rief die gute Frau dem lebenswürdigsten Mädchen Gruß und Lob zu. „Welch ein Glück, Euch anzusehen, Welch einen Himmel verbreitet Eure Gegenwart um Euch her! Wie die Harfe so reizend in Eurem Schoße lehnt, wie Eure Arme sie so sanft um- 30
geben, wie sie sich nach Eurer Brust zu sehnen scheint, und wie sie unter der Berührung Eurer schlanken Finger so zärtlich klingt! Dreifach glücklicher Jüngling, der du ihren Platz einnehmen konntest!“

Unter diesen Worten war sie näher gekommen; die schöne Lilie schlug die Augen auf, ließ die Hände sinken und versetzte: „Betrübe mich nicht durch ein unzeitiges Lob, ich empfinde nur desto stärker mein Unglück. Sieh, hier zu meinen Füßen liegt
 5 der arme Kanarienvogel tot, der sonst meine Lieder auf das angenehmste begleitete; er war gewöhnt, auf meiner Harfe zu sitzen, und sorgfältig abgerichtet, mich nicht zu berühren; heute, indem ich, vom Schlaf erquickt, ein ruhiges Morgenlied anstimme und mein kleiner Sänger munterer als jemals seine harmonischen
 10 Töne hören läßt, schießt ein Habicht über meinem Haupte hin; das arme kleine Tier, erschrocken, flüchtet in meinen Busen, und in dem Augenblick fühl' ich die letzten Zuckungen seines scheidenden Lebens. Zwar von meinem Blicke getroffen, schleicht der Räuber dort ohnmächtig am Wasser hin, aber was kann mir
 15 seine Strafe helfen, mein Liebling ist tot, und sein Grab wird nur das traurige Gebüsch meines Gartens vermehren.“

„Ermannet Euch, schöne Lilie!“ rief die Frau, indem sie selbst eine Träne abtrocknete, welche ihr die Erzählung des unglücklichen Mädchens aus den Augen gelockt hatte, „nehmt Euch
 20 zusammen, mein Alter läßt Euch sagen, Ihr sollt Eure Trauer mäßigen, das größte Unglück als Vorbote des größten Glücks ansehen; denn es sei an der Zeit; und wahrhaftig“, fuhr die Alte fort, „es geht bunt in der Welt zu. Seht nur meine Hand, wie sie schwarz geworden ist! wahrhaftig, sie ist schon um vieles
 25 kleiner; ich muß eilen, eh' sie gar verschwindet! Warum muß ich den Irrlichtern eine Gefälligkeit erzeigen, warum muß ich dem Riesen begegnen und warum meine Hand in den Fluß tauchen? Könnt Ihr mir nicht ein Kohlhaupt, eine Artischocke und eine Zwiebel geben? so bring' ich sie dem Flusse, und meine
 30 Hand ist weiß wie vorher, so daß ich sie fast neben die Curige halten könnte.“

„Kohlhäupter und Zwiebeln könntest du allenfalls noch finden: aber Artischocken suchest du vergebens. Alle Pflanzen in meinem großen Garten tragen weder Blüten noch Früchte; aber

jedes Keis, das ich breche und auf das Grab eines Lieblings pflanze, grünt sogleich und schießt hoch auf. Alle diese Gruppen, diese Büsche, diese Haine habe ich leider wachsen sehen. Die Schirme dieser Pinien, die Obelisten dieser Zypressen, die Kolossen von Eichen und Buchen, alles waren kleine Keiser, als ein trauriges Denkmal von meiner Hand in einen sonst unfruchtbaren Boden gepflanzt.“

Die Alte hatte auf diese Rede wenig acht gegeben und nur ihre Hand betrachtet, die in der Gegenwart der schönen Lilie immer schwärzer und von Minute zu Minute kleiner zu werden schien. Sie wollte ihren Korb nehmen und eben forteilen, als sie fühlte, daß sie das Beste vergessen hatte. Sie hub sogleich den verwandelten Hund heraus und setzte ihn nicht weit von der Schönen ins Gras. „Mein Mann“, sagte sie, „schickt Euch dieses Andenken; Ihr wißt, daß Ihr diesen Edelstein durch Eure Verführung beleben könnt. Das artige treue Tier wird Euch gewiß viel Freude machen, und die Betrübnis, daß ich ihn verliere, kann nur durch den Gedanken aufgehheitert werden, daß Ihr ihn besitzt.“

Die schöne Lilie sah das artige Tier mit Vergnügen und, wie es schien, mit Bertwunderung an. „Es kommen viele Zeichen zusammen“, sagte sie, „die mir einige Hoffnung einflößen; aber ach! ist es nicht bloß ein Wahn unsrer Natur, daß wir dann, wenn vieles Unglück zusammentrifft, uns vorbilden, das Beste sei nah‘.

„Was helfen mir die vielen guten Zeichen?
Des Vogels Tod, der Fremdin schwarze Hand?
Der Mops von Edelstein, hat er wohl seinesgleichen?
Und hat ihn nicht die Lampe mir gesandt?“

„Entfernt vom süßen menschlichen Genuße,
Bin ich doch mit dem Jammer nur vertraut.
Ach! warum steht der Tempel nicht am Flusse!
Ach! warum ist die Brücke nicht gebaut!“

Ungeduldig hatte die gute Frau diesem Gesange zugehört, den die schöne Lilie mit den angenehmen Tönen ihrer Harfe

begleitete und der jeden andern entzückt hätte. Eben wollte sie sich beurlauben, als sie durch die Ankunft der grünen Schlange abermals abgehalten wurde. Diese hatte die letzten Zeilen des Liebes gehört und sprach deshalb der schönen Lilie sogleich zu-

5 versichtlich Mut ein.

„Die Weissagung von der Brücke ist erfüllt!“ rief sie aus; „fragt nur diese gute Frau, wie herrlich der Bogen gegenwärtig erscheint. Was sonst undurchsichtiger Jaspis, was nur Prasem war, durch den das Licht höchstens auf den Ranten durchschim-

10 merte, ist nun durchsichtiger Edelstein geworden. Kein Beryll ist so klar und kein Smaragd so schönfarbig.“

„Ich wünsche Euch Glück dazu“, sagte Lilie, „allein verzeihet mir, wenn ich die Weissagung noch nicht erfüllt glaube. Über den hohen Bogen Eurer Brücke können nur Fußgänger

15 hinüberschreiten, und es ist uns versprochen, daß Pferde und Wagen und Reisende aller Art zu gleicher Zeit über die Brücke herüber und hinüber wandern sollen. Ist nicht von den großen Pfeilern geweissagt, die aus dem Flusse selbst heraussteigen werden?“

Die Alte hatte ihre Augen immer auf die Hand geheftet, unterbrach hier das Gespräch und empfahl sich. „Verweilt noch einen Augenblick“, sagte die schöne Lilie, „und nehmt meinen armen Kanarienvogel mit. Bittet die Lampe, daß sie ihn in einen schönen Topas verwandle, ich will ihn durch meine Be-

20 rührung beleben, und er, mit Eurem guten Mops, soll mein bester Zeitvertreib sein; aber eilt, was Ihr könnt, denn mit Sonnenuntergang ergreift unleidliche Fäulnis das arme Tier und zerreißt den schönen Zusammenhang seiner Gestalt auf ewig.“

Die Alte legte den kleinen Leichnam zwischen zarte Blätter in den Korb und eilte davon.

„Wie dem auch sei“, sagte die Schlange, „indem sie das abgebrochene Gespräch fortsetzte, „der Tempel ist erbauet.“

„Er steht aber noch nicht am Flusse“, versetzte die Schöne.

„Noch ruht er in den Tiefen der Erde“, sagte die Schlange; „ich habe die Könige gesehen und gesprochen.“

„Aber wann werden sie aufstehn?“ fragte Lilie.

Die Schlange versetzte: „Ich hörte die großen Worte im Tempel ertönen: „Es ist an der Zeit.““

Eine angenehme Heiterkeit verbreitete sich über das Angesicht der Schönen. „Höre ich doch“, sagte sie, „die glücklichen Worte schon heute zum zweitenmal; wann wird der Tag kommen, an dem ich sie dreimal höre?“

Sie stand auf, und sogleich trat ein reizendes Mädchen aus dem Gebüsch, das ihr die Harfe abnahm. Dieser folgte eine andre, die den elfenbeinernen geschmückten Feldstuhl, worauf die Schöne gefessen hatte, zusammenschlug und das silberne Kissen unter den Arm nahm. Eine dritte, die einen großen, mit Perlen gestickten Sonnenschirm trug, zeigte sich darauf, erwartend, ob Lilie auf einem Spaziergange etwa ihrer bedürfe. Über allen Ausdruck schön und reizend waren diese drei Mädchen, und doch erhöhten sie nur die Schönheit der Lilie, indem sich jeder gestehen mußte, daß sie mit ihr gar nicht verglichen werden konnten.

Mit Gefälligkeit hatte indes die schöne Lilie den wunderbaren Mops betrachtet. Sie beugte sich, berührte ihn, und in dem Augenblicke sprang er auf. Munter sah er sich um, lief hin und wieder und eilte zuletzt, seine Wohltäterin auf das freundlichste zu begrüßen. Sie nahm ihn auf die Arme und drückte ihn an sich. „So kalt du bist“, rief sie aus, „und obgleich nur ein halbes Leben in dir wirkt, bist du mir doch willkommen; zärtlich will ich dich lieben, artig mit dir scherzen, freundlich dich streicheln und fest dich an mein Herz drücken.“ Sie ließ ihn darauf los, jagte ihn von sich, rief ihn wieder, scherzte so artig mit ihm und trieb sich so munter und unschuldig mit ihm auf dem Graze herum, daß man mit neuem Entzücken ihre Freude betrachten und teil daran nehmen mußte, so wie kurz vorher ihre Trauer jedes Herz zum Mitleid gestimmt hatte.

Diese Heiterkeit, diese anmutigen Scherze wurden durch die Ankunft des traurigen Jünglings unterbrochen. Er trat herein, wie wir ihn schon kennen, nur schien die Hitze des Tages ihn noch mehr abgemattet zu haben, und in der Gegenwart der Geliebten ward er mit jedem Augenblicke blässer. Er trug den Habicht auf seiner Hand, der wie eine Taube ruhig saß und die Flügel hängen ließ.

„Es ist nicht freundlich“, rief Lilie ihm entgegen, „daß du mir das verhaßte Tier vor die Augen bringst, das Ungeheuer, das meinen kleinen Sänger heute getötet hat.“

„Schilt den unglücklichen Vogel nicht!“ versetzte darauf der Jüngling; „klage vielmehr dich an und das Schicksal, und vergönne mir, daß ich mit dem Gefährten meines Glends Gesellschaft mache.“

Indessen hörte der Mops nicht auf, die Schöne zu necken, und sie antwortete dem durchsichtigen Liebling mit dem freundlichsten Betragen. Sie klatschte mit den Händen, um ihn zu verschrecken; dann lief sie, um ihn wieder nach sich zu ziehen. Sie suchte ihn zu haschen, wenn er floh, und jagte ihn von sich weg, wenn er sich an sie zu drängen versuchte. Der Jüngling sah stillschweigend und mit wachsendem Verdrusse zu; aber endlich, da sie das häßliche Tier, das ihm ganz abscheulich vorkam, auf den Arm nahm, an ihren weißen Busen drückte und die schwarze Schnauze mit ihren himmlischen Lippen küßte, verging ihm alle Geduld, und er rief voller Verzweiflung aus: „Muß ich, der ich durch ein trauriges Geschick vor dir, vielleicht auf immer, in einer getrennten Gegenwart lebe, der ich durch dich alles, ja mich selbst, verloren habe, muß ich vor meinen Augen sehen, daß eine so widernatürliche Mißgeburt dich zur Freude reizen, deine Neigung fesseln und deine Umarmung genießen kann! Soll ich noch länger nur so hin- und wiedergehen und den traurigen Kreis den Fluß herüber und hinüber abmessen? Nein, es ruht noch ein Funke des alten Heldenmutes in meinem Busen; er schlägt in diesem Augenblick zur letzten Flamme auf!

Wenn Steine an deinem Busen ruhen können, so möge ich zu Stein werden; wenn deine Berührung tötet, so will ich von deinen Händen sterben.“

Mit diesen Worten machte er eine heftige Bewegung; der Habicht flog von seiner Hand, er aber stürzte auf die Schöne los, sie streckte die Hände aus, ihn abzuhalten, und berührte ihn nur desto früher. Das Bewußtsein verließ ihn, und mit Entsetzen fühlte sie die schöne Last an ihrem Busen. Mit einem Schrei trat sie zurück, und der holde Jüngling sank entseelt aus ihren Armen zur Erde.

Das Unglück war geschehen! Die süße Lilie stand unbeweglich und blickte starr nach dem entseelten Leichnam. Das Herz schien ihr im Busen zu stocken, und ihre Augen waren ohne Tränen. Vergebens suchte der Mops ihr eine freundliche Bewegung abzugewinnen; die ganze Welt war mit ihrem Freunde ausgestorben. Ihre stumme Verzweiflung sah sich nach Hülfe nicht um, denn sie kannte keine Hülfe.

Dagegen regte sich die Schlange desto eifriger; sie schien auf Rettung zu finnen, und wirklich dienten ihre sonderbaren Bewegungen, wenigstens die nächsten schrecklichen Folgen des Unglücks auf einige Zeit zu hindern. Sie zog mit ihrem geschmeidigen Körper einen weiten Kreis um den Leichnam, faßte das Ende ihres Schwanzes mit den Zähnen und blieb ruhig liegen.

Nicht lange, so trat eine der schönen Dienerinnen Liliens hervor, brachte den elfenbeinernen Feldstuhl und nötigte mit freundlichen Gebärden die Schöne, sich zu setzen; bald darauf kam die zweite, die einen feuerfarbigen Schleier trug und das Haupt ihrer Gebieterin damit mehr zierte als bedeckte; die dritte übergab ihr die Harfe, und kaum hatte sie das prächtige Instrument an sich gedrückt und einige Töne aus den Saiten hervorge-
 30
 25
 20
 15

Reize, die Harfe ihre Anmut, und so sehr man hoffte, ihre traurige Lage verändert zu sehen, so sehr wünschte man ihr Bild ewig, wie es gegenwärtig erschien, festzuhalten.

Mit einem stillen Blick nach dem Spiegel lockte sie bald
 5 schmelzende Töne aus den Saiten, bald schien ihr Schmerz zu steigen, und die Saiten antworteten gewaltjam ihrem Jammer; einigemal öffnete sie den Mund, zu singen, aber die Stimme versagte ihr, doch bald löste sich ihr Schmerz in Tränen auf, zwei Mädchen faßten sie hülfreich in die Arme, die Harfe sank
 10 aus ihrem Schoße, kaum ergriff noch die schnelle Dienerin das Instrument und trug es beiseite.

„Wer schafft uns den Mann mit der Lampe, ehe die Sonne untergeht?“ zischte die Schlange leise, aber vernehmlich; die Mädchen sahen einander an, und Liliens Tränen vermehrten
 15 sich. In diesem Augenblicke kam atemlos die Frau mit dem Korbe zurück. „Ich bin verloren und verstümmelt!“ rief sie aus; „seht, wie meine Hand beinahe ganz weggeschwunden ist; weder der Fährmann noch der Riese wollten mich übersetzen, weil ich noch eine Schuldnerin des Wassers bin; vergebens habe ich
 20 hundert Rohlhäupter und hundert Zwiebeln angeboten, man will nicht mehr als die drei Stücke, und keine Artischocke ist nun einmal in diesen Gegenden zu finden.“

„Vergeßt Eure Not“, sagte die Schlange, „und sucht hier zu helfen; vielleicht kann Euch zugleich mit geholfen werden. Gilt,
 25 was Ihr könnt, die Irrlichter aufzusuchen, es ist noch zu hell, sie zu sehen, aber vielleicht hört Ihr sie lachen und flattern. Wenn sie eilen, so setzt sie der Riese noch über den Fluß, und sie können den Mann mit der Lampe finden und schicken.“

Das Weib eilte, so viel sie konnte, und die Schlange schien
 30 ebenso ungeduldig als Lilie die Rückkunft der beiden zu erwarten. Leider vergoldete schon der Strahl der sinkenden Sonne nur den höchsten Gipfel der Bäume des Dickichts, und lange Schatten zogen sich über See und Wiese; die Schlange bewegte sich ungeduldig, und Lilie zerfloß in Tränen.

In dieser Not sah die Schlange sich überall um, denn sie fürchtete jeden Augenblick, die Sonne werde untergehen, die Fäulnis den magischen Kreis durchdringen und den schönen Jüngling unaufhaltsam anfallen. Endlich erblickte sie hoch in den Lüften mit purpurroten Federn den Habicht, dessen Brust die letzten Strahlen der Sonne auffing. Sie schüttelte sich vor Freuden über das gute Zeichen, und sie betrog sich nicht; denn kurz darauf sah man den Mann mit der Lampe über den See hergleiten, gleich als wenn er auf Schlittschuhen ginge.

Die Schlange veränderte nicht ihre Stelle, aber die Lilie stand auf und rief ihm zu: „Welcher gute Geist sendet dich in dem Augenblick, da wir so sehr nach dir verlangen und deiner so sehr bedürfen?“

„Der Geist meiner Lampe“, versetzte der Alte, „treibt mich, und der Habicht führt mich hierher. Sie sprachelt, wenn man meiner bedarf, und ich sehe mich nur in den Lüften nach einem Zeichen um; irgend ein Vogel oder Meteor zeigt mir die Himmelsgegend an, wohin ich mich wenden soll. Sei ruhig, schönstes Mädchen! ob ich helfen kann, weiß ich nicht, ein einzelner hilft nicht, sondern wer sich mit vielen zur rechten Stunde vereinigt. Nuffchieben wollen wir und hoffen. Halte deinen Kreis geschlossen“, fuhr er fort, indem er sich an die Schlange wendete, sich auf einen Erdhügel neben sie hinsetzte und den toten Körper beleuchtete. „Bringt den artigen Kanarienvogel auch her und leget ihn in den Kreis!“ Die Mädchen nahmen den kleinen Leichnam aus dem Korbe, den die Alte stehen ließ, und gehorchten dem Manne.

Die Sonne war indessen untergegangen, und wie die Finsternis zunahm, fing nicht allein die Schlange und die Lampe des Mannes nach ihrer Weise zu leuchten an, sondern der Schleier Liliens gab auch ein sanftes Licht von sich, das wie eine zarte Morgenröte ihre blassen Wangen und ihr weißes Gewand mit einer unendlichen Anmut färbte. Man sah sich wechselsweise mit stiller Betrachtung an, Sorge und Trauer waren durch eine sichere Hoffnung gemildert.

Nicht unangenehm erschien daher das alte Weib in Gesellschaft der beiden muntern Flammen, die zwar zeither sehr verschwendet haben mußten, denn sie waren wieder äußerst mager geworden, aber sich nur desto artiger gegen die Prinzessin und die übrigen Frauenzimmer betrugten. Mit der größten Sicherheit und mit vielem Ausdruck sagten sie ziemlich gewöhnliche Sachen, besonders zeigten sie sich sehr empfänglich für den Reiz, den der leuchtende Schleier über Lilien und ihre Begleiterinnen verbreitete. Bescheiden schlugen die Frauenzimmer ihre Augen nieder, und das Lob ihrer Schönheit verschönerte sie wirklich. Jedermann war zufrieden und ruhig bis auf die Alte. Ungeachtet der Versicherung ihres Mannes, daß ihre Hand nicht weiter abnehmen könne, solange sie von seiner Lampe beschienen sei, behauptete sie mehr als einmal, daß, wenn es so fortgehe, noch vor Mitternacht dieses edle Glied völlig verschwinden werde.

Der Alte mit der Lampe hatte dem Gespräch der Irrlichter aufmerksam zugehört und war vergnügt, daß Lilie durch diese Unterhaltung zerstreut und aufgeheitert worden. Und wirklich war Mitternacht herbeigekommen, man wußte nicht wie. Der Alte sah nach den Sternen und fing darauf zu reden an: „Wir sind zur glücklichen Stunde beisammen, jeder verrichte sein Amt, jeder tue seine Pflicht, und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in sich auflösen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden verzehrt.“

Nach diesen Worten entstand ein wunderbares Geräusch, denn alle gegenwärtigen Personen sprachen für sich und drückten laut aus, was sie zu tun hätten, nur die drei Mädchen waren stille; eingeschlafen war die eine neben der Harfe, die andere neben dem Sonnenschirm, die dritte neben dem Sessel, und man konnte es ihnen nicht verdenken, denn es war spät. Die flammenden Jünglinge hatten nach einigen vorübergehenden Höflichkeiten, die sie auch den Dienerinnen gewidmet, sich doch zuletzt nur an Lilien, als die Allerschönste, gehalten.

„Fasse“, sagte der Alte zum Habicht, „den Spiegel, und mit

dem ersten Sonnenstrahl beleuchte die Schläferinnen und wecke sie mit zurückgeworfenem Lichte aus der Hölle.“

Die Schlange fing nunmehr an, sich zu bewegen, löste den Kreis auf und zog langsam in großen Ringen nach dem Flusse. Feierlich folgten ihr die beiden Irrlichter, und man hätte sie für die ernsthaftesten Flammen halten sollen. Die Alte und ihr Mann ergriffen den Korb, dessen sanftes Licht man bisher kaum bemerkt hatte, sie zogen von beiden Seiten daran, und er ward immer größer und leuchtender, sie hoben darauf den Leichnam des Jünglings hinein und legten ihm den Kanarienvogel auf die Brust, der Korb hob sich in die Höhe und schwebte über dem Haupte der Alten, und sie folgte den Irrlichtern auf dem Fuße. Die schöne Lilie nahm den Mops auf ihren Arm und folgte der Alten, der Mann mit der Lampe beschloß den Zug, und die Gegend war von diesen vielerlei Lichtern auf das sonderbarste erhellt.

Aber mit nicht geringer Bewunderung sah die Gesellschaft, als sie zu dem Flusse gelangte, einen herrlichen Bogen über denselben hinübersteigen, wodurch die wohlthätige Schlange ihnen einen glänzenden Weg bereitete. Hatte man bei Tage die durchsichtigen Edelsteine bewundert, woraus die Brücke zusammengefecht schien, so erstaunte man bei Nacht über ihre leuchtende Herrlichkeit. Oberwärts schnitt sich der helle Kreis scharf an dem dunklen Himmel ab, aber unterwärts zuckten lebhafteste Strahlen nach dem Mittelpunkte zu und zeigten die bewegliche Festigkeit des Gebäudes. Der Zug ging langsam hinüber, und der Fährmann, der von ferne aus seiner Hütte hervorah, betrachtete mit Staunen den leuchtenden Kreis und die sonderbaren Lichter, die darüber hinzogen.

Raum waren sie an dem andern Ufer angelangt, als der Bogen nach seiner Weise zu schwanke und sich wellenartig dem Wasser zu nähern anfing. Die Schlange bewegte sich bald darauf aus Land, der Korb setzte sich zur Erde nieder, und die Schlange zog aufs neue ihren Kreis umher, der Alte neigte sich vor ihr und sprach: „Was hast du beschloffen?“

„Mich aufzuopfern, ehe ich aufgeopfert werde“, versetzte die Schlange; „versprich mir, daß du keinen Stein am Lande lassen willst.“

Der Alte versprach's und sagte darauf zur schönen Lilie:
 5 „Rühre die Schlange mit der linken Hand an und deinen Geliebten mit der rechten.“ Lilie kniete nieder und berührte die Schlange und den Leichnam. Im Augenblicke schien dieser in das Leben überzugehen, er bewegte sich im Korbe, ja er richtete sich in die Höhe und saß; Lilie wollte ihn umarmen, allein der
 10 Alte hielt sie zurück, er half dagegen dem Jüngling aufstehn und leitete ihn, indem er aus dem Korbe und dem Kreise trat.

Der Jüngling stand, der Kanarienvogel flatterte auf seiner Schulter, es war wieder Leben in beiden, aber der Geist war noch nicht zurückgekehrt; der schöne Freund hatte die Augen offen
 15 und sah nicht, wenigstens schien er alles ohne Theilnehmung anzusehn, und kaum hatte sich die Verwunderung über diese Begebenheit in etwas gemäßiget, als man erst bemerkte, wie sonderbar die Schlange sich verändert hatte. Ihr schöner schlanker Körper war in tausend und tausend leuchtende Edelsteine zer-
 20 fallen; unvorsichtig hatte die Alte, die nach ihrem Korbe greifen wollte, an sie gestoßen, und man sah nichts mehr von der Bildung der Schlange, nur ein schöner Kreis leuchtender Edelsteine lag im Grase.

Der Alte machte sogleich Anstalt, die Steine in den Korb
 25 zu fassen, wozu ihm seine Frau behülflich sein mußte. Beide trugen darauf den Korb gegen das Ufer an einen erhabenen Ort, und er schüttete die ganze Ladung, nicht ohne Widerwillen der Schönen und seines Weibes, die gerne davon sich etwas ausgejuchet hätten, in den Fluß. Wie leuchtende und blinkende
 30 Sterne schwammen die Steine mit den Wellen hin, und man konnte nicht unterscheiden, ob sie sich in der Ferne verloren oder unteranken.

„Meine Herren“, sagte darauf der Alte ehrerbietig zu den Irrlichtern, „nunmehr zeige ich Ihnen den Weg und eröffne den

Gang, aber Sie leisten uns den größten Dienst, wenn Sie uns die Pforte des Heiligtums öffnen, durch die wir diesmal eingehen müssen, und die außer Ihnen niemand aufschließen kann.“

Die Irrlichter neigten sich anständig und blieben zurück. Der Alte mit der Lampe ging voraus in den Felsen, der sich vor ihm aufst; der Jüngling folgte ihm, gleichsam mechanisch; still und ungewiß hielt sich Lillie in einiger Entfernung hinter ihm; die Alte wollte nicht gerne zurückbleiben und streckte ihre Hand aus, damit ja das Licht von ihres Mannes Lampe sie erleuchten könne. Nun schlossen die Irrlichter den Zug, indem sie die Spitzen ihrer Flammen zusammen neigten und miteinander zu sprechen schienen.

Sie waren nicht lange gegangen, als der Zug sich vor einem großen ehernen Tore befand, dessen Flügel mit einem goldenen Schloß verschlossen waren. Der Alte rief sogleich die Irrlichter herbei, die sich nicht lange aufmuntern ließen, sondern geschäftig mit ihren spitzeften Flammen Schloß und Riegel aufzehrten.

Laut tönte das Erz, als die Pforten schnell aufsprangen und im Heiligtum die würdigen Bilder der Könige, durch die hereintretenden Lichter beleuchtet, erschienen. Jeder neigte sich vor den ehrwürdigen Herrschern, besonders ließen es die Irrlichter an krausen Verbeugungen nicht fehlen.

Nach einiger Pause fragte der goldne König: „Woher kommt ihr?“ — „Aus der Welt“, antwortete der Alte. — „Wohin geht ihr?“ fragte der silberne König. — „In die Welt“, sagte der Alte. — „Was wollt ihr bei uns?“ fragte der eherne König. — „Euch begleiten“, sagte der Alte.

Der gemischte König wollte eben zu reden anfangen, als der goldne zu den Irrlichtern, die ihm zu nahe gekommen waren, sprach: „Hebet euch weg von mir, mein Gold ist nicht für euren Gaum.“ Sie wandten sich darauf zum silbernen und schmiegeten sich an ihn, sein Gewand glänzte schön von ihrem gelblichen Widerschein. „Ihr seid mir willkommen“, sagte er, „aber ich

kann euch nicht ernähren; sättiget euch auswärts und bringt mir euer Licht." Sie entfernten sich und schlichen bei dem ehernen vorbei, der sie nicht zu bemerken schien, auf den zusammengefügten los. „Wer wird die Welt beherrschen?" rief dieser mit stotternder Stimme. — „Wer auf seinen Füßen steht", antwortete der Alte. — „Das bin ich!" sagte der gemischte König. — „Es wird sich offenbaren", sagte der Alte, „denn es ist an der Zeit."

Die schöne Lilie fiel dem Alten um den Hals und küßte ihn aufs herzlichste. „Heiliger Vater", sagte sie, „tausendmal dank' ich dir, denn ich höre das ahnungsvolle Wort zum drittenmal." Sie hatte kaum ausgeredet, als sie sich noch fester an den Alten anhielt, denn der Boden fing unter ihnen an zu schwanken, die Alte und der Jüngling hielten sich auch aneinander, nur die beweglichen Irrlichter merkten nichts.

Man konnte deutlich fühlen, daß der ganze Tempel sich bewegte wie ein Schiff, das sich sanft aus dem Hafen entfernt, wenn die Anker gelichtet sind; die Tiefen der Erde schienen sich vor ihm aufzutun, als er hindurchzog. Er stieß nirgends an, kein Felsen stand ihm in dem Weg.

Wenige Augenblicke schien ein feiner Regen durch die Öffnung der Kuppel hereinzurieseln; der Alte hielt die schöne Lilie fester und sagte zu ihr: „Wir sind unter dem Flusse und bald am Ziel." Nicht lange darauf glaubten sie stillzustehn, doch sie betrogen sich; der Tempel flog aufwärts.

Nun entstand ein seltsames Getöse über ihrem Haupte. Breter und Balken in ungestalter Verbindung begannen sich zu der Öffnung der Kuppel krachend hereinzudrängen. Lilie und die Alte sprangen zur Seite, der Mann mit der Lampe faßte den Jüngling und blieb stehen. Die kleine Hütte des Fährmanns, denn sie war es, die der Tempel im Aufsteigen vom Boden abgesondert und in sich aufgenommen hatte, sank allmählich herunter und bedeckte den Jüngling und den Alten.

Die Weiber schrien laut, und der Tempel schütterte wie ein

Schiff, das unvermutet aus Land stößt. Angstlich irrten die Frauen in der Dämmerung um die Hütte, die Thüre war verschlossen, und auf ihr Pochen hörte niemand. Sie pochten heftiger und wunderten sich nicht wenig, als zuletzt das Holz zu klingen anfang. Durch die Kraft der verschlossenen Lampe war die Hütte von innen heraus zu Silber geworden. Nicht lange, so veränderte sie sogar ihre Gestalt; denn das edle Metall verließ die zufälligen Formen der Breter, Pfosten und Balken und dehnte sich zu einem herrlichen Gehäuse von getriebener Arbeit aus. Nun stand ein herrlicher kleiner Tempel in der Mitte des großen oder, wenn man will, ein Altar, des Tempels würdig. 5

Durch eine Treppe, die von innen heraufging, trat nunmehr der edle Jüngling in die Höhe, der Mann mit der Lampe leuchtete ihm, und ein anderer schien ihn zu unterstützen, der in einem weißen kurzen Gewand hervorkam und ein silbernes Ruder in der Hand hielt; man erkannte in ihm sogleich den Fährmann, den ehemaligen Bewohner der verwandelten Hütte. 15

Die schöne Lilie stieg die äußeren Stufen hinauf, die von dem Tempel auf den Altar führten, aber noch immer mußte sie sich von ihrem Geliebten entfernt halten. Die Alte, deren Hand, so lange die Lampe verborgen gewesen, immer kleiner geworden war, rief: „Soll ich doch noch unglücklich werden? ist bei so vielen Wundern durch kein Wunder meine Hand zu retten?“ Ihr Mann deutete nach der offenen Pforte und sagte: „Siehe, der Tag bricht an, eile und bade dich im Flusse.“ — „Welch ein Nat!“ rief sie, „ich soll wohl ganz schwarz werden und ganz verschwinden, habe ich doch meine Schuld noch nicht bezahlt.“ — „Gehe“, sagte der Alte, „und folge mir! Alle Schulden sind abgetragen.“ 25

Die Alte eilte weg, und in dem Augenblick erschien das Licht der aufgehenden Sonne an dem Kranze der Kuppel, der Alte trat zwischen den Jüngling und die Jungfrau und rief mit lauter Stimme: „Drei sind, die da herrschen auf Erden: die Weisheit, der Schein und die Gewalt.“ Bei dem ersten Worte stand der goldne König auf, bei dem zweiten der silberne und bei dem 30

dritten hatte sich der eherne langsam emporgehoben, als der zusammengesetzte König sich plötzlich ungeschickt niedersetzte.

Wer ihn sah, konnte sich ungeachtet des feierlichen Augenblicks kaum des Lachens enthalten, denn er saß nicht, er lag nicht, er lehnte sich nicht an, sondern er war unförmlich zusammengefunken.

Die Irrlichter, die sich bisher um ihn beschäftigt hatten, traten zur Seite; sie schienen, obgleich blaß beim Morgenlichte, doch wieder gut genährt und wohl bei Flammen; sie hatten auf eine geschickte Weise die goldnen Adern des kolossalen Bildes mit ihren spitzen Zungen bis aufs Innerste herausgeleckt. Die unregelmäßigen leeren Räume, die dadurch entstanden waren, erhielten sich eine Zeitlang offen, und die Figur blieb in ihrer vorigen Gestalt. Als aber auch zuletzt die zartesten Aderchen aufgezehrt waren, brach auf einmal das Bild zusammen und leider gerade an den Stellen, die ganz bleiben, wenn der Mensch sich setzt; dagegen blieben die Gelenke, die sich hätten biegen sollen, steif. Wer nicht lachen konnte, mußte seine Augen wegwenden; das Mittelbding zwischen Form und Klumpen war widertwärtig anzusehn.

Der Mann mit der Lampe führte nunmehr den schönen, aber immer noch starr vor sich hinblickenden Jüngling vom Altare herab und gerade auf den ehernen König los. Zu den Füßen des mächtigen Fürsten lag ein Schwert in eherner Scheide. Der Jüngling gürtete sich. — „Das Schwert an der Linken, die Rechte frei!“ rief der gewaltige König. Sie gingen darauf zum silbernen, der sein Szepter gegen den Jüngling neigte. Dieser ergriff es mit der linken Hand, und der König sagte mit gefälliger Stimme: „Weide die Schafe!“ Als sie zum goldenen Könige kamen, drückte er mit väterlich segnender Gebärde dem Jüngling den Eichenkranz aufs Haupt und sprach: „Erkenne das Höchste!“

Der Alte hatte während dieses Umgangs den Jüngling genau bemerkt. Nach ungürtetem Schwert hob sich seine Brust, seine

Arme regten sich, und seine Füße traten fester auf; indem er den Szepter in die Hand nahm, schien sich die Kraft zu mildern und durch einen unaussprechlichen Reiz noch mächtiger zu werden; als aber der Eichenkranz seine Locken zierte, belebten sich seine Gesichtszüge, sein Auge glänzte von unaussprechlichem Geist, und das erste Wort seines Mundes war „Lilie“.

„Siehe Lilie!“ rief er, als er ihr die silbernen Treppen hinauf entgegeneilte; denn sie hatte von der Rinne des Altars seiner Reize zugesehn: „Liebe Lilie! was kann der Mann, ausgestattet mit allem, sich Köstlicheres wünschen als die Unschuld und die stille Neigung, die mir dein Busen entgegenbringt? O! mein Freund“, fuhr er fort, indem er sich zu dem Alten wendete und die drei heiligen Bildsäulen ansah, „herrlich und sicher ist das Reich unserer Väter, aber du hast die vierte Kraft vergessen, die noch früher, allgemeiner, gewisser die Welt beherrscht, die Kraft der Liebe.“ Mit diesen Worten fiel er dem schönen Mädchen um den Hals; sie hatte den Schleier weggeworfen, und ihre Wangen färbten sich mit der schönsten, unvergänglichsten Röthe.

Hierauf sagte der Alte lächelnd: „Die Liebe herrscht nicht, aber sie bildet, und das ist mehr.“

Über dieser Feierlichkeit, dem Glück, dem Entzücken hatte man nicht bemerkt, daß der Tag völlig angebrochen war, und nun fielen auf einmal durch die offene Pforte ganz unerwartete Gegenstände der Gesellschaft in die Augen. Ein großer, mit Säulen umgebener Platz machte den Vorhof, an dessen Ende man eine lange und prächtige Brücke sah, die mit vielen Bogen über den Fluß hinüber reichte; sie war an beiden Seiten mit Säulengängen für die Wanderer bequem und prächtig eingerichtet, deren sich schon viele Tausende eingefunden hatten und emsig hin- und wiedergingen. Der große Weg in der Mitte war von Herden und Maultieren, Reitern und Wagen belebt, die an beiden Seiten, ohne sich zu hindern, stromweise hin- und herflossen. Sie schienen sich alle über die Bequemlichkeit und Pracht zu verwundern, und der neue König mit seiner Gemahlin war

über die Bewegung und das Leben dieses großen Volks so entzückt, als ihre wechselseitige Liebe sie glücklich machte.

„Gedenke der Schlange in Ehren“, sagte der Mann mit der Lampe, „du bist ihr das Leben, deine Völker sind ihr die Brücke
5 schuldig, wodurch diese nachbarlichen Ufer erst zu Ländern belebt und verbunden werden. Jene schwimmenden und leuchtenden Edelsteine, die Reste ihres aufgeopferten Körpers, sind die Grundpfeiler dieser herrlichen Brücke, auf ihnen hat sie sich selbst erbaut und wird sich selbst erhalten.“

10 Man wollte eben die Aufklärung dieses wunderbaren Geheimnisses von ihm verlangen, als vier schöne Mädchen zu der Pforte des Tempels hereintraten. An der Harfe, dem Sonnenschirm und dem Feldstuhl erkannte man sogleich die Begleiterinnen Siliens, aber die vierte, schöner als die drei, war eine
15 Unbekannte, die scherzend schwesterlich mit ihnen durch den Tempel eilte und die silbernen Stufen hinaanstieg.

„Wirst du mir künftig mehr glauben, liebes Weib?“ sagte der Mann mit der Lampe zu der Schönen: „Wohl dir und jedem Geschöpfe, das sich diesen Morgen im Flusse badet!“

20 Die verjüngte und verschönerte Alte, von deren Bildung keine Spur mehr übrig war, umfaßte mit belebten jugendlichen Armen den Mann mit der Lampe, der ihre Liebkosungen mit Freundlichkeit aufnahm. „Wenn ich dir zu alt bin“, sagte er lächelnd, „so darfst du heute einen andern Gatten wählen; von
25 heute an ist keine Ehe gültig, die nicht aufs neue geschlossen wird.“

„Weißt du denn nicht“, versetzte sie, „daß auch du jünger geworden bist?“ — „Es freut mich, wenn ich deinen jungen Augen als ein wackerer Jüngling erscheine; ich nehme deine Hand von neuem an, und mag gern mit dir in das folgende Jahrtausend
30 hinüberleben.“

Die Königin bewillkommte ihre neue Freundin und stieg mit ihr und ihren übrigen Gespielinnen in den Altar hinab, indes der König in der Mitte der beiden Männer nach der Brücke hinsah und aufmerksam das Gewimmel des Volks betrachtete.

Aber nicht lange dauerte seine Zufriedenheit, denn er sah einen Gegenstand, der ihm einen Augenblick Verdruß erregte. Der große Riese, der sich von seinem Morgenschlaf noch nicht erholt zu haben schien, taumelte über die Brücke her und verursachte daselbst große Unordnung. Er war, wie gewöhnlich, schlaftrunken aufgestanden und gedachte sich in der bekannten Bucht des Flusses zu baden; anstatt derselben fand er festes Land und tappte auf dem breiten Pflaster der Brücke hin. Ob er nun gleich zwischen Menschen und Vieh auf das ungeschickteste hineintrat, so ward doch seine Gegenwart zwar von allen angestaunt, doch von niemand gefühlt; als ihm aber die Sonne in die Augen schien und er die Hände aufhub, sie auszuwischen, fuhr der Schatten seiner ungeheuren Fäuste hinter ihm so kräftig und ungeschickt unter der Menge hin und wieder, daß Menschen und Tiere in großen Massen zusammenstürzten, beschädigt wurden und Gefahr liefen, in den Fluß geschleudert zu werden.

Der König, als er diese Untat erblickte, fuhr mit einer unwillkürlichen Bewegung nach dem Schwerte; doch besann er sich und blickte ruhig erst sein Szepter, dann die Lampe und das Ruder seiner Gefährten an. „Ich errate deine Gedanken“, sagte der Mann mit der Lampe, „aber wir und unsere Kräfte sind gegen diesen Ohnmächtigen ohnmächtig. Sei ruhig! er schadet zum letztenmal, und glücklicherweise ist sein Schatten von uns abgekehrt.“

Indessen war der Riese immer näher gekommen, hatte vor Verwunderung über das, was er mit offenen Augen sah, die Hände sinken lassen, tat keinen Schaden mehr und trat gaffend in den Vorhof herein.

Gerade ging er auf die Türe des Tempels zu, als er auf einmal in der Mitte des Hofes an dem Boden festgehalten wurde. Er stand als eine kolossale mächtige Bildsäule von rötlich glänzendem Steine da, und sein Schatten zeigte die Stunden, die in einem Kreis auf den Boden um ihn her, nicht in Zahlen, sondern in edlen und bedeutenden Bildern eingelegt waren.

Nicht wenig erfreut war der König, den Schatten des Ungeheuers in nüklicher Richtung zu sehen; nicht wenig verwundert war die Königin, die, als sie mit größter Herrlichkeit geschmückt aus dem Altare mit ihren Jungfrauen heraufstieg, das seltsame Bild erblickte, das die Aufsicht aus dem Tempel nach der Brücke fast zudeckte.

Indessen hatte sich das Volk dem Riesen nachgedrängt, da er stillstand, ihn umgeben und seine Verwandlung angestaunt. Von da wandte sich die Menge nach dem Tempel, den sie erst jetzt gewahr zu werden schien, und drängte sich nach der Thür.

In diesem Augenblick schwebte der Habicht mit dem Spiegel hoch über dem Dom, fing das Licht der Sonne auf und warf es über die auf dem Altar stehende Gruppe. Der König, die Königin und ihre Begleiter erschienen in dem dämmernden Gewölbe des Tempels, von einem himmlischen Glanze erleuchtet, und das Volk fiel auf sein Angesicht. Als die Menge sich wieder erholt hatte und aufstand, war der König mit den Seinigen in den Altar hinabgestiegen, um durch verborgene Hallen nach seinem Palaste zu gehen, und das Volk zerstreute sich in dem Tempel, seine Neugierde zu befriedigen. Es betrachtete die drei aufrecht stehenden Könige mit Staunen und Ehrfurcht, aber es war desto begieriger, zu wissen, was unter dem Teppiche in der vierten Nische für ein Klumpen verborgen sein möchte; denn, wer es auch mochte gewesen sein, wohlmeinende Bescheidenheit hatte eine prächtige Decke über den zusammengesunkenen König hingebreitet, die kein Auge zu durchdringen vermag und keine Hand wagen darf wegzuheben.

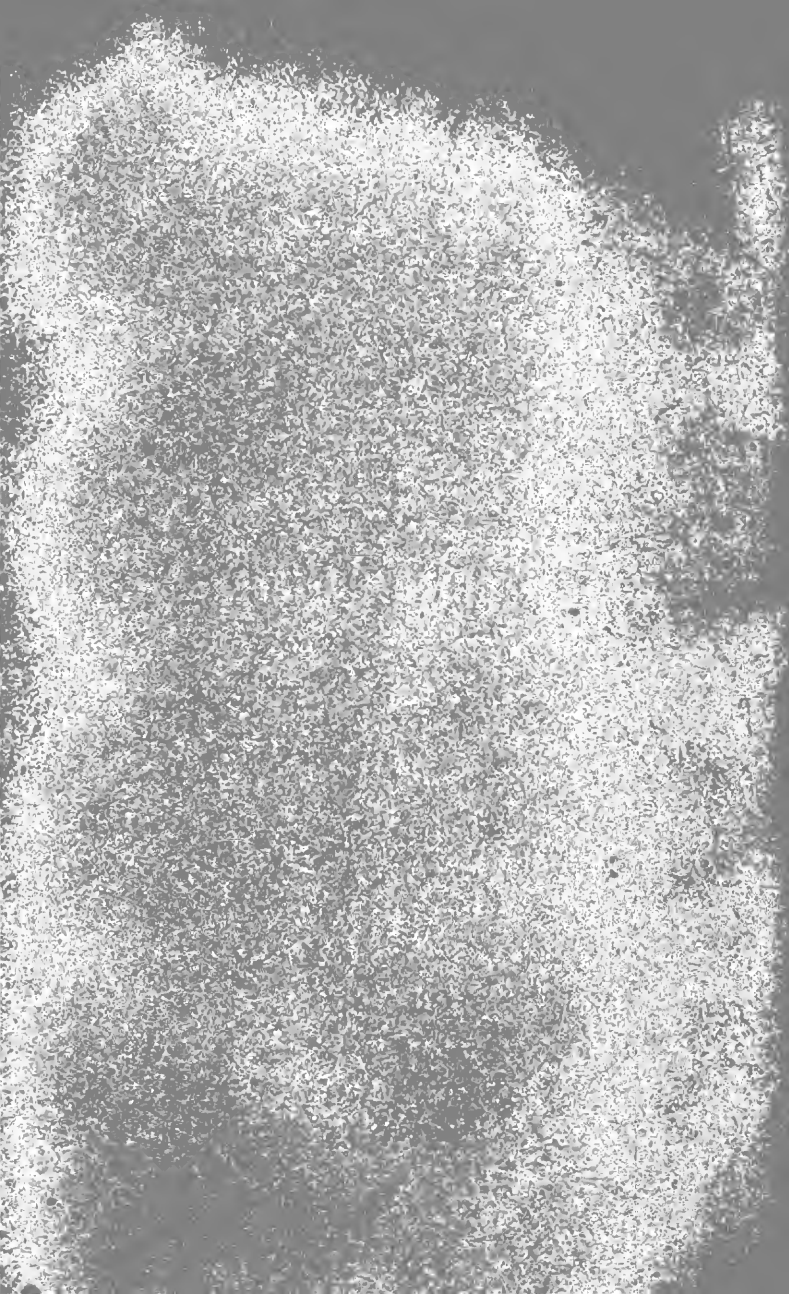
Das Volk hätte kein Ende seines Schauens und seiner Bewunderung gefunden, und die zudringende Menge hätte sich in dem Tempel selbst erdrückt, wäre ihre Aufmerksamkeit nicht wieder auf den großen Platz gelenkt worden.

Unvermutet fielen Goldstücke, wie aus der Luft, klingend auf die marmornen Platten, die nächsten Wanderer stürzten darüber her, um sich ihrer zu bemächtigen, einzeln wiederholte sich dies

Wunder, und zwar bald hier und bald da. Man begreift wohl, daß die abziehenden Irrlichter sich hier nochmals eine Lust machten und das Gold aus den Gliedern des zusammengefunkenen Königs auf eine lustige Weise vergeudeten. Begierig lief das Volk noch eine Zeitlang hin und wieder, drängte und zerriß sich, auch noch, da keine Goldstücke mehr herabfielen. Endlich verlief es sich allmählich, zog seine Straße, und bis auf den heutigen Tag wimmelt die Brücke von Wanderern, und der Tempel ist der besuchteste auf der ganzen Erde. 5



Die guten Weiber.



Einleitung des Herausgebers.

Wie man ja wohl ein Kupfer zu einem Gedicht mache, erzählt Goethe im achten Buche von „Dichtung und Wahrheit“, so habe er als Öfers Schüler in Leipzig Gedichte zu Kupfern und Zeichnungen verfaßt. In ganz ähnlicher Weise entstanden später die „Guten Weiber“.

5 Zu seinem „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1801. Herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel und andern“ lagen Cotta nämlich dreizehn Kupfer vor, von denen die letzten sechs, Arbeiten Johann Heinrich Rambergs, ihn nicht wenig in Verlegenheit setzten, da sie in satirischen Doppelbildchen gesellige und moralische Gebrechen der Frauenwelt geißelten. Als Cotta im Mai 1800 zu Leipzig mit Goethe zusammentraf, klagte er ihm seine Not, und dieser erklärte sich bereit, an die Bilder anknüpfend, für ebendasselbe Taschenbuch einen kleinen ver-
10 föhnlichen Beitrag zu schreiben. In seinem Tagebuche lesen wir unter dem 22. Juni: „Früh über den Aufsatz zum ‚Damenkalender‘ nachgedacht“ und schon am 27.: „Die ‚Guten Frauen‘. Schluß.“ Am 9. Juli ging das Manuscript mit folgenden Begleitworten ab: „Sie erhalten, wertester Herr Cotta, in der Beilage den kleinen Aufsatz über die Kupfer. Ich hätte gewünscht, daß derselbe heiterer, geistreicher und unterhaltender geworden wäre, indessen läßt sich eine Ausführung nicht wie
20 man wünscht leisten, wenn die Arbeit zu einer bestimmten Zeit fertig sein soll. Möge, diese sei auch geraten, wie sie will, wenigstens der Zweck erreicht werden, den unangenehmen Eindruck der Kupfer einigermaßen abzustumpfen.“ Der Aufsatz erschien im Taschenbuch unter dem Titel „Die guten Frauen, als Gegenbilder der bösen Weiber auf den Kupfern
25 des diesjährigen ‚Damenalmanachs‘“. In die erste Cottasche Ausgabe nahm Goethe den „geselligen Scherz“ nicht auf, wohl aber unter der veränderten, fortan beibehaltenen Überschrift „Die guten Weiber“ in den 13. Band (1817) der zweiten; die Ausgabe letzter Hand brachte die Erzählung, deren Wiederabdruck, wie es scheint, anfänglich nicht
30 vorgesehen war, im 15. Bande (1828) unter.

Goethe hat die übernommene Aufgabe sehr frei behandelt; eine eigentliche Erklärung und Bekämpfung der Bilder wird nicht geboten;

ja die Erzählungen stehen zum Teil in gar keinem unmittelbaren Zusammenhang mit den Vorlagen; auch sind die von Goethe vorgeführten Frauen durchaus keine Ideale.

Wie in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“, haben wir es hier wieder mit einem in einen novellistischen Rahmen gespannten Zyklus von kleinen Erzählungen zu tun; doch liegt das Schwergewicht diesmal auf der dialogischen Einleitung, die manche geistreiche Blüte gehaltvoller Geselligkeit darbringt, nicht auf den eingestreuten Novellen oder bloßen Novellenmotiven, deren Wert Arnudoro in der Erzählung selbst richtig umschreibt: „Leise Züge, die den Menschen bezeichnen, ohne daß gerade merkwürdige Begebenheiten daraus entspringen, sind recht gut des Aufbehaltens wert. Der Romanschreiber kann sie nicht brauchen, denn sie haben zu wenig Bedeutendes, der Anekdotensammler auch nicht, denn sie haben nichts Witziges und regen den Geist nicht auf; nur derjenige, der im ruhigen Anschauen die Menschheit gerne faßt, wird dergleichen Züge willkommen aufnehmen.“ Damit warnt der Dichter selbst vor einer Überschätzung seiner anspruchlosen Gabe, die eben eine bestellte Arbeit, eine Gelegenheitschrift im ungünstigen Sinne ist. An Lichtenberg'sche Ausdeutungen Hogarth'scher Stiche darf man dabei nicht denken. Die „Guten Weiber“ sind keine individuelle Dichtung, in der Goethesches Blut fließt; sie interessieren stofflich durch feine Darlegungen über den Unterschied der Geschlechter und ihr Verhältnis zueinander, Anschauungen, die sich mit denen Schillers übrigens eng berühren. Aber in der Form muten uns wenige Produkte des Goetheschen „heiter“= „anständig“= „bedeutenden“ Altersstils so steif und frostig an wie die „Guten Weiber“, die Scherer freilich als ein „kleines Meisterstück“ bezeichnet. Sie enttäuschten das Publikum noch weit mehr als die „Unterhaltungen“. Das zeigen Briefe Schillers an Goethe und an Cotta, der auch sonst noch mit dem Taschenbuch manchen Ärger hatte. Der damals freilich sehr verstimimte Knebel sprach von der „bleisüßeren Leichtigkeit“ der Goetheschen Arbeit. Die Kritik hielt, um sich nicht die Finger zu verbrennen, mit ihrem Urteil meist zurück: so der „Neue Deutsche Merkur“ (Jahrg. 1800, S. 160) und die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ (Jahrg. 1801, S. 230); nur Garlieb Merkel nannte den „Klubdialog“ offen „vielleicht das Uninteressanteste, was je aus der Feder des großen Dichters gekommen ist“.

Henriette war mit Armidoro schon einige Zeit in dem Garten auf und ab spaziert, in welchem sich der Sommerklub zu versammeln pflegte. Oft fanden sich diese beiden zuerst ein; sie hegten gegeneinander die heiterste Neigung und nährten bei 5 einem reinen gesitteten Umgang die angenehmsten Hoffnungen einer künftigen dauerhaften Verbindung.

Die lebhafteste Henriette sah kaum in der Ferne Amalien nach dem Lusthause gehen, als sie eilte, ihre Freundin zu begrüßen. Amalia hatte sich eben im Vorzimmer an den Tisch gesetzt, auf 10 dem Journale, Zeitungen und andere Neuigkeiten ausgebreitet lagen.

Amalia brachte hier manchen Abend mit Lesen zu, ohne sich durch das Hin- und Wiedergehn der Gesellschaft, das Klappern der Marken und die gewöhnliche laute Unterhaltung der Spieler 15 im Saale irren zu lassen. Sie sprach wenig, außer wenn sie ihre Meinung einer andern entgegensetzte. Henriette dagegen war mit ihren Worten nicht karg, mit allem zufrieden und mit dem Lobe frisch bei der Hand.

Ein Freund des Herausgebers, den wir Sinclair nennen 20 wollen, trat zu den beiden. „Was bringen Sie Neues?“ rief Henriette ihm entgegen.

„Sie ahnen es wohl kaum“, versetzte Sinclair, indem er sein Portefeuille herauszog. „Und wenn ich Ihnen auch sage, daß ich die Kupfer zum diesjährigen ‚Damenkalender‘ bringe, so werden Sie die Gegenstände derselben doch nicht erraten; ja wenn 25 ich weiter gehe und Ihnen eröffne, daß in zwölf Abteilungen Frauenzimmer vorgestellt sind —“

„Nun!“ fiel Henriette ihm in das Wort, „es scheint, Sie wollen unserm Scharffinn nichts übrig lassen. Sogar, wenn ich nicht irre, tun Sie mir es zum Possen, da Sie wissen, daß ich gern Scharaden und Rätsel entwickele, gern das, was einer sich denkt, ausfragen mag. Also zwölf Frauenzimmercharaktere, 5 oder Begebenheiten, oder Anspielungen, oder was sonst zur Ehre unseres Geschlechts gereichen könnte.“

Sinclair schweig und lächelte, Amalia warf ihren stillen Blick auf ihn und sagte, mit der feinen höhnischen Miene, die ihr so wohl steht: „Wenn ich sein Gesicht recht lese, so hat er 10 etwas gegen uns in der Tasche. Die Männer wissen sich gar viel, wenn sie etwas finden können, was uns, wenigstens dem Scheine nach, herabsieht.“

Sinclair. Sie sind gleich ernst, Amalia, und drohen, bitter zu werden. Raum wag' ich, meine Blättchen Ihnen vorzulegen. 15

Henriette. Nur heraus damit!

Sinclair. Es sind Karikaturen.

Henriette. Die liebe ich besonders.

Sinclair. Abbildungen böser Weiber.

Henriette. Desto besser! Darunter gehören wir nicht. Wir 20 wollen uns unsere leidigen Schwestern im Bilde so wenig zu Gemüte ziehen als die in der Gesellschaft.

Sinclair. Soll ich?

Henriette. Nur immer zu!

Sie nahm ihm die Briefftasche weg, zog die Bilder heraus, 25 breitete die sechs Blättchen vor sich auf den Tisch aus, überließ sie schnell mit dem Auge und rückte daran hin und her, wie man zu tun pflegt, wenn man die Karte schlägt. „Vortrefflich!“ rief sie, „das heiß' ich nach dem Leben! Hier diese, mit dem Schnupftabaksfinger unter der Nase, gleicht völlig der Mad. S., 30 die wir heute abend sehen werden; diese, mit der Krage, sieht beinahe aus wie meine Großtante; die mit dem Knaut hat was von unserer alten Puzmacherin. Es findet sich wohl zu jeder dieser häßlichen Figuren irgend ein Original, nicht weniger zu

den Männern. Einen solchen geblühten Magister hab' ich irgendwo gesehen und eine Art von solchem Zwirnhalter auch. Sie sind recht lustig, diese Klüpfelchen, und besonders hübsch gestochen."

„Wie können Sie“, versetzte ruhig Amalia, die einen kalten 5 Blick auf die Bilder warf und ihn sogleich wieder abwendete, „hier bestimmte Ähnlichkeiten auffuchen! Das Häßliche gleicht dem Häßlichen, so wie das Schöne dem Schönen; von jenem wendet sich unser Geist ab, zu diesem wird er hingezogen.“

Sinclair. Aber Phantasie und Wiß finden mehr ihre 10 Rechnung, sich mit dem Häßlichen zu beschäftigen als mit dem Schönen. Aus dem Häßlichen läßt sich viel machen, aus dem Schönen nichts.

„Über dieses macht uns zu etwas, jenes vernichtet uns!“ 15 sagte Armidoro, der im Fenster gestanden und von weitem zugehört hatte. Er ging, ohne sich dem Tische zu nähern, in das anstoßende Kabinett.

Alle Klubgesellschaften haben ihre Epochen. Das Interesse der Gesellschaft aneinander, das gute Verhältnis der Personen 20 zueinander ist steigend und fallend. Unser Klub hat diesen Sommer gerade seine schöne Zeit. Die Mitglieder sind meist gebildete, wenigstens mäßige und leidliche Menschen, sie schätzen wechselseitig ihren Wert und lassen den Unwert still auf sich beruhen. Jeder findet seine Unterhaltung, und das allgemeine Gespräch ist oft von der Art, daß man gern dabei verweilen mag.

25 Eben kam Seyton mit seiner Frau, ein Mann, der erst in Handels-, dann in politischen Geschäften viel gereist hatte, angenehmen Umgangs, doch in größerer Gesellschaft meist nur ein willkommenener Dombrespieler; seine Frau, liebenswürdig, eine gute, treue Gattin, die ganz das Vertrauen ihres Mannes genoß. 30 Sie fühlte sich glücklich, daß sie ungehindert eine lebhafteste Sinnlichkeit heiter beschäftigen durfte. Einen Hausfreund konnte sie nicht entbehren, und Lustbarkeit und Zerstreuungen gaben ihr allein die Federkraft zu häuslichen Tugenden.

Wir behandeln unsere Leser als Fremde, als Klubgäste, die

wir vertraulich gern in der Geschwindigkeit mit der Gesellschaft bekannt machen möchten. Der Dichter soll uns seine Personen in ihren Handlungen darstellen, der Gesprächschreiber darf sich ja wohl kürzer fassen und sich und seinen Lesern durch eine allgemeine Schilderung geschwind über die Exposition weghelfen. 5

Seyton trat zu dem Tische und sah die Bilder an.

„Hier entsteht“, sagte Henriette, „ein Streit für und gegen Karikatur. Zu welcher Seite wollen Sie sich schlagen? Ich erkläre mich dafür und frage: Hat nicht jedes Zerrbild etwas unwiderstehlich Anziehendes?“ 10

Amalia. Hat nicht jede üble Nachrede, wenn sie über einen Abwesenden hergeht, etwas unglaublich Reizendes?

Henriette. Macht ein solches Bild nicht einen unauslöschlichen Eindruck?

Amalia. Das ist's, warum ich sie verabscheue. Ist nicht 15 der unauslöschliche Eindruck jedes Ekelhaften eben das, was uns in der Welt so oft verfolgt, uns manche gute Speise verdirbt und manchen guten Trunk vergällt?

Henriette. Nun, so reden Sie doch, Seyton.

Seyton. Ich würde zu einem Vergleich raten. Warum 20 sollen Bilder besser sein als wir selbst? Unser Geist scheint auch zwei Seiten zu haben, die ohne einander nicht bestehen können. Licht und Finsternis, Gutes und Böses, Hohes und Tiefes, Edles und Niedriges und noch so viel andere Gegensätze scheinen, nur in veränderten Portionen, die Ingredienzien der menschlichen 25 Natur zu sein, und wie kann ich einem Maler verdenken, wenn er einen Engel weiß, licht und schön gemalt hat, daß ihm einfällt, einen Teufel schwarz, finster und häßlich zu malen?

Amalia. Dagegen wäre nichts zu sagen, wenn nur nicht die Freunde der Verhäßlichungskunst auch das in ihr Gebiet 30 zögen, was bessern Regionen angehört.

Seyton. Darin handeln sie, dünkt mich, ganz recht. Ziehen doch die Freunde der Verschönerungskunst auch zu sich hinüber, was ihnen kaum angehören kann.

Amalia. Und doch werde ich den Verzerrern niemals verzeihen, daß sie mir die Bilder vorzüglicher Menschen so schändlich entstellen. Ich mag es machen, wie ich will, so muß ich mir den großen Pitt¹ als einen stumpfnäsigen Besenstiel und den in
5 so manchem Betracht schätzenswerten Fox¹ als ein vollgepacktes Schwein denken.

Henriette. Das ist, was ich sagte. Alle solche Fragenbilder drücken sich unauslöschlich ein, und ich leugne nicht, daß ich mir manchmal in Gedanken damit einen Spaß mache, diese Ge-
10 spenster aufrufe und sie noch schlimmer verzerre.

Sinklair. Lassen Sie sich doch, meine Damen, aus diesem allgemeinen Streit zur Betrachtung unserer armen Blättchen wieder herunter.

Seyton. Ich sehe, hier ist die Hundeliebhabelei nicht zum
15 erfreulichsten dargestellt.

Amalia. Das mag hingehen, denn wir sind diese Tiere besonders zuwider.

Sinklair. Erst gegen die Zerrbilder, dann gegen die Hunde.

Amalia. Warum nicht? Sind doch Tiere nur Zerrbilder
20 des Menschen.

Seyton. Sie erinnern sich wohl, was ein Reisender von der Stadt Grätz erzählt: daß er darin so viele Hunde und so viele stumme, halb alberne Menschen gefunden habe. Sollte es nicht möglich sein, daß der habituelle Anblick von bellenden
25 unvernünftigen Tieren auf die menschliche Generation einigen Einfluß haben könnte?

Sinklair. Eine Ableitung unserer Leidenschaften und Neigungen ist der Umgang mit Tieren gewiß.

Amalia. Und wenn die Vernunft, nach dem gemeinen deut-
30 schen Ausdruck, manchmal still stehen kann, so steht sie gewiß in Gegenwart der Hunde still.

¹ William, Graf von Chatam, der jüngere (1759—1806), und Charles James Fox (1749—1806), die berühmten englischen Staatsmänner, die seit dem Anfang der achtziger Jahre erbitterte politische Gegner waren.

Sinclair. Glücklicherweise haben wir in der Gesellschaft niemand, der einen Hund begünstigte, als Mad. Seyton. Sie liebt ihr artiges Windspiel besonders.

Seyton. Und dieses Geschöpf muß besonders mir, dem Gemahl, sehr lieb und wichtig sein. 5

Mad. Seyton drohte ihrem Gemahl von ferne mit aufgehobenem Finger.

Seyton. Es beweist, was Sie vorhin sagten, Sinclair, daß solche Geschöpfe die Neigungen ableiten. „Darf ich, liebes Kind“ (so rief er seiner Frau zu), „nicht unsere Geschichte erzählen? Sie 10 macht uns beiden keine Schande.“

Mad. Seyton gab durch einen freundlichen Wink ihre Einwilligung zu erkennen, und er fing an zu erzählen: „Wir beide liebten uns und hatten uns vorgenommen, einander zu heiraten, ehe als wir die Möglichkeit eines Etabliſſements vorausjahen. 15 Endlich zeigte sich eine sichere Hoffnung; allein ich mußte noch eine Reise vornehmen, die mich länger, als ich wünschte, aufzuhalten drohte. Bei meiner Abreise ließ ich ihr mein Windspiel zurück. Es war sonst mit mir zu ihr gekommen, mit mir weggegangen, manchmal auch geblieben. Nun gehörte es ihr, war 20 ein munterer Gesellschafter und deutete auf meine Wiederkunft. Zu Hause galt das Tier statt einer Unterhaltung, auf den Promenaden, wo wir so oft zusammen spaziert hatten, schien das Geschöpf mich aufzusuchen und, wenn es aus den Büschen sprang, mich anzukündigen. So täuschte sich meine liebe Meta eine Zeit- 25 lang mit dem Scheine meiner Gegenwart, bis endlich, gerade zu der Zeit, da ich wiederzukommen hoffte, meine Abwesenheit sich doppelt zu verlängern drohte und das arme Geschöpf mit Tode abging.“

Mad. Seyton. Nun, liebes Männchen, hübsch redlich, 30 artig und vernünftig erzählt.

Seyton. Es steht dir frei, mein Kind, mich zu kontrollieren. „Meiner Freundin schien ihre Wohnung leer, der Spaziergang uninteressant, der Hund, der sonst neben ihr lag, wenn sie an

mich schrieb, war ihr, wie das Tier in dem Bild eines Evangelisten, notwendig geworden, die Briefetrollen nicht mehr fließen. Zufällig fand sich ein junger Mann, der den Platz des vierfüßigen Gesellschafters zu Hause und auf den Promenaden übernehmen wollte. Genug, man mag so billig denken, als man will, die Sache stand gefährlich."

Mad. Seyton. Ich muß dich nur gewähren lassen. Eine wahre Geschichte ist ohne Exaggeration¹ selten erzählenswert.

Seyton. Ein beiderseitiger Freund, den wir als stillen Menschenkenner und Herzenslenker zu schätzen wußten, war zurückgeblieben, besuchte sie manchmal und hatte die Veränderung gemerkt. Er beobachtete das gute Kind im stillen und kam eines Tages mit einem Windspiel ins Zimmer, das dem ersten völlig gleich. Die artige und herzliche Anrede, womit der Freund sein Geschenk begleitete, die unerwartete Erscheinung eines aus dem Grabe gleichsam auferstandenen Günstlings, der stille Vorwurf, den sich ihr empfängliches Herz bei diesem Anblick machte, führten mein Bild auf einmal lebhaft wieder heran; der junge menschliche Stellvertreter wurde auf eine gute Weise entfernt, und der neue Günstling blieb ein steter Begleiter. Als ich nach meiner Wiederkunft meine Geliebte wieder in meine Arme schloß, hielt ich das Geschöpf noch für das alte und wunderte mich nicht wenig, als es mich, wie einen Fremden, heftig anbellte. „Die modernen Hunde müssen kein so gutes Gedächtnis haben als die antiken!“ rief ich aus; „Ulyß wurde nach so langen Jahren von dem seinigen wieder erkannt², und dieser hier konnte mich in so kurzer Zeit vergessen lernen.“ — „Und doch hat er deine Penelope auf eine sonderbare Weise bewacht!“ versetzte sie, indem sie mir versprach, das Rätsel aufzulösen. Das geschah auch bald, denn ein heiteres Vertrauen hat von jeher das Glück unserer Verbindung gemacht.

Mad. Seyton. Mit dieser Geschichte mag's so bewenden.

¹ Rhetorische Übertreibung. — ² „Odyssee“, Gesang 17, V. 290 ff.

Wenn dir's recht ist, so gehe ich noch eine Stunde spazieren; denn du wirfst dich nun doch an den Lombretisch setzen.

Er nickte ihr sein Ja zu; sie nahm den Arm ihres Hausfreundes an und ging nach der Thür. „Liebes Kind, nimm doch den Hund mit!“ rief er ihr nach. Die ganze Gesellschaft lächelte, und er mußte mit lächeln, als er es gewahr ward, wie dieses absichtlose Wort so artig paßte und jedermann darüber eine kleine stille Schadenfreude empfand.

Sinclair. Sie haben von einem Hunde erzählt, der glücklicherweise eine Verbindung befestigte; ich kann von einem andern sagen, dessen Einfluß zerstörend war. Auch ich liebte, auch ich verreiste, auch ich ließ eine Freundin zurück. Nur mit dem Unterschied, daß ihr mein Wunsch, sie zu besitzen, noch unbekannt war. Endlich kehrte ich zurück. Die vielen Gegenstände, die ich gesehen hatte, lebten immerfort vor meiner Einbildungskraft, ich mochte gern, wie Rückkehrende pflegen, erzählen, ich hoffte auf die besondere Teilnahme meiner Freundin. Vor allen andern Menschen wollte ich ihr meine Erfahrungen und meine Vergnügungen mitteilen¹. Aber ich fand sie sehr lebhaft mit einem Hunde beschäftigt. Tat sie es aus Geist des Widerspruchs, der manchmal das schöne Geschlecht beseelt, oder war es ein unglücklicher Zufall: genug, die lebenswürdigen Eigenschaften des Thiers, die artige Unterhaltung mit demselben, die Anhänglichkeit, der Zeitvertreib, kurz, was alles dazu gehören mag, waren das einzige Gespräch, womit sie einen Menschen unterhielt, der seit Jahr und Tag eine weit' und breite Welt in sich aufgenommen hatte. Ich stockte, ich verstummte, ich erzählte so manches andern, was ich abwesend ihr immer gewidmet hatte, ich fühlte ein Mißbehagen, ich entfernte mich, ich hatte unrecht und ward noch unbehaglicher. Genug, von der Zeit an ward unser Verhältnis immer kälter, und wenn es sich zuletzt gar zerbrach, so muß ich wenigstens in meinem Herzen die erste Schuld jenem Hunde beimessen.

¹ Dem Dichter schwebt hier vielleicht sein Verhältnis zu Charlotte v. Stein nach der Rückkehr aus Italien vor.

Armidoro, der aus dem Kabinett wieder zur Gesellschaft getreten war, sagte, nachdem er diese Geschichte vernommen: „Es würde gewiß eine merkwürdige Sammlung geben, wenn man den Einfluß, den die geselligen Tiere auf den Menschen ausüben, in Geschichten darstellen wollte. In Erwartung, daß einst eine solche Sammlung gebildet werde, will ich erzählen, wie ein Hündchen zu einem tragischen Abenteuer Anlaß gab.

„Ferrand und Cardano, zwei Edelleute, hatten von Jugend auf in einem freundschaftlichen Verhältnis gelebt. Pagen an einem Hofe, Offiziere bei einem Regimente, hatten sie gar manches Abenteuer zusammen bestanden und sich aus dem Grunde kennen gelernt. Cardano hatte Glück bei den Weibern, Ferrand im Spiel. Jener nutzte das seine mit Leichtsinne und Übermut, diejer mit Bedacht und Anhaltbarkeit.

„Zufällig hinterließ Cardano einer Dame in dem Moment, als ein genaues Verhältnis abbrach, einen kleinen schönen Löwenhund; er schaffte sich einen neuen und schenkte diesen einer andern, eben da er sie zu meiden gedachte, und von der Zeit an ward es Vorsatz, einer jeden Geliebten zum Abschied ein solches Hündchen zu hinterlassen. Ferrand wußte um diese Post, ohne daß er jemals besonders aufmerksam darauf gewesen wäre.

„Beide Freunde wurden eine lange Zeit getrennt und fanden sich erst wieder zusammen, als Ferrand verheiratet war und auf seinen Gütern lebte. Cardano brachte einige Zeit teils bei ihm, teils in der Nachbarschaft zu, und war auf diese Weise über ein Jahr in einer Gegend geblieben, in der er viel Freunde und Verwandte hatte.

„Einst sieht Ferrand bei seiner Frau ein allerliebste Löwenhündchen, er nimmt es auf, es gefällt ihm besonders, er lobt, er streichelt es, und natürlich kommt er auf die Frage, woher sie das schöne Tier erhalten habe? ‚Von Cardano‘, war die Antwort. Auf einmal bemächtigt sich die Erinnerung voriger Zeiten und Begebenheiten, das Andenken des frechen Kennzeichens, womit Cardano seinen Wankelmut zu begleiten pflegte, der Sinne

des beleidigten Ehemanns, er fällt in Wut, er wirft das artige Tier unmittelbar aus seinen Liebkosungen mit Gewalt gegen die Erde, verläßt das schreiende Tier und die erschrockene Frau. Ein Zweikampf und mancherlei unangenehme Folgen, zwar keine Scheidung, aber eine stille Übereinkunft, sich abzusondern, und ein zerrüttetes Hauswesen, machen den Beschluß dieser Geschichte.“ 5

Nicht ganz war diese Erzählung geendigt, als Gulalie in die Gesellschaft trat — ein Frauenzimmer, überall erwünscht, wo sie hinkam, eine der schönsten Pierden dieses Klubs, ein gebildeter Geist und eine glückliche Schriftstellerin. 10

Man legte ihr die bösen Weiber vor, womit sich ein geschickter Künstler an dem schönen Geschlechte versündigt, und sie ward aufgefordert, sich ihrer bessern Schwestern anzunehmen.

„Wahrscheinlich“, sagte Amalia, „wird nun auch eine Auslegung dieser liebenswürdigen Bilder den Almanach zieren! 15
Wahrscheinlich wird es dem einen oder dem andern Schriftsteller nicht an Wiß gebrechen, um das in Worten noch recht aufzudröseln, was der bildende Künstler hier in Darstellungen zusammengewoben hat.“

Sinklair, als Freund des Herausgebers, konnte weder die 20
Bilder ganz fallen lassen, noch konnte er leugnen, daß hier und da eine Erklärung nötig sei, ja, daß ein Zerrbild ohne Erklärung gar nicht bestehen könne und erst dadurch gleichsam belebt werden müsse. Wie sehr sich auch der bildende Künstler bemüht, Wiß zu zeigen, so ist er doch niemals dabei auf seinem Feld. 25
Ein Zerrbild ohne Inschriften, ohne Erklärung ist gewissermaßen stumm, es wird erst etwas durch die Sprache.

Amalia. So lassen Sie denn auch dieses kleine Bild hier durch die Sprache etwas werden! Ein Frauenzimmer ist in einem Lehnstuhl eingeschlafen, wie es scheint, über dem Schreiben; 30
ein anderes, das dabei steht, reicht ihr eine Dose oder sonst ein Gefäß hin und weint. Was soll das vorstellen?

Sinklair. So soll ich also doch den Erklärer machen, obgleich die Damen weder gegen die Zerrbilder noch gegen ihre

Erklärer gut gefinnt zu sein scheinen? Hier soll, wie man mir jagte, eine Schriftstellerin vorgestellt sein, welche nachts zu schreiben pflegte, sich von ihrem Kammermädchen das Dintensaß halten ließ und das gute Kind zwang, in dieser Stellung zu



Sympathia?

5 verharren, wenn auch selbst der Schlaf ihre Gebieterin überwältigt und diesen Dienst unnütz gemacht hatte. Die Dame wollte beim Erwachen den Faden ihrer Gedanken und Vorstellungen sowie Feder und Dinte sogleich wieder finden.

Arbon, ein denkender Künstler, der mit Eulalien gekommen

war, machte der Darstellung, wie sie das Blatt zeigte, den Krieg. „Wenn man“, so sagte er, „ja diese Begebenheit oder wie man es nennen will, darstellen wollte, so mußte man sich anders dabei benehmen.“

Henriette. Nun lassen Sie uns das Bild geschwind auf 5 neue komponieren.

Arbon. Lassen Sie uns vorher den Gegenstand genau betrachten. Daß jemand sich beim Schreiben das Dintensaß halten läßt, ist ganz natürlich, wenn die Umstände von der Art sind, daß er es nirgends hinsetzen kann. So hielt Brantomes¹ 10 Großmutter der Königin von Navarra das Dintensaß, wenn diese, in ihrer Sänfte sitzend, die Geschichten aufschrieb, die wir noch mit so vielem Vergnügen lesen. Daß jemand, der im Bette schreibt, sich das Dintensaß halten läßt, ist abermals der Sache gemäß. Genug, schöne Henriette, die Sie so gern fragen und 15 raten, was mußte der Künstler vor allen Dingen tun, wenn er diesen Gegenstand behandeln wollte?

Henriette. Er mußte den Tisch verbannen, er mußte die Schlafende so setzen, daß in ihrer Nähe sich nichts befand, wo das Dintensaß stehen konnte. 20

Arbon. Gut! Ich hätte sie in einem der gepolsterten Lehnsessel vorgestellt, die man, wenn ich nicht irre, sonst Bergeren nannte, und zwar neben einem Kamin, so daß man sie von vorn gesehen hätte. Es wird supponiert, daß sie auf dem Knie geschrieben habe; denn gewöhnlich, wer andern das Unbequeme 25 zumutet, macht sich's selbst unbequem. Das Papier entsinkt dem Schoße, die Feder der Hand, und ein hübsches Mädchen steht daneben und hält verdrießlich das Dintensaß.

Henriette. Ganz recht! Denn hier haben wir schon ein Dintensaß auf dem Tische. Daher weiß man auch nicht, was 30 man aus dem Gefäß in der Hand des Mädchens machen soll.

¹ Pierre de Bourbeille, Seigneur de Brantôme (1527—1614), Verfasser berühmter Memoiren, wurde am Hofe der Königin Margarete von Navarra, der Verfasserin des berühmten „Septameron“ (1559), erzogen.

Warum sie nun gar Tränen abzuwischen scheint, läßt sich bei einer so gleichgültigen Handlung nicht denken.

Sinclair. Ich entschuldige den Künstler. Hier hat er dem Erklärer Raum gelassen.

- 5 Arbon. Der denn auch wahrscheinlich an den beiden Männern ohne Kopf, die an der Wand hängen, seinen Witz üben soll. Mich dünkt, man sieht gerade in diesem Falle, auf welche Abwege man gerät, wenn man Künste vermischt, die nicht zusammen gehören. Würde man nichts von erklärten Kupfer-
- 10 stichen, so machte man keine, die einer Erklärung bedürfen. Ich habe sogar nichts dagegen, daß der bildende Künstler witzige Darstellungen versuche, ob ich sie gleich für äußerst schwer halte; aber auch alsdann bemühe er sich, sein Bild selbstständig zu machen. Ich will ihm Inschriften und Zettel aus dem Munde seiner
- 15 Personen erlauben, nur sehe er zu, sein eigener Kommentator zu werden.

- Sinclair. Wenn Sie ein witziges Bild zugeben, so werden Sie doch eingestehen, daß es nur für den Unterrichteten, nur für den, der Umstände und Verhältnisse kennt, unterhaltend und
- 20 reizend sein kann; warum sollen wir also dem Kommentator nicht danken, der uns in den Stand setzt, das geistreiche Spiel zu verstehen, das vor uns aufgeführt wird?

- Arbon. Ich habe nichts gegen die Erklärung des Bildes, das sich nicht selbst erklärt; nur müßte sie so kurz und schlicht
- 25 sein als möglich. Jeder Witz ist nur für den Unterrichteten, jedes witzige Werk wird deshalb nicht von allen verstanden; was von dieser Art aus fernen Zeiten und Ländern zu uns gelangt, können wir kaum entziffern. Gut! man mache Noten dazu wie zu Rabelais¹ oder „Gudibras“²; aber was würde man
- 30 zu einem Schriftsteller sagen, der über ein witziges Werk ein

¹ François Rabelais (1483—1553), der größte satirische Dichter Frankreichs, vor allem als Verfasser des „Gargantua“ berühmt. — ² Der „Gudibras“ (London, 1663—78) ist ein dem „Don Quixote“ nachgebildetes, namentlich das religiöse und politische Sektengewesen geißelndes satirisch-komisches Epos des englischen Dichters Samuel Butler (1612—80).

wichtiges Werk schreiben wollte? Der Wik läuft schon bei seinem Ursprunge in Gefahr, zu wikeln, im zweiten und dritten Glied wird er noch schlimmer ausarten.

Sinclair. Wie sehr wünschte ich, daß wir, anstatt uns hier zu streiten, unserm Freunde, dem Herausgeber, zu Hülfe kämen, der zu diesen Bildern nun einmal eine Erklärung wünscht, wie sie hergebracht, wie sie beliebt ist. 5

Armidoro (indem er aus dem Kabinett kommt). Ich höre, noch immer beschäftigen diese getadelten Bilder die Gesellschaft; wären sie angenehm, ich wette, sie wären schon längst beiseite 10 gelegt.

Amalia. Ich stimme darauf, daß es sogleich geschehe und zwar für immer. Dem Herausgeber muß aufgelegt werden, keinen Gebrauch davon zu machen. Ein Duzend und mehr häßliche, hassenswerthe Weiber! in einem Damenkalender! be- 15 greift der Mann nicht, daß er seine ganze Unternehmung zu ruinieren auf dem Wege ist? Welcher Liebhaber wird es wagen, seiner Schönen, welcher Gatte seiner Frau, ja welcher Vater seiner Tochter einen solchen Almanach zu verehren, in welchem sie beim ersten Aufschlagen schon mit Widertwillen erblickt, was 20 sie nicht ist und was sie nicht sein soll?

Armidoro. Ich will einen Vorschlag zur Güte tun: Diese Darstellungen des Verabscheuungswerten sind nicht die ersten, die wir in zierlichen Almanachen finden; unser wackerer Chodowiecki hat schon manche Szenen der Unnatur, der Verderb- 25 nis, der Barbarei und des Abgeschmacks in so kleinen Monatskupfern trefflich dargestellt; allein was tat er? er stellte dem Hassenswerten sogleich das Liebenswürdige entgegen — Szenen einer gesunden Natur, die sich ruhig entwickelt, einer zweckmäßigen Bildung, eines treuen Ausdauerns, eines gefühlten 30 Strebens nach Wert und Schönheit. Lassen Sie uns mehr tun, als der Herausgeber wünscht, indem wir das Entgegengesetzte tun. Hat der bildende Künstler diesmal die Schattenseite gewählt, so trete der Schriftsteller oder, wenn ich meine Wünsche

aussprechen darf, die Schriftstellerin auf die Lichtseite, und so kann ein Ganzes werden. Ich will nicht länger zaudern, Eulalie, mit diesen Vorschlägen meine Wünsche laut werden zu lassen. Übernehmen Sie die Schilderung guter Frauen. Schaffen Sie Gegenbilder zu diesen Kupfern; und gebrauchen Sie den Zauber Ihrer Feder, nicht diese kleinen Blätter zu erklären, sondern zu vernichten.

Sinclair. Tun Sie es, Eulalie! erzeigen Sie uns den Gefallen, versprechen Sie geschwind.

10 Eulalie. Schriftsteller versprechen nur gar zu leicht, weil sie hoffen, dasjenige leisten zu können, was sie vermögen. Eigene Erfahrung hat mich bedächtig gemacht. Aber auch wenn ich in dieser kurzen Zeit so viel Muße vor mir sähe, würde ich doch Bedenken finden, einen solchen Auftrag zu übernehmen. Was
15 zu unsern Gunsten zu sagen ist, muß eigentlich ein Mann sagen, ein junger, feuriger, liebender Mann. Das Günstige vorzutragen, gehört Enthusiasmus, und wer hat Enthusiasmus für sein eigen Geschlecht?

Armidoro. Einsicht, Gerechtigkeit, Zartheit der Behandlung wären mir in diesem Falle noch willkommener.

Sinclair. Und von wem möchte man lieber über gute Frauen etwas hören als von der Verfasserin, die sich in dem Märchen, das uns gestern so sehr entzückte, so unvergleichlich bewiesen hat?

25 Eulalie. Das Märchen ist nicht von mir!

Sinclair. Nicht von Ihnen?

Armidoro. Das kann ich bezeugen.

Sinclair. Doch von einem Frauenzimmer.

Eulalie. Von einer Freundin.

30 Sinclair. So gibt es denn zwei Eulalien?

Eulalie. Wer weiß wie viel und beßre.

Armidoro. Mögen Sie der Gesellschaft erzählen, was Sie mir vertrauten? Jedermann wird mit Verwunderung hören, auf welche sonderbare Weise diese angenehme Produktion entstanden ist.

Eulalie. Ein Frauenzimmer, das ich auf einer Reise schätzen und kennen lernte, fand sich in sonderbare Lagen versetzt, die zu erzählen allzu weitläufig sein würde. Ein junger Mann, der viel für sie getan hatte und ihr zuletzt seine Hand anbot, gewann ihre ganze Neigung, überraschte ihre Vorsicht, und sie gewährte vor der ehelichen Verbindung ihm die Rechte eines Gemahls. Neue Ereignisse nötigten den Bräutigam, sich zu entfernen, und sie sah in einer einsamen ländlichen Wohnung nicht ohne Sorgen und Unruhe dem Glücke, Mutter zu werden, entgegen. Sie war gewohnt, mir täglich zu schreiben, mich von allen Vorfällen zu benachrichtigen. Nun waren keine Vorfälle mehr zu befürchten, sie brauchte nur Geduld; aber ich bemerkte in ihren Briefen, daß sie dasjenige, was geschehen war und geschehen konnte, in einem unruhigen Gemüt hin und wieder warf. Ich entschloß mich, sie in einem ernsthaften Briefe auf ihre Pflicht gegen sich selbst und gegen das Geschöpf zu weisen, dem sie jetzt durch Heiterkeit des Geistes zum Anfang seines Daseins eine günstige Nahrung zu bereiten schuldig war. Ich munterte sie auf, sich zu fassen, und zufällig sendete ich ihr einige Bände Märchen, die sie zu lesen gewünscht hatte. Ihr Voratz, sich von den kummervollen Gedanken loszureißen, und diese phantastischen Produktionen trafen auf eine sonderbare Weise zusammen. Da sie das Nachdenken über ihr Schicksal nicht ganz loswerden konnte, so kleidete sie nunmehr alles, was sie in der Vergangenheit betrübt hatte, was ihr in der Zukunft furchtbar vorkam, in abenteuerliche Gestalten. Was ihr und den Ihrigen begegnet war, Neigung, Leidenschaften und Verirrungen, das lieblich sorgliche Muttergefühl in einem so bedenklichen Zustande, alles verkörperte sich in körperlosen Gestalten, die in einer bunten Reihe seltsamer Erscheinungen vorbeizogen. So brachte sie den Tag, ja einen Teil der Nacht mit der Feder in der Hand zu.

Amalia. Wobei sie sich wohl schwerlich das Dintensaß halten ließ.

Eulalie. Und so entstand die seltsamste Folge von Briefen,

die ich jemals erhalten habe. Alles war bildlich, wunderbarlich und märchenhaft. Keine eigentliche Nachricht erhielt ich mehr von ihr, so daß mir manchmal für ihren Kopf bange ward. Alle ihre Zustände, ihre Entbindung, die nächste Reigung zum Säugling, Freude, Hoffnung und Furcht der Mutter, waren Begebenheiten einer andern Welt, aus der sie nur durch die Ankunft ihres Bräutigams zurückgezogen wurde. An ihrem Hochzeitstage schloß sie das Märchen, das bis auf Weniges ganz aus ihrer Feder kam, wie Sie es gestern gehört haben, und das eben den eignen Reiz durch die wunderliche und einzige Lage erhält, in der es hervorgebracht wurde.

Die Gesellschaft konnte ihre Verwunderung über diese Geschichte nicht genug bezeigen, so daß Seyton, der seinen Platz am Lombretische eben einem andern überlassen hatte, herbeitrat und sich nach dem Inhalte des Gesprächs erkundigte. Man sagte ihm kurz: es sei die Rede von einem Märchen, das aus täglichen phantastischen Konfessionen eines kränkenden Gemütes, doch gewissermaßen vorsätzlich entstanden sei.

„Eigentlich“, sagte er, „ist es schade, daß, soviel ich weiß, die Tagebücher abgekommen sind. Vor zwanzig Jahren waren sie stärker in der Mode, und manches gute Kind glaubte wirklich einen Schatz zu besitzen, wenn es seine Gemütszustände täglich zu Papiere gebracht hatte. Ich erinnere mich einer liebenswürdigen Person, der eine solche Gewohnheit bald zum Unglück ausgeschlagen wäre. Eine Gouvernante hatte sie in früher Jugend an ein solches tägliches schriftliches Bekenntnis gewöhnt, und es war ihr zuletzt fast zum unentbehrlichen Geschäft geworden. Sie verjäumte es nicht als erwachsenes Frauenzimmer, sie nahm die Gewohnheit mit in den Ehestand hinüber. Solche Papiere hielt sie nicht sonderlich geheim und hatte es auch nicht Ursache, sie las manchmal Freundinnen, manchmal ihrem Manne Stellen daraus vor. Das Ganze verlangte niemand zu sehen.

„Die Zeit verging, und es kam auch die Reihe an sie, einen Hausfreund zu besitzen.

„Mit eben der Pünktlichkeit, mit der sie sonst ihrem Papiere täglich gebeitet hatte, setzte sie auch die Geschichte dieses neuen Verhältnisses fort. Von der ersten Regung, durch eine wachsende Neigung bis zum Unentbehrlichen der Gewohnheit, war der ganze Lebenslauf dieser Leidenschaft getreulich aufgezeichnet und gereichte dem Manne zur sonderbaren Lektüre, als er einmal zufällig über den Schreibtisch kam und, ohne Argwohn und Absicht, eine aufgeschlagene Seite des Tagebuchs herunterlas. Man begreift, daß er sich die Zeit nahm, vor- und rückwärts zu lesen; da er denn zuletzt noch ziemlich getröstet von dannen schied, weil er sah, daß es gerade noch Zeit war, auf eine geschickte Weise den gefährlichen Gast zu entfernen.“

Henriette. Es sollte doch nach dem Wunsche meines Freundes die Rede von guten Weibern sein, und ehe man sich's versieht, wird wieder von solchen gesprochen, die wenigstens nicht die besten sind.

Seyton. Warum denn immer böß oder gut! Müffen wir nicht mit uns selbst sowie mit andern vorlieb nehmen, wie die Natur uns hat hervorbringen mögen und wie sich jeder allenfals durch eine mögliche Bildung besser zieht?

Armidoro. Ich glaube, es würde angenehm und nicht unnütz sein, wenn man Geschichten von der Art, wie sie bisher erzählt worden und deren uns manche im Leben vorkommen, aufsetzte und sammelte. Leise Züge, die den Menschen bezeichnen, ohne daß gerade merkwürdige Begebenheiten daraus entspringen, sind recht gut des Aufbehaltens wert. Der Romanfchreiber kann sie nicht brauchen, denn sie haben zu wenig Bedeutendes, der Anekdotensammler auch nicht, denn sie haben nichts Witziges und regen den Geist nicht auf; nur derjenige, der im ruhigen Anschauen die Menschheit gerne faßt, wird dergleichen Züge willkommen aufnehmen.

Sinclair. Fürwahr! wenn wir früher an ein so löbliches Werk gedacht hätten, so würden wir unserm Freunde, dem Herausgeber des Damenkalenders, gleich an Hand gehen können

und ein Duzend Geschichten, wo nicht von vortrefflichen, doch gewiß von guten Frauen aussuchen können, um diese bösen Weiber zu balancieren.

Amalia. Besonders wünschte ich, daß man solche Fälle
5 zusammentrüge, da eine Frau das Haus innen erhält, wo nicht gar erschafft. Um so mehr, als auch hier der Künstler eine teure (kostspielige) Gattin zum Nachteil unsers Geschlechts aufgestellt hat.

Seyton. Ich kann Ihnen gleich, schöne Amalia, mit einem
10 solchen Falle aufwarten.

Amalia. Lassen Sie hören! Nur daß es Ihnen nicht geht, wie den Männern gewöhnlich, wenn sie die Frauen loben wollen, sie gehen vom Lob aus und hören mit Tadel auf.

Seyton. Diesmal wenigstens brauche ich die Umkehrung
15 meiner Absicht durch einen bösen Geist nicht zu fürchten.

„Ein junger Landmann pachtete einen ansehnlichen Gasthof, der sehr gut gelegen war. Von den Eigenschaften, die zu einem Wirte gehören, besaß er vorzüglich die Behaglichkeit, und weil es ihm von Jugend auf in den Trinkstuben wohl gewesen war,
20 mochte er wohl hauptsächlich ein Metier ergriffen haben, das ihn nötigte, den größten Teil des Tages darin zuzubringen. Er war sorglos ohne Liederlichkeit, und sein Behagen breitete sich über alle Gäste aus, die sich bald häufig bei ihm versammelten.

„Er hatte eine junge Person geheiratet, eine stille, leidliche
25 Natur. Sie verjah ihre Geschäfte gut und pünktlich, sie hing an ihrem Hauswesen, sie liebte ihren Mann; doch mußte sie ihn bei sich im stillen tadeln, daß er mit dem Gelde nicht sorgfältig genug umging. Das bare Geld nötigte ihr eine gewisse Ehrfurcht ab, sie fühlte ganz den Wert desselben sowie die Notwendigkeit, sich überhaupt in Besitz zu setzen, sich dabei zu erhalten.
30 Ohne eine angeborne Heiterkeit des Gemüths hätte sie alle Anlagen zum strengen Geize gehabt. Doch ein wenig Geiz schadet dem Weibe nichts, so übel sie die Verschwendung kleidet. Freigebigkeit ist eine Tugend, die dem Mann ziemt, und Fest-

halten ist die Tugend eines Weibes. So hat es die Natur gewollt, und unser Urtheil wird im ganzen immer naturgemäß ausfallen.

„Margarete, so will ich meinen sorglichen Hausgeist nennen, war mit ihrem Manne sehr unzufrieden, wenn er die großen 5 Zahlungen, die er manchmal für aufgekaufte Furage von Fuhrleuten und Unternehmern erhielt, aufgezählt wie sie waren, eine Zeitlang auf dem Tische liegen ließ, das Geld alsdann in Körbchen einstrich und daraus wieder ausgab und auszahlte, ohne Pakete gemacht zu haben, ohne Rechnung zu führen. Verschiedene 10 ihrer Erinnerungen waren fruchtlos, und sie sah wohl ein, daß, wenn er auch nicht verschwendete, manches in einer solchen Unordnung verschleudert werden müsse. Der Wunsch, ihn auf bessere Wege zu leiten, war so groß bei ihr, der Verdruß, zu sehen, daß manches, was sie im kleinen erwarb und zusammenhielt, 15 im großen wieder vernachlässigt wurde und auseinander floß, war so lebhaft, daß sie sich zu einem gefährlichen Versuch bewogen fühlte, wodurch sie ihm über diese Lebensweise die Augen zu öffnen gedachte. Sie nahm sich vor, ihm so viel Geld als möglich aus den Händen zu spielen, und zwar bediente sie sich dazu 20 einer sonderbaren List. Sie hatte bemerkt, daß er das Geld, das einmal auf dem Tische aufgezählt war, wenn es eine Zeitlang gelegen hatte, nicht wieder nachzählte, ehe er es aufhob; sie bestrich daher den Boden eines Leuchters mit Talg und setzte ihn in einem Schein von Ungeschicklichkeit auf die Stelle, wo die 25 Dukaten lagen, eine Geldsorte, der sie eine besondere Freundschaft gewidmet hatte. Sie erhaschte ein Stück und nebenbei einige kleine Münzsorten, und war mit ihrem ersten Fischfange wohl zufrieden; sie wiederholte diese Operation mehrmals; und ob sie sich gleich über ein solches Mittel zu einem guten Zweck 30 kein Gewissen machte, so beruhigte sie sich doch über jeden Zweifel vorzüglich dadurch, daß diese Art der Entwendung für keinen Diebstahl angesehen werden könne, weil sie das Geld nicht mit den Händen weggenommen habe. So vermehrte sich nach und

nach ihr heimlicher Schatz und zwar um desto reichlicher, als sie alles, was bei der innern Wirtschaft von barem Gelde ihr in die Hände floß, auf das strengste zusammenhielt.

„Schön war sie beinahe ein ganzes Jahr ihrem Plane treu
 5 geblieben und hatte indessen ihren Mann sorgfältig beobachtet, ohne eine Veränderung in seinem Humor zu spüren, bis er endlich einmal höchst übler Laune ward. Sie suchte ihm die Ursache dieser Veränderung abzuschmeicheln und erfuhr bald, daß er in großer Verlegenheit sei. Es hätten ihm nach der letzten
 10 Zahlung, die er an Lieferanten getan, seine Pachtgelder übrig bleiben sollen, sie fehlten aber nicht allein völlig, sondern er habe sogar die Leute nicht ganz befriedigen können. Da er alles im Kopf rechne und wenig aufschreibe, so könne er nicht nachkommen, wo ein solcher Verstoß herrühre.

15 „Margarete schilderte ihm darauf sein Betragen, die Art, wie er einnehme und ausgabe, den Mangel an Aufmerksamkeit; selbst seine gutmütige Freigebigkeit kam mit in Anschlag, und freilich ließen ihn die Folgen seiner Handlungsweise, die ihn so sehr drückten, keine Entschuldigung aufbringen.

20 „Margarete konnte ihren Gatten nicht lange in dieser Verlegenheit lassen, um so weniger, als es ihr so sehr zur Ehre gereichte, ihn wieder glücklich zu machen. Sie setzte ihn in Verwunderung, als sie zu seinem Geburtstag, der eben eintrat und an dem sie ihn sonst mit etwas Brauchbarem anzubinden pflegte,
 25 mit einem Körbchen voll Geldrollen ankam. Die verschiedenen Münzsorten waren besonders gepackt, und der Inhalt jedes Röllchens war mit schlechter Schrift, jedoch sorgfältig darauf gezeichnet. Wie erstaunte nicht der Mann, als er beinahe die Summe, die ihm fehlte, vor sich sah, und die Frau ihm ver-
 30 sicherte, das Geld gehöre ihm zu. Sie erzählte darauf umständlich, wann und wie sie es genommen, was sie ihm entzogen, und was durch ihren Fleiß erspart worden sei. Sein Verdruß ging in Entzücken über, und die Folge war, wie natürlich, daß er Ausgabe und Einnahme der Frau völlig übertrug, seine Ge-

schäfte vor wie nach, nur mit noch größerm Eifer besorgte, von dem Tage an aber keinen Pfennig Geld mehr in die Hände nahm. Die Frau verwaltete das Amt eines Kassiers mit großen Ehren, kein falscher Laubtaler, ja kein verrufner Sechser ward angenommen, und die Herrschaft im Hause war, wie billig, die Folge ihrer Tätigkeit und Sorgfalt, durch die sie nach dem Verlauf von zehn Jahren ihren Mann in den Stand setzte, den Gasthof mit allem, was dazu gehörte, zu kaufen und zu behaupten.“ 5

Sinclair. Also ging alle diese Sorgfalt, Liebe und Treue doch zuletzt auf Herrschaft hinaus. Ich möchte doch wissen, inwiefern man recht hat, wenn man die Frauen überhaupt für so herrschsüchtig hält. 10

Amalia. Da haben wir also schon wieder den Vorwurf, der hinter dem Lobe herhinkt.

Armidoro. Sagen Sie uns doch, gute Eulalie, Ihre Gedanken darüber. Ich glaube in Ihren Schriften bemerkt zu haben, daß Sie eben nicht sehr bemüht sind, diesen Vorwurf von Ihrem Geschlecht abzulehnen. 15

Eulalie. Insofern es ein Vorwurf wäre, wünschte ich, daß ihn unser Geschlecht durch sein Betragen ablehnte; inwiefern wir aber auch ein Recht zur Herrschaft haben, möchte ich es uns nicht gern vergeben. Wir sind nur herrschsüchtig, insofern wir auch Menschen sind; denn was heißt herrschen anders, in dem Sinn, wie es hier gebraucht wird, als auf seine eigne Weise ungehindert tätig zu sein, seines Daseins möglichst genießen zu können? Dies fordert jeder rohe Mensch mit Willkür, jeder gebildete mit wahrer Freiheit, und vielleicht erscheint bei uns Frauen dieses Streben nur lebhafter, weil uns die Natur, das Herkommen, die Gesetze ebenso zu verkürzen scheinen, als die Männer begünstigt sind. Was diese besitzen, müssen wir erwerben, und was man erringt, behauptet man hartnäckiger als das, was man ererbt hat. 25

Septon. Und doch können sich die Frauen nicht mehr beklagen, sie erben in der jetzigen Welt so viel, ja fast mehr als die

Männer, und ich behaupte, daß es durchaus jetzt schwerer sei, ein vollendeter Mann zu werden als ein vollendetes Weib; der Ausspruch: „Er soll dein Herr sein“, ist die Formel einer barbarischen Zeit, die lange vorüber ist. Die Männer konnten sich nicht
 5 völlig ausbilden, ohne den Frauen gleiche Rechte zuzugestehen; indem die Frauen sich ausbildeten, stand die Wagechale inne, und indem sie bildungsfähiger sind, neigt sich in der Erfahrung die Wagechale zu ihren Gunsten.

Armidoro. Es ist keine Frage, daß bei allen gebildeten
 10 Nationen die Frauen im ganzen das Übergewicht gewinnen müssen; denn bei einem wechselseitigen Einfluß muß der Mann weiblicher werden, und dann verliert er; denn sein Vorzug besteht nicht in gemäßigter, sondern in gebändigter Kraft; nimmt dagegen das Weib von dem Manne etwas an, so gewinnt sie;
 15 denn wenn sie ihre übrigen Vorzüge durch Energie erheben kann, so entsteht ein Wesen, das sich nicht vollkommener denken läßt.

Seyton. Ich habe mich in so tiefe Betrachtungen nicht eingelassen; indessen nehme ich für bekannt an, daß eine Frau herrscht und herrschen muß; daher, wenn ich ein Frauenzimmer
 20 kennen lerne, gebe ich nur darauf acht, wo sie herrscht; denn daß sie irgendwo herrscht, setze ich voraus.

Amalia. Und da finden Sie denn, was Sie voraussetzen?

Seyton. Warum nicht? geht es doch den Physikern und andern, die sich mit Erfahrungen abgeben, gewöhnlich nicht viel
 25 besser. Ich finde durchgängig: die Tätige, zum Erwerben, zum Erhalten Geschaffene, ist Herr im Hause; die Schöne, leicht und oberflächlich Gebildete, Herr in großen Zirkeln; die tiefer Gebildete beherrscht die kleinen Kreise.

Amalia. Und so wären wir also in drei Klassen eingeteilt.

30 Sinclair. Die doch alle, dünkt mich, ehrenvoll genug sind, und mit denen freilich noch nicht alles erschöpft ist. Es gibt z. B. noch eine vierte, von der wir lieber nicht sprechen wollen, damit man uns nicht wieder den Vorwurf mache, daß unser Lob sich nothwendig in Tadel verkehren müsse.

Henriette. Die vierte Klasse also wäre zu erraten. Lassen Sie sehen.

Sinclair. Gut, unsere drei ersten Klassen waren Wirksamkeit, zu Hause, in großen und in kleinen Zirkeln.

Henriette. Was wäre denn nun noch für ein Raum für unsere Tätigkeit? 5

Sinclair. Gar mancher; ich aber habe das Gegenteil im Sinne.

Henriette. Untätigkeit! und wie das? Eine untätige Frau sollte herrschen? 10

Sinclair. Warum nicht?

Henriette. Und wie?

Sinclair. Durchs Verneinen! Wer aus Charakter oder Maxime beharrlich verneint, hat eine größere Gewalt, als man denkt. 15

Amalia. Wir fallen nun bald, fürchte ich, in den gewöhnlichen Ton, in dem man die Männer reden hört, besonders wenn sie die Pfeifen im Munde haben.

Henriette. Laß ihn doch, Amalia, es ist nichts unschädlicher als solche Meinungen, und man gewinnt immer, wenn man erfährt, was andere von uns denken. Nun also die Verneinenden, wie wäre es mit diesen? 20

Sinclair. Ich darf hier wohl ohne Zurückhaltung sprechen. In unserm lieben Vaterland soll es wenige, in Frankreich gar keine geben, und zwar deswegen, weil die Frauen sowohl bei uns als bei unsern galanten Nachbarn einer löblichen Freiheit genießen; aber in Ländern, wo sie sehr beschränkt sind, wo der äußerliche Anstand ängstlich, die öffentlichen Vergnügungen seltner sind, sollen sie sich häufiger finden. In einem benachbarten Lande hat man sogar einen eignen Namen, mit dem das Volk, die Menschenkenner, ja sogar die Ärzte ein solches Frauenzimmer bezeichnen. 25

Henriette. Nun geschwinde den Namen! Namen kann ich nicht raten.

Sinclair. Man nennt sie, wenn es denn einmal gesagt sein soll, man nennt sie Schälke¹.

Henriette. Das ist sonderbar genug.

Sinclair. Es war eine Zeit, als Sie die Fragmente des
5 Schweizer Physiognomisten² mit großem Anteil lesen mochten; erinnern Sie sich nicht, auch etwas von Schälken darin gefunden zu haben?

Henriette. Es könnte sein; doch ist es mir nicht aufgefallen. Ich nahm vielleicht das Wort im gewöhnlichen Sinn
10 und las über die Stelle weg.

Sinclair. Freilich bedeutet das Wort Schalk im gewöhnlichen Sinne eine Person, die mit Heiterkeit und Schadenfreude jemand einen Poffen spielt; hier aber bedeutet's ein Frauenzimmer, das einer Person, von der es abhängt, durch Gleichgültigkeit, Kälte und Zurückhaltung, die sich oft in eine Art von Krankheit verhüllen, das Leben sauer macht. Es ist dies in jener
15 Gegend etwas Gewöhnliches. Mir ist es einigemal vorgekommen, daß mir ein Einheimischer, gegen den ich diese und jene Frau schön pries, einwendete: „aber sie ist ein Schalk“. Ich hörte
20 sogar, daß ein Arzt einer Dame, die viel von einem Kammermädchen litt, zur Antwort gab: „es ist ein Schalk, da wird schwer zu helfen sein“.

Amalia stand auf und entfernte sich.

Henriette. Das kommt mir doch etwas sonderbar vor.

Sinclair. Mir schien es auch so, und deswegen schrieb ich
25 damals die Symptome dieser halb moralischen, halb physischen Krankheit in einem Aufsatz zusammen, den ich das Kapitel von den Schälken nannte, weil ich es mir als einen Teil anderer anthropologischer Bemerkungen dachte; ich habe es aber bisher
30 sorgfältig geheim gehalten.

Henriette. Sie dürfen es uns wohl schon einmal sehen

¹ Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes. — ² Johann Kaspar Lavater's „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“ (Leipzig, 1775—78, 4 Bde.).

lassen, und wenn Sie einige hübsche Geschichten wissen, woraus wir recht deutlich sehen können, was ein Schalk ist, so sollen sie künftig auch in die Sammlung unserer neuesten Novellen aufgenommen werden.

Sinclair. Das mag alles recht gut und schön sein, aber meine Absicht ist verfehlt, um derentwillen ich herkam; ich wollte jemand in dieser geistreichen Gesellschaft bewegen, einen Text zu diesen Kalenderkupfern zu übernehmen, oder uns jemand zu empfehlen, dem man ein solches Geschäft übertragen könnte; anstatt dessen schelten, ja vernichten Sie mir diese Blättchen, und ich gehe fast ohne Kupfer sowie ohne Erklärung weg. Hätte ich nur indeffen das, was diesen Abend hier gesprochen und erzählt worden ist, auf dem Papiere, so würde ich beinahe für das, was ich suchte und nicht fand, ein Äquivalent besitzen.

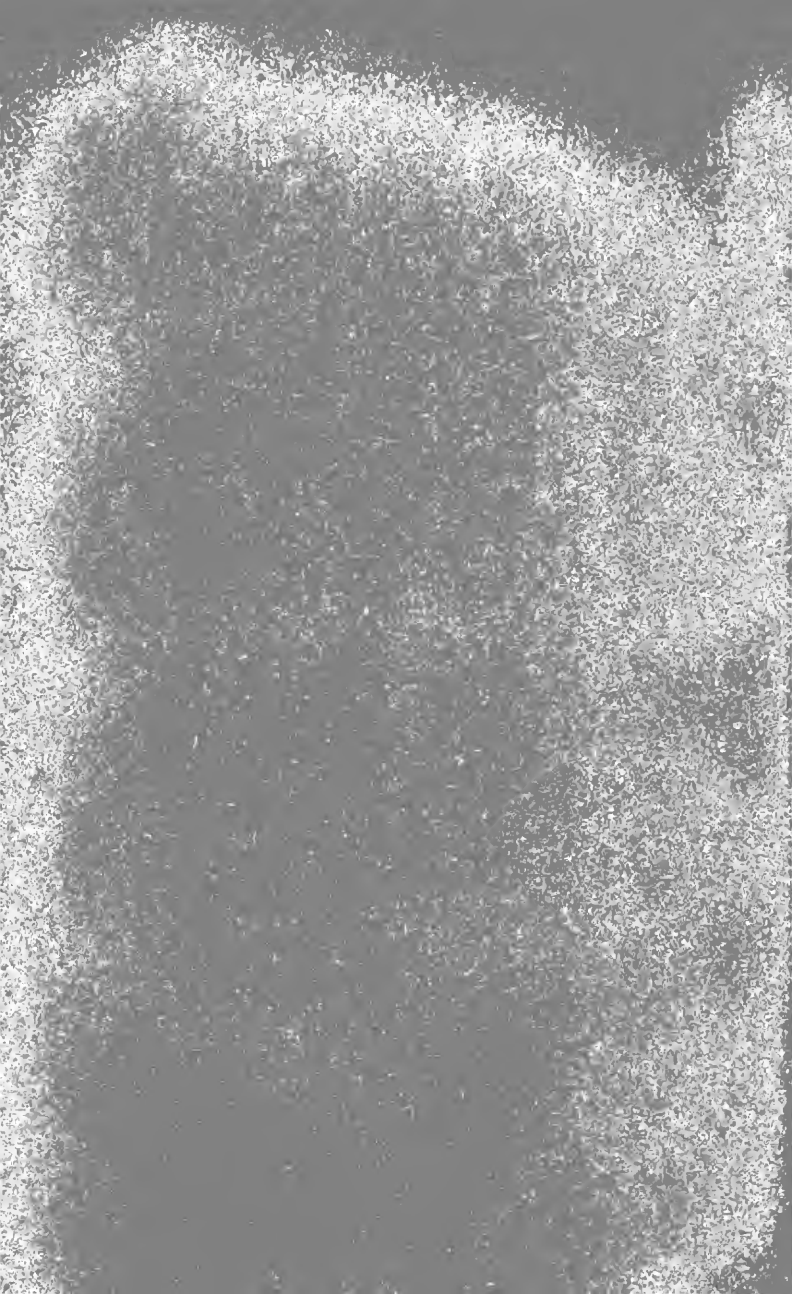
Armidoro (aus dem Kabinett tretend, wohin er manchmal gegangen war). Ich komme Ihren Wünschen zuvor. Die Angelegenheit unsers Freundes, des Herausgebers, ist auch mir nicht fremd. Auf diesem Papiere habe ich geschwind protokolliert, was gesprochen worden, ich will es ins reine bringen, und wenn Gulalie dann übernehmen wollte, über das Ganze den Hauch ihres anmutigen Geistes zu gießen, so würden wir, wo nicht durch den Inhalt, doch durch den Ton die Frauen mit den schroffen Zügen, in denen unser Künstler sie beleidigen mag, wieder auslöshen.

Henriette. Ich kann Ihre tätige Freundschaft nicht teilen, Armidoro, aber ich wollte, Sie hätten das Gespräch nicht nachgeschrieben. Es gibt ein böses Beispiel. Wir leben so heiter und zutraulich zusammen, und es muß uns nichts Schrecklicheres sein, als in der Gesellschaft einen Menschen zu wissen, der aufmerksam, nachschreibt und, wie jetzt gleich alles gedruckt wird, eine zerstückelte und verzerrte Unterhaltung ins Publikum bringt.

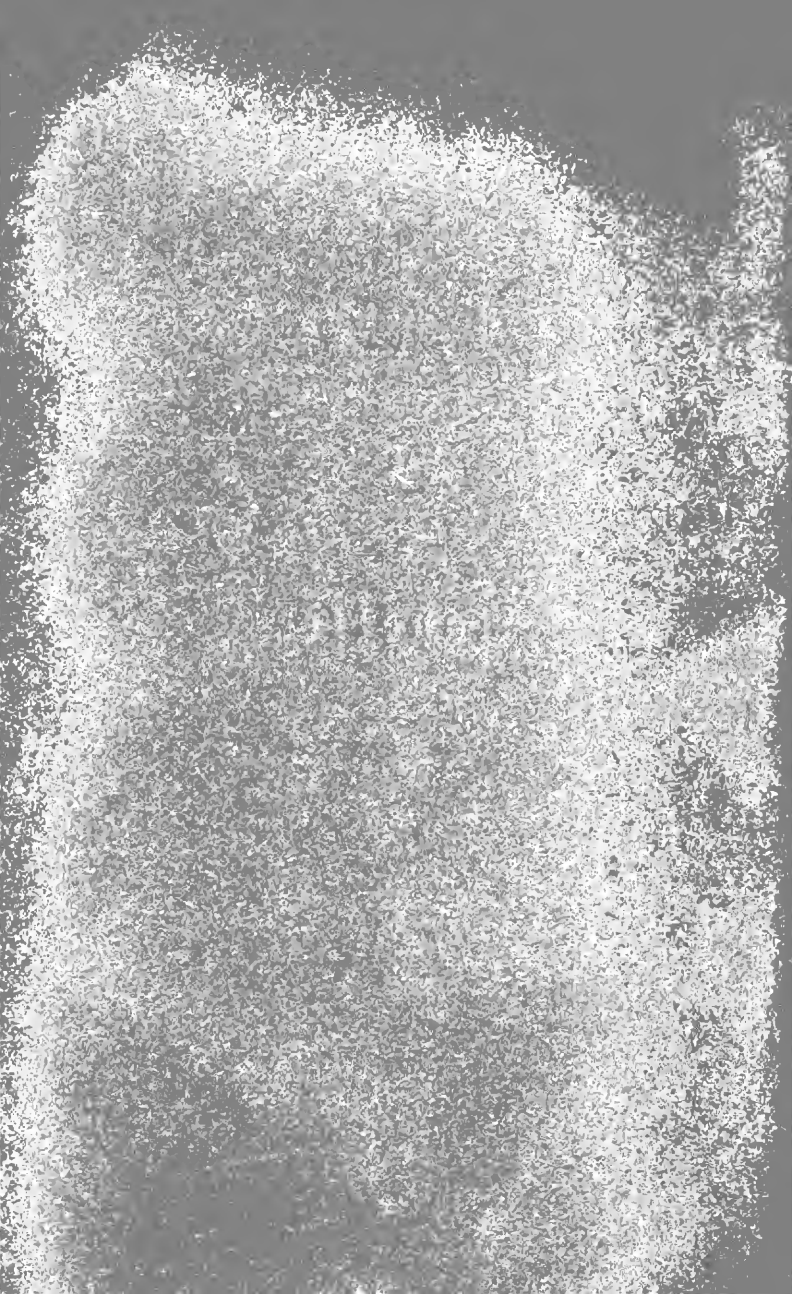
Man beruhigte Henrietten, man versprach ihr, nur allenfalls über kleine Geschichten, die vorkommen sollten, ein öffentliches Buch zu führen.

Eulalie ließ sich nicht bereden, das Protokoll des Geschwind-
schreibers zu redigieren, sie wollte sich von dem Märchen nicht
zerstreuen, mit dessen Bearbeitung sie beschäftigt war. Das Pro-
tokoll blieb in der Hand von Männern, die ihm denn, so gut sie
5 konnten, aus der Erinnerung nachhelfen, und es nun, wie es
eben werden konnte, den guten Frauen zu weiterer Beherzigung
vorlegen.





Novelle.



Einleitung des Herausgebers.

Hermann und Dorothea“ war noch nicht ganz abgeschlossen, da „**H** konnte Goethe in seinem Tagebuch unter dem 23. März 1797 eine „neue Idee zu einem epischen Gedichte“ notieren, wovon er noch am selben Tage Schiller, dem Hauptvertrauten gerade seiner epischen Arbeiten, Kunde gab, ohne indessen auf Näheres einzugehen. Denn „da ich nun weiß, daß ich nie etwas fertig mache, wenn ich den Plan zur Arbeit nur irgend vertraut oder jemanden offenbart habe“, schrieb er ihm am 28. April, „so will ich lieber mit dieser Mitteilung noch zurückhalten; wir wollen uns im allgemeinen über die Materie besprechen, und ich kann nach den Resultaten im stillen meinen Gegenstand prüfen“. Er empfand „eine ganz besondere Liebe“ zu dem keimenden Werke, dem er volle Zeit zum Ausreifen, zum „Kohobieren“, lassen wollte. Stoff und Form machten in der That auch manche Wandlungen durch. Schiller, der denn doch nicht ganz im Ungewissen blieb, gibt uns in einem an Goethe gerichteten Briefe vom 26. Juni die ersten Aufschlüsse darüber: „Wenn ich Sie neulich recht verstanden habe, so haben Sie die Idee, Ihr neues episches Gedicht, ‚Die Jagd‘, in Reimen und Strophen zu behandeln. Ich vergaß neulich, ein Wort darüber zu sagen, aber diese Idee leuchtet mir ein, und ich glaube sogar, daß dies die Bedingung sein wird, unter welcher allein dieses neue Gedicht neben Ihrem ‚Hermann‘ bestehen kann. Außerdem, daß selbst der Gedanke des Gedichts zur modernen Dichtkunst geeignet ist und also auch die beliebte Strophenform begünstigt, so schließt die neue metrische Form schon die Konkurrenz und Vergleichung aus; sie gibt dem Leser ebensowohl wie dem Dichter eine ganz andere Stimmung, es ist ein Konzert auf einem ganz andern Instrument. Zugleich partizipiert es alsdann von gewissen Rechten des romantischen Gedichts, ohne daß es eigentlich eines wäre, es darf sich, wo nicht des Wunderbaren, doch des Seltsamen und Überraschenden mehr bedienen.

und die Löwen- und Tigergeschichte, die mir immer außerordentlich vorkam, erweckt dann gar kein Befremden mehr. Auch ist von den fürstlichen Personen und Jägern nur ein leichter Schritt zu den Ritterfiguren, und überhaupt knüpft sich der vornehme Stand, mit dem Sie es in diesem Gedicht zu tun haben, an etwas Nordisches und Feudalisches an. Die griechische Welt, an die der Hexameter unausbleiblich erinnert, nimmt diesen Stoff daher weniger an, und die mittlere und neue Welt, also auch die moderne Poesie, kann ihn mit Recht reklamieren.“ 5

Im Verfolg solcher Erwägungen kam Goethe, der an eine Behandlung in Stanzas gedacht hatte, selbst auf die Befürchtung, „daß das eigentlich Interessante des Sujets sich zuletzt gar in eine Ballade — wir stehen ja in dem berühmten Balladenjahr! — auflösen möchte. „Wir wollen abwarten“, fährt er in dem Brief an Schiller vom 27. Juni 1797 fort, „an welches Ufer der Genius das Schiffelein treibt.“ 10 15

Der Genius ließ sich, wie so oft bei Goethe, außerordentlich lange Zeit; ein Menschenalter hindurch ist in des Dichters schriftlichen Urkunden von dem Plan keine Rede mehr, dessen auch Schiller nur einmal, am 6. Februar 1798, ganz flüchtig noch gedenkt. Erst im Jahre 1826, unter dem 4. Oktober, verzeichnen die Tagebücher: „erneutes Schema der wunderbaren Jagd“, die sich jetzt entschieden zur Novelle formte. Wilhelm von Humboldt hatte zur Zeit des Austauschens der ersten Idee (ein Versuch Dünkers, die Entstehung bereits in das Jahr 1781 zurückzuversetzen, bleibt Hypothese) einige Bedenken geäußert, deren Einfluß sowie Schillers damaligen Bemerkungen Goethe in den „Tag- und Jahreshäften“ mit Unrecht das Fallenlassen des ganzen Planes zur Last legt; jetzt, nachdem der alte Stoff in der neuen Ausfüh- 25
 rung bereits ziemlich weit gediehen ist, schreibt Goethe demselben Freunde mit einem gewissen Triumph am 22. Oktober 1826: „Sie erinnern sich wohl noch eines epischen Gedichts, das ich gleich nach Be- 30
 endigung von ‚Hermann und Dorothea‘ im Sinn hatte: Bei einer modernen Jagd kamen Tiger und Löwe mit ins Spiel; damals rieten Sie mir die Bearbeitung ab, und ich unterließ sie; jetzt, beim Untersuchen alter Papiere, finde ich den Plan wieder und enthalte mich nicht, ihn prosaisch auszuführen, da es dann für eine Novelle gelten mag, 35
 eine Rubrik, unter welcher gar vieles wunderliche Zeug kurzfiert.“

Im Spätjahr 1826 wurde das „romantische Jagdstück“ als Einlage für die „Wanderjahre“ zu Ende mundiert und im Januar des

folgenden Jahres partiellweise Edermann vorgelegt, der in den „Gesprächen mit Goethe“ aus der zweiten Hälfte desselben Monats eingehend und aufschlußreich darüber berichtet. Handlung und Gang der Entwicklung, sagte ihm Goethe, seien wie in dem ursprünglichen
 5 Schema, das übrigens bei der Ausarbeitung nicht auffindbar gewesen sei, allein im Detail habe sich vieles geändert; neue kleine Varianten wurden auch noch in den Unterhaltungen mit Edermann besprochen und zum Teil ausgeführt.

Mit Edermann beriet Goethe auch den Titel der kleinen Dichtung,
 10 um abbrechend zu sagen: „Wissen Sie was, wir wollen es ‚die Novelle‘ nennen; denn was ist eine Novelle anders als eine sich ereignete unerhörte Begebenheit. Dies ist der eigentliche Begriff, und so vieles, was in Deutschland unter dem Titel Novelle geht, ist gar keine Novelle, sondern bloß Erzählung oder was Sie sonst wollen.“ Dann entschloß
 15 sich Goethe auch noch, den Artikel fortzulassen und das Werkchen durch den einfachen Titel „Novelle“ zum Typus der Gattung zu stempeln.

Auch in den Jahren 1827 und 1828 wurde die Dichtung immer wieder in der Handschrift vorgenommen, durchgeseilt und einseitigen Bekannten wie Riemer und Götting mitgeteilt. Sie erschien end-
 20 lich zur Ostermesse 1828 als überraschende Neuigkeit selbständig am Schluß des 15. Bandes der Werke letzter Hand und fand zunächst im Freundeskreise reichen Beifall. Knebel verglich sie mit einer indischen Erzählung aus dem „Ramayana“, auch Staatsrat Schulz zollte innige Bewunderung, worauf Goethe erwiderte, es gereiche ihm diese freund-
 25 liche Aufnahme zur angenehmsten Empfindung; man fühle es der „Novelle“ eben an, daß sie sich vom tiefsten Grunde seines Wesens losgelöst habe.

Wenn Goethe seine Dichtung schlechtweg „Novelle“ überschrieb, so war das nichts anderes, als wenn er einer „Ballade“, einer „Elegie“
 30 und einem „Märchen“ nur diesen Gattungsnamen zum Titel gegeben hatte; übrigens hatte auch Wieland eine Erzählung seines „Hexameron von Rosenhain“ „Die Novelle ohne Titel“ überschrieben. Goethes „Novelle“ stellt in der Tat den Typus einer in der deutschen Literatur bis dahin noch wenig gepflegten Kunstform dar, deren Wesen Friedrich
 35 Schlegel aus Boccaccio erschlossen und dargelegt hatte; Goethe führte sie ein, zuerst in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“; Tieck besonders, sowie E. T. A. Hoffmann und Kleist, ließen sich ihre weitere Pflege angelegen sein.

Das, was der zeitgenössische Novellenmeister Paul Heyse als den „Falken“ bezeichnet hat, der jede wahre Novelle beherrschen müsse, kommt bei Goethe musterhaft heraus. Die Zähmung des Löwen durch das musizierende Kind ist hier das Unerhörte, Überraschende, das sich infolge einer vorzüglichen Exposition, die vordeutende Motive mit großer Kunst und in kluger Steigerung verwendet, ganz natürlich entwickelt und abwickelt. Es ist ein Werk reifster Kunst, die nur wenige unerfreuliche Spuren Goetheschen Alters aufweist. Der Stil ist ungewein klar und prägnant, maßvoll ruhig und zugleich farbig lebhaft. In gleichmäßiger Raschheit geht der Fluß der Erzählung dahin, der Faden ist stets straff gespannt. Meisterhaft ist der landschaftliche Hintergrund anschaulich gemacht, auf dem sich die teils bunt bewegten dramatischen, teils zu plastischer Gruppenbildung verdichteten Szenen abspielen. Wir sehen nur wenige Personen, aber alle scharf silhouettiert. Das Ganze dauert vom nebelblauen Sonnenaufgang bis zum klarsten Sonnenuntergang; immer durchsichtiger wird die ganze Atmosphäre. Ein bestimmtes Zeitkostüm ist nicht zu erkennen; nur auf das Typische kommt es an, und das ist mit großer innerer und äußerer Kunst herausgearbeitet; besonders ist auch die sprachliche Durchführung der bis ins kleinste stilisierten Dichtung bewundernswert, die kein Zuviel und Zuwenig kennt, sondern durch einen bloßen Fingerdruck gleichsam die feinste Nuance erzeugt. Wir finden höfische Konversation, die beim Fürsten-Oheim etwas Nestorisch schwachhaft anmutet, auf der einen, hymnisch-prophetische Töne auf der anderen Seite, wie denn überhaupt die „Novelle“ an biblischen Anklängen nicht arm ist und etwa an das goldene Zeitalter friedlicher Gemeinschaft zwischen Mensch und Raubtier erinnert, das die Propheten des alten Bundes heraufbeschwören.

Der Ausklang ist lyrisch, beinahe opernhaft, doch nicht im süßen Sinne, sondern etwa so, wie (nach Rich. M. Meyers Vergleich) 30 Beethovens 9. Symphonie im Gesang ausklingt. Die Musik führt zur Lösung der Spannung: noch heut bezwingt die fromme Kunst, wie einst des Orpheus Sang, die unvernünftige Kreatur. Das melodische Lied des Knaben hat etwas „Dunkelklares“ (wie es Uhland bei Novalis fand), das seltsam berückend wirkt. Sein Vortrag wird vom 35 Dichter genau beschrieben wie der des Wanderliedes der „Wanderjahre“, und die variierende Beschränkung der Zeilen und Wörter ist wohl erwogen.

Die in ihrer Ausführlichkeit so anschauliche Schilderung des Landschaftlichen hat immer wieder nach bestimmten Vorbildern ausblicken lassen. Namentlich die alte Stammburg hat die Forscher viel beschäftigt. Simrock wollte das Schloß von Baduz im Tal des jungen Rheines in ihr erblicken, Dünker Rudolstadt. Seuffert, der neben Noethe sich am meisten um die Dichtung verdient gemacht hat, nannte in einer grundlegenden, besonnen und feinsinnig auch in das kleinste Winkelschen hineinleuchtenden Abhandlung des „Goethe-Jahrbuchs“¹ die Dornburg als Urbild; ganz neuerdings macht er es in einer kleinen Sonderschrift² ziemlich wahrscheinlich, daß Goethe das Clarysche Stadtschloß in Tepliz vor Augen gehabt habe. Weiterhin findet Seuffert auch Bezüge zu dort heimischen Personen, sieht im regierenden Fürsten den im Jahre 1777 geborenen Karl Joseph von Clary, in der Fürstin die seit 1811 vermählte, mit Goethe freundlich verkehrende Titine von Ligne, während er in dem Rhein, für den Dünker an den Landgrafen Christian von Darmstadt erinnert hat, Titinens, auch mit den Clarys blutsverwandten Großvater Karl Joseph de Ligne erkennen will.

Sollte Goethe auch bei seinen so wenig individualisierten Figuren an die Personen dieses Kreises gedacht haben, so liegt es doch näher, bei dem Fürsten an Karl August als Regenten, bei der Fürstin an die Großherzogin Luise zu denken, die ihre Leonoren-Rolle aus dem „Tasso“ Honorio-Goethe gegenüber noch einmal übernimmt. Honorio, der sich, worauf auch schon Seuffert hingewiesen hat, mit dem Typus des Holo der Genoveva-Legende berührt, ist die einzige Person, die in der bunten Kette von äußeren Geschehnissen innerhalb dieser Novelle ein Glied von seelischer Entwicklung bildet. Er schlägt das Thema der verbotenen Liebe an, doch geht Goethe dem in seinem Stoffe liegenden tragischen Konflikt sorgsam aus dem Wege und hält sich in der Sphäre der „Wanderjahre“, der „Entsagenden“. Honorio wird zur Selbstüberwindung aufgerufen, sein Wille und seine Kraft werden auf ein anderes Gebiet, auf ritterliche Taten gewiesen, und die Stärke des Löwen, der sich freiwillig in den vorgeschriebenen Kreis zurückbegibt, wird zum Symbol für die innere Wandlung in der Person des einzigen „Helden“ der Novelle.

Diese rein poetische Symbolik der „Novelle“ wird niemand mehr verkennen, und unglaublich erscheint es uns, daß Gerwinus einst die Dich-

¹ Bb. 19 (1898), S. 183—166. — ² „Tepliz in Goethes ‚Novelle‘“ (Weimar, 1903).

tung „eine unsäglich geringfügige Produktion“ nennen konnte. Aber auch Hermann Baumgart schlägt den poetischen Wert des Werkes¹ noch befremdend gering an und wird durch diese Vertennung dazu geführt, ihre Bedeutung in „geheimeren, tieferen Beziehungen verborgen“ zu finden, die herauszuholen oder hineinzuweisen er sich (ähnlich wie beim „Faust“ und beim „Närchen“) große, aber unfruchtbare Mühe gibt. In der Schilderung der Stammburg z. B., bei der auch er übrigens an die Dornburg denkt, findet er, habe „geradezu ein jedes Wort seine symbolische Bedeutung“. Alles deutet er auf politische Verhältnisse. Die verfallene Burg ist die deutsche Reichsverfassung, in dem Uhorn, der auf den Stufen zum Hauptturm Wurzel geschlagen hat, soll es schwer sein, die Beziehung auf den preussischen Staat nicht zu erkennen, der Brand allegorisiert das Zeitalter der Revolution; der Wärter ist der Volksverstand, sein Weib das Volksgemüt, und Fürstenweisheit und Volkskraft finden sich endlich wieder in der uralten Stammburg der deutschen Nation. Gegen solche Auffassung der „Novelle“ als Schlüsseldichtung müssen wir uns verwahren.

¹ „Goethes ‚Weisagungen des Vatis‘ und die ‚Novelle‘“ (Halle a. S., 1886).

Ein dichter Herbstnebel verhüllte noch in der Frühe die weiten Räume des fürstlichen Schloßhofes, als man schon mehr oder weniger durch den sich lictenden Schleier die ganze Jägerei zu Pferde und zu Fuß durcheinander bewegt sah. Die eiligen Beschäftigungen der Nächsten ließen sich erkennen: man verlängerte, man verkürzte die Steigbügel, man reichte sich Büchse und Patrontäschchen, man schob die Dachsrangen zurecht, indes die Hunde ungeduldig am Riemen den Zurückhaltenden mit fortzuschleppen drohten. Auch hie und da gebärdete ein Pferd sich mutiger, von feuriger Natur getrieben oder von dem Sporn des Reiters angeregt, der selbst hier in der Halbhelle eine gewisse Eitelkeit sich zu zeigen, nicht verleugnen konnte. Alle jedoch warteten auf den Fürsten, der, von seiner jungen Gemahlin Abschied nehmend, allzulange zauderte.

Erst vor kurzer Zeit zusammen getraut, empfanden sie schon das Glück übereinstimmender Gemüther; beide waren von tätig-lebhaftem Charakter, eines nahm gern an des andern Neigungen und Bestrebungen Anteil. Des Fürsten Vater hatte noch den Zeitpunkt erlebt und genutzt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebsamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, jeder nach seiner Art, erst gewinnen und dann genießen sollte.

Wie sehr dieses gelungen war, ließ sich in diesen Tagen gewahr werden, als eben der Hauptmarkt sich versammelte, den man gar wohl eine Messe nennen konnte. Der Fürst hatte seine Gemahlin gestern durch das Gewimmel der aufgehäuften Waren zu Pferde geführt und sie bemerken lassen, wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtausch

treffe; er wußte sie an Ort und Stelle auf die Betriebsamkeit seines Länderkreises aufmerksam zu machen.

Wenn sich nun der Fürst fast ausschließlich in diesen Tagen mit den Seinigen über diese zudringenden Gegenstände unterhielt, auch besonders mit dem Finanzminister anhaltend arbeitete, 5
so behielt doch auch der Landjägermeister sein Recht, auf dessen Vorstellung es unmöglich war, der Versuchung zu widerstehen, an diesen günstigen Herbsttagen eine schon verschobene Jagd zu unternehmen, sich selbst und den vielen angekommenen Fremden ein eignes und feltnes Fest zu eröffnen. 10

Die Fürstin blieb ungern zurück; man hatte sich vorgenommen, weit in das Gebirg hineinzudringen, um die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen.

Scheidend veräumte der Gemahl nicht, einen Spazierritt 15 vorzuschlagen, den sie im Geleit Friedrichs, des fürstlichen Rheims, unternehmen sollte; „auch lasse ich“, sagte er, „dir unsern Honorio als Stall- und Hofjunker, der für alles sorgen wird“; und im Gefolg dieser Worte gab er im Hinabsteigen einem wohlgebildeten jungen Mann die nötigen Aufträge, ver- 20 schwand sodann bald mit Gästen und Gefolge.

Die Fürstin, die ihrem Gemahl noch in den Schloßhof hinab mit dem Schnupftuch nachgewinkt hatte, begab sich in die hintern Zimmer, welche nach dem Gebirg eine freie Aussicht ließen, die um desto schöner war, als das Schloß selbst von dem Flusse 25 herauf in einiger Höhe stand und so vor- als hinterwärts mannigfaltige bedeutende Ansichten gewährte. Sie fand das treffliche Teleskop noch in der Stellung, wo man es gestern abend gelassen hatte, als man, über Busch, Berg und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg betrachtend, sich unter- 30 hielt, die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdenn die größten Licht- und Schattenmassen den deutlichsten Begriff von einem so ansehnlichen Denkmal alter Zeit verleihen konnten. Auch zeigte sich heute früh durch die an-

nähernden Gläser recht auffallend die herbstliche Färbung jener mannigfaltigen Baumarten, die zwischen dem Gemäuer ungehindert und ungestört durch lange Jahre emporstrebten. Die schöne Dame richtete jedoch das Fernrohr etwas tiefer nach einer
 5 öden, steinigen Fläche, über welche der Jagdjug weggehen mußte; sie erharrete den Augenblick mit Geduld und betrog sich nicht: denn bei der Klarheit und Vergrößerungsfähigkeit des Instrumentes erkannten ihre glänzenden Augen deutlich den Fürsten und den Oberstallmeister; ja sie enthielt sich nicht, abermals mit
 10 dem Schnupftuche zu winken, als sie ein augenblickliches Stillhalten und Rückblicken mehr vermutete als gewahr ward.

Fürst-Oheim, Friedrich mit Namen, trat sodann, angemeldet, mit seinem Zeichner herein, der ein großes Portefeuille unter dem Arm trug. „Liebe Kouzine“, sagte der alte rüstige Herr, „hier
 15 legen wir die Ansichten der Stammburg vor, gezeichnet, um von verschiedenen Seiten anschaulich zu machen, wie der mächtige Truh- und Schutzbau von alten Zeiten her dem Jahr und seiner Witterung sich entgegenstemmte, und wie doch hie und da sein Gemäuer weichen, da und dort in wüste Ruinen zusammen-
 20 stürzen mußte. Nun haben wir manches getan, um diese Bildnis zugänglicher zu machen, denn mehr bedarf es nicht, um jeden Wanderer, jeden Besuchenden in Erstaunen zu setzen, zu entzücken.“

Indem nun der Fürst die einzelnen Blätter deutete, sprach er weiter: „Hier, wo man, den Hohlweg durch die äußern Ring-
 25 mauern heraufkommend, vor die eigentliche Burg gelangt, steigt uns ein Felsen entgegen von den festesten des ganzen Gebirgs; hierauf nun steht gemauert ein Turm, doch niemand wüßte zu sagen, wo die Natur aufhört, Kunst und Handwerk aber anfangen. Ferner sieht man seitwärts Mauern angeschlossen und Zwinger
 30 terrassenmäßig herab sich erstreckend. Doch ich sage nicht recht, denn es ist eigentlich ein Wald, der diesen uralten Gipfel umgibt; seit hundertundfunzig Jahren hat keine Art hier geklungen, und überall sind die mächtigsten Stämme emporgewachsen; wo Ihr Euch an den Mauern andrängt, stellt sich der glatte Ahorn, die

rauhe Eiche, die schlankte Fichte mit Schaft und Wurzeln entgegen; um diese müssen wir uns herumschlingeln und unsere Fußpfade verständig führen. Seht nur, wie trefflich unser Meister dies Charakteristische auf dem Papier ausgedrückt hat, wie kenntlich die verschiedenen Stamm- und Wurzelarten zwischen das Mauerwerk verflochten und die mächtigen Äste durch die Lücken durchgeschlungen sind! Es ist eine Wildnis wie keine, ein zufällig-einziges Lokal, wo die alten Spuren längst verschwundener Menschenkraft mit der ewig lebenden und fortwirkenden Natur sich in dem ernstesten Streit erblicken lassen.“

Ein anderes Blatt aber vorlegend, fuhr er fort: „Was sagt Ihr nun zum Schloßhofs, der, durch das Zusammenstürzen des alten Torturmes unzugänglich, seit undenklichen Jahren von niemand betreten ward? Wir suchten ihm von der Seite beizukommen, haben Mauern durchbrochen, Gewölbe gesprengt und so einen bequemen, aber geheimen Weg bereitet. Inwendig bedurft' es keines Aufräumens, hier findet sich ein flacher Felsgipfel, von der Natur geplättet, aber doch haben mächtige Bäume hie und da zu wurzeln Glück und Gelegenheit gefunden; sie sind sachte, aber entschieden aufgewachsen; nun erstrecken sie ihre Äste bis in die Galerien hinein, auf denen der Ritter sonst auf und ab schritt; ja durch Türen durch und Fenster in die gewölbten Säle, aus denen wir sie nicht vertreiben wollen; sie sind eben Herr geworden und mögen's bleiben. Tiefe Blätterstichten wegräumend, haben wir den merkwürdigsten Platz geebnet gefunden, dergleichen in der Welt vielleicht nicht wieder zu sehen ist.“

„Nach allem diesem aber ist es immer noch bemerkenswert und an Ort und Stelle zu beschauen, daß auf den Stufen, die in den Hauptturm hinaufführen, ein Ahorn Wurzel geschlagen und sich zu einem so tüchtigen Baume gebildet hat, daß man nur mit Not daran vorbeidringen kann, um die Rinne der unbegrenzten Aussicht wegen zu besteigen. Aber auch hier verweilt man bequem im Schatten, denn dieser Baum ist es, der sich über das Ganze wunderbar hoch in die Luft hebt.“

„Danken wir also dem wackern Künstler, der uns so löblich in verschiedenen Bildern von allem überzeugt, als wenn wir gegenwärtig wären; er hat die schönsten Stunden des Tages und der Jahreszeit dazu angewendet und sich wochenlang um diese Gegenstände herumbewegt. In dieser Ecke ist für ihn und den Wächter, den wir ihm zugegeben, eine kleine angenehme Wohnung eingerichtet. Sie sollten nicht glauben, meine Beste, welche eine schöne Aus- und Ansicht er ins Land, in Hof und Gemäuer sich dort bereitet hat. Nun aber, da alles so rein und charakteristisch umrissen ist, wird er es hier unten mit Bequemlichkeit ausführen. Wir wollen mit diesen Bildern unsern Gartensaal zieren, und niemand soll über unsere regelmäßigen Parterre, Lauben und schattigen Gänge seine Augen spielen lassen, der nicht wünschte, dort oben in dem wirklichen Anschauen des Alten und Neuen, des Starren, Unnachgiebigen, Unzerstörlichen und des Frischen, Schmiegsamen, Unwiderstehlichen seine Betrachtungen anzustellen.“

Honorio trat ein und meldete, die Pferde seien vorgeführt; da sagte die Fürstin, zum Oheim gewendet: „Reiten wir hinauf, und lassen Sie mich in der Wirklichkeit sehen, was Sie mir hier im Bilde zeigten. Seit ich hier bin, hör' ich von diesem Unternehmen und werde jetzt erst recht verlangend, mit Augen zu sehen, was mir in der Erzählung unmöglich schien und in der Nachbildung unwahrscheinlich bleibt.“ — „Noch nicht, meine Liebe“, versetzte der Fürst; „was Sie hier sahen, ist, was es werden kann und wird; jetzt stockt noch manches; die Kunst muß erst vollenden, wenn sie sich vor der Natur nicht schämen soll.“ — „Und so reiten wir wenigstens hinaufwärts, und wär' es nur bis an den Fuß; ich habe große Lust, mich heute weit in der Welt umzusehen.“ — „Ganz nach Ihrem Willen“, versetzte der Fürst. — „Lassen Sie uns aber durch die Stadt reiten“, fuhr die Dame fort, „über den großen Marktplatz, wo eine zahllose Menge von Buden die Gestalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es ist, als wären die Bedürfnisse und Beschäf-

tigungen sämtlicher Familien des Landes umher, nach außen gekehrt, in diesem Mittelpunkt versammelt, an das Tageslicht gebracht worden; denn hier sieht der aufmerksame Beobachter alles, was der Mensch leistet und bedarf; man bildet sich einen Augenblick ein, es sei kein Geld nötig, jedes Geschäft könne hier 5 durch Tausch abgetan werden; und so ist es auch im Grunde. Seitdem der Fürst gestern mir Anlaß zu diesen Übersichten gegeben, ist es mir gar angenehm zu denken, wie hier, wo Gebirg und flaches Land aneinander grenzen, beide so deutlich aus- 10 sprechen, was sie brauchen und was sie wünschen. Wie nun der Hochländer das Holz seiner Wälder in hundert Formen umzubilden weiß, das Eisen zu einem jeden Gebrauch zu vermännigfaltigen, so kommen jene drüben mit den vielfältigsten Waren ihm entgegen, an denen man den Stoff kaum unterscheiden und den Zweck oft nicht erkennen mag.“ 15

„Ich weiß“, versetzte der Fürst, „daß mein Neffe hierauf die größte Aufmerksamkeit wendet; denn gerade zu dieser Jahreszeit kommt es hauptsächlich darauf an, daß man mehr empfangen als 20 gebe; dies zu bewirken, ist am Ende die Summe des ganzen Staatshaushaltes sowie der kleinsten häuslichen Wirtschaft. Verzeihen Sie aber, meine Beste, ich reite niemals gern durch Markt und Messe: bei jedem Schritt ist man gehindert und aufgehalten, und dann flammt mir das ungeheure Unglück wieder in die Einbildungskraft, das sich mir gleichsam in die Augen 25 eingebrannt, als ich eine solche Güter- und Warenbreite in Feuer aufgehen sah. Ich hatte mich kaum —“

„Lassen Sie uns die schönen Stunden nicht versäumen“, fiel ihm die Fürstin ein, da der würdige Mann sie schon einigemal mit ausführlicher Beschreibung jenes Unheils gängstigt hatte, wie er sich nämlich, auf einer großen Reise begriffen, abends im 30 besten Wirtshause auf dem Markte, der eben von einer Hauptmesse wimmelte, höchst ermüdet zu Bette gelegt und nachts durch Geschrei und Flammen, die sich gegen seine Wohnung wälzten, gräßlich aufgeweckt worden.

Die Fürstin eilte, das Lieblingspferd zu besteigen, und führte, statt zum Hintertore bergauf, zum Vordertore bergunter ihren widerwillig-bereiten Begleiter; denn wer wäre nicht gern an ihrer Seite geritten, wer wäre ihr nicht gern gefolgt. Und so war auch Honorio von der sonst so ersehnten Jagd willig zurück-
 5 geblieben, um ihr ausschließlich dienstbar zu sein.

Wie voraus zu sehen, durften sie auf dem Markte nur Schritt vor Schritt reiten; aber die schöne Liebenswürdige erheiterte jeden Aufenthalt durch eine geistreiche Bemerkung. „Ich wieder-
 10 hole“, sagte sie, „meine gestrige Lektion, da denn doch die Notwendigkeit unsere Geduld prüfen will.“ Und wirklich drängte sich die ganze Menschenmasse dergestalt an die Reitenden heran, daß sie ihren Weg nur langsam fortsetzen konnten. Das Volk schaute mit Freuden die junge Dame, und auf so viel lächelnden
 15 Gesichtern zeigte sich das entschiedene Behagen, zu sehen, daß die erste Frau im Lande auch die schönste und anmutigste sei.

Untereinander gemischt standen Bergbewohner, die zwischen Felsen, Fichten und Föhren ihre stillen Wohnsitze hegten, Flach-
 20 länder von Hügeln, Auen und Wiesen her, Gewerbsleute der kleinen Städte und was sich alles versammelt hatte. Nach einem ruhigen Überblick bemerkte die Fürstin ihrem Begleiter, wie alle diese, woher sie auch seien, mehr Stoff als nötig zu ihren Kleidern genommen, mehr Tuch und Leinwand, mehr Band zum
 25 Besatz. „Ist es doch, als ob die Weiber nicht brauschtig und die Männer nicht pausig genug sich gefallen könnten.“

„Wir wollen ihnen das ja lassen“, versetzte der Oheim; „wo auch der Mensch seinen Überfluß hinwendet, ihm ist wohl dabei, am wohlsten, wenn er sich damit schmückt und aufpuht.“ Die
 schöne Dame winkte Beifall.

30 So waren sie nach und nach auf einen freien Platz gelangt, der zur Vorstadt hinführte, wo am Ende vieler kleinen Buden und Kramstände ein größeres Bretergebäude in die Augen fiel, das sie kaum erblickten, als ein ohrzerreißendes Gebrülle ihnen entgegen tönte. Die Fütterungsstunde der dort zur Schau

stehenden wilden Tiere schien herangekommen; der Löwe ließ seine Wald- und Wüstenstimme aufs kräftigste hören, die Pferde schauderten, und man konnte der Bemerkung nicht entgehen, wie in dem friedlichen Wesen und Wirken der gebildeten Welt der König der Ginde sich so furchtbar verkündige. Zur Bude näher gelangt, durften sie die bunten kolossalen Gemälde nicht übersehen, die mit heftigen Farben und kräftigen Bildern jene fremden Tiere darstellten, welche der friedliche Staatsbürger zu schauen unüberwindliche Lust empfinden sollte. Der grimmig ungeheure Tiger sprang auf einen Mohren los, im Begriff, ihn zu zerreißen; ein Löwe stand ernsthaft majestätisch, als wenn er keine Beute seiner würdig vor sich sähe; andere wunderliche bunte Geschöpfe verdienten neben diesen mächtigen weniger Aufmerksamkeit.

„Wir wollen“, sagte die Fürstin, „bei unserer Rückkehr doch absteigen und die seltenen Gäste näher betrachten.“ — „Es ist wunderbar“, versetzte der Fürst, „daß der Mensch durch Schreckliches immer aufgeregter sein will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in seinem Kerker, und hier muß er grimmig auf einen Mohren losfahren, damit man glaube, dergleichen intwendig ebenfalls zu sehen; es ist an Mord und Todschlag noch nicht genug, an Brand und Untergang; die Bänkelsänger müssen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menschen wollen eingeschüchtert sein, um hinterdrein erst recht zu fühlen, wie schön und löblich es sei, frei Atem zu holen.“

Was denn aber auch Bängliches von solchen Schreckensbildern mochte übrig geblieben sein, alles und jedes war sogleich ausgelöscht, als man, zum Tore hinausgelangt, in die heiterste Gegend eintrat. Der Weg führte zuerst am Flusse hinan, an einem zwar noch schmalen, nur leichte Rähne tragenden Wasser, das aber nach und nach als größter Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben sollte. Dann ging es weiter durch wohlversorgte Frucht- und Lustgärten sachte hinaufwärts, und man sah sich nach und nach in der aufgetanen wohlbe-

wohnten Gegend um, bis erst ein Busch, sodann ein Wäldchen die Gesellschaft aufnahm und die anmutigsten Örtlichkeiten ihren Blick begrenzten und erquickten. Ein aufwärts leitendes Wiesental, erst vor kurzem zum zweiten Male gemäht, sammetähnlich
 5 anzusehen, von einer oberwärts, lebhaft auf einmal reich entspringenden Quelle gewässert, empfing sie freundlich, und so zogen sie einem höheren, freieren Standpunkt entgegen, den sie, aus dem Walde sich bewegend, nach einem lebhaften Stieg erreichten, alsdann aber vor sich noch in bedeutender Entfernung
 10 über neuen Baumgruppen das alte Schloß, den Zielpunkt ihrer Wallfahrt, als Fels- und Waldgipfel hervorragend sahen. Rückwärts aber — denn niemals gelangte man hierher, ohne sich umzukehren — erblickten sie durch zufällige Lücken der hohen Bäume das fürstliche Schloß links, von der Morgensonne be-
 15 leuchtet; den wohlgebauten höhern Teil der Stadt von leichten Rauchwolken gedämpft, und so fort nach der Rechten zu die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen mit seinen Wiesen und Mühlen; gegenüber eine weite, nahrhafte Gegend.

Nachdem sie sich an dem Anblick erschättigt, oder vielmehr,
 20 wie es uns bei dem Umblick auf so hoher Stelle zu geschehen pflegt, erst recht verlangend geworden nach einer weitem, weniger begrenzten Aussicht, ritten sie eine steinige breite Fläche hinan, wo ihnen die mächtige Ruine als ein grüngetrönter Gipfel entgegenstand, wenig alte Bäume tief unten um seinen Fuß;
 25 sie ritten hindurch, und so fanden sie sich gerade vor der steilsten, unzugänglichsten Seite. Mächtige Felsen standen von Urzeiten her, jedem Wechsel unangetastet, fest, wohlgegründet voran, und so türmte sich's aufwärts; das dazwischen Herabgestürzte lag in mächtigen Platten und Trümmern unregelmäßig übereinander
 30 und schien dem Kühnsten jeden Angriff zu verbieten. Aber das Steile, Fähe scheint der Jugend zuzusagen; dies zu unternehmen, zu erstürmen, zu erobern, ist jungen Gliedern ein Genuß. Die Fürstin bezeugte Neigung zu einem Versuch, Honorio war bei der Hand, der fürstliche Oheim, wenn schon bequemer, ließ sich's

gefallen und wollte sich doch auch nicht unkräftig zeigen; die Pferde sollten am Fuß unter den Bäumen halten, und man wollte bis zu einem gewissen Punkte gelangen, wo ein vorstehender mächtiger Fels einen Flächenraum darbot, von wo man eine Aus-
sicht hatte, die zwar schon in den Blick des Vogels übergang, 5
aber sich doch noch malerisch genug hintereinander schob.

Die Sonne, beinahe auf ihrer höchsten Stelle, verlieh die klarste Beleuchtung; das fürstliche Schloß mit seinen Teilen, Hauptgebäuden, Flügeln, Kuppeln und Türmen erschien gar stattlich; die obere Stadt in ihrer völligen Ausdehnung; auch 10
in die untere konnte man bequem hineinschauen, ja durch das Fernrohr auf dem Markte sogar die Buden unterscheiden. Honorio war immer gewohnt, ein so förderliches Werkzeug überzuschallen; man schaute den Fluß hinauf und hinab, diesseits das bergartig terrassentweis unterbrochene, jenseits das aufgleitende flache und 15
in mäßigen Hügeln abwechselnde fruchtbare Land; Ortschaften unzählige; denn es war längst herkömmlich, über die Zahl zu streiten, wie viel man deren von hier oben gewahr werde.

Über die große Weite lag eine heitere Stille, wie es am Mittag zu sein pflegt, wo die Alten sagten, Pan schlafe und 20
alle Natur halte den Atem an, um ihn nicht aufzuwecken.

„Es ist nicht das erstemal“, sagte die Fürstin, „daß ich auf so hoher, weitumsehender Stelle die Betrachtung mache, wie doch die klare Natur so reinlich und friedlich auszieht und den Eindruck verleiht, als wenn gar nichts Widerwärtiges in der 25
Welt sein könne; und wenn man denn wieder in die Menschenwohnung zurückkehrt, sie sei hoch oder niedrig, weit oder eng, so gibt's immer etwas zu kämpfen, zu streiten, zu schlichten und zurechtzulegen.“

Honorio, der indessen durch das Sehrohr nach der Stadt 30
geschaut hatte, rief: „Seht hin! seht hin! auf dem Markte fängt es an zu brennen.“ Sie sahen hin und bemerkten wenigen Rauch, die Flamme dämpfte der Tag. „Das Feuer greift weiter um sich!“ rief man, immer durch die Gläser schauend; auch wurde das Un-

heil den guten unbewaffneten Augen der Fürstin bemerklich; von Zeit zu Zeit erkannte man eine rote Flammenglut, der Dampf stieg empor, und Fürst-Oheim sprach: „Laßt uns zurückkehren, das ist nicht gut, ich fürchtete immer, das Unglück zum zweiten Male zu erleben.“ Als sie, herabgekommen, den Pferden wieder zgingen, sagte die Fürstin zu dem alten Herrn: „Reiten Sie hinein, eilig, aber nicht ohne den Reitknecht, lassen Sie mir Honorio, wir folgen sogleich.“ Der Oheim fühlte das Vernünftige, ja das Notwendige dieser Worte und ritt, so eilig, als der Boden erlaubte, den wüsten, steinigten Hang hinunter.

Als die Fürstin aufsaß, sagte Honorio: „Reiten Ew. Durchlaucht, ich bitte, langsam! In der Stadt wie auf dem Schloß sind die Feueranstalten in bester Ordnung, man wird sich durch einen so unerwartet außerordentlichen Fall nicht irre machen lassen. Hier aber ist ein böser Boden, kleine Steine und kurzes Gras, schnelles Reiten ist unsicher, ohnehin, bis wir hineinkommen, wird das Feuer schon nieder sein.“ Die Fürstin glaubte nicht daran, sie sah den Rauch sich verbreiten, sie glaubte einen aufflammenden Blitz gesehen, einen Schlag gehört zu haben, und nun bewegten sich in ihrer Einbildungskraft alle die Schreckbilder, welche des trefflichen Oheims wiederholte Erzählung von dem erlebten Jahrmaktsbrande leider nur zu tief eingesenkt hatte.

Fürchterlich wohl war jener Fall, überraschend und einginglich genug, um zeitlebens eine Ahnung und Vorstellung wiederkehrenden Unglücks ängstlich zurückzulassen, als zur Nachtzeit auf dem großen budenreichen Markttraum ein plötzlicher Brand Laden auf Laden ergriffen hatte, ehe noch die in und an diesen leichten Hütten Schlafenden aus tiefen Träumen geschüttelt wurden; der Fürst selbst als ein ermüdet angelangter, erst eingeschlafener Fremder ans Fenster sprang, alles fürchterlich erleuchtet sah, Flamme nach Flamme, rechts und links sich überspringend, ihm entgegenzügelte. Die Häuser des Marktes, vom Widerschein gerötet, schienen schon zu glühen, drohend sich

jeden Augenblick zu entzünden und in Flammen aufzuschlagen; unten wüthete das Element unaufhaltsam, die Bretter prasselten, die Latten knackten, Leinwand flog auf, und ihre düstern, an den Enden flammend ausgezackten Fäden trieben in der Höhe sich umher, als wenn die bösen Geister in ihrem Elemente, um und um gestaltet, sich mutwillig tanzend verzehren und da und dort aus den Gluten wieder auftauchen wollten. Dann aber mit kreischendem Geheul rettete jeder, was zur Hand lag; Diener und Knechte mit den Herren bemühten sich, von Flammen ergriffene Ballen fortzuschleppen, von dem brennenden Gestell noch einiges wegzureißen, um es in die Kiste zu packen, die sie denn doch zuletzt den eilenden Flammen zum Raube lassen mußten. Wie mancher wünschte nur einen Augenblick Stillstand dem heranprasselnden Feuer, nach der Möglichkeit einer Befinnung sich umsehend, und er war mit aller seiner Habe schon ergriffen; an der einen Seite brannte, glühte schon, was an der andern noch in finsterner Nacht stand. Hartnäckige Charaktere, willensstarke Menschen widersezten sich grimmig dem grimmigsten Feinde und retteten manches mit Verlust ihrer Augenbraunen und Haare. Leider nun erneuerte sich vor dem schönen Geiste der Fürstin der wüste Wirrwarr, nun schien der heitere morgendliche Gesichtskreis umnebelt, ihre Augen verbüffert, Wald und Wiese hatten einen wunderbaren hänglichen Ansehen.

In das friedliche Thal einreitend, seiner labenden Kühle nicht achtend, waren sie kaum einige Schritte von der lebhaften Quelle des nahen fließenden Baches herab, als die Fürstin ganz unten im Gebüsche des Wiesentals etwas Seltsames erblickte, das sie alsobald für den Tiger erkannte; heranspringend, wie sie ihn vor kurzem gemalt gesehen, kam er entgegen; und dieses Bild zu den furchtbaren Bildern, die sie soeben beschäftigten, machte den wunderbarsten Eindruck. „Fliehet! gnädige Frau“, rief Honorio, „fliehet!“ Sie wandte das Pferd um, dem steilen Berg zu, wo sie herabgekommen waren. Der Jüngling aber, dem Untier entgegen, zog die Pistole und schoß, als er sich nahe genug glaubte;

leider jedoch war gefehlt, der Tiger sprang seitwärts, das Pferd
 stuchte, das ergrimunte Tier aber verfolgte seinen Weg, aufwärts
 unmittelbar der Fürstin nach. Sie sprengte, was das Pferd ver-
 mochte, die steile steinige Strecke hinan, kaum fürchtend, daß ein
 5 zartes Geschöpf, solcher Anstrengung ungewohnt, sie nicht aus-
 halten werde. Es übernahm sich, von der bedrängten Reiterin
 angeregt, stieß am kleinen Gerölle des Hanges an und wieder
 an, und stürzte zuletzt nach heftigem Bestreben kraftlos zu Boden.
 Die schöne Dame, entschlossen und gewandt, verfehlte nicht, sich
 10 strack auf ihre Füße zu stellen, auch das Pferd richtete sich auf;
 aber der Tiger nahte schon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle;
 der ungleiche Boden, die scharfen Steine schienen seinen Antrieb
 zu hindern, und nur daß Honorio unmittelbar hinter ihm her-
 flog, neben ihm gemäßigt heraufritt, schien seine Kraft aufs neue
 15 anzuspornen und zu reizen. Beide Kenner erreichten zugleich
 den Ort, wo die Fürstin am Pferde stand; der Ritter beugte sich
 herab, schoß und traf mit der zweiten Pistole das Ungeheuer
 durch den Kopf, daß es sogleich niederstürzte und ausgestreckt
 in seiner Länge erst recht die Macht und Furchtbarkeit sehen
 20 ließ, von der nur noch das Körperliche übrig geblieben dalag.
 Honorio war vom Pferde gesprungen und kniete schon auf
 dem Tiere, dämpfte seine letzten Bewegungen und hielt den ge-
 zogenen Hirschjäger in der rechten Hand. Der Jüngling war
 schön, er war herangesprengt, wie ihn die Fürstin oft im Lau-
 25 zen- und Ringelspiel gesehen hatte. Ebenso traf in der Reit-
 bahn seine Kugel im Vorbeisprengen den Türkenkopf auf dem
 Pfahl gerade unter dem Turban in die Stirne; ebenso spießte er,
 flüchtig heransprengend, mit dem blanken Säbel das Mohren-
 haupt vom Boden auf. In allen solchen Künsten war er ge-
 30 wandt und glücklich, hier kam beides zu statten.

„Gebt ihm den Rest“, sagte die Fürstin, „ich fürchte, er be-
 schädigt Euch noch mit den Krallen.“ — „Verzeiht!“ erwiderte der
 Jüngling, „er ist schon tot genug, und ich mag das Fell nicht
 verderben, das nächsten Winter auf Eurem Schlitten glänzen

soll.“ — „Trevelt nicht!“ sagte die Fürstin; „alles, was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet sich in solchen Augenblick.“ — „Auch ich“, rief Honorio, „war nicht frömmere als jetzt eben, deshalb aber denk' ich ans Freudigste, ich blicke dieses Fell nur an, wie es Euch zur Lust begleiten kann.“ — „Es würde mich immer an diesen schrecklichen Augenblick erinnern“, versetzte sie. — „Ist es doch“, erwiderte der Jüngling mit glühender Wange, „ein unschuldigeres Triumphzeichen, als wenn die Waffen erschlagener Feinde vor dem Sieger her zur Schau getragen wurden.“ — „Ich werde mich an Eure Kühnheit und Gewandtheit dabei erinnern, und darf nicht hinzusetzen, daß Ihr auf meinen Dank und auf die Gnade des Fürsten lebenslänglich rechnen könnt. Aber steht auf; schon ist kein Leben mehr im Tiere, bedenken wir das Weitere, vor allen Dingen steht auf!“ — „Da ich nun einmal knie“, versetzte der Jüngling, „da ich mich in einer Stellung befinde, die mir auf jede andere Weise untersagt wäre, so laßt mich bitten, von der Gunst, von der Gnade, die Ihr mir zuwendet, in diesem Augenblick versichert zu werden. Ich habe schon so oft Euren hohen Gemahl gebeten um Urlaub und Vergünstigung einer weitem Reise. Wer das Glück hat, an Eurer Tafel zu sitzen, wen Ihr beehrt, Eure Gesellschaft zu halten zu dürfen, der muß die Welt gesehen haben. Reisende strömen von allen Orten her, und wenn von einer Stadt, von einem wichtigen Punkte irgend eines Welttheils gesprochen wird, ergeht an den Eurigen jedesmal die Frage, ob er daselbst gewesen sei. Niemanden traut man Verstand zu, als wer das alles gesehen hat; es ist, als wenn man sich nur für andere zu unterrichten hätte.“

„Steht auf!“ wiederholte die Fürstin, „ich möchte nicht gern gegen die Überzeugung meines Gemahls irgend etwas wünschen und bitten; allein wenn ich nicht irre, so ist die Ursache, warum er Euch bisher zurückhielt, bald gehoben. Seine Absicht war, Euch zum selbstständigen Edelmann herangereift zu sehen, der sich und ihm auch auswärts Ehre machte wie bisher am Hofe, und

ich dächte, Eure Tat wäre ein so empfehlender Reisepaß, als ein junger Mann nur in die Welt mitnehmen kann."

Daß anstatt einer jugendlichen Freude eine gewisse Trauer über sein Gesicht zog, hatte die Fürstin nicht Zeit, zu bemerken, noch er seiner Empfindung Raum zu geben, denn hastig den Berg herauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau, geradezu auf die Gruppe los, die wir kennen; und kaum war Honorio, sich besinnend, aufgestanden, als sie sich heulend und schreiend über den Leichnam herwarf, und an dieser Handlung sowie an einer, obgleich reinlich anständigen, doch bunten und seltsamen Kleidung sogleich erraten ließ, sie sei die Meisterin und Wärterin dieses dahingestreckten Geschöpfes, wie denn der schwarzäugige, schwarzlockige Knabe, der eine Flöte in der Hand hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt, neben ihr knieete.

Den gewaltigen Ausbrüchen der Leidenschaft dieses unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen stoßweise, ein Strom von Worten, wie ein Bach sich in Absätzen von Felsen zu Felsen stürzt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte sich eindringlich und rührend; vergebens würde man sie in unsern Mundarten übersehen wollen, den ungefähren Inhalt dürfen wir nicht verhehlen. „Sie haben dich ermordet, armes Tier! ermordet ohne Not! Du warst zahm und hättest dich gern ruhig niedergelassen und auf uns gewartet; denn deine Fußballen schmerzten dich, und deine Krallen hatten keine Kraft mehr! Die heiße Sonne fehlte dir, sie zu reifen. Du warst der Schönste deinesgleichen; wer hat je einen königlichen Tiger so herrlich ausgestreckt im Schlafe gesehen, wie du nun hier liegst, tot, um nicht wieder aufzustehen. Wenn du des Morgens aufwachtest beim frühen Tageschein und den Rachen aufsperrtest, ausstreckend die rote Zunge, so schienst du uns zu lächeln, und, wenn schon brüllend, nahmst du doch spielend dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes! Wie lange begleiteten wir dich auf deinen Fahrten, wie lange war deine Gesellschaft uns wichtig und fruchtbar! Uns! uns ganz

eigentlich kam die Speise von den Fressern und süße Labung von den Starcken¹. So wird es nicht mehr sein! Wehe, wehe!"

Sie hatte nicht ausgeklagt, als über die mittlere Höhe des Bergs am Schlosse herab Reiter heransprengten, die alsobald für das Jagdgesolge des Fürsten erkannt wurden, er selbst voran. Sie hatten, in den hintern Gebirgen jagend, die Brandwolken aufsteigen sehen und durch Täler und Schluchten, wie auf gewaltfam hegender Jagd, den geraden Weg nach diesem traurigen Zeichen genommen. Über die steinige Blöße einhersprengend, stugten und starrten sie, nun die unerwartete Gruppe gewahr werdend, die sich auf der leeren Fläche merkwürdig auszeichnete. Nach dem ersten Erkennen verstummte man, und nach einigem Erholen ward, was der Anblick nicht selbst ergab, mit wenigen Worten erläutert. So stand der Fürst vor dem seltsamen unerhörten Ereignis, einen Kreis umher von Reitern und Racheilenden zu Fuße. Unschlüssig war man nicht, was zu tun sei; anzuordnen, auszuführen, war der Fürst beschäftigt, als ein Mann sich in den Kreis drängte, groß von Gestalt, bunt und wunderbarlich gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zusammen Schmerz und Überraschung zu erkennen. Der Mann aber, gefaßt, stand in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Fürsten und sagte: „Es ist nicht Klagenszeit; ach, mein Herr und mächtiger Jäger, auch der Löwe ist los, auch hier nach dem Gebirg ist er hin, aber schont ihn, habt Barmherzigkeit, daß er nicht umkomme wie dies gute Tier.“

„Der Löwe?“ sagte der Fürst, „hast du seine Spur?“ — „Ja Herr! Ein Bauer dort unten, der sich ohne Not auf einen Baum gerettet hatte, wies mich weiter hier links hinauf, aber ich sah den großen Trupp Menschen und Pferde vor mir, neugierig und hülfbedürftig eilt' ich hierher.“ — „Also“, beorderte der Fürst, „muß die Jagd sich auf diese Seite ziehen; ihr ladet eure Gewehre, geht sachte zu Werk, es ist kein Unglück, wenn ihr

¹ Vgl. Simons's Rätsel im Buch der Richter, Kap. 14, V. 14 und 18.

ihn in die tiefen Wälder treibt; aber am Ende, guter Mann, werden wir euer Geschöpf nicht schonen können; warum wart ihr undvorsichtig genug, sie entkommen zu lassen?" — „Das Feuer brach aus“, versetzte jener, „wir hielten uns still und gespannt, es verbreitete sich schnell, aber fern von uns, wir hatten Wasser genug zu unserer Verteidigung, aber ein Pulverschlag flog auf und warf die Brände bis an uns heran, über uns weg; wir übereilten uns, und sind nun unglückliche Leute.“

Noch war der Fürst mit Anordnungen beschäftigt, aber
 10 einen Augenblick schien alles zu stocken, als oben vom alten Schloß herab eilig ein Mann heranspringend gesehen ward, den man bald für den angestellten Wächter erkannte, der die Werkstätte des Malers bewachte, indem er darin seine Wohnung nahm und die Arbeiter beaufsichtigte. Er kam außer Atem
 15 springend, doch hatte er bald mit wenigen Worten angezeigt: oben hinter der höhern Ringmauer habe sich der Löwe im Sonnenschein gelagert, am Fuße einer hundertjährigen Buche, und verhalte sich ganz ruhig. Ärgerlich aber schloß der Mann: „Warum habe ich gestern meine Büchse in die Stadt getragen,
 20 um sie ausputzen zu lassen! Hätte ich sie bei der Hand gehabt, er wäre nicht wieder aufgestanden, das Fell wäre doch mein gewesen und ich hätte mich dessen, wie billig, zeitlebens gebrühet.“

Der Fürst, dem seine militärischen Erfahrungen auch hier
 25 zu statten kamen, da er sich wohl schon in Fällen gefunden hatte, wo von mehreren Seiten unvermeidliches Übel herandrohte, sagte hierauf: „Welche Bürgschaft gebt Ihr mir, daß, wenn wir Eures Löwen schonen, er nicht im Lande unter den Meinigen Verderben anrichtet?“

30 „Hier diese Frau und dieses Kind“, erwiderte der Vater hastig, „erbieten sich, ihn zu zähmen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich den beschlagenen Kasten herausschaffe, da wir ihn denn unschädlich und unbeschädigt wieder zurückbringen werden.“

Der Knabe schien seine Flöte versuchen zu wollen, ein In-

strument von der Art, das man sonst die sanfte, süße Flöte¹ zu nennen pflegte; sie war kurz geschnäbelt wie die Pfeifen; wer es verstand, wußte die anmutigsten Töne daraus hervorzulocken. Indes hatte der Fürst den Wärtel gefragt, wie der Löwe hinaufgekommen. Dieser aber versetzte: „Durch den Hohlweg, der, auf beiden Seiten vermauert, von jeher der einzige Zugang war und der einzige bleiben soll; zwei Fußpfade, die noch hinaufführten, haben wir dergestalt entstellt, daß niemand als durch jenen ersten engen Antweg zu dem Zauberfchlosse gelangen könne, wozu es Fürst Friedrichs Geist und Geschmack ausbilden will.“ 10

Nach einigem Nachdenken, wobei sich der Fürst nach dem Kinde umfah, das immer sanft gleichsam zu präludieren fortgefahren hatte, wendete er sich zu Honorio und sagte: „Du hast heute viel geleistet, vollende das Tagwerk. Befehle den schmalen Weg, haltet eure Büchsen bereit, aber schießt nicht eher, als bis 15 ihr das Geschöpf nicht sonst zurückscheuchen könnt; allenfalls macht ein Feuer an, vor dem er sich fürchtet, wenn er herunter will. Mann und Frau möge für das übrige stehen.“ Eilig schickte Honorio sich an, die Befehle zu vollführen.

Das Kind verfolgte seine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Gesek, und vielleicht eben deswegen so herzergreifend; die Umstehenden schienen wie bezaubert von der Bewegung einer liederartigen Weise, als der Vater mit anständigem Enthusiasmus zu reden anfang und forfuhr:

„Gott hat dem Fürsten Weisheit gegeben und zugleich die 25 Erkenntnis, daß alle Gotteswerke weise sind, jedes nach seiner Art. Seht den Felsen, wie er fest steht und sich nicht rührt, der Witterung troßt und dem Sonnenschein; uralte Bäume zieren sein Haupt, und so gekrönt schaut er weit umher; stürzt aber ein Teil herunter, so will es nicht bleiben, was es war, es fällt zertrümmert in viele Stücke und bedeckt die Seite des Hanges. 30 Aber auch da wollen sie nicht verharren, mutwillig springen sie

¹ Flöte douce ober à bec.

tief hinab, der Bach nimmt sie auf, zum Flusse trägt er sie. Nicht widerstehend, nicht widerspenstig, edig, nein, glatt und abgerundet gewinnen sie schneller ihren Weg und gelangen von Fluß zu Fluß, endlich zum Ozean, wo die Riesen in Scharen daherziehen und in der Tiefe die Zwerge wimmeln.

„Doch wer preist den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit! Warum seht ihr aber im Fernen umher? betrachtet hier die Biene! noch spät im Herbst sammelt sie emsig und baut sich ein Haus, winkel- und wagerecht, als
10 Meister und Geselle; schaut die Ameise da! sie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht, sie baut sich eine Wohnung aus Grasshalmen, Erdbröslein und Kiefernadeln, sie baut es in die Höhe und wölbet es zu; aber sie hat umsonst gearbeitet, denn das Pferd stampft und scharrt alles auseinander; seht hin! es zertritt ihre Balken und zerstreut ihre Planken, ungeduldig schnaubt es und kann nicht rasten; denn der Herr hat das Roß zum Gesellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturms, daß es den Mann dahin trage, wohin er will, und die Frau, wohin sie begehrt. Aber im Palmenwald trat er auf, der Löwe,
20 ernstes Schrittes durchzog er die Wüste, dort herrscht er über alles Getier, und nichts widersteht ihm. Doch der Mensch weiß ihn zu zähmen, und das grausamste der Geschöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wornach auch die Engel gemacht sind, die dem Herrn dienen und seinen Dienern. Denn in der Löwengrube scheute sich Daniel¹ nicht; er blieb fest und getrost, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen frommen Gesang.“

Diese mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthusiasmus gehaltene Rede begleitete das Kind hier und da mit anmutigen Tönen; als aber der Vater geendigt hatte, fing es mit reiner
30 Kehle, heller Stimme und geschickten Läufen zu intonieren an, worauf der Vater die Flöte ergriff, im Einklang sich hören ließ, das Kind aber sang:

¹ Vgl. Daniel, Kap. 6, V. 20—24.

„Aus den Gruben, hier im Graben
 Hör' ich des Propheten Sang;
 Engel schweben, ihn zu laben,
 Wäre da dem Guten bang?
 Löw' und Löwin, hin und wieder, 5
 Schmiegen sich um ihn heran;
 Ja, die sanften, frommen Lieder
 Haben's ihnen angetan!“

Der Vater fuhr fort, die Strophe mit der Flöte zu begleiten, die Mutter trat hie und da als zweite Stimme mit ein. 10

Eindringlich aber ganz besonders war, daß das Kind die Zeilen der Strophe nunmehr zu anderer Ordnung durcheinander schob und dadurch, wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch sich selbst aufregend erhöhte.

„Engel schweben auf und nieder, 15
 Uns in Tönen zu erlaben,
 Welch ein himmlischer Gesang!
 In den Gruben, in dem Graben
 Wäre da dem Kinde bang?
 Diese sanften, frommen Lieder 20
 Lassen Unglück nicht heran:
 Engel schweben hin und wieder,
 Und so ist es schon getan.“

Hierauf mit Kraft und Erhebung begannen alle drei:

„Denn der Ew'ge herrscht auf Erden, 25
 Über Meere herrscht sein Blick;
 Löwen sollen Lämmer werden,
 Und die Welle schwankt zurück;
 Blankes Schwert erstarrt im Hiebe;
 Glaub' und Hoffnung sind erfüllt; 30
 Wundertätig ist die Liebe,
 Die sich im Gebet enthüllt.“

Alles war still, hörte, horchte, und nur erst, als die Töne verhallten, konnte man den Eindruck bemerken und allenfalls beobachten. Alles war wie beschwichtigt; jeder in seiner Art gerührt. Der Fürst, als wenn er erst jetzt das Unheil überfähe,

das ihn vor kurzem bedroht hatte, blickte nieder auf seine Gemahlin, die, an ihn gelehnt, sich nicht versagte, das gestickte Tüchlein hervorzuziehen und die Augen damit zu bedecken. Es tat ihr wohl, die jugendliche Brust von dem Druck erleichtert zu fühlen, mit dem die vorhergehenden Minuten sie belastet hatten. Eine vollkommene Stille beherrschte die Menge, man schien die Gefahren vergessen zu haben, unten den Brand und von oben das Erstehen eines bedenklich ruhenden Löwen.

Durch einen Wink, die Pferde näher herbeizuführen, brachte der Fürst zuerst wieder in die Gruppe Bewegung, dann wendete er sich zu dem Weibe und sagte: „Ihr glaubt also, daß ihr den entsprungenen Löwen, wo ihr ihn antrefft, durch euren Gesang, durch den Gesang dieses Kindes, mit Hülfe dieser Flötentöne beschwichtigen und ihn sodann unschädlich sowie unbeschädigt in seinen Verchluß wieder zurückbringen könntet?“ Sie bejahten es, versichernd und betauernd; der Kastellan wurde ihnen als Wegweiser zugegeben. Nun entfernte der Fürst mit Wenigen sich eiligst, die Fürstin folgte langsamer mit dem übrigen Gefolge; Mutter aber und Sohn stiegen, von dem Wärtel, der sich eines Gewehrs bemächtigt hatte, begleitet, steiler gegen den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, der den Zugang zu dem Schloß eröffnete, fanden sie die Jäger beschäftigt, dürres Reisig zu häufen, damit sie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten. — „Es ist nicht not“, sagte die Frau, „es wird ohne das alles in Güte geschehen.“

Weiter hin, auf einem Mauerstücke sitzend, erblickten sie Honorio, seine Doppelbüchse in den Schoß gelegt, auf einem Posten, als wie zu jedem Ereignis gefaßt. Aber die Herankommenden schien er kaum zu bemerken, er saß wie in tiefen Gedanken versunken, er sah umher wie zerstreut. Die Frau sprach ihn an mit Bitte, das Feuer nicht anzünden zu lassen, er schien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerksamkeit zu schenken; sie redete lebhaft fort und rief: „Schöner junger Mann, du hast meinen

Tiger erschlagen, ich fluche dir nicht, schone meinen Löwen, guter junger Mann, ich segne dich."

Honorio schaute gerad' vor sich hin, dorthin, wo die Sonne auf ihrer Bahn sich zu senken begann. — „Du schaust nach Abend“, rief die Frau, „du tust wohl daran, dort gibt's viel zu tun; eile nur, säume nicht, du wirst überwinden. Aber zuerst überwinde dich selbst.“ Hierauf schien er zu lächeln, die Frau stieg weiter, konnte sich aber nicht enthalten, nach dem Zurückbleibenden nochmals umzublicken; eine rötliche Sonne überschien sein Gesicht, sie glaubte nie einen schönern Jüngling gesehen zu haben.

„Wenn euer Kind“, sagte nunmehr der Wärtel, „flötend und singend, wie ihr überzeugt seid, den Löwen anlocken und beruhigen kann, so werden wir uns desselben sehr leicht bemätern, da sich das gewaltige Tier ganz nah' an die durchbrochenen Gewölbe hingelagert hat, durch die wir, da das Haupttor verschüttet ist, einen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben. Lockt ihn das Kind hinein, so kann ich die Öffnung mit leichter Mühe schließen, und der Knabe, wenn es ihm gut deucht, durch eine der kleinen Wendeltreppen, die er in der Ecke sieht, dem Tiere entflüpfen. Wir wollen uns verbergen, aber ich werde mich so stellen, daß meine Kugel jeden Augenblick dem Kinde zu Hülfe kommen kann.“

„Die Umstände sind alle nicht nötig, Gott und Kunst, Frömmigkeit und Glück müssen das Beste tun.“ — „Es sei“, versetzte der Wärtel, „aber ich kenne meine Pflichten. Erst führ' ich Euch durch einen beschwerlichen Stieg auf das Gemäuer hinauf, gerade dem Eingang gegenüber, den ich erwähnt habe; das Kind mag hinabsteigen, gleichsam in die Arena des Schauspiels, und das besänftigte Tier dort hereinlocken.“ Das geschah; Wärtel und Mutter sahen versteckt von oben herab, wie das Kind die Wendeltreppen hinunter in dem klaren Hofraum sich zeigte und in der düstern Öffnung gegenüber verschwand, aber sogleich seinen Flötenton hören ließ, der sich nach und nach verlor und

endlich verstummte. Die Pause war ahnungsvoll genug, den alten, mit Gefahr bekannten Jäger beengte der seltene menschliche Fall. Er sagte sich, daß er lieber persönlich dem gefährlichen Tiere entgegen ginge; die Mutter jedoch, mit heiterem Gesicht, übergebogen horchend, ließ nicht die mindeste Unruhe bemerken.

Endlich hörte man die Flöte wieder, das Kind trat aus der Höhle hervor mit glänzend befriedigten Augen, der Löwe hinter ihm drein, aber langsam und, wie es schien, mit einiger Beschwerde. Er zeigte hie und da Lust, sich niederzulegen; doch der Knabe führte ihn im Halbkreise durch die wenig entblätterten, buntbelaubten Bäume, bis er sich endlich in den letzten Strahlen der Sonne, die sie durch eine Ruinenlücke herein sandte, wie verklärt niedersetzte und sein beschwichtigendes Lied abermals begann, dessen Wiederholung wir uns auch nicht entziehen können.

„Aus den Gruben, hier im Graben
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schweben, ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin, hin und wieder,
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften, frommen Lieder
Haben's ihnen angetan!“

Indessen hatte sich der Löwe ganz knapp an das Kind hingelegt und ihm die schwere rechte Vordertaxe auf den Schoß gehoben, die der Knabe fortsingend anmutig streichelte, aber gar bald bemerkte, daß ein scharfer Dornzweig zwischen die Ballen eingestochen war. Sorgfältig zog er die verletzende Spitze hervor, nahm lächelnd sein buntseidenes Halstuch vom Nacken und verband die greuliche Taxe des Untiers, so daß die Mutter sich vor Freuden mit ausgestreckten Armen zurückbog und vielleicht angewohnter Weise Beifall gerufen und geklatscht hätte, wäre sie nicht durch einen derben Faustgriff des Wärtels erinnert worden, daß die Gefahr nicht vorüber sei.

Glorreich sang das Kind weiter, nachdem es mit wenigen Tönen vorgespielt hatte:

„Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Über Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück;
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wundertätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.“

5

10

Ist es möglich zu denken, daß man in den Zügen eines so grimmen Geschöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Despoten des Tierreiches, einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe spüren können, so geschah es hier, und wirklich sah das Kind in seiner Verklärung aus wie ein mächtiger, siegreicher Überwinder, jener zwar nicht wie der Überwundene, denn seine Kraft blieb in ihm verborgen, aber doch wie der Gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen Anheimgegebene. Das Kind flötete und sang so weiter, nach seiner Art die Zeilen verschränkend und neue hinzufügend:

20

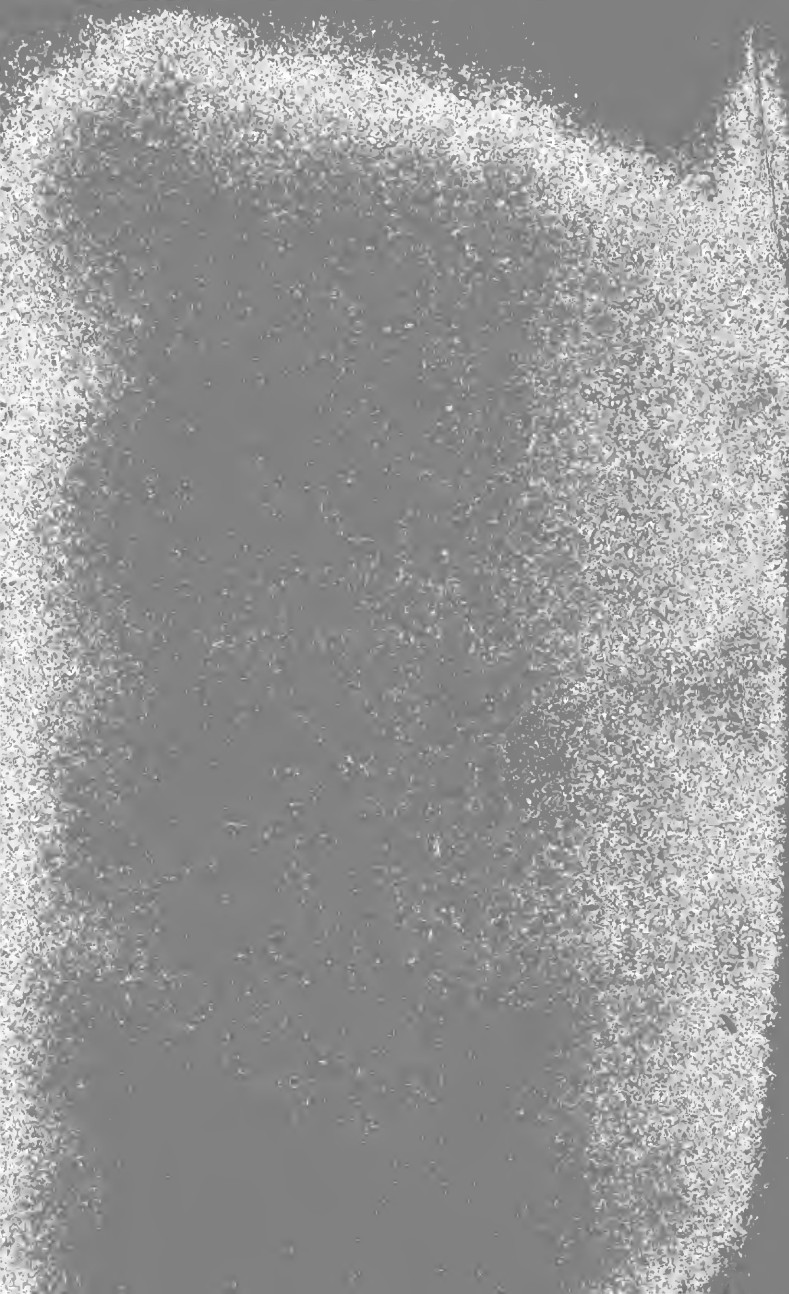
„Und so geht mit guten Kindern
Sel'ger Engel gern zu Rat.
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne That.
So beschwören, fest zu bannen
Liebem Sohn aus zarte Knie
Ihn, des Waldes Hochtyrannen
Frommer Sinn und Melodie.“

25



Der Hausball.

Eine deutsche Nationalgeschichte.



Einleitung des Herausgebers.

Gegen Ende des Sommers 1781 lief am Weimarer Musenhofe und bei einigen seiner getreuesten Anhänger in der Diaspora ein „Avertissement“ um, daß „alles, was Politik, Wiß, Talente und Verstand in unsern dormalen so merkwürdigen Zeiten hervorbringen, in einer periodischen Schrift den Augen eines sich selbst gewählten Publikums vorzulegen“ versprach. Das neue Organ erhielt den Titel „Journal oder Tagebuch von Tiefurt“. Neben dem „Journal de Paris“ hatte bei ihm auch die bekannte handschriftliche Korrespondenz Pate gestanden, die von Paris aus bildungsseifrige und freidenkende Fürstenthöfe gleich dem von Gotha mit Berichten über die neueste, zumal die nicht jedermann mitzuteilende Literatur versah. Auf handschriftliche Verbreitung — wir wissen von elf Kopien — beschränkte sich auch das Weimarer Blatt „in Groß-Median-Quart in fein Pappier“. Drei Jahre lang, bis zum Juni 1784, hielt sich die bunt zusammengesetzte, aller Ehren werthe Zeitschrift und brachte es, wiewohl das Erscheinen immer unregelmäßiger und seltener wurde, doch auf 47 (dem Titel nach 49) Nummern. Die Seele des Unternehmens war die Herzogin-Mutter Anna Amalia, die in eben jenem Jahre 1781 den ersten Sommer in Tiefurt, ihrer geliebten „Einsiedelei“, fern von dem Lärm des Hofes verbrachte. Sie behielt sich die letzte Entscheidung über die Beiträge der Freunde vor; zum eigentlichen Redakteur ernannte sie ihren Kammerherrn v. Einsiedel, zu dessen und ihrem Sekretär ihre geistvolle Hofdame Luise von Göckhausen. Zu den Mitarbeitern zählte sie selbst, Karl August, der Prinz August von Gotha, Knebel, Seckendorff, Merd, einige Hofdamen: seine Weihe aber empfing das anspruchslöse Unternehmen durch die Mitarbeit des Dreigestirns Goethe, Wieland, Herder. Hier im „Journal von Tiefurt“ erschienen zuerst die Goetheschen Gedichte „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ und „Auf Wiebings Tod“, und von Goethe stammt auch der kleine, viel weniger bedeutende Prosabeitrag, den wir unserer Ausgabe an dieser Stelle einverleiben.

Zum Oktober 1781 brachten Stück 6 und 9 des Journals, wie üblich ohne Verfasseramen, den „Haußball. Eine deutsche Ra-

tionalgeschichte". Goethe machte darin die Hofgesellschaft mit einer kleinen komischen, aber sehr flachen Novität bekannt, die ihm zufällig in die Hände geraten war: „Der Hausball. Eine Erzählung v. B***. Wien, gedruckt bey Joh. Thom. Edl. v. Trattnern, I. I. Hofbuchdruckern und Buchhändlern. 1781". Goethes Bearbeitung gibt nur wenig mehr als ein Viertel des 86 Duodezseiten umfassenden Büchleins wieder, und auch diese sind stark zusammengestrichen. Er tilgt viele Einzelheiten, ferner Monologe und Gespräche, ja eine ganze Szene zwischen dem unglückseligen Ballgeber und dem Prosoßen. Je weniger Zeit und Mühe er offenbar auf die kleine Arbeit verwandt hat, um so hübscher ist es zu beobachten, wie er durch leise, für ihn ganz selbstverständliche Korrekturen der ungeschickten Weitschweifigkeit des Originals aus dem Wege geht, dessen schlechten Stil verbessert, possenhafte Übertreibungen mildert, Roheiten dämpft, österreichische Idiotismen ausmerzt und bei alledem doch frischer und selbst realistischer erzählt als der Wiener Anonymus, der sich bis heut allen Nachforschungen entzogen hat.

Ganz Goethesches Eigentum am „Hausball“ sind die Einleitung „An den Leser“ und wohl auch der Schluß. In ersterer bringt der Dichter, der Osterreich damals ja noch nicht kannte, Wien in seinem ganzen Leben nicht betreten hat, dem eben (29. Nov. 1780) auf den Thron gestiegenen Kaiser Joseph II. eine schöne, ganz persönlich empfundene Huldbigung dar. Und ebensowenig fand er in seinem Original die Darstellung von dem Brande des Rauchfangs vor, ein an sich übrigens der sonstigen Wiener Possendichtung wohlbekanntes Motiv, mit dem er seinem Auszug zu einem kräftiger betonten Schlußeffekt verhalf.

Wir besitzen kein Goethesches Selbstzeugnis über diesen Beitrag zum Tiefurter Journal, den er auch nicht in seine Werke aufgenommen hat. Die Goethesche Autorschaft bewies erst im Jahre 1871 Burckhardt's sorgsame Untersuchung der erhaltenen Konzepte. Mit Recht nahm alsdann Gustav v. Loeper den „Hausball“, der sonst längst vergessen wäre, und der ja freilich auch durch die Bearbeitung zu keinem Kunstwerke geworden ist, in den 5. Band der Hempelschen Ausgabe auf. Die Originalerzählung ist im Jahre 1883 durch August Sauer in einem Neudruck zugänglich gemacht worden, über den, wie über die sonstige Literatur, die Anmerkungen am Schlusse des Bandes genauere Auskunft geben.

An den Leser.

Die neusten literarischen Nachrichten aus der Hauptstadt
unseres Vaterlandes versichern alle einmütiglich, daß da-
selbst die Morgenröthe des schönsten Tages einzubrechen anfangt,
5 und ob wir gleich uns ziemlich entfernt von jenen Gegenden be-
finden, so sind wir doch auch geneigt, eben dasselbe zu glauben.
Denn gewiß, es kann eine Schar von wilden Sonnenverehreru
nicht mit einer größeren Inbrunst, mit einem gewaltfameren
Jauchzen und durch alle Glieder laufenden Entzücken die An-
10 kunft der Himmelskönigin begrüßen als unsere Wiener, freilich
auf eine gleichfalls rohe Art die ersten Strahlen einer gesegneten
Regierung Joseph des II. verehren. Wir wünschen ihm und
ihnen den schönsten Tag. Die gegenwärtigen Augenblicke aber
gleichem jenen Stunden des Morgens, wo aus allen Tiefen und
15 von allen Bächen aufsteigende Nebel die nächste Ankunft der
Sonne verkündigen. Unter vielen unlesbaren fliegenden Schrift-
chen haben wir eine gleichfalls unlesbare vorgefunden¹, deren
Inhalt dennoch lustig und unterhaltend genug scheint, um unsern
Lesern im Auszuge mitgeteilt zu werden.

20 In der Klasse von Menschen, die, ohne Einfluß auf die Großen
und ohne von ihnen bemerkt zu sein, ihr eignes, oft behagliches,
oft unbehagliches Leben führen, ließ sich ein Hauswirt einfallen,
im Hornung² einen Ball bei sich auf Subskription zu geben. Er
wollte nicht, wie er sagte, dadurch irgend einen Profit machen,
25 sondern bloß seine gute Freunde zusammen in seinem Quartiere

¹ Vgl. die „Einleitung des Herausgebers“. — ² Februar

vergnügen. Er bat die Erlaubniß hierzu von der Polizei und erhielt sie.

Unser Mann hatte viele Bekanntschaft und einen leidlich bürgerlichen Ruf. In kurzer Zeit unterzeichneten sich eine Menge Gäste beiderlei Geschlechts, sein enges Quartier, das durch man- 5
cherlei Meubles noch völlig verstellt war, machte die Bewirtung so vieler Personen unmöglich; er sah sich um und fand hinten im Hause einen großen zweideutigen Raum, der das Holz, die Hausgefäße und was man sonst sich von dieser Art denken mag, bisher in sich gefaßt hatte, ließ geschwind alles auf die Seite 10
schaffen, den Boden aufs möglichste säubern, die Wände abkehren, und brachte nach seiner Art einen ganz schicklichen Platz zurechte.

Jeder von der Gesellschaft hatte zwei Gulden ausgezahlt, und unser Ballwerber versicherte dagegen, daß er den Saal wohl beleuchten, das Orchester stark besetzen und für ein gut zu- 15
gerichtetes Souper sorgen wolle. Kaffee, Tee und Limonade sollten auch bereit sein. Maskenkleider könne ein jedes nach Be- lieben anziehen, nur die Larven müsse man entbehren, damit der Wirt hierüber nicht zur Verantwortung gezogen und gestraft werden möchte. Auf solche Art war die Anzahl auf 106 Personen 20
festgesetzt, die Kasse, aus 212 Gulden bestehend, war in seinen Händen, als auf einmal ein großes Unheil den gänzlichen Um- sturz derselben drohte.

Ein ausgelernter Wucherer hatte unserm teuren Wirt vor einem halben Jahr 100 Gulden dargeliehen, wofür er ihm 150 25
verschreiben mußte, das Präsent einer pinsbeckenen¹ Uhr nicht mitgerechnet, welches er ihm vorher abgereicht hatte. Dieser Wechsel war zur Klage gekommen, die Klage war bis zum Arrest getrieben, und der aufmerksame Gläubiger erhielt Nachricht von dem schönen baren Gelde, das sich in des Schuldners Händen 30
befand. Er dringt auf den Gerichtsdiener, und dieser trifft unsern Unternehmer in der Haustüre, als er eben im Begriff ist, mit

¹ In der Vorlage steht die ebenso unklare Form „pinspekichten“.

der Magd auszugehen, um selbst diesmal den Markt zu besuchen. Er kündigt ihm den Arrest an, wenn er die 150 Gulden nicht im Augenblicke erlegt.

Da wir vermuten können, daß alle unsere Leser sich einen solchen Vorfall vergegenwärtigen können, wo ein Mann, der 212 Gulden in der Tasche hat, sich mit 150 Gulden vom Arreste befreien kann, so begeben wir uns des rühmlichen Vorteils der Darstellung und sagen nur, daß er diese Summe nach manchem Kampf mit Tränen erlegte und noch dazu 43 Gulden vorläufig moderierte Kosten bezahlte.

Unser lieber Wirt saß voller Verzweiflung auf seinem Stuhle, als eben ein junger Mensch voll Respekt hereintrat und um 6 Billets zu dem Ball bat. Er legte einen Souverain d'or demütig auf das Tischchen, nahm 6 Billets und empfahl sich, ohne auf die Verhaltungsordnung und erlaubten Gebrauch der Masken viel zu hören.

Der Anblick des Souverains d'or, den der junge Geck gebracht hatte, in dem Augenblicke, daß der Unglückliche von den Dienern der gesellschaftlichen Ordnung ausgezogen worden war, brachte den halb Verzweifelten wieder zu sich selbst, er zählte sein Geld. Es belief sich noch auf 31 Gulden 40 Kreuzer. „Jetzt wohin damit?“ sprach er und dachte nach. „Könnst' ich nur so viel erborgen, um meinen Ball zu geben! wär' der Kredit hier zu Lande nicht so auf Schrauben gesetzt, lieb' mir nur einer 50 Gulden auf mein ehrlich Gesicht, ich wollte ihm gern zweimal soviel davor verschreiben.“

Und sogleich sprangen zwei lustige junge Bürschchen ins Zimmer, fragten um Erlaubnis, von dem Ball sein zu dürfen, legten Geld hin, er gab die Billets dagegen, erlaubte ihnen, in Maskenkleidern zu kommen, sie eilten fort, und er wünschte sich noch viel solcher Gäste.

Das Glück, das unsern Patron wieder anlächelte, ermunterte seinen Geist zu neuen Gedanken und Erfindungen, wie er sich weiter helfen könne. Es fiel ihm ein, jedermann werde en masque erscheinen, und er bedürfe also seines Galatleids mit goldnen

Treffen nicht, womit er sich herauszuputzen gedacht hatte. Vielmehr würde es anständiger sein, wenn er sich gleichfalls maskiert sehen ließe. Seinen Rock, dem er Uhr und Schnallen nebst einer Dose zur Gesellschaft zu geben sich entschloß, wollte er bei einem benachbarten diensthülfslichen Manne versetzen und hoffte mit dem darauf erhaltenen Gelde hinlänglich zu reichen. Die Magd wird gerufen, die Stücke werden ihr eingehändigt. „Gilt, was Ihr könnt“, sagt der Patron, sie behende zur Thür hinaus, und stürzt unvorsichtig die dunkle Treppe hinunter. Ein entsetzliches Geschrei macht ihren Unfall und ein übel verrenktes Bein der ganzen Nachbarschaft kund. Und ehe der Hausherr es gewahr wird und hinabeilt, hat man sie schon aufgehoben und zurecht gebracht. Er übernimmt sie aus den mitleidigen Händen und fragt eifrig nach den zu verpfändenden Sachen. Wehe ihm! Sie waren der Unglücklichen im Schreck aus den Händen gefallen und nicht mehr zu finden. Den Rock erblickte er noch, als ihn eben einer unter den Mantel schieben und forttragen wollte. Er fiel den Räuber mit großer Wut an, und als er die übrigen Sachen von den Umstehenden gleichfalls mit Hestigkeit verlangte und sie als Diebe behandelte, so entstand ein großes Murren, das sich bald in Schelten verwandelte und mit Schlägen zu endigen drohte, wenn nicht ein vorübergehender Prokurator¹, ein guter Freund, sich drein gemischt und die Aufgebrachten besänftigt hätte.

Mit großer Hestigkeit und gewaltjamer Betrübniß erzählte nun unser Ballmeister den Unfall dem neuen Ankömmling. Die Knaben, durch die Neugierde herbeigelockt, hielten das Pathetische des Ausdrucks für Wirkung der Trunkenheit, sie zischten und lachten ihn aus, wodurch die beiden Freunde genötigt wurden, sich in das obere Zimmer zu begeben. Hier wurde dem Prokurator der Vorfall umständlich erzählt und ihm zuletzt das Kleid mit der Bitte vorgewiesen, 60 Gulden, so viel, als es unter Brüdern wert sei, darauf nur acht Tage lang zu borgen. Der Freund

¹ Advokat.

bedachte sich und willigte endlich ein, unter der Bedingung, daß ihm noch für seine Familie gratis die nötigen Billets abgegeben werden sollten. Der gedrängte Ballgeber, dem das Gewissen wegen der zu viel ausgegebenen Billets erwachte, der einen Augenblick die Menge der Personen und die Enge des Places gegeneinander maß, willigte nur gezwungen drein. Er ging nach dem Käftchen und glaubte seinen Freund mit drei oder viere abzufertigen; wie erschrak und erstaunte er aber, als dieser für sich, seine Frau, sieben Kinder, drei Dienstboten, eine Schwester, ihren Mann, Hausleute und einige Bekannte, in allem 36 Billets, verlangte. Der Verdruß, den der Meister beim Darzählen empfand, die Angst, die ihn überfiel, da er wieder allein war, wurden bald durch die 60 Gulden verjehucht, die der Procurator in lauter Groschen überschickte. Mit so viel barem Gelde versehen, ging er, von einem alten Knechte begleitet, denn die Magd konnte noch nicht wieder auftreten, in die Gewürz-, Kram- und Zuckerläden, bezahlte das eine, ließ das andere aufschreiben und bestellte Wein in einem Kloster, wo er bekannt war. Nachmittags erschien ein abgedankter Hofkoch mit seiner Frau, die das Nötige zu der Mahlzeit vorbereiten sollten. Sie brachten in kurzer Zeit eine Menge Eßwaren zusammen, man rupfte die Vögel, spickte die Braten, sott Schinken ab und beschäftigte sich, eine Anzahl Backwerk und viele Pasteten hervorzubringen. Die Krankheit der Magd, die Ungechicklichkeit des Knechts hatten unsern Herrn genötigt, selbst eine Schürze vorzubinden und bald hier, bald da behülflich zu sein. Es war schon zwei Uhr nach Mitternacht, und die Pfanne hatte noch nicht geruhet. Die alte Kochfrau, die sie bisher traktiert hatte, wurde auf eine andere Seite hingerufen und vertraute unserm Herrn auf einen Augenblick den heißen Stiel. Es schmerzte ihn an seinen zarten Händen, die Butter lief ins Feuer, und in dem Augenblick stand das übrige Fett in Flammen. Es spritzte, plakte, er warf die Pfanne weg und sah mit Entsetzen den Ruß in der übel gepuzten Esse brennen. Er hielt nun alles für verloren. Die strenge Polizei und die

akkurate Feuerordnung fielen auf seine bewegte Einbildungskraft. Er hörte die Trommeln schon gehen, sahe sein Haus umringt, das Wasser triefte ihm um die Ohren, und da er das eifrige Gießen der Spritzenleute kannte, so sah er schon seinen schön aufgetischten Vorrat in gleichem Augenblick in Gefahr, zu brennen und zu schwimmen. 5

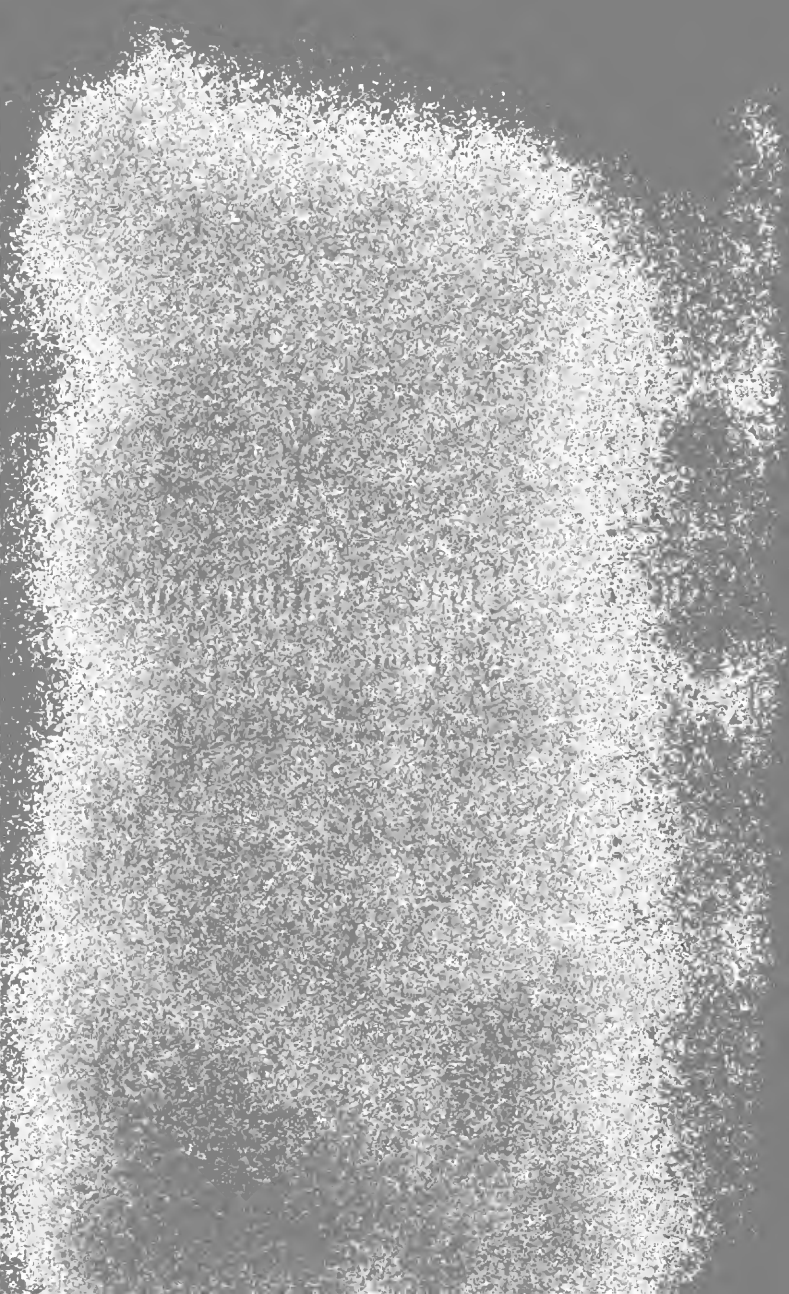
Die resolutere Kochfrau hatte indes einen Essentlehrer herbeigeholt, man versiegelte seinen Mund mit einem Dukaten, und ein Junge, der auf einem nassen Pfühl die brennenden Rußstücke und viel Qualm und Unrat herunter auf den Herd brachte, 10 endigte das ganze Übel auf einmal.

Die neue Arbeit, die nunmehr entstand, die Küche zu reinigen und die Ordnung herzustellen, brachte zugleich mit dem Schrecken unsern Hausherrn so außer sich, daß er gegen 6 Uhr halb ohnmächtig auf das Bette sinken mußte und dort in einem 15 Zustande einschlummerte, den wir unsern Lesern sich vorzustellen überlassen.



Reise der Söhne Megaprazons.

Fragmente.



Einleitung des Herausgebers.

In dem wertvollen kleinen Aufsätze „Bedeutende Förderung durch ein einziges geistreiches Wort“ spricht Goethe von der „vielfährigen Richtung“ seines Geistes gegen die französische Revolution und erklärt seine „grenzenlose Bemühung, dieses schrecklichste aller Ereignisse in seinen Ursachen und Folgen dichterisch zu gewältigen“. „Schau ich“, fährt er fort, „in die vielen Jahre zurück, so seh ich klar, wie die Anhänglichkeit an diesen unübersehblichen Gegenstand so lange Zeit her mein poetisches Vermögen fast unnützerweise aufgezehrt.“ So ist denn die „Reise der Söhne Megaprazons“, gleich den „Aufgeregten“, dem „Mädchen von Oberkirch“ und der „Natürlichen Tochter“, sicherlich zum Teil auch aus dem Grunde Fragment geblieben, weil Goethe mit dem gewaltigen Zeitereignis innerlich nie recht fertig geworden ist. Denn die immer wieder variierte These „Ein jeder lehre vor seiner Thür“, die namentlich im „Bürgergeneral“ als faustbild aufgetragene Moral erscheint, ist für Goethe doch wohl weniger der „Weisheit letzter Schluß“ als ein Notdach.

In den Prosadramen der neunziger Jahre, in der einleitenden Rahmen-Erzählung der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“, in „Hermann und Dorothea“ setzt sich der Dichter mehr oder minder offen und ausdrücklich mit der Revolutionsepoche auseinander; dagegen gibt er den Franzosen der „Natürlichen Tochter“ bedeckende Masken und begnügt sich im „Märchen“ gar nur mit ganz allgemeinen, allegorisch verkleideten Anspielungen. Viel weiteren Raum als hier gibt er der Allegorie in der zwischen die Jahre 1789 und 1792 fallenden „Reise der Söhne Megaprazons“. Das einzige unzweideutige Selbstzeugnis Goethes über diese Dichtung, das noch dazu nicht in allen Punkten zu den uns erhaltenen Fragmenten und Entwürfen stimmt, überliefert uns die „Kampagne in Frankreich“. Gelegentlich

seines Aufenthaltes im Jacobischen Hause zu Pempelfort erzählt da der Dichter folgendes: „Ich hatte seit der Revolution, mich von dem wilden Wesen einigermassen zu zerstreuen, ein wunderbares Werk begonnen, eine Reise von sieben Brüdern verschiedener Art, jeder nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und märchenhaft, verworren, Aussicht und Absicht verbergend, ein Gleichnis unsers eignen Zustandes. Man verlangte eine Vorlesung, ich ließ mich nicht viel bitten und rühte mit meinen Hesten hervor; aber ich bedurfte auch nur wenig Zeit, um zu bemerken, daß niemand davon erbaut sei. Ich ließ daher meine wandernde Familie in irgend einem Hafen und mein weiteres Manuscript auf sich selbst beruhen.“

Diesmal also wählte Goethe die Form des abenteuerlich märchenhaften Reiseromans: Sechs (nicht sieben¹) Brüder ziehen auf Entdeckungsfahrten in ferne Länder und lernen deren satirisch dargestellte politische und sonstige Einrichtungen kennen. Wir denken dabei an „Gullivers Reisen“ von Jonathan Swift, bei den von den Brüdern aufgefundenen schwimmenden Inseln wohl auch an Morellys „Naufrage des Isles flottantes“, vor allem aber fußt Goethe auf des großen Franzosen François Rabelais unsterblichem satirischen Roman von „Gargantua und Pantagruel“. Einer Bemerkung im elften Buche von „Dichtung und Wahrheit“ zufolge hatte dieses weniger durch seinen künstlerischen Wert, als durch die allerdings dem Unflätigen allzu geneigte Originalität seines Schöpfers geniale Werk bereits den Straßburger Studenten mit Bewunderung erfüllt. Der Goethesche Megaprazon nennt selbst den Pantagruel seinen Urgroßvater, und die Namen seiner Söhne Epistemon und Panurg weisen ebenfalls unmittelbar auf das Vorbild zurück. Wie Gargantua an seinen Sohn Pantagruel (bei Rabelais Buch 2, Kap. 8, und Buch 4, Kap. 3), so erklärt Megaprazon an seine Kinder einen bedeutsamen Brief; und in diesem bezieht er sich auf des Rabelais'schen Pantagruel Reise zum Oratel der heiligen Flasche, die dort (Buch 3, Kap. 47 beschlossen) die ganzen Bücher 4 und 5 erfüllt; er spricht ferner von des fabelhaften Franzosen Aufenthalt bei den Papsthöhnern (Buch 4, Kap. 45 ff.) und bei ihren Feinden, den Papstverehrern oder Papimanen (Buch 4, Kap. 48 ff.), von denen jene mit Beziehung auf den obzönen Gestus des „faire la

¹ Der in den Anmerkungen am Schlusse des Bandes (S. 492 f.) abgedruckte Entwurf läßt den Vater mitreisen und so die Siebenzahl heraustrimmen; dazu stimmt auch der obige Ausdruck „wandernde Familie“.

figue“ als Papefiguen bezeichnet werden. Zu beiden läßt auch Goethe, doch in umgekehrter Folge, seine Reisenden gelangen und übernimmt noch manche kleinere Motive, ohne natürlich slavisch die betretenen Pfade nachzuwandeln. Vielmehr füllt er in die alten Schläuche Rabelaischer Allegorik neuen Wein, indem er dessen uns heute zum großen Teil bereits unverständlich gewordene Zeitanspielungen ins Moderne abwandelt. Das „Zeitfieber“ (auch Fieber der Zeit und Zeitungsfieber), das Goethes Geißel trifft, wütete in seiner nächsten „janskulottischen“ Gegenwart.

10 Wenn wir in der „Natürlichen Tochter“, der spätesten und wohl auch reifsten Schöpfung, in der Goethe mit seinem großen Stoffe ringt, zum Schluß aus Eugeniens Munde die Prophezeiung hören:

„Diesem Reiche droht
 Ein jäher Umsturz. Die zum großen Leben
 Gefügten Elemente wollen sich
 Nicht wechselseitig mehr mit Liebestraft
 Zu stets erneuter Einigkeit umfassen“,

so zweifeln wir keinen Augenblick, daß von der Revolution gezeichnete Frankreich vor uns zu sehen. Und denselben Namen geben wir in
 20 unserem Werke unbedenklich dem Lande der Monarchomanen. Einst, vor dem Ausbruch des Vulkan, auf dem man sorglos tanzte, war es ein Festland; durch die Revolution aber ist das monarchischste aller Reiche in drei Teile zerfallen, die einzeln als schwimmende Insel im weiten Ozean treiben; ob man sie mit Dünker auf Königtum, Adel
 25 und Volk oder mit Morris auf Paris, Versailles und das übrige Frankreich deuten will, ist wenig von Belang. Des letzteren kühnerer, wohl auch überkühner Interpretationsgeist erkennt in den Ländern der Papi- manen und Papefiguen auf Grund der Goetheschen Landschaftsbeschreibung auch geradezu die Campagna und Thüringen, die Gebiete des
 30 Kirchenstaats und des Luthertums.

In allgemeinen ist Zurückhaltung in der Auslegung um so mehr geboten, als einerseits des Ausgeführten nur zu wenig ist, andererseits das unten abgedruckte Schema von dem Ausgearbeiteten vielfach abweicht. So sollte Megaprazon sich ursprünglich selbst an der Fahrt beteiligen,
 35 wonit sein Brief entfallen wäre, und nicht leere Fäßchen sollte er den Söhnen mitgeben, sondern das volle vor ihren Augen ins Meer werfen.

Goethe hat die Fragmente seiner Erzählung später kaum wieder zur Hand genommen. In keine seiner Ausgaben fanden sie Eingang,

sondern sind erst nach seinem Tode, in der Quartausgabe des Jahres 1837, ans Licht getreten. Das ist gewiß zu bedauern, denn Einleitung und Anlage sind vielversprechend, der Stoff bunt und abwechslungsreich genug, die Darstellung lebendig und humorvoll. Auch hätten die allegorischen Bestandteile des Werkes die rein poetischen wohl so wenig erdrückt wie im „Märchen“, als dessen geplanten Nachfolger in den „Unterhaltungen“ man diese Märchenerzählung zu erkennen geglaubt hat. 5

Erstes Kapitel.

Die Söhne Megaprazons überstehen eine harte Prüfung.

Die Reise ging glücklich von statten, schon mehrere Tage
schwellte ein günstiger Wind die Segel des kleinen wohlaus-
5 gerüsteten Schiffes, und in der Hoffnung, bald Land zu sehen,
beschäftigten sich die trefflichen Brüder ein jeder nach seiner Art.
Die Sonne hatte den größten Teil ihres täglichen Laufes zurück-
gelegt; Epistemon saß an dem Steuerruder und betrachtete mit
Aufmerksamkeit die Windrose und die Karten; Panurg stricte
10 Neze, mit denen er schmackhafte Fische aus dem Meere hervor-
zuziehen hoffte; Euphemon hielt seine Schreibtafel und schrieb,
wahrscheinlich eine Rede, die er bei der ersten Landung zu halten
gedachte; Alkides lauerte am Vorderteil, mit dem Wurfspeer in
der Hand, Delphinen auf, die das Schiff von Zeit zu Zeit be-
15 gleiteten; Meiphron trocknete Meerpflanzen, und Eutyches, der
jüngste, lag auf einer Matte in sanftem Schlafe.

„Weket den Bruder!“ rief Epistemon, „und versammelt euch
bei mir; unterbrecht einen Augenblick eure Geschäfte, ich habe euch
etwas Wichtiges vorzutragen. Eutyches, erwache! Setzt euch nie-
20 der. Schließt einen Kreis.“

Die Brüder gehorchten dem Worte des Ältesten und schlossen
einen Kreis um ihn. Eutyches, der schöne, war schnell auf den
Füßen, öffnete seine großen blauen Augen, schüttelte seine blon-
den Locken und setzte sich mit in die Reihe.

25 „Der Kompaß und die Karte“, fuhr Epistemon fort, „deuten
mir einen wichtigen Punkt unsrer Fahrt an; wir sind auf die
Höhe gelangt, die unser Vater beim Abschied anzeichnete, und

ich habe nun einen Auftrag auszurichten, den er mir damals anvertraute.“ — „Wir sind neugierig, zu hören“, sagten die Geschwister untereinander.

Epistemon eröffnete den Busen seines Kleides und brachte ein zusammengefaltetes, buntes, seidnes Tuch hervor. Man konnte 5
bemerken, daß etwas darein gewickelt war, an allen Seiten hingen Schnüre und Franzen herunter, künstlich genug in viele Knoten geschlungen, farbig, prächtig und lieblich anzusehen.

„Es eröffne jeder seinen Knoten“, sagte Epistemon, „wie es ihn der Vater gelehrt hat.“ Und so ließ er das Tuch herumgehen; 10
jeder küßte es, jeder öffnete den Knoten, den er allein zu lösen verstand; der Älteste küßte es zuletzt, zog die letzte Schleife auseinander, entfaltete das Tuch und brachte einen Brief hervor, den er auseinander schlug und las.

„Megaprazon an seine Söhne. Glück und Wohlfahrt, guten 15
Mut und frohen Gebrauch Eurer Kräfte! Die großen Güter, mit denen mich der Himmel gesegnet hat, würden mir nur eine Last sein ohne die Kinder, die mich erst zum glücklichen Manne machen. Jeder von Euch hat, durch den Einfluß eines eignen günstigen Gestirns, eigne Gaben von der Natur erhalten. Ich habe jeden 20
nach seiner Art von Jugend auf gepflegt, ich habe es Euch an nichts fehlen lassen, ich habe den Ältesten zur rechten Zeit eine Frau gegeben, Ihr seid wackre und brave Leute geworden. Nun habe ich Euch zu einer Wanderschaft ausgerüstet, die Euch und Eurem Hause Ehre bringen muß. Die merkwürdigen und schönen 25
Inseln und Länder sind berühmt, die mein Urgroßvater Pantagruel¹ theils besucht, theils entdeckt hat, als da ist die Insel der Papimänen, Papefiguen, die Laternen-Insel und das Orakel der heiligen Flasche, daß ich von den übrigen Ländern und Völkern schweige. Denn sonderbar ist es: berühmt sind jene Länder, 30
aber unbekannt, und scheinen jeden Tag mehr in Vergessenheit zu geraten. Alle Völker Europas schiffen aus, Entdeckungsreisen

¹ Vgl. die „Einleitung des Herausgebers“.

zu machen, alle Gegenden des Ozeans sind durchsucht, und auf keiner Karte finde ich die Inseln bezeichnet, deren erste Kenntniß wir meinem unermüdblichen Urgroßvater schuldig sind; entweder also gelangten die berühmtesten neuen Seefahrer nicht in jene
 5 Gegenden, oder sie haben, uneingedenk jener ersten Entdeckungen, die Küsten mit neuen Namen belegt, die Inseln umgetauft, die Sitten nur oberhin betrachtet und die Spuren veränderter Zeiten unbemerkt gelassen. Euch ist es vorbehalten, meine Söhne, eine glänzende Nachlese zu halten, die Ehre Eures Ältervaters wieder
 10 aufzufrischen und Euch selbst einen unsterblichen Ruhm zu erwerben. Euer kleines, künstlich gebautes Schiff ist mit allem ausgerüstet, und Euch selbst kann es an nichts fehlen: denn vor Eurer Abreise gab ich einem jeden zu bedenken, daß man sich auf mancherlei Art in der Fremde angenehm machen, daß man sich
 15 die Gunst der Menschen auf verschiedenen Wegen erwerben könne; ich riet Euch daher, wohl zu bedenken, womit Ihr außer dem Proviant, der Munition, den Schiffsgeräthschaften Euer Fahrzeug beladen, was für Waren Ihr mitnehmen, mit was für Hülfsmitteln Ihr Euch versehen woltet. Ihr habt nachgedacht, Ihr habt
 20 mehr als eine Kiste auf das Schiff getragen, ich habe nicht gefragt, was sie enthalten. — — Zuletzt verlangtet Ihr Geld zur Reise, und ich ließ Euch sechs Fäßchen einschiffen, Ihr nahmt sie in Verwahrung und fuhrt unter meinen Segenswünschen, unter den Tränen Eurer Mutter und Eurer Frauen, in Hoffnung glück-
 25 licher Rückkehr, mit günstigem Winde davon.

„Ihr habt, hoffe ich, den langweiligsten Teil Eurer Fahrt durch das hohe Meer glücklich zurückgelegt, Ihr naht Euch den Inseln, auf denen ich Euch freundlichen Empfang, wie meinem Urgroßvater, wünsche.

30 „Nun aber verzeiht mir, meine Kinder, wenn ich Euch einen Augenblick betrübe — es ist zu Eurem Besten.“

Epistemon hielt inne, die Brüder horchten auf.

„Daß ich Euch nicht mit Ungewißheit quäle, so sei es gerade herausgesagt: Es ist kein Geld in den Fäßchen.“ — „Kein Geld!“

riefen die Brüder wie mit einer Stimme. — „Es ist kein Geld in den Fäßchen“, wiederholte Epistemon mit halber Stimme und ließ das Blatt sinken. Stillschweigend sahen sie einander an, und jeder wiederholte in seinem eignen Accente: „Kein Geld! kein Geld?“

5

Epistemon nahm das Blatt wieder auf und las weiter: „Kein Geld!“ ruft Ihr aus, und kaum halten Eure Lippen einen harten Tadel Eures Vaters zurück. Faßt Euch! Geht in Euch, und Ihr werdet die Wohlthat preisen, die ich Euch erzeige. Es steht Geld genug in meinen Gewölben, da mag es stehen, bis Ihr 10 zurückkommt und der Welt gezeigt habt, daß Ihr der Reichthümer wert seid, die ich Euch hinterlasse.“

Epistemon las wohl noch eine halbe Stunde, denn der Brief war lang; er enthielt die trefflichsten Gedanken, die richtigsten Bemerkungen, die heilsamsten Ermahnungen, die schönsten Aus- 15 sichten; aber nichts war im Stande, die Aufmerksamkeit der Geschwister an die Worte des Vaters zu fesseln; die schöne Beredsamkeit ging verloren, jeder kehrte in sich selbst zurück, jeder überlegte, was er zu tun, was er zu erwarten habe.

Die Vorlesung war noch nicht geendigt, als schon die Absicht 20 des Vaters erfüllt war: jeder hatte schon bei sich die Schätze gemustert, womit ihn die Natur ausgerüstet, jeder fand sich reich genug, einige glaubten sich mit Waren und andern Hilfsmitteln wohl versehen; man bestimmte schon den Gebrauch voraus, und als nun Epistemon den Brief zusammenfaltete, ward das 25 Gespräch laut und allgemein; man theilte einander Pläne, Projekte mit, man widersprach, man fand Beifall, man erdachte Märchen, man ersann Gefahren und Verlegenheiten, man schwärmte bis tief in die Nacht, und eh' man sich niederlegte, mußte man gestehen, daß man sich auf der ganzen Reise noch nicht so gut 30 unterhalten hatte.

Zweites Kapitel.

Man entdeckt zwei Inseln; es entsteht ein Streit, der durch Mehrheit der Stimmen beigelegt wird.

Des andern Morgens war Euthyes kaum erwacht und hatte
 5 seinen Brüdern einen guten Morgen geboten, als er ausrief:
 „Ich sehe Land!“ — „Wo?“ riefen die Geschwister. — „Dort“, jagte
 er, „dort!“ und deutete mit dem Finger nach Nordosten. Der
 schöne Knabe war vor seinen Geschwistern, ja vor allen Menschen,
 mit scharfen Sinnen begabt, und so machte er überall, wo er war,
 10 ein Fernrohr entbehrlich. „Bruder“, versetzte Epistemon, „du
 siehst recht, erzähle uns weiter, was du gewahr wirst.“ — „Ich
 sehe zwei Inseln“, fuhr Euthyes fort, „eine rechts, lang, flach,
 in der Mitte scheint sie gebirgig zu sein; die andre links zeigt sich
 schmaler und hat höhere Berge.“ — „Richtig!“ sagte Epistemon
 15 und rief die übrigen Brüder an die Karte. „Sehet, diese Insel
 rechter Hand ist die Insel der Papimanen, eines frommen, wohl-
 tätigen Volkes. Möchten wir bei ihnen eine so gute Aufnahme
 als unser Ältervater Pantagruel erleben. Nach unsers Vaters
 Befehl landen wir zuerst daselbst, erquicken uns mit frischem
 20 Obst, Feigen, Pfirsichen, Trauben, Pomeranzen, die zu jeder
 Jahrzeit daselbst wachsen; wir genießen des guten frischen Was-
 sers, des köstlichen Weines; wir verbessern unsre Säfte durch
 schmackhafte Gemüse: Blumenkohl, Brocoli¹, Artischocken und
 25 Kardens²; denn ihr müßt wissen, daß durch die Gnade des gött-
 lichen Statthalters auf Erden nicht allein alle gute Frucht von
 Stunde zu Stunde reift, sondern daß auch Unkraut und Disteln
 eine zarte und säftige Speise werden.“ — „Glückliches Land!“
 riefen sie aus, „wohlversorgtes, wohlbelohntes Volk! Glückliche
 30 Reisende, die in diesem irdischen Paradiese eine gute Aufnahme
 finden! — Haben wir uns nun völlig erholt und wiederher-
 gestellt, alsdann besuchen wir im Vorbeigehn die andre, leider

¹ Rosenkohl. — ² Kardengewächse (Dipsakaceen) sind eine staudenförmige Distel-
 art; vgl. die Anmerkung am Schluß des Bandes.

auf ewig verwünschte und unglückliche Insel der Papefiguren, wo wenig wächst und das Wenige noch von bösen Geistern zerstört oder verzehrt wird.“ — „Sagt uns nichts von dieser Insel!“ rief Panurg, „nichts von ihren Kohlrüben und Kohlrabis, nichts von ihren Weibern, ihr verderbt uns den Appetit, den ihr uns soeben erregt habt.“

Und so lenkte sich das Gespräch wieder auf das selige Wohlleben, das sie auf der Insel der Papimanen zu finden hofften; sie lasen in den Tagebüchern ihres Altvaters, was ihm dort begegnet, wie er fast göttlich verehrt worden war, und schmeichelten sich ähnlicher glücklicher Begebenheiten.

Indessen hatte Gutyches von Zeit zu Zeit nach den Inseln hingeblickt, und als sie nun auch den andern Brüdern sichtbar waren, konnte er schon die Gegenstände genau und immer genauer darauf unterscheiden, je näher man ihnen kam. Nachdem er beide Inseln lange genau betrachtet und miteinander verglichen, rief er aus: „Es muß ein Irrtum obwalten, meine Brüder. Die beiden Landstrecken, die ich vor mir sehe, kommen keineswegs mit der Beschreibung überein, die Bruder Epistemon davon gemacht hat; vielmehr finde ich gerade das Umgekehrte, und mich dünkt, ich sehe gut.“

„Wie meinst du das, Bruder?“ sagte einer und der andere.

„Die Insel zur rechten Seite, auf die wir zuschiffen“, fuhr Gutyches fort, „ist ein langes, flaches Land mit wenigen Hügeln und scheint mir gar nicht bewohnt; ich sehe weder Wälder auf den Höhen, noch Bäume in den Gründen; keine Dörfer, keine Gärten, keine Saaten, keine Herden an den Hügeln, die doch der Sonne so schön entgegen liegen.“

„Ich begreife das nicht“, sagte Epistemon —

Gutyches fuhr fort: „Hier und da seh' ich ungeheure Steinmassen, von denen ich mich nicht zu sagen unterfange, ob es Städte oder Felsenwände sind. Es tut mir herzlich leid, daß wir nach einer Küste fahren, die so wenig verspricht.“

„Und jene Insel zur Linken?“ rief Alkides. — „Sie scheint

ein kleiner Himmel, ein Elysium, ein Wohnsitz der zierlichsten häuslichsten Götter. Alles ist grün, alles gebaut, jedes Gäßchen und Winkelchen genutzt. Ihr solltet die Quellen sehen, die aus den Felsen sprudeln, Mühlen treiben, Wiesen wässern, Teiche bilden. Büsche auf den Felsen, Wälder auf den Berggründen, Häuser in den Gründen, Gärten, Weinberge, Äcker und Ländereien in der Breite, wie ich nur sehen und sehen mag."

Man stuzte, man zerbrach sich den Kopf. Endlich rief Panurg: „Wie können sich ein Halbduzend kluge Leute so lang' bei einem Schreibesehler aufhalten! Weiter ist es nichts. Der Kopiste hat die Namen der beiden Inseln auf der Karte verwechselt, jenes ist Papimanie, diese da ist Papefigue, und ohne das gute Gesicht unsers Bruders waren wir im Begriff, einen schändlichen Irrtum zu begehen. Wir verlangen nach der gesegneten Insel und nicht nach der verwünschten; laßt uns also den Lauf dahin richten, wo uns Fülle und Fruchtbarkeit zu empfangen verspricht."

Epistemon wollte nicht sogleich seine Karten eines so groben Fehlers beschuldigen lassen, er brachte viel zum Beweise ihrer Genauigkeit vor; die Sache war aber den übrigen zu wichtig, es war die Sache des Gaumens und des Magens, die jeder verteidigte. Man bemerkte, daß man mit dem gegenwärtigen Winde noch bequem nach beiden Inseln kommen könne, daß man aber, wenn er anhielte, nur schwer von der ersten zur zweiten segeln würde. Man bestand darauf, daß man das Sichre für das Unsichre nehmen und nach der fruchtbareren Insel fahren müsse.

Epistemon gab der Mehrheit der Stimmen nach, ein Gesetz, das ihnen der Vater vorgeschrieben hatte.

„Ich zweifle gar nicht“, sagte Panurg, „daß meine Meinung die richtige ist und daß man auf der Karte die Namen verwechselt hat. Laßt uns fröhlich sein! Wir schiffen nach der Insel der Papimannen. Laßt uns vorsichtig sein und die nötigen Anstalten treffen.“

Er ging nach einem Kasten, den er öffnete und allerlei Kleidungsstücke daraus hervorholte. Die Brüder sahen ihm mit Ver-

wunderung zu und konnten sich des Lachens nicht erwehren, als er sich auskleidete und, wie es schien, Anstalt zu einer Maskerade machte. Er zog ein Paar violettseidne Strümpfe an, und als er die Schuhe mit großen silbernen Schnallen geziert hatte, kleidete er sich übrigens ganz in schwarze Seide. Ein kleiner Mantel flog um seine Schultern, einen zusammengedrückten Hut mit einem violett- und goldnen Bande nahm er in die Hände, nachdem er seine Haare in runde Locken gekräuselt hatte¹. Er begrüßte die Gesellschaft ehrbietig, die in ein lautes Gelächter ausbrach.

Ohne sich aus der Fassung zu geben, besuchte er den Kasten zum zweiten Male. Er brachte eine rote Uniform hervor mit weißen Kragen, Aufschlägen und Klappen; ein großes weißes Kreuz sah man auf der linken Brust. Er verlangte, Bruder Alkides solle diese Uniform² anziehen, und da sich dieser weigerte, fing er folgendergestalt zu reden an: „Ich weiß nicht, was ihr Übrigen in den Kasten gepackt und verwahrt haltet, die ihr von Hause mitnahmt, als der Vater unsrer Klugheit überließ, womit wir uns den Völkern angenehm machen wollten; soviel kann ich euch gegenwärtig sagen, daß meine Ladung vorzüglich in alten Kleidern besteht, die, hoffe ich, uns nicht geringe Dienste leisten sollen. Ich habe drei bankrutte Schauspielunternehmer, zwei aufgehobne Klöster, sechs Kammerdiener und sieben Tröbler ausgekauft, und zwar habe ich mit den letzten nur getauscht und meine Dubletten weggegeben. Ich habe mit der größten Sorgfalt meine Garderobe komplettiert, ausgebeffert, gereinigt und geräuchert — — —“

Die Brüder saßen friedlich beieinander, sie unterhielten sich von den neusten Begebenheiten, die sie erlebt, von den neusten Geschichten, die sie erfahren hatten. Das Gespräch wandte sich auf einen seltsamen Krieg der Kraniche mit den Pygmäen; jeder machte eine Anmerkung über die Ursachen dieser Händel und über die Folgen, welche aus der Hartnäckigkeit der Pygmäen entstehen

¹ Das ungefähre Kostüm eines Bischofs. — ² Sie ist die eines geistlichen Ritterordens, etwa der Malthefer.

könnten. Jeder ließ sich von seinem Eifer hinreißen, so daß in kurzer Zeit die Menschen, die wir bisher so einträchtig kannten, sich in zwei Parteien spalteten, die aufs heftigste gegeneinander zu Felde zogen. Alcides, Alciphron, Eutyches behaupteten: die
 5 Zwerge seien eben ein so häßliches als unverschämtes Geschöpf; es sei in der Natur doch einmal eins für das andere geschaffen: die Wiese bringe Gras und Kräuter hervor, damit sie der Stier genieße, und der Stier werde wie billig wieder vom edlern Menschen verzehrt. So sei es denn auch ganz wahrscheinlich, daß die
 10 Natur den Zwergen das Vermögen zum Heil des Kranichs hervorgebracht habe, welches sich um so weniger leugnen lasse, als der Kranich durch den Genuß des sogenannten eßbaren Goldes um so viel vollkommener werde.

Die andern Brüder dagegen behaupteten, daß solche Beweise,
 15 aus der Natur und von ihren Absichten hergenommen, sehr ein geringes Gewicht hätten, und daß deswegen ein Geschöpf nicht geradezu für das andere gemacht sei, weil eines bequem fände, sich des andern zu bedienen.

Diese mäßigen Argumente wurden nicht lange gewechselt,
 20 als das Gespräch heftig zu werden anfing und man von beiden Seiten mit Scheingründen erst, dann mit anzüglichem bitterm Spott die Meinung zu verteidigen suchte, welcher man zugetan war. Ein wilder Schwindel ergriff die Brüder, von ihrer Sanftmut und Verträglichkeit erschien keine Spur mehr in ihrem Be-
 25 tragen; sie unterbrachen sich, erhuben die Stimmen, schlugen auf den Tisch, die Bitterkeit wuchs, man enthielt sich kaum jählicher Schimpfreden, und in wenigen Augenblicken mußte man fürchten, daß kleine Schiff als einen Schauplatz trauriger Feindseligkeiten zu erblicken.

30 Sie hatten in der Lebhaftigkeit ihres Wortwechsels nicht bemerkt, daß ein anderes Schiff, von der Größe des ihrigen, aber von ganz verschiedener Form, sich nahe an sie gelegt hatte; sie erschrakten daher nicht wenig, als ihnen, wie mitten aus dem Meere, eine ernsthafte Stimme zurief: „Was gibt's, meine Her-

ren? Wie können Männer, die in einem Schiffe wohnen, sich bis auf diesen Grad entzweien?"

Ihre Streitsucht machte einen Augenblick Pause. Allein weder die seltsame Erscheinung noch die ehrwürdige Gestalt dieses Mannes konnte einen neuen Ausbruch verhindern. Man er- 5 nannte ihn zum Schiedsrichter, und jede Partei suchte schon eifrig, ihn auf ihre Seite zu ziehen, noch ehe sie ihm die Streit- sache selbst deutlich gemacht hatten. Er bat sie alsdann lächelnd um einen Augenblick Gehör, und sobald er es erlangt hatte, sagte er zu ihnen: „Die Sache ist von der größten Wichtigkeit, und Sie 10 werden mir erlauben, daß ich erst morgen früh meine Meinung darüber eröffne. Trinken Sie mit mir vor Schlafengehn noch eine Flasche Madera, den ich sehr echt mit mir führe, und der Ihnen gewiß wohl bekommen wird.“ Die Brüder, ob sie gleich aus einer Familie waren, die den Wein nicht verschmähen¹, hätten dennoch 15 lieber Wein und Schlaf und alles entbehrt, um die Materie nochmals von vorn durchzusprechen; allein der Fremde wußte ihnen seinen Wein so artig aufzubringen, daß sie sich unmöglich erwehren konnten, ihm Bescheid zu tun. Kaum hatten sie die letzten Gläser von den Lippen gesetzt, als sie schon alle ein stilles Vergessen ihrer 20 selbst ergriff, und eine angenehme Hinfälligkeit sie auf die unbereiteten Lager ausstreckte. Sie verschliefen das herrliche Schauspiel der aufgehenden Sonne und wurden endlich durch den Glanz und die Wärme ihrer Strahlen aus dem Schlaf geweckt. Sie sahen ihren Nachbar beschäftigt, an seinem Schiffe etwas auszu- 25 bessern, sie grüßten einander, und er erinnerte sie lächelnd an den Streit des vorigen Abends. Sie wußten sich kaum noch darauf zu besinnen und schämten sich, als er in ihrem Gedächtnis die Umstände, wie er sie gefunden, nach und nach hervorrief. „Ich will meiner Arznei“, fuhr er fort, „nicht mehr Wert geben, als sie hat, 30 die ich Ihnen gestern in der Gestalt einiger Gläser Madera beibrachte; aber Sie können von Glück sagen, daß Sie so schnell einer

¹ Das fabelhafte Trinkvermögen ist eine Haupteigenschaft des Habelaischen „Pantagruelismus“.

Sorge los geworden sind, von der so viele Menschen jetzt heftig, ja bis zum Wahnsinn angegriffen sind.“

„Sind wir krank gewesen?“ fragte einer, „das ist doch sonderbar.“ — „Ich kann Sie versichern“, versetzte der fremde Schiffer,
 5 „Sie waren vollkommen angesteckt, ich traf Sie in einer heftigen Krisis.“

„Und was für eine Krankheit wäre es denn gewesen?“ fragte Alciphron, „ich verstehe mich doch auch ein wenig auf die Medizin.“

„Es ist das Zeitfieber“, sagte der Fremde, „das einige auch
 10 das Fieber der Zeit nennen und glauben sich noch bestimmter auszudrücken; andere nennen es das Zeitungsfieber, denen ich auch nicht entgegen sein will. Es ist eine böse ansteckende Krankheit, die sich sogar durch die Luft mittheilt, ich wollte wetten, Sie haben sie gestern abend in der Atmosphäre der schwimmenden
 15 Inseln gefangen.“

„Was sind denn die Symptome dieses Übels?“ fragte Alciphron.

„Sie sind sonderbar und traurig genug“, versetzte der Fremde: der Mensch vergißt sogleich seine nächsten Verhältnisse, er miß-
 20 kennt seine wahrsten, seine klarsten Vorteile, er opfert alles, ja seine Neigungen und Leidenschaften einer Meinung auf, die nun zur größten Leidenschaft wird. Kommt man nicht bald zu Hülfe, so hält es gewöhnlich sehr schwer, so setzt sich die Meinung im Kopfe fest und wird gleichsam die Achse, um die sich der blinde
 25 Wahnsinn herumdreht. Nun vergißt der Mensch die Geschäfte, die sonst den Seinigen und dem Staate nutzen, er sieht Vater und Mutter, Brüder und Schwestern nicht mehr. Ihr, die ihr so friedfertige, vernünftige Menschen schienet, ehe ihr in dem Falle waret — — —“

30 Der Papimane erzählt, was in ihrer Nachbarschaft vorgegangen.

„So sehr uns diese Übel quälten, schienen wir sie doch eine Zeitlang über die wunderbaren und schrecklichen Naturbegeben-

heiten zu vergessen, die sich in unserer Nachbarschaft zutrug. Ihr habt von der großen und merkwürdigen Insel der Monarchomanen gehört, die eine Tagreise von uns nordwärts gelegen war.“

„Wir haben nichts davon gehört“, sagte Epistemon, „und es wundert mich um so mehr, als einer unserer Anherrn in diesem Meere auf Entdeckungen ausging. Erzählt uns von dieser Insel, was Ihr wißt, damit wir beurteilen, ob es der Mühe wert ist, selbst hin zu segeln und uns nach ihr und ihrer Verfassung zu erkundigen.“

„Es wird schwer sein, sie zu finden“, versetzte der Papimane. 10

„Ist sie versunken?“ fragte Alciphron.

„Sie hat sich auf und davon gemacht“, versetzte jener.

„Wie ist das zugegangen?“ fragten die Brüder fast mit einer Stimme.

„Die Insel der Monarchomanen“, fuhr der Erzähler fort, 15
 „war eine der schönsten, merkwürdigsten und berühmtesten Inseln unsers Archipelagus; man konnte sie füglich in drei Teile teilen, auch sprach man gewöhnlich nur von der Residenz, der steilen Küste und dem Lande. Die Residenz, ein Wunder der Welt, war auf dem Vorgebirge angelegt, und alle Künste hatten sich vereinigt, dieses Gebäude zu verherrlichen. Sahet ihr seine Fundamente, so waret ihr zweifelhaft, ob es auf Mauern oder auf Felsen stand: so oft und viel hatten Menschenhände der Natur nachgeholfen. Sahet ihr seine Gebäude, so glaubtet ihr, alle Tempel der Götter wären hier symmetrisch zusammengestellt, um 20
 alle Völker zu einer Wallfahrt hierher einzuladen. Betrachtetet ihr seine Gipfel und Zinnen, so mußtet ihr denken, die Riesen hätten hier zum zweitenmal Anstalt gemacht, den Himmel zu ersteigen; man konnte es eine Stadt, ja man konnte es ein Reich nennen. Hier thronte der König in seiner Herrlichkeit, und niemand schien ihm auf der ganzen Erde gleich zu sein. 30

„Nicht weit von da fing die steile Küste an sich zu erstrecken; auch hier war die Kunst der Natur mit unendlichen Bemühungen zu Hülfe gekommen, auch hier hatte man Felsen gebauet, um Fel-

jen zu verbinden, die ganze Höhe war terrassenweis eingeschnitten, man hatte fruchtbar Erdreich auf Maultieren hingeschafft. Alle Pflanzen, besonders der Wein, Zitronen und Pomeranzen, fanden ein glückliches Gedeihen, denn die Küste lag der Sonne wohl
 5 ausgefekt. Hier wohnten die Vornehmen des Reichs und bauten Paläste; der Schiffer verstummte, der sich der Küste näherte.

„Der dritte Teil und der größte war meistens Ebene und fruchtbarer Boden, diesen bearbeitete das Landvolf mit vieler Sorgfalt.

10 „Es war ein altes Reichsgesetz, daß der Landmann für seine Mühe einen Teil der erzeugten Früchte, wie billig, genießen sollte; es war ihm aber bei schwerer Strafe untersagt, sich satt zu essen, und so war diese Insel die glücklichste von der Welt. Der Landmann hatte immer Appetit und Lust zur Arbeit. Die Vornehmen, deren Magen sich meist in schlechten Umständen befanden,
 15 hatten Mittel genug, ihren Gaumen zu reizen, und der König tat oder glaubte wenigstens immer zu tun, was er wollte.

„Diese paradiesische Glückseligkeit ward auf eine Weise gestört, die höchst unerwartet war, ob man sie gleich längst hätte vermuten sollen. Es war den Naturforschern bekannt, daß die Insel vor alten Zeiten durch die Gewalt des unterirdischen Feuers sich aus dem Meer emporgehoben hatte. So viel Jahre auch vorüber sein mochten, fanden sich doch noch häufige Spuren ihres alten Zustandes: Schlacken, Bimsstein, warme Quellen und dergleichen Kennzeichen mehr; auch mußte die Insel von innerlichen
 25 Erschütterungen oft vieles leiden. Man sah hier und dort an der Erde bei Tage Dünste schweben, bei Nacht Feuer hüpfen, und der lebhafte Charakter der Einwohner ließ auf die feurigen Eigenschaften des Bodens ganz natürlich schließen.

30 „Es sind nun einige Jahre, daß nach wiederholten Erdbeben an der Mittagsseite des Landes, zwischen der Ebene und der steilen Küste, ein gewaltfamer Vulkan ausbrach, der viele Monate die Nachbarschaft verwüstete, die Insel im Innersten erschütterte und sie ganz mit Asche bedeckte.

„Wir konnten von unserm Ufer bei Tag den Rauch, bei Nacht die Flamme gewahr werden. Es war entsetzlich anzusehen, wenn in der Finsternis ein brennender Himmel über ihrem Horizont schwebte; das Meer war in ungewöhnlicher Bewegung, und die Stürme sausten mit fürchterlicher Wut.

5

„Ihr könnt euch die Größe unsers Erstaunens denken, als wir eines Morgens, nachdem wir in der Nacht ein entsetzlich Geprah gehört und Himmel und Meer gleichsam in Feuer gesehen, ein großes Stück Land auf unsere Insel zuschwimmend erblickten. Es war, wie wir uns bald überzeugen konnten, die steile Küste selbst, die auf uns zukam. Wir konnten bald ihre Paläste, Mauern und Gärten erkennen, und wir fürchteten, daß sie an unsere Küste, die an jener Seite sehr sandig und untief ist, stranden und zu Grunde gehen möchten. Glücklicherweise erhob sich ein Wind und trieb sie etwas mehr nordwärts. Dort läßt sie sich, wie ein Schiffer erzählt, bald da, bald dorten sehen, hat aber noch keinen festen Stand gewinnen können.

10

15

„Wir erfuhren bald, daß in jener schrecklichen Nacht die Insel der Monarchomanen sich in drei Teile gespalten, daß sich diese Teile gewaltsam einander abgestoßen und daß die beiden andern Teile, die Residenz und das Land, nun gleichfalls auf dem offenen Meere herumschwämmen und von allen Stürmen wie ein Schiff ohne Steuer hin- und wiedergetrieben würden. Von dem Lande, wie man es nennt, haben wir nie etwas wieder gesehen; die Residenz aber konnten wir noch vor einigen Tagen im Nordosten sehr deutlich am Horizont erkennen.“

20

25

Es läßt sich denken, daß unsere Reisenden durch diese Erzählung sehr ins Feuer gesetzt wurden. Ein wichtiges Land, das ihr Mniherr unentdeckt gelassen, ob er gleich so nahe vorbeigekommen, in dem sonderbarsten Zustande von der Welt stückweise aufzuzuchen, war ein wichtiges Unternehmen, das ihnen von mehr als einer Seite Nutzen und Ehre versprach. Man zeigte ihnen von weitem die Residenz am Horizont als eine große blaue Masse, und zu ihrer größten Freude ließ sich westwärts in der Entfer-

30

nung ein hohes Ufer sehen, welches die Papi-
 manen sogleich für die steile Küste erkannten, die mit günstigem Wind, obgleich lang-
 sam, gegen die Residenz zu ihre Richtung zu nehmen schien. Man
 faßte daher den Schluß, gleichfalls dahin zu steuern, zu sehen, ob
 5 man nicht die schöne Küste unterwegs abschneiden und in ihrer
 Gesellschaft oder wohl gar in einem der schönen Paläste den Weg
 nach der Residenz vollenden könne. Man nahm von den Papi-
 manen Abschied, hinterließ ihnen einige Rosenkränze, Skapuliere
 und Agnus Dei¹, die von ihnen, ob sie gleich deren genug hatten,
 10 mit großer Ehrfurcht und Dankbarkeit angenommen wurden.

Raum befanden sich unsere Brüder in dem leidlichen Zu-
 stande, in welchem wir sie gesehen haben, als sie bald empfanden,
 daß ihnen gerade noch das Beste fehlte, um ihren Tag fröhlich
 hinzubringen und zu enden. Alkides erriet ihre Gesinnungen aus
 15 den seinigen und sagte: „So wohl es uns auch geht, meine Brü-
 der, besser als Reisende sich nur wünschen dürfen, so können wir
 doch nicht undankbar gegen das Schicksal und unsern Wirt ge-
 nannt werden, wenn wir frei gestehen, daß wir in diesem könig-
 lichen Schlosse, an dieser üppigen Tafel einen Mangel fühlen,
 20 der desto unleidlicher ist, je mehr uns die übrigen Umstände be-
 günstigt haben. Auf Reisen, im Lager, bei Geschäften und Han-
 delschäften und was sonst den unternehmenden Geist der Männer
 zu beschäftigen pflegt, vergessen wir eine Zeitlang der liebens-
 würdigen Gespielinnen unsres Lebens, und wir scheinen die un-
 25 entbehrliche Gegenwart der Schönen einen Augenblick nicht zu
 vermessen. Haben wir aber nur wieder Grund und Boden er-
 reicht, bedeckt uns ein Dach, schließt uns ein Saal in seine vier
 Wände, gleich entdecken wir, was uns fehlt: ein freundliches
 Auge der Gebieterin, eine Hand, die sich traulich mit der unsern
 30 zusammenschließt.“

¹ Kleine medaillenförmige Heiligenbilder mit dem „Lamm Gottes“ auf der
 einen Seite.

„Ich habe“, sagte Panurg, „den alten Wirt über diesen Punkt erst auf die feinste Weise sondiert, und da er nicht hören wollte, auf die gradeste Weise befragt, und ich habe nichts von ihm erfahren können. Er leugnet, daß ein weibliches Geschöpf in dem Palaste sei. Die Geliebte des Königs sei mit ihm, ihre Frauen seien ihr gefolgt und die übrigen ermordet oder entflohen.“

„Er redet nicht wahr“, versetzte Epistemon, „die traurigen Reste, die uns den Eingang der Burg verwehrten, waren die Leichname tapfrer Männer, und er sagte ja selbst, daß noch niemand weggeschafft oder begraben sei.“

„Weit entfernt“, sagte Panurg, „seinen Worten zu trauen, habe ich das Schloß und seine vielen Flügel betrachtet und im Zusammenhange überlegt. Gegen die rechte Seite, wo die hohen Felsen senkrecht aus dem Meere hervorstehen, liegt ein Gebäude, das mir so prächtig als fest zu sein scheint, es hängt mit der Residenz durch einen Gang zusammen, der auf ungeheuern Bogen steht. Der Alte, da er uns alles zu zeigen schien, hat uns immer von dieser Seite weggehalten, und ich wette, dort findet sich die Schatzkammer, an deren Eröffnung uns viel gelegen wäre.“

Die Brüder wurden einig, daß man den Weg dahin suchen solle. Um kein Aufsehen zu erregen, ward Panurg und Alciphron abgesandt, die in weniger als einer Stunde mit glücklichen Nachrichten zurückkamen. Sie hatten nach jener Seite zu geheime Tapentüren entdeckt, die ohne Schlüssel, durch künstlich angewandten Druck sich eröffneten. Sie waren in einige große Wohnzimmer gekommen, hatten aber Bedenken getragen, weiter zu gehen, und kamen nun, den Brüdern, was sie ausgerichtet, anzuzeigen.



Anmerkungen des Herausgebers

zu Band 9.

Wilhelm Meisters Lehrjahre (S. 1—459).

Vorbemerkung.

Der vorliegenden Ausgabe von Buch 1—6 des Goetheschen Romans „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ wurde zugrunde gelegt:

C = Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1827—30. (40 Bde. 8^o): Bd. 18 (1830), S. 1—326, Bd. 19 (1830), S. 1—358.

W = Goethes Werke. Herausg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Bd. 21 und 22 (Weim., H. Böhlau Nachf., 1898 und 1899), stand zur Zeit der Fertigstellung des Textes der vorliegenden Ausgabe noch aus. Nach dem Erscheinen von *W* zeigte es sich, daß *C* eine Reihe verderbter Lesarten enthalte. Diese sind in unsern Stereotypplatten verbessert worden. Folgende Änderungen wurden gegenüber den Lesarten der ersten, bereits vor längerer Zeit gedruckten Abzüge von Bd. 9 auf Grund unserer nachträglich mit *W* verglichenen, dabei aber, wie stets, ihre Selbständigkeit behauptenden Textrevision vorgenommen:

Erstes Buch (S. 17—88).

S. 19, Z. 29.	Lies herein
„ 20, „ 9.	Zeit nur so
„ 22, „ 6.	Idee vom
„ 22, „ 14.	Neigung
„ 24, „ 8.	hervorwieß
„ 25, „ 5.	Gewohnheit noch fleißig
„ 31, „ 27.	Bretchen (<i>so immer</i>)
„ 40, „ 15.	ergöhte (<i>so immer</i>)
„ 42, „ 17.	größer
„ 43, „ 2.	ihrer
„ 57, „ 10.	viere
„ 59, „ 11.	weiten und langen
„ 67, „ 20.	tiefe Zeiten
„ 71, „ 8.	in früheren Zeiten
„ 27.	Reinlichkeit
„ 76, „ 23.	um einige
„ 80, „ 2.	Dich
„ 85, „ 33.	sagte (<i>so oft</i>)

Zweites Buch (S. 89—161).

S. 90, Z. 26.	Lies Schmerzens (<i>so öfters</i>)
„ 91, „ 34.	erste und letzte
„ 99, „ 31 f.	„ ,die Treue, die Liebe, die
„ 123, „ 22.	„ Madame (<i>so meist</i>)
„ 27.	„ ausdrückte (<i>so oft</i>)
„ 133, „ 11.	„ beisammen
„ 141, „ 23.	„ Nothhilfe
„ 142, „ 8.	„ Protestationen
„ 143, „ 5 f.	„ angegriffen
„ 30 f.	„ jüngern und von der Natur glücklicher begabten Person
„ 145, „ 5.	„ und ihn zu
„ 9.	„ die Menschen
„ 158, „ 28.	„ Arbeitsfleiß

Drittes Buch (S. 162—223).

S. 164, Z. 4.	Lies Talent, daß
---------------	------------------

- S. 164, Z. 9. Lies **Gesicht**
 „ 176, „ 15. „ **eine lange Zeit**
 „ 30 f. „ **Erscheinung näher**
 „ 178, „ 16. „ **unfälle (so öfters)**
 „ 185, „ 23. „ **Geschäfte**
 „ 192, „ 29. „ **nicht allein heraus-**
 helfen
 „ 195, „ 17. „ **Wilhelmen (so meist)**
 „ 197, „ 6. „ **glaubt**
 „ 199, „ 17. „ **Inbessen hat**
 „ 205, „ 13 f. „ **daß sich halb der Raum**
 des Zimmers aus-
 fällt,
 „ 29. „ **Schloßhose**
 „ 208, „ 22. „ **so feine**
 „ 32. „ **übermächtige**
 „ 209, „ 12. „ **Argantische**
 „ 210, „ 14. „ **Türe (so oft)**
 „ 19. „ **einige Augenblicke**
 „ 28. „ **sie sich erholt**
 „ 212, „ 1. „ **Trefflichkeiten**

Viertes Buch (S. 224—309).

- S. 226, Z. 9. Lies **meinen Zweifeln**
 „ 229, „ 24. „ **allein abends**
 „ 240, „ 2. „ **den . . . Ereignissen**
 „ 250, „ 1. „ **mit einem Ton**
 „ 256, „ 15. „ **betragen**
 „ 259, „ 11. „ **herantritt**
 „ 260, „ 5. „ **und half**
 „ 265, „ 7. „ **schwinbelt**
 „ 277, „ 22. „ **Gefinnung**
 „ 278, „ 15. „ **sechzehn**
 „ 281, „ 22. „ **wanden sich sehr**
 „ 283, „ 8. „ **in Ihnen gleichsam**
 „ 21. „ **in Verdacht,**
 „ 285, „ 26. „ **sollten**
 „ 286, „ 10. „ **rief ich aus**
 „ 292, „ 1 f. „ **ist es hohe Zeit, daß**
 Sie auch
 „ 293, „ 10. „ **konnte**
 „ 300, „ 18. „ **diese Manier gegen**
 Wilhelm,
 „ 304, „ 14. „ **mir vor jener**
 „ 305, „ 23. „ **hab' (so oft)**

Fünftes Buch (S. 310—390).

- S. 316, Z. 29. Lies **wenigen**
 „ 317, „ 16. „ **nicht zu viel**
 „ 318, „ 2. „ **warb**

- S. 320, Z. 21. Lies **dürfte**
 „ 321, „ 10. „ **daß das alles**
 „ 322, „ 27. „ **könne**
 „ 326, „ 29. „ **die mir immer**
 „ 327, „ 1. „ **wie ich nunmehr**
 „ 328, „ 10. „ **ändern**
 „ 19. „ **Ungeklärlichkeiten**
 „ 20. „ **seiner ganzen Würde**
 „ 32. „ **am besten passen werde**
 „ 331, „ 30. „ **diesem Unwesen**
 „ 336, „ 3. „ **nur auch von**
 „ 337, „ 16. „ **nicht ganz im Klaren**
 „ 342, „ 1. „ **ausschließliche**
 „ 349, „ 31. „ **in Verdacht**
 „ 351, „ 18. „ **suchte**
 „ 359, „ 26. „ **der übrige**
 „ 369, „ 34 f. „ **beim ersten Anblick**
 „ 370, „ 11. „ **drauß**
 „ 371, „ 13. „ **Betrügen (so oft)**
 „ 374, „ 16 f. „ **Nachahmenswerte**
 „ 379, „ 6. „ **eben der Zeit**
 „ 382, „ 19 f. „ **Begebenheit**
 „ 25 f. „ **leistn, um**

Sechstes Buch (S. 391—459).

- S. 394, Z. 23. Lies **Seele auch so**
 „ 401, „ 19. „ **ander Zimmer**
 „ 33 f. „ **hinunter, selbst**
 „ 407, „ 21. „ **allenfalls**
 „ 416, „ 20. „ **Meinungen weniger**
 als nichts
 „ 417, „ 16. „ **im Wesentlichen**
 „ 418, „ 33. „ **Verwandte**
 „ 423, „ 1. „ **Wie der**
 „ 427, „ 6. „ **hörte ich doch**
 „ 30. „ **von weiten**
 „ 432, „ 7. „ **Nun hatte ich aber**
 „ 433, „ 25. „ **Er hatte mir**
 „ 435, „ 33. „ **in seiner Nähe**
 „ 436, „ 26. „ **geschwinde**
 „ 437, „ 3. „ **nur bisher**
 „ 439, „ 15. „ **allen**
 „ 18. „ **ward**
 „ 440, „ 20. „ **wobei**
 „ 23. „ **Jagd und**
 „ 29. „ **es bei nahe**
 „ 447, „ 14. „ **ber Zimmer**
 „ 450, „ 26. „ **hat ihn nur, mein**
 „ 451, „ 20. „ **Fieber, daß**
 „ 456, „ 12. „ **eine immer gleiche**

Wir vermerken noch folgende Abkürzungen oft angeführter Werke¹:

- Bielschowsky** = Albert Bielschowsky, Goethe. Sein Leben und seine Werke. (Bd. 1: 5. Aufl., Münch., 1904. Bd. 2: 1.—3. Aufl., Münch., 1904.)
- Braun** = Goethe im Urteile seiner Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte, Notizen, Goethe und seine Werke betreffend, aus den Jahren 1773—1786, gesammelt und herausg. von Julius W. Braun (Berl., 1883—85, 3 Bde.).
- „**Briefe**“ = Goethes Werke. Herausg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. 4. Abteilung: Goethes Briefe (Weim., 1887 ff.; bis 1903: 28 Bde.).
- Burkhardt** = C. A. H. Burkhardt, Das Repertoire des Weimarer Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817 (Hamb. und Leipz., 1891).
- Dechent** = Goethes Schöne Seele Susanna Katharina v. Klettenberg. Ein Lebensbild im Anschlusse an eine Sonderausgabe der Bekenntnisse einer schönen Seele entworfen von Dr. phil. Hermann Dechent, Pfarrer (Gotha, 1896).
- Düntzer** = Wilhelm Meisters Lehrjahre von Goethe. Erläutert von Heinrich Düntzer (2. Aufl., Leipz., 1875).
- Friedlaender** = Max Friedlaender, Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert. Quellen und Studien (Stuttg. und Berl., 1902, 2 [3] Bde.).
- „**Gespräche**“ = Goethes Gespräche. Herausgeber Woldemar Freiherr von Biedermann (Leipz., 1889—96, 10 Bde.).
- Goethe-Humboldt** = Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt. Herausg. von F. Th. Bratranek (Leipz., 1876).
- „**Goethes Mutter**“ = Karl Heinemann, Goethes Mutter (6. verb. Aufl., Leipz. und Berl., 1900).
- Graef** = Hans Gerhard Graef, Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. Erster Teil: Die epischen Dichtungen (Frankf. a. M., 1901—02).
- Heinemann** = Karl Heinemann, Goethe (3. verb. Aufl., Leipz., 1903).
- „**Jahr.**“ = Goethe-Jahrbuch. Herausg. von Ludwig Geiger (Frankf. a. M., 1880 ff.; bis 1903: 24 Bde.).
- „**Jubiläumsausgabe**“ = Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden. In Verbindung mit Konrad Burdach u. v. a. herausg. von Eduard von der Hellen (Stuttg. und Berl., Cotta, o. J.).
- Lappenberg** = J. M. Lappenberg, Reliquien der Fräulein Susanna Catharina von Klettenberg, nebst Erläuterungen zu den Bekenntnissen einer schönen Seele (Hamb., 1849).
- Meyer** = Richard M. Meyer, Goethe (2. Aufl., Berl., 1898).
- Morris** = Max Morris, Goethe-Studien (2. veränderte Aufl., Berl., 1902, 2 Bde.).
- Riemann** = Robert Riemann, Goethes Romantechnik (Leipz., 1902).
- Scherer** = Wilhelm Scherer, Geschichte der deutschen Literatur (8. Aufl., Berl., 1899).
- Schiller-Humboldt** = Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt (3. verm. Aufl., Stuttg., 1900).
- Schiller-Körner** = Schillers Briefwechsel mit Körner (2. verm. Aufl., Leipz., 1874).
- „**Schillers Briefe**“ = Schillers Briefe. Herausg. und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Kritische Gesamtausgabe (Stuttg., Leipz., Berl., Wien, o. J., 7 Bde.).
- „**Schriften der G.-G.**“ = Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausg. von Bernhard Suphan (Weim., 1886 ff.).

¹ Der folgende literarhistorische Kommentar zu den sechs ersten Büchern ist vom Herausgeber der beiden letzten bearbeitet.

„Tagebücher“ = Goethes Werke. Herausg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. 3. Abteilung: Goethes Tagebücher (Weim., 1887—1908, 13 Bde.).

Einleitung des Herausgebers (S. 3—16).

- S. 3, Z. 1f. Eine seiner „inkalkulabelsten Produktionen“: „Gespräche“, Bd. 5, S. 134.
- Z. 11. 16. Febr. 1777: „Tagebücher“, Bd. 1, S. 34.
- Z. 18. 2. Jan. 1778: „Tagebücher“, Bd. 1, S. 59.
- Z. 21. 25. Febr. 1780: „Tagebücher“, Bd. 1, S. 108.
- Z. 24f. bitterlich zu weinen: „Briefe“, Bd. 4, S. 231f.
- S. 4, Z. 2. 12. Nov. 1782: „Briefe“, Bd. 6, S. 210.
- Z. 6f. 8. Dez. 1785: „Briefe“, Bd. 7, S. 138.
- Z. 9. 21. Mai 1786: „Briefe“, Bd. 7, S. 220.
- Z. 10ff. auch hieß Buch bis ist das Beste: „Briefe“, Bd. 7, S. 221.
- Z. 20. 21. Juli 1788: „Briefe“, Bd. 9, S. 4.
- S. 5, Z. 3f. 25. Dez. 1794: „Briefe“, Bd. 10, S. 216.
- Z. 4. 11. Febr. 1795: „Briefe“, Bd. 10, S. 234.
- Z. 9. 18. Febr. 1795: „Briefe“, Bd. 10, S. 235.
- Z. 19. Die vollständige Entstehungsgeschichte ist bei Graef, Bd. 1, S. 696 ff. zu verfolgen, wo auf gegen 400 Seiten alle Äußerungen Goethes und seiner näheren Umgebung über den „Meister“ zusammengestellt sind.
- Z. 26. „Tag- und Jahreshefte“: *W*, Bd. 35, S. 6.
- S. 6, Z. 17. Wilhelm Meisters theatralische Sendung: „Briefe“, Bd. 6, S. 95f.; dazu *W*, Bd. 21, S. 329ff.
- Z. 29. Herders Bemerkung findet sich in dem Werk „Aus Herders Nachlaß“, Bd. 1, S. 20 (Frankf. a. M., 1856).
- S. 7, Z. 2. Schillers Äußerung: „Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 186.
- Z. 7. Goethes Antwort: „Briefe“, Bd. 10, S. 268.
- Z. 15. An Merck: „Briefe“, Bd. 3, S. 238.
- Z. 28. „Tag- und Jahreshefte“: *W*, Bd. 35, S. 8.
- S. 8, Z. 14f. Bemerkung von Goethes Mutter: vgl. zu Bd. 9, S. 18, Z. 5.
- Z. 26. „Dramatisches Ebenbild“: „Briefe“, Bd. 5, S. 352.
- S. 9, Z. 2. „Pseudokonfession“: „Briefe“, Bd. 10, S. 158.
- Z. 26. Zu Eckermann: „Gespräche“, Bd. 5, S. 134f.
- S. 10, Z. 14. An Knebel: „Briefe“, Bd. 3, S. 213.
- Z. 25ff. An Schiller: „Briefe“, Bd. 10, S. 244f.
- S. 11, Z. 3ff. 12. Juli 1796: „Briefe“, Bd. 11, S. 125.
- Z. 9. Vgl. die „Einleitung des Herausgebers“ zu den „Wanderjahren“ in Bd. 11 dieser Ausgabe.
- Z. 14. Lebensvorbilder. Vgl. unsere folgenden Anmerkungen zu Bd. 9: S. 18, Z. 5 (Mariane), S. 58, Z. 12 (Ehepaar Melina), S. 78, Z. 12 (Serlo), S. 105, Z. 1 (Philine), S. 105, Z. 15 (Mignon; Harfner), S. 134, Z. 32 (Abbé), S. 144, Z. 1ff. (Harfner), S. 153, Z. 3f. (Grafenpaar), S. 180, Z. 15 (Jarno), S. 194, Z. 3 (Prinz), S. 249, Z. 21f. (Natalie), S. 267, Z. 19 (Annelie), S. 278, Z. 23 (Felix), S. 291, Z. 9 (Lothario), S. 387, Z. 32 (Aurelie), S. 391, Z. 1 („Schöne Seele“ und ihr Kreis), und zu Bd. 10: S. 8, Z. 5 (Lydie), S. 21, Z. 5 (Therese), S. 31, Z. 30ff. (Frau v. Saint Alban).
- Z. 21f. „Epische Vorratskammer“: „Briefe“, Bd. 5, S. 78.
- Z. 22. „Politisch-moralisch-dramatische Tasche“: „Briefe“, Bd. 5, S. 240.
- S. 12, Z. 6. Vgl. Scherer, S. 566; dazu Riemann, S. 47ff. Über die Ähnlichkeit des „Wilhelm Meister“ mit den Wielandschen Bildungsromanen: J. Mi-

vor im „Jahrb.“, Bd. 9, S. 173 ff. (1888), wo auch über den Einfluß des englischen Romans im 18. Jahrhundert auf Goethe gehandelt wird.

Z. 20. Scarron: vgl. zu Bd. 9, S. 105, Z. 1.

S. 14, Z. 18. Die hauptsächlichsten Besprechungen finden sich zusammengestellt bei Braun, Bd. 2 (1787—1801), S. 162—166, 175—180, 221—245, 267—277, 284—303 (Friedrich Schlegel im „Athenäum“, Bd. 1, S. 147 ff.; Berl., 1798), 365—376. Allerlei gehässige Epigramme gegen den „Wilhelm Meister“ enthält der „Mücken-Almanach für das Jahr 1797“ (Pest [ungierter Druckort]). Über die Aufnahme der „Lehrjahre“ bei den Romantikern vgl. noch R. Haym, Die romantische Schule, S. 134 ff., 277 f., 280, 330, 375, 381, 522 (Berl., 1870), sowie Osk. F. Walzel in den „Schriften der G.-G.“, Bd. 13, S. XXVIII ff. (1898). Die bis etwa zum Jahre 1890 erschienene Literatur über die „Lehrjahre“ findet sich im wesentlichen verzeichnet bei K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, Bd. 4, S. 682 ff. und 572 (2. Aufl., Dresd., 1891). Dazu sei an dieser Stelle nur noch erwähnt die Dissertation: J. O. E. Donner, Der Einfluß Wilhelm Meisters auf den Roman der Romantiker (Heisingfors, 1894).

Z. 20 ff. „Odyssee der Bildung“ u. s. w.: vgl. Hermann Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert, Bd. 4 (= Buch 3, Abt. 2), S. 106 (4. Aufl., Braunsch., 1894), sowie Heinrich v. Treitschke, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, Bd. 3, S. 684 (2. Aufl., Leipz., 1886). Doch hatte schon vorher Berthold Auerbach („Goethe und die Erzählungskunst. Vortrag“, S. 24; Stuttg., 1861) den Wilhelm Meister den „modernen Odysseus, der die Heimat der Bildung sucht“, genannt.

An dieser Stelle seien ein paar Paralipomena eingeschaltet, die in W, Bd. 21, S. 331 ff., publiziert worden sind. Ein Notizblatt von der italienischen Reise, aus Rom, vermerkt einige Motive, die für Buch 5, Kap. 1, und für Buch 8, Kap. 10, in Frage kommen:

Felig Unarten

Schaudeln bey Tisch
Hembdenköpfe verlegen
aus der Boutelle trinden
aus der Schüssel essen

Auf einem anderen Blatt aus italienischer Zeit (1783) steht:

Felig Unarten.

Den Teller nicht rein essen
Das Glas nicht austrinden [gestrichen und dann doch wiederhergestellt]
aus der Flasche trinden
Aus der Schüssel essen

Wilhelm der eine unbedingte Existenz führt, in höchster Freyheit lebt bebingt sich solche immer mehr, eben weil er frey und ohne Rücksichten handelt

Auf drei verschiedenen Seiten eines Notizbuches von 1793 ist ferner zu lesen:

- | | |
|------|--|
| [1.] | In Bilh. den sittlichen Traum. |
| | In Laertes den Wunsch unbedingt zu leben |
| | In Philine die reine Sinnlichkeit |
| | Abe (lies: Abbe) Pädagogischer Traum |
| [2.] | Wilhelm aesthetisch sittlicher Traum |
| | Lothario heroisch activer Traum |
| | Laertes Unbedingter Wille |

Abbe	Pädagogischer prakt ¹ Traum
Philine	Gegenwärtige Sinnlichkeit Leichtsin ¹
Aurelie	<Hartnädig> hartnädiges Selbstquälendes festhalten
	
Emilie	Weibl. äst ^h sittl. Wirklichkeit praktisch
Julie	Häusliche reine Wirklichkeit
Mariane	
Mignon	Wahnsin des Mißverhältnisses

[3.] Ich liebe Mariane u. mußte sie verachten, ich verachtete Philinen und sie zwang mir eine Neigung ab, ich schätzte Aurelien und konnte sie nicht lieben ich verehere nein liebe schätze bete an [vgl. Bd. 10, S. 159, Z. 30 ff. dieser Ausgabe].

Ein letztes Paralipomenon ist unten, zu Bd. 10, S. 84, Z. 1 ff. abgedruckt.

Weitere Handschriften zu Buch 1—6 sind leider nicht erhalten. Über das Verhältnis der Drucke zueinander vgl. W, Bd. 21, S. 333 ff.

Erstes Buch (S. 17—88).

S. 17, Z. 6. Wie Mariane zeigen auch Mignon, die Baronin auf dem Grafenschlosse, Therese (vielleicht auch Natalie, die „Amazone“; vgl. Bd. 9, S. 250, Z. 5) einen Hang zu männlicher Kleidung. Über diese uns sicherlich mehr als das angehende achtzehnte Jahrhundert befremdende Erscheinung vgl. Varnhagen, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, Bd. 1, S. 502 ff. (Mannh., 1837).

S. 18, Z. 5. Auch in den 1776 gedichteten „Geschwistern“ heißt das Liebespaar, gewiß nicht zufällig, Wilhelm und Mariane. Gerade Mariane und die alte Barbara muten besonders „erlebt“ an, doch fehlt es an Belegen. An das Frankfurter Gretchen ist kaum zu denken, wohl aber an des Knaben Goethe Verkehr mit dem Frankfurter Schauspielervölkchen im allgemeinen. Während eines Besuchs vom Jahre 1806 bei Goethes Mutter in Frankfurt, die eine Abschrift der sechs vollendeten Bücher der „Lehrjahre“ erster Fassung auf einem Bücherbrette stehen hatte, erfuhr Ludwig Tieck von des Dichters ursprünglicher Absicht, den Roman mit einer Heirat zwischen Wilhelm und Mariane abzuschließen. Vgl. R. Köpke, L. Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters . . . , Teil 1, S. 329 (Leipz., 1855). Den Namen Wilhelm führt der Held als Shakespeare-Bewunderer; vgl. S. 231, Z. 27 ff. dieses Bandes, sowie den Vers: William! Stern der schönsten Höhe in dem Gedicht „Zwischen beiden Weiten“, Bd. 2, S. 108 dieser Ausgabe.

S. 19, Z. 29. Inwieweit Goethe in Wilhelm sich selbst dargestellt hat, führt besonders Bielschowsky (a. a. O., Bd. 2, S. 130 ff.) gut aus. Über Autobiographisches aus Goethes Jugend vgl. unsere Anmerkungen zu Bd. 9, S. 18, Z. 5, S. 20, Z. 1 ff. und 31, S. 22, Z. 13 ff., S. 36, Z. 13 und 27, S. 81, Z. 19 ff., S. 85, Z. 27 ff., S. 94, Z. 30, S. 105, Z. 15, S. 106, Z. 10, S. 133, Z. 27 ff., S. 142, Z. 4 ff., S. 391, Z. 1, sowie Bd. 10, S. 100, Z. 4 ff.

S. 20, Z. 1 ff. In diesem und den nächsten Kapiteln steckt besonders viel Autobiographisches; vgl. über den grämlichen Vater, seine Gemäldeliebbaberei und seinen Hausumbau, über Goethes Puppenspiel und seinen Besuch des Schauspiels, über seine eigenen poetischen Versuche in biblischen Stoffen und anderes den ersten Teil von „Dichtung und Wahrheit“.

Z. 31. Das Puppenspiel mit den Figuren von Goliath und David erhielten die Geschwister Goethe zu Weihnachten 1753 von der Großmutter (Bd. 12, S. 24

¹ Diese beiden Wörter sind nachträglicher Zusatz.

dieser Ausgabe). Dieses Puppenhaus befindet sich heut noch im Frankfurter Goethe-Hause; eine Abbildung davon gibt Heinemann, a. a. O., S. 33. Vgl. auch Karl Jügel, Das Puppenhaus, ein Erbstück in der Gontardschen Familie (Frankf. a. M., 1857). — Goethes Mutter schrieb dem Sohne nach Empfang der „Lehrjahre“ am 19. Jan. 1795: „Den besten und schönsten Dank vor deinen Wilhelm! Das war einmahl wieder vor mich ein Gaudium! Ich fühlte mich 30 Jahre jünger — sahe dich und die andern Knaben 3 Treppen hoch die preparation zum Puppenspiel machen — sahe wie die Elise Bethmann brügel vom ältesten Mors kriegte und dergleichen mehr“ („Schriften der G.-G.“, Bd. 4, S. 71; 1889). Stoffliche Nachwirkungen sowohl des Puppenspiels an sich wie der biblischen Dramatik zeigt z. B. das „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“ (W, Bd. 16, S. 20 ff.) mit seinen Marionetten und der Theatereinlage „Ahasver und Esther“.

S. 22, Z. 2 f. Vgl. 1. Samnelis, Kap. 18, V. 7.

Z. 13 ff. Vgl. „Dichtung und Wahrheit“, Buch 2 (Bd. 12, S. 96 dieser Ausgabe), wo es von dem eingeschmuggelten Exemplar des Klopstockschen „Messias“ heißt: Die Mutter hielt es heimlich, und wir Geschwister bemühtigten uns desselben, wann wir konnten, um in Freistunden, in irgend einem Winkel verborgen, die auffallendsten Stellen auswendig zu lernen.

S. 28, Z. 23 f. Vgl. „Faust“, V. 1938 f.

S. 36, Z. 13. Auch Goethes Vater hielt darauf, gelehrte Schneider zu Bedienten zu haben, die mehr schlecht als recht für Wolfgangs Garderobe sorgten: „Dichtung und Wahrheit“, Buch 6 (Bd. 12, S. 277 ff. dieser Ausgabe), und ebenda, Buch 2 (a. a. O., S. 63): Zeit beharrlicher hingegen war ich, mit Hilfe unferer Bedienten, eines Schneiders von Profession, eine Stützkammer auszustatten, welche zu unsern Schau- und Trauerspielen dienen sollte, die wir, nachdem wir den Puppen über den Kopf gewachsen waren, selbst aufzuführen Lust hatten.

Z. 27. Vgl. „Dichtung und Wahrheit“, Buch 2 (Bd. 12, S. 95 dieser Ausgabe), wo Goethe von „Koppens ‚Befreitem Jerusalem‘ und andren Übersetzungen“ spricht: Ich hatte diese sämtlichen Bände von Kindheit auf fleißig durchgelesen und teilweise memoriert, weshalb ich denn zur Unterhaltung der Gesellschaft öfters aufgerufen wurde.

S. 41, Z. 26 ff. Jean Paul, Vorschule der Ästhetik, S. 322 (2. Aufl., Stuttg. und Tübing., 1813): „Man hat die Bemerkung gemacht, daß ein Jüngling eher ein gutes Trauer-, als Lust-Spiel dichte.“

S. 46, Z. 2. Die ersten Gründungen von „National-Theatern“, deren Bestand nicht lange währte, fanden in den sechziger und siebziger Jahren zu Hamburg (1767), Wien (1776) und Mannheim (1779) statt; Berlin folgte 1786.

S. 48, Z. 1. Vgl. Bd. 9, S. 42, Z. 25 ff.

Z. 15. Über Goethes in historischem Fortschreiten sich wandelndes Verhältnis zum Handelsstande vgl. Jacob Minors Belege im „Jahrh.“, Bd. 9, S. 165 f. (1888); ferner Georg Heinrici, August Twisten nach Tagebüchern und Briefen, S. 67 (Berl., 1890). Dazu „Briefe“, Bd. 7, S. 97, wo Goethe am 20. Sept. 1785 an Charlotte von Stein über Edelsheim, der ihn besuchte, schreibt: Er hat mir manches zur Charakteristik der Stände geholfen, worauf ich so ausgehe. Auch der Wilhelm der „Geschwister“ (vgl. zu Bd. 9, S. 18, Z. 5) ist Kaufmann; ferner mag man an den Ferdinand der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ und seinen Vater denken: Bd. 10, S. 293 dieser Ausgabe. Am bedeutendsten sind die Ausführungen der „Wanderjahre“. — Von unserer obigen Stelle sagt Schiller in einem Brief an Goethe („Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 81): „Die Apologie des Handels ist herrlich und in einem großen Sinn.“

S. 50, Z. 22 ff. Vgl. Bd. 9, S. 43, Z. 14.

S. 57, Z. 30 f. Vgl. das tragische Hauptmotiv in den „Wahlverwandschaften“.

S. 58, Z. 12. Als erste Quelle zur Konzeption des Ehepaares Melina ist vielleicht eine in Weimar seinerzeit viel erörterte Begebenheit anzusehen; das Weimarer Wochenblatt des Jahres 1777 berichtet nämlich, daß „Christoph Gottlieb Zschock aus Angsburg, Studiosus zu Jena, und Joh. Louisa Krauß zu Jena sich wider den Willen ihrer Eltern verlobt haben, entwichen sind und in einem ritterschaftlichen Orte Marisfeld haben trauen lassen“. Vgl. darüber Düntzer, S. 8.

S. 60, Z. 3 ff. Diese Szene erinnert an den Eingang des von Goethe so hoch geschätzten Romans des Abbé Prévost: „Histoire du Chevalier des Grieux et de Manon Lescant“ (Amsterd., 1731), von dem Goethe eine ausführliche, ursprünglich für den Schluß des ersten Bandes von „Dichtung und Wahrheit“ bestimmte Nacherzählung niederschrieb (*W*, Bd. 26, S. 376—381, und Bd. 12, S. 501 zu S. 240, Z. 27 dieser Ausgabe). Vgl. auch Riemann, S. 86 f.

S. 61, Z. 24. Vgl. die ähnliche Szene in Kleists „Zerbrochenem Krug“ (7. Auftritt), wo der Dorfrichter Adam die ihm wohlbekannte Frau Martlie ebenfalls förmlich um ihr Nationale angeht.

S. 72, Z. 14. Geschäftig im Müßiggange. Eine Goethe geläufige Antithese; vgl. im „Götz“ (Bd. 7, S. 103, Z. 15 dieser Ausgabe): „Schreiben ist geschäftiger Müßiggang“. Vgl. auch Johann Elias Schlegels Lustspiel „Der geschäftige Müßiggänger“.

S. 75, Z. 20. „Der im Irr-Garten der Liebe herumtaumelnde Cavalier u. s. w.“ ist der Titel einer „Robinsonade“ vom Jahre 1738.

S. 78, Z. 12. Serlo gleicht mehrfach dem großen Hamburger Theaterdirigenten Friedrich Ludwig Schröder, zwischen dessen Shakespeare-Bearbeitung und der Hamlet-Aufführung in den „Lehrjahren“ offenbare Beziehungen bestehen; vgl. dazu Th. Lütke im „Jahrb.“, Bd. 5, S. 345 f. (1884). Der Name „Serlo“ ist durch einen Abt von Gloster in der Sage vom Tode Wilhelms II. von England belegt (Düntzer).

S. 79, Z. 20. Man denkt vor allem an Lessing, den Herausgeber der Reimaruschen „Fragmente“, und den Hamburger Hauptpastor Goetze. Vgl. auch „Dichtung und Wahrheit“, Buch 13 (Bd. 13, S. 132 dieser Ausgabe), und Goethes Aufsatz „Deutsches Theater“ (*W*, Bd. 40, S. 174 f.).

S. 81, Z. 19 ff. Hier mag Goethe von fern sein Gemälde und Bücher sammelnder, bis ins Alter von einer italienischen Reise zehrender Vater vorgeschwebt haben: „Dichtung und Wahrheit“, Buch 1 (Bd. 12, S. 23 f. und S. 38 ff.).

S. 83, Anm. Goethe kannte die Sage wohl schon aus den „Acerra philologica“ (Bd. 10, S. 148, Z. 26 und die dazugehörige Anmerkung am Schlusse des Bandes). Die Szene ist von Gérard de Lairese in zwei Gemälden behandelt worden, deren eines Winckelmann in dem „Sendschreiben über die Gedanken von der Nachahmung der griechischen Werke in der Malerey und Bildhauerkunst“ („Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerey und Bildhauerkunst“, S. 76 ff.; 2. verm. Aufl., Dresd. und Leipzig, 1756) überaus lobend besprochen hatte. Es befindet sich jetzt im Besitze des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin zu Ludwigslust, eine größere Wiederholung zu Karlsruhe. Vgl. Düntzer, S. 129, Anm.

S. 85, Z. 27 ff. So trieb es Goethe selbst die Nacht vor Lillis Fenster („Dichtung und Wahrheit“, Buch 20: Bd. 13, S. 358 dieser Ausgabe). So wacht Eduard in den „Wahlverwandschaften“ unter den Fenstern Otiliens (Bd. 8, S. 261 f. dieser Ausgabe).

Z. 28. Der Ausdruck „Sänger“ fällt auf gegenüber Z. 24 ff. und Z. 32 dieser Seite.

S. 88, Z. 12 ff. Über Briefe und Brieftechnik in den „Lehrjahren“ vgl. Riemann, S. 121 ff.

Zweites Buch (S. 89—161).

S. 89, Z. 22 ff. Vgl. das ähnliche Bild von vorzeitig platzenden Feuerwerkskörpern in den Versen an Minna Herzlieb: Bd. 1, S. 259 dieser Ausgabe. Vielleicht schwebte Goethe dabei der Schluß des 3. Aufzugs von Shakespeares „Hamlet“ vor: „Der Spaß ist, wenn mit seinem eignen Pulver Der Feuerwerker auflegt.“

S. 94, Z. 30. Solche Autodafés stellte Goethe selbst mit seinen Gedichten an, als er Leipzig verließ, und ehe er von Frankfurt nach Straßburg ging.

S. 104, Z. 32. Das Beiwort „wohlgebildet“ ist bei Goethe sehr beliebt, namentlich wenn eine neu auftretende, zumal junge Person zuerst charakterisiert werden soll. Vgl. Riemann, S. 65 f. und z. B.: S. 111, Z. 34, S. 134, Z. 32, S. 353, Z. 22 dieses Bandes; ferner Bd. 10, S. 4, Z. 11, S. 294, Z. 29, S. 384, Z. 20, Bd. 11, S. 55, Z. 18 dieser Ausgabe.

S. 105, Z. 1. Über ein lebendes Gegenstück zu Philine vgl. Goethes Brief an Charlotte v. Stein vom 20. Jan. 1787 aus Rom: Eine wunderbare Erscheinung war mir hier der Fürst von Waldeck mit dem Schützen aus Carlshab. Ich habe ihn besucht, sie aber nur von weiten gesehen. Sie ist mit dem Bischoff von Prag verwandt und ihr alter Mann ist auch mit hier, also kann es wohl nicht fehlen, daß es das Silhouettchen sey. („Briefe“, Bd. 8, S. 143); dazu nehme man die Briefe an Charlotte v. Stein vom 2. Sept. 1786 („Briefe“, Bd. 8, S. 22: Der Herrnhut hab' ich die Philiſinen-Silhouette recht ernstlich gezeigt und sie sehr neugierig gemacht. Berrathe es ja nicht.) und an Karl August vom 20. Jan. 1787 (ebd., S. 138); vielleicht ist auch der Brief vom 23. Aug. 1792 in der „Kampagne in Frankreich“ (Bd. 15, S. 255 unserer Ausgabe) auf dieselbe Person zu beziehen. Vgl. ferner Erich Schmidt in den „Schriften der Goethe-Gesellschaft“ Bd. 2, S. 371 (1887). — Georg Ellinger glaubt ein Vorbild für Friedrichs Verhältnis zu Philine in Leandre und Angelika des Scarronschen „Roman comique“ zu erkennen („Jahrb.“, Bd. 9, S. 191; 1888); diese Ähnlichkeit steht auf so schwachen Füßen wie überhaupt der zuerst von Garve und dann von Scherer (a. a. O., S. 566) behauptete Einfluß des Scarronschen auf den Goetheschen Roman; vgl. dazu auch Witkowski, Goethe, S. 141 (Leipzig, Berl. und Wien, 1899), und Riemann, S. 74 ff. Daß Goethe den weit verbreiteten Namen Leander erwähnt (Bd. 9, S. 24, Z. 6), beweist nichts.

S. 105, Z. 15. Mignon. Ein bei Goethes Art zu dichten fast unbedingt anzunehmendes menschliches Vorbild für diese schönste Gestalt des Romans ist noch nicht mit völliger Sicherheit erkannt worden. In der ersten Zeit der Konzeption heißt sie bei Goethe übrigens „der Mignon“ (z. B. „Tagebücher“, Bd. 1, S. 224). Freunde wie Knebel wußten kein Modell zu bezeichnen („Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel“, Bd. 1, S. 136; Leipzig, 1851). Von einigen verwandten Gestalten berichtete Goethes autobiographische Schriften. So erzählt er in „Dichtung und Wahrheit“, Buch 3 (Bd. 12, S. 112 f. dieser Ausgabe), von dem hübschen, einen Solotanz aufführenden Knaben im Frankfurter Schauspiel, und ebenda in Buch 12 (Bd. 13, S. 63 dieser Ausgabe): In Mainz hatte mir ein harspielender Knabe so wohl gefallen, daß ich ihn, weil die Messe gerade vor der Thür war, nach Frankfurt einlub, ihm Wohnung zu geben und ihn zu befördern versprach. In diesem Ereignis trat wieder einmal diejenige Eigenheit hervor, die mich in meinem Leben so viel gekostet hat, daß ich nämlich gern sehe, wenn jüngere Wesen sich um mich versammeln und an mich anknüpfen, wodurch ich denn freilich zuletzt mit ihrem Schicksal belastet werde. An Mignon und den Harfner zugleich wird man endlich gemahnt bei dem Bericht der „Italienschen Reise“ vom 7. Sept. 1786 (Bd. 14, S. 23 dieser Ausgabe), zu einer Zeit also freilich, als die „Lehrjahre“ schon lange im Entstehen waren: Etwa eine Stunde von dem Orte [Walchen-

see] begegnete mir ein artiges Abenteuer: ein Harfner mit seiner Tochter, einem Mädchen von elf Jahren, gingen vor mir her und baten mich, das Kind einzunehmen. Er trug das Instrument weiter etc. Mignonsche Gauklerkunststücke sah Goethe ferner, seinen Epigrammen zufolge, in Venedig 1790 (Bd. 1, S. 213 ff. dieser Ausgabe). — Man hat (Meyer, S. 82) auch auf Maxe Brentano als ein Modell zu Mignon hingewiesen. Die bemerkenswerteste Hypothese über die Urzelle der Mignon-Gestalt ist von Richard Rosenbaum in den „Preussischen Jahrbüchern“ vom Februar 1897 (Bd. 87, S. 298—318) aufgestellt worden. Er sucht wahrscheinlich zu machen, daß das Urbild Mignons ein etwa elfjähriges Mädchen namens Petronella gewesen sei, das 1764 zu Göttingen in der Truppe des italienischen Equilibristen Caratta auftrat und sowohl wegen seiner vollkommenen Leistungen wie besonders wegen seines romantisch-geheimnisvollen Wesens allgemeine Teilnahme fand. Fünf Göttinger Studenten ließen noch in demselben Jahre ein Heftchen mit Gedichten über das seltsame Kind erscheinen; Herausgeber der Sammlung war der bekannte Romanzendichter Daniel Schiebeler (1741—71), mit dem Goethe als Leipziger Student (vgl. Bd. 12, S. 362 dieser Ausgabe) persönlich Umgang pflog.

Rosenbaum hat seine Untersuchungen fortgesetzt im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen“, Bd. 100, S. 1—22 (1898). An ihn knüpft Rich. M. Werner an, der im „Euphoriön“, Bd. 4, S. 558 (1897), seinerseits noch, einen ungedruckten Brief Johann Christian August Großmanns an Nicolai vom 24. April 1805 heranziehend, auf die berühmte, von Hiller erzogene und zur Sängerin ausgebildete Mara verweist, die als armes Mädchen mit ihrem die Harfe spielenden Vater in Leipzig herumgezogen war. Auch Herman Grimm läßt Rosenbaum gelten („Deutsche Rundschau“, Bd. 90, S. 472 f.; 1897), nennt aber daneben als ein literarisches Vorbild mit Nachdruck des Cervantes Novelle „La Gitanella“, die wir bereits als Quelle der „Preziosa“ kennen. Vgl. ferner Lappenberg, S. 171 ff., wo vom Raube eines elfjährigen Knaben aus dem Klettenbergischen Hause erzählt wird, und dazu J. Minor in der „Chronik des Wiener Goethe-Vereins“, Bd. 11, S. 5 f. (1891), sowie A. Brandl im „Euphoriön“, Bd. 4, S. 437 (1897), wo auf einen Mignon-Typus bei Laurence Sterne hingewiesen wird.

Eine schon früher flüchtig aufgestellte Hypothese nimmt neuerdings Alfons Matthes wieder auf in dem Buche: „Mignon. Goethes Herz. Ein Seelenaufschluß in drei Teilen: Herzensaufschluß, Dichtungsaufschluß und Lebensaufschluß“ (Schkonditz-Lepzig, 1900). Er sucht nämlich (a. a. O., S. 81 ff.) ausführlich zu belegen, daß Mignons Urbild in Katharina Zimmermann (Porträte von ihr a. a. O., S. 84 und 116) zu erblicken sei. Goethe schildert sie und ihr seltsam-melancholisches Wesen genauer in „Dichtung und Wahrheit“, Buch 15 (Bd. 13, S. 228 dieser Ausgabe) und erzählt dort, seine Mutter habe das damals achtzehnjährige unglückliche Mädchen zu seiner Frau machen wollen. Vgl. über sie ferner noch „Goethes Mutter“, S. 91 f. Daß sie auf die Gestalt Mignons gewirkt hat, ist ganz wohl glaublich; weniger leuchtet ein, daß ihr Vater, Johann Georg Zimmermann (vgl. Bd. 13, S. 226 ff. dieser Ausgabe, sowie, zur teilweisen Berichtigung, R. Ischer, Johann Georg Zimmermanns Leben und Werke, besonders S. 142 ff. und S. 171; Bern, 1893), wie Matthes a. a. O., S. 87 ff. ausführt, die Gestalt des Harfners (vgl. zu Bd. 9, S. 144, Z. 1 ff.) in entsprechender Weise bestimmt habe. Im übrigen hält die Schrift von Matthes mit ihren Präntensionen nicht gleichen Schritt. Ausgehend von der Gleichung, Mignon bedede Herzchen (oder Liebchen), zwingt Matthes jede Stelle, in der vom „Herzen“ die Rede ist, in ein Konstruktionsgerüst, wonach der Mignon-Typus, in immer anderer Verkörperung auftretend, Goethes ganzes Leben beherrscht. Ähnliche Bedeutung hat für Matthes der Harfner;

In beiden Gestalten sieht er die „Verkörperung des Genial-Pathologischen in Goethes Seele“ (S. 24); vgl. dazu noch a. a. O., S. 31, 53 und 93.

Vgl. zu Mignon endlich Goethes (auf Maddalena Riggi bezüglichen) Gedicht „An Mignon“ („Über Tai und Fluß getragen“, Bd. 1, S. 57 f. dieser Ausgabe) sowie ein anonymes Gedicht „Mignon, das wunderbare Kind in Wilhelm Meisters Lehrjahre“, das im „Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks“, Jahrg. 1799, S. 293 f. erschien und von Braun (a. a. O., Bd. 2, S. 327 f.) wieder abgedruckt ist.

Unwillig über Madame de Stael, die Mignon nur als Episode des Romans beurteilte, erklärte Goethe später (am 29. Mai 1814) dem Kanzler von Müller, was freilich wohl mit Vorsicht aufzunehmen ist, es sei bei ganzem Werf dieses Charakters wegen geschrieben („Gespräche“, Bd. 3, S. 129). Über Walter Scotts Nachahmung seiner Mignon-Gestalt (nämlich in dem Roman „Peveril of the Peak“) äußert sich Goethe gegen Eckermann („Gespräche“, Bd. 5, S. 132, und Bd. 6, S. 50).

S. 106, Z. 10. Von seinem deutschen Fechtmeister und dessen französischem Rivalen erzählt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“, Buch 4: Bd. 12, S. 167 f. dieser Ausgabe.

S. 107, Z. 4. Laertes führt seinen Namen natürlich nach dem von ihm dargestellten Bruder Ophelias im „Hamlet“: S. 328, Z. 34 f. dieses Bandes.

S. 108, Z. 33 ff., und S. 110, Z. 29 ff. Vgl. mit Philins Wohltätigkeit die Grundsätze des Hauptmanns in den „Wahlverwandtschaften“ (Bd. 8, S. 218 dieser Ausgabe) sowie die Wohltätigkeit der „schönen Seele“ und Nataliens (Bd. 9, S. 456, Z. 19 ff.).

S. 109, Z. 5 ff. Das hier beschriebene Spiel hatte Goethe von den Ilmenauer Bergknappen anführen sehen, wobei der Bauer plattdeutsch, die Bergleute hochdeutsch sprachen. Vgl. darüber O. Schade im „Weimariſchen Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst“, Bd. 4, S. 344 ff. (1856).

S. 113, Z. 33 f. „Jägerhaus“: vgl. „Faust“, V. 809.

S. 119, Z. 30 ff. Vgl. „Dichtung und Wahrheit“, Buch 12 (Bd. 13, S. 63 dieser Ausgabe).

S. 123, Z. 30. Die einzige Stelle der „Lehrjahre“, an der Goethe mit einem „Ich“ persönlich hervortritt.

Z. 31. Das Wort ist von Goethe an dieser Stelle geprägt worden.

S. 127, Z. 5. Der „gutmütige Polterer“, Goldonis „*Burbero benefico*“ (*Bourru bienfaisant*), war eine stehende Charakterrolle; vgl. Rich. M. Meyer in der „Jubiläumsausgabe“, Bd. 23, S. 327 (zu S. 229, Z. 5), sowie im „Euphoriön“, Bd. 7, S. 274 (1900). Goethe nennt Herdern in „Dichtung und Wahrheit“ einmal so: Bd. 12, S. 443 dieser Ausgabe. Ifflands Lustspiel „Der gutherzige Polterer“ (nach Goldoni) brachte Goethe am 30. Dez. 1812 auf der Weimarer Bühne zur Aufführung (Burkhardt, S. 114).

Z. 26. Der Krieg, von dem öfters im Roman die Rede ist, schwebt ebenso in der Luft wie der in den „Wahlverwandtschaften“; der Gedanke an ein historisches Zeitkolorit liegt Goethe sehr fern; zu denken ist an den Hayrischen Erbfolgekrieg (1778—79); vgl. zu Bd. 9, S. 216, Z. 22.

S. 133, Z. 27 ff. Über Goethes Lust an solchen dramatischen Improvisationen während der Straßburger und der letzten Frankfurter Zeit vgl. „Dichtung und Wahrheit“, Buch 13: Bd. 13, S. 161 f. dieser Ausgabe; besonders pflegte solches Extemporieren auch die Weimarer Hofgesellschaft, z. B. in Ettersburg.

S. 134, Z. 32. Die Figur des Abbés (so wird er Bd. 9, S. 458, Z. 11 zuerst genannt), meint Scherer (a. a. O., S. 563), ist vielleicht durch Herder beeinflusst.

S. 136, Z. 1. Den Ausdruck „komponieren“ für poetisches Schaffen tadelt Goethe Eckermann gegenüber („Gespräche“, Bd. 8, S. 97 f.) sehr scharf; nichtsdestoweniger bedient er selbst sich seiner nicht selten (vgl. Bd. 9, S. 325, Z. 1, und S. 140, Z. 7 f., Bd. 10, S. 258, Z. 6 und Bd. 15, S. 122, Z. 9 dieser Ausgabe, sowie „Gespräche“, Bd. 4, S. 305, Bd. 8, S. 10).

S. 140, Z. 7 ff. Vgl. oben, zu S. 133, Z. 27 ff.

S. 142, Z. 4 ff. Vgl. „Dichtung und Wahrheit“, Buch 18 (Bd. 13, S. 301 dieser Ausgabe), wo die junge Goethe-Stolbergsche Gesellschaft die „geheiligten Becher“ zertrümmert, aus denen der „Schönen Gesundheit“ getrunken ist.

S. 144, Z. 1 f. Die Gestalt des Harfners ist sicherlich nicht unbeeinflusst von Johann Friedrich Krafft (gest. 1785): „Ein Mann, auf dessen Leben irgend ein dunkler Schatten lastete, den aber Goethe seiner ganz besonderen Fürsorge und eines nicht geringen Vertrauens wert hielt“ (E. v. d. Hellen in seiner Auswahl „Goethes Briefe“, Bd. 1, S. 312; Stuttgart und Berl., Cotta, o. J.; vgl. über ihn auch Burkhardts knapp zusammengefaßte Feststellungen in der „Chronik des Wiener Goethe-Vereins“, Bd. 11, S. 28; 1897). Am 11. Nov. 1778 schreibt ihm Goethe, ganz in der Gesinnung Wilhelm Meisters dem Harfner gegenüber, z. B.: Ich weiß im ganzen Umfang, was das heißt: sich das Schicksal eines Menschen mehr, zu den übrigen Lasten auf den Hals binden, aber Sie sollen nicht zu Grunde gehen („Briefe“, Bd. 3, S. 257). Vgl. aus Goethes schönen, wahrhaft edlen Briefen an Krafft (v. d. Hellen, a. a. O., Bd. 1, Nr. 244 bis 247, 253, 254, 256, 258, 262; Bd. 2, Nr. 269, 285, 298, 302, 304, 385) unter anderen noch die Stelle vom 23. Nov. 1778: Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen nichts sind? („Briefe“, Bd. 3, S. 258), oder unter dem 11. Dez. 1778: Doch ich weiß, daß den Menschen von zitternder Nerve eine Müde irren kann und daß dagegen kein Heben hilft („Briefe“, Bd. 3, S. 264). Krafft hat „verschiedne Länder“ („Briefe“, Bd. 4, S. 38) gesehen; Goethe übergibt einen jungen talentvollen Knaben, ein Vermächtniß des unglücklichen Lindbaus („Briefe“, Bd. 4, S. 59), der Obhut Krafts, dessen Hypochondrische, allzweifechte und gleich aus dem Maaß schreitende Sinnesart („Briefe“, Bd. 5, S. 50) Goethes Geduld viel zu schaffen macht. Vgl. auch zu Bd. 9, S. 105, Z. 15, wo auf verwandte Gestalten, die Goethe im Leben begegnet sind, gelegentlich der vom Harfner nicht zu trennenden Mignon mehrfach die Rede ist. — Herder, der die „Lehrjahre“ sehr ungerecht beurteilte („Schillers Briefe“, Bd. 5, S. 186), schreibt an die Gräfin Baudissin („Aus Herders Nachlaß“, Bd. 1, S. 21; Frankf. a. M. 1856): „Mir hat im ganzen Buch vorzüglich der alte Harfenspieler gefallen. Das ist mein Mann.“

S. 146, Z. 3. Zu den lyrischen Einlagen des Romans vgl. besonders die Bücher von Riemann (S. 139 ff.) und Donner; zu letzterem noch Osk. F. Walzel im „Anzeiger für deutsches Altertum“, Bd. 22, S. 224 ff. (1896). Solche eingelegten Gedichte hatte Goethe wie im „Don Quixote“, so auch in Oliver Goldsmiths „Vicar of Wakefield“ gefunden; über die Beziehungen zwischen beiden Romanen im allgemeinen: Siegmund Levy im „Jahrb.“, Bd. 6, S. 284 ff., 294, 298 (1885).

Im ganzen sind 11 Lieder in den Roman eingelegt, die in ihm auch zuerst gedruckt sind; vgl. dazu Graef, Bd. 1, S. 697—701. — „Was hör' ich draußen vor dem Thor“ ist später unter dem Titel „Der Sänger“ mit geringen Varianten den Balladen der Gedichte eingereiht worden: Bd. 1, S. 101 ff. dieser Ausgabe. Eine erheblich mehr abweichende Fassung besitzen wir in einer Abschrift Herders; vgl. darüber Suphan im „Jahrb.“, Bd. 2, S. 144 f. (1881). Dem ersten Druck war Reichardts Komposition für „Clavier oder Harfe“ beigelegt. Goethe schreibt ihm darüber (was zugleich für die Lieder auf S. 153, Z. 27 ff., und auf S. 155, Z. 1 ff. dieser Ausgabe gilt) am 21. Dez. 1795: Die Lieder zum Roman sind voll Anmuth und Bedeutung, bei einem vollkommenen Vortrag versehen sie gewiß ihre Wirkung nicht. („Briefe“, Bd. 10, S. 351.) — Auch

Goethes Mutter äußerte sich sehr erfreut darüber: „Schriften der G.-G.“, Bd. 4, S. 71f. (1839). Vgl. ferner „Gespräche“, Bd. 3, S. 285 und W, Bd. 35, S. 273f. — Über eine Komposition Körners: Schiller-Körner, Bd. 3, S. 172, und Graef, Bd. 1, S. 760 ff. Über Zeichnungen zu der Ballade von Konrad Eberhard, die Goethe vorgelegen haben, und in denen dieser selbst die Züge des Sängers trägt, vgl. Graef, Bd. 1, S. 1037 und S. 1106. Über die Kompositionen von Reichardt, Zelter, Conradin Kreutzer, Schubert, Schumann, Rubinstein u. a. handelt Friedlaender im „Jahrb.“, Bd. 17, S. 190 (1896); dazu Friedlaender, Bd. 2, S. 185f. Sämtliche Lieder der „Lehrjahre“ sind auch von Hugo Wolf in Musik gesetzt worden.

S. 147, Z. 18f. Das Lied „Der Schäfer putzte sich zum Tanz“ steht auch im „Faust“, in der Szene „Vor dem Tor“ (Bd. 5, S. 56f. dieser Ausgabe; V. 949—980); vgl. dazu Niejahr im „Jahrb.“, Bd. 20, S. 173f. (1899).

S. 153, Z. 3f. Als Urbild des **Grafenpaares** ist das Ehepaar Graf Werthern auf Neunhelliggen deutlich zu erkennen (vgl. Schölli-Wahle, Goethes Briefe an Frau v. Stein, besonders Bd. 1, S. 291f.; Frankf., 1899), dem Goethe im Februar 1780 mit Karl August einen ersten achttägigen Besuch abstattete. Die schöne und kokette Gräfin Johanna Louise, geb. v. Stein, war eine Schwester des großen preußischen Staatsmannes. Vgl. über sie auch Bielschowsky, Bd. 1, S. 267f. — Morris (a. a. O., Bd. 2, S. 27f.) versucht die Herzogin Luise ebenfalls als Modell für die Gräfin heranzuziehen. — Die Gräfin Werthern ist auch in der Leonore Sanvitale des „Tasso“ wiedererkannt worden: Düntzer, S. 123, und Meyer, S. 265.

Z. 5. Über den Prinzen vgl. zu Bd. 9, S. 194, Z. 3.

Z. 16f. Wie König Saul durch Davids Harfenspiel: 1. Samuelis, Kap. 18, V. 10.

Z. 27ff. „Wer nie sein Brot mit Tränen aß“ (Bd. 1, S. 329 dieser Ausgabe); vgl. zu Bd. 9, S. 146, Z. 3ff., und zu Bd. 9, S. 231, Z. 6ff.; dazu K. Goedeke, Ein Gedicht Goethes vervollständigt, im „Archiv für Literaturgeschichte“, Bd. 12, S. 478 (1884). — Im ersten Druck von Reichardts Komposition begleitet.

Als im Winter 1806 Napoleon von Berlin aus nach Ostpreußen vordrang, schrieb die Königin Luise zu Ortelsburg am 5. Dez. die ersten vier Verse dieses Liedes in ihr Tagebuch; vgl. Goethes Äußerungen darüber in den „Sprüchen in Prosa“, „Ethisches“, Abt. 2, Nr. 153; Goethes „Werke“, Bd. 19, S. 43f. (Berl., Hempel, o. J.), und „Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller“, herausg. von C. A. H. Burkhardt, S. 55f. (2. verm. Aufl., Stuttg. 1898). Über der Königin Liebe zu Goethes Liedern und deren von ihr selbst gesungenen Reichardtschen Kompositionen vgl. Reichardts Brief an Goethe vom 1. Mai 1809 in den „Schriften d. G.-G.“, Bd. 11, S. 130 (1896). Über andere Komponisten (Zelter, Schubert, Schumann, Marschner, Rubinstein, Liszt): Friedlaender im „Jahrb.“, Bd. 17, S. 190 (1896), und Friedlaender, Bd. 2, S. 190.

S. 155, Z. 1ff. In dieser Ausgabe in Bd. 1, S. 328f. Vgl. zu Bd. 9, S. 146, Z. 3ff. Gleichfalls mit Reichardts Komposition zusammen erschienen. Die Komposition von Karl Friedrich Zelter hat Max Friedlaender in den „Schriften d. G.-G.“, Bd. 11, S. 87 (1896) veröffentlicht, und ebenda, S. 144, darüber gehandelt; vgl. besonders „Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796—1832“, herausg. von Fr. Wilh. Riemer, Teil 1, S. 3 (Berl., 1833f.), und „Briefe“, Bd. 11, S. 92f. Über noch andere Komponisten des Liedes (Schubert, Schumann, Rubinstein): Friedlaender im „Jahrb.“, Bd. 17, S. 189f. (1896), und Friedlaender, Bd. 2, S. 189f., sowie ebenda, Bd. 1, Abt. 2 („Musikbeispiele“), S. 210ff.

Drittes Buch (S. 162—223).

S. 162, Z. 3 ff. Unter den Gedichten als erste der „Balladen“, in dieser Ausgabe Bd. 1, S. 101. Vgl. über das Allgemeine das zu Bd. 9, S. 146, Z. 3 ff. Gesagte. Über ältere Fassungen in Abschriften Herders und der Luise v. Gschhausen vgl. Suphan im „Jahrh.“, Bd. 2, S. 144 (1881); dort steht in V. 9 Gebieter statt Geliebter, und Franz Kahn („Jahrh.“, Bd. 22, S. 262 f.; 1901) sucht nicht ohne Berechtigung darzutun, daß das Wort Geliebter, das eine vollkommen neue Nuance in Mignons Verhältnis zu Wilhelm bringt, nicht dem beabsichtigten Texte entspreche, sondern vielmehr eine Verschlimmbesserung aus Gebieter bedente, die nicht von Goethe selbst herrühren könne.

Auch dies Gedicht erschien in Begleitung der Reichardt'schen Komposition, die von Max Friedlaender in den „Schriften d. G.-G.“, Bd. 10, S. 92 (1896) neu gedruckt worden ist. Über sie äußert sich Goethes Mutter in einem Briefe vom Dezember 1795 an ihren Sohn mit Enthusiasmus („Schriften d. G.-G.“, Bd. 4, S. 95; 1889), Goethe in den „Tag- und Jahreshften“ vom Oktober 1795: Reichardt hatte auch die Lieder zum Wilhelm Meister mit Glück zu komponiren angefangen, wie denn immer noch seine Melodie zu: „Rein ist du das Land“, als vorzüglich bewundert wird (W, Bd. 35, S. 47). Über weitere Kompositionen des Liedes vgl. „Gespräche“, Bd. 4, S. 183 f. (Tomaschek, Spohr), und Max Friedlaender in den „Schriften der G.-G.“, Bd. 11, S. 92—99 (1896), wo die bedeutendste von allen, die Beethovensche des Jahres 1810, die Goethe selbst nicht nach Gebühr schätzte, sowie die von Spontini und Tomaschek wieder abgedruckt und S. 145 f. kommentiert sind. Zu Beethoven vgl. noch Bettina Brentano in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“, Teil 2, S. 194 und 206 (Berl. 1835). Über den Vortrag des Liedes vor Goethe in einer Gesellschaft beim Fürsten v. Schwarzenberg in Karlsbad am 6. Aug. 1818: „Tagebücher“, Bd. 6, S. 234, und „Gespräche“, Bd. 3, S. 315 f. Der Dichter beschreibt den Vortrag des Liedes, wie er sich ihn denkt und wünscht, im Roman selbst auf das Genaneste: S. 163, Z. 17 ff.; vgl. damit den Vortrag des Wanderliedes in den „Wanderjahren“, Buch 3, Kap. 1, und des Liedes in der „Novelle“ (Bd. 10, S. 400 ff.). — Über die Kompositionen von Reichardt, Zelter, Beethoven, Spohr, Schubert, Spontini, Schumann, Hiller, Liszt, Jensen, Rubinstein, Tschalkowsky, Ambrose Thomas und zahlreicher anderer vgl. auch noch Friedlaender im „Jahrh.“, Bd. 17, S. 191 f. (1896), sowie Friedlaender, Bd. 2, S. 186 ff., und ebenda, Bd. 1, Abt. 2 („Musikbeispiele“), S. 206. Wie Goethe selbst gerade dieses Gedicht liebte, geht auch aus den „Wanderjahren“ (Buch 2, Kap. 7) hervor, wo er Mignons Bild noch einmal herrlich heraufbeschwört und ihr Lied auf dem Lago Maggiore singen läßt.

Das Lied, im Jahre 1783 oder 1784 gedichtet, spricht Goethes eigene Sehnsucht nach Italien aus; vgl. Graef, Bd. 1, S. 732. Dazu: Bd. 14, S. 206, und Bd. 15, S. 102 dieser Ausgabe.

Z. 17 ff. Hier schweben Schweizer Gegenden vor. Namentlich dürfte an das Gebiet des St. Gotthard zu denken sein; vgl. die Reisebeschreibung zum 16. bis 22. Juni 1775 in „Dichtung und Wahrheit“, Buch 18, in Bd. 13, S. 316 ff. dieser Ausgabe, besonders S. 320: nackte wie bemooste Felsen mit Schnee bedekt, ruckweiser Sturmwind, Wolken heran- und vorbeiführend, Geräusch der Wasserfälle, das Klingeln der Saumrosse in der höchsten Höhe, wo man weber die Herankommenden noch die Scheidenben erblickte. Hier kostet es der Einbildungskraft nicht viel, sich Drachennester in den Klüften zu denken. Vgl. auch „Wanderjahre“, Buch 2, Kap. 7, wo von der „Drachenbrut“ gesprochen und die ganze Szenerie des Gedichts in der Wirklichkeit gezeigt wird: Bd. 11, S. 234, Z. 1 dieser Ausgabe.

S. 180, Z. 15. Als Modell für Jarno ist Merck (Scherer, S. 563) und Karl August (Heinemann, S. 344) heranzuziehen. Als Herold Shakespeares entspricht er Herder in seinem Verhältnis zum jungen Goethe.

S. 184, Z. 23. Vgl. in den „Wahlverwandtschaften“ (Bd. 8, S. 347 dieser Ausgabe) die gestrickte Weste, die der Architekt von Charlotte und Ottilie zum Geschenk erhält. Am 1. Mai 1782, als Goethe also besonders eifrig mit dem Roman beschäftigt war, schreibt er an Charlotte v. Stein: *Ich danke dir du gute für daß schöne, leider vergängliche Besten* („Briefe“, Bd. 5, S. 317).

S. 185, Z. 3 ff. Goethe entzog sich solchen traditionellen Ovationen in seiner Dichtung selbst nicht; vgl. „Vorspiel zur Eröffnung des Weimariſchen Theaters am 19. September 1807“: *Jugleich erſcheint ein Wunder- und Troſtzeichen, der verehrten regierenden Herzogin Namensjug im Sternbilde* (W, Bd. 13, Abt. 1, S. 28), und „Was wir bringen. Fortsetzung“: *im Tempel erſcheint beſchwerigten Namensjug in einem Sternentrage* (W, Bd. 13, Abt. 1, S. 103). Morris (a. a. O., Bd. 1, S. 336) macht im Anſchluß an die vorgenannten Stellen sehr wahrſcheinlich, daß in „Schillers Todtenfeyer“ die Schema-Bezeichnung Erſcheinung (W, Bd. 16, S. 562, Z. 6) in derſelben Weiſe zu deuten ſei.

S. 191, Z. 13. „Konditor“ bezeichnet (ebenſo Bd. 9, S. 193, Z. 3, und S. 439, Z. 32) nicht bloß einen Zuckerbäcker, ſondern in älterer Bedeutung einen plastiſchen Künſtler, der auch ins Größere arbeitet, namentlich Aufſätze aus einem Holzkern herſtellt, der mit boſſiertem Zuckerguß oder dergl. verſehen und bemalt oder lackiert iſt; Konditor erhält dadurch die Bedeutung von Dekorateur im allgemeinen.

S. 193, Z. 12. Mit dem Vetter iſt wohl Lothario gemeint: Düntzer, S. 82.

S. 194, Z. 3. Der Prinz hat Züge vom Prinzen Heinrich von Preußen entlehnt, über deſſen Beſuch in Eiſenach am 9. Juli 1784 Goethe an Charlotte v. Stein ſchreibt: *Der Prinz Heinrich war ſehr gnädig hier. Ich habe einige Beiträge zu meinem Stern [3.] Teil im Fluge geſchoſſen* („Briefe“, Bd. 6, S. 325); vgl. dazu auch Düntzer, S. 15 und 69.

S. 195, Z. 32. „*Les abominables pièces de Schackespear*“ hatte Friedrichs des Großen Schrift „*De la littérature allemande*“ („Deuſche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts“, in Neudruckem herausg. von B. Seuffert, Bd. 16, S. 22; Heilbr., 1883) gebrandmarkt.

S. 197, Z. 1 ff. Vgl. „*Odysseo*“, Ges. 10, V. 230 ff.

Z. 12. Vgl. Bd. 9, S. 37, Z. 4.

S. 198, Z. 2 ff. Mit Racine machte Goethe ſchon als Kind genauere Bekanntschaft; vgl. „*Dichtung und Wahrheit*“, Buch 3: Bd. 12, S. 107 und 127 dieſer Ausgabe, wo er ſich mein Abgott nennt. Vgl. ferner noch „*Gespräche*“, Bd. 5, S. 59 f., und Bd. 7, S. 229.

S. 199, Z. 13 ff. Das ſtimmt nicht recht zu den übrigen Zeitverhältniſſen; denn ſowohl Wielands Shakespeare-Überſetzung (Zürich, 1762—66, 8 Bde.) wie Lessings „*Dramaturgie*“ fallen bereits in die ſechziger Jahre, und während der ſiebziger gingen viele Shakespearesche Dramen — voran der „*Hamlet*“ — in der Bearbeitung Schröders über die Hamburger Bühne; vgl. Düntzer, S. 69. Die Eſchenburgſche Überſetzung erſchien erſt 1775—82.

Die von 1784—91 in Weimar ſpielende Truppe des Prinzipals Joſeph Bellomo hatte auch den „*Hamlet*“ in der Schröderschen Bearbeitung auf dem Repertoire; ebenſo das ihn ablöſende, unter Goethes Leitung ſtehende Hoftheater, das das Stück znerſt am 28. Januar 1792 in Weimar und am 26. Sept. 1792 in Erfurt gab: Jul. Wahle, *Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung* („*Schriften d. G.-G.*“, Bd. 6), S. 18 und 90 (Weim. 1892); ebenda, S. 242 ff. wird zuſammenfaſſend über Goethes Verhältnis zu Shakespeare gehandelt, wie der Dichter ſelbſt es in „*Dichtung und Wahrheit*“, Buch 11 (Bd. 18.

S. 51 f. dieser Ausgabe) tut. Von einer feurigen, wohl gelungenen Vorlesung des „Hamlet“ in Straßburg vor Friderike Brion erzählt „Dichtung und Wahrheit“, Buch 11 (Bd. 13, S. 28 dieser Ausgabe).

Im Jahre 1785 unterhielt sich Goethe viel mit Knebel über Shakespeare und „Hamlet“: „K. L. von Knebels literarischer Nachlaß und Briefwechsel“, herausg. von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt, Bd. 3, S. 378 (Leipzig 1836). An Charlotte v. Stein schreibt er am 8. Jan. 1786 („Briefe“, Bd. 7, S. 158): Auf den Abend steht mir die Freude bevor an deiner Seite den Hamlet durchzugehen und dir auszulegen was du lange besser weißt. Eine eigene Bearbeitung des Dramas, wie S. 345, Z. 31 ff. vermuten lassen könnte, besitzen wir von Goethe nicht; doch hat er als Leiter des Weimarer Theaters den „Hamlet“ zwischen dem 28. Jan. 1792 und dem 7. Sept. 1811 in Weimar, Lauchstädt, Erfurt und Rudolstadt im ganzen neunzehnmal zur Aufführung gebracht. Bis 1799 legte er die Eschenburgsche und Schrödersehe Übersetzung, bezw. Bearbeitung zu Grunde, dann die Schlegelsche. Vgl. Burkhardt, S. 136.

Goethes Tagebuch vom 1. Jan. 1828 („Tagebücher“, Bd. 11, S. 157) vermerkt: Wilhelm Meister über Hamlet, übersezt im Globe Tom. VI. No. 15.

S. 201, Z. 32 bis S. 202, Z. 17. Als erstes der Lieder „Aus Wilhelm Meister“ in den „Vermischten Gedichten“ aus dem Nachlaß; in *W.* Bd. 5, Abt. 1, S. 24. Im allgemeinen vgl. das zu Bd. 9, S. 146, Z. 3 ff. Gesagte. Ob das Gedicht von Haus aus für den Roman bestimmt war, steht dahin; jedenfalls erschien es in ihm zuerst gedruckt. Über eine Herdersche Abschrift mit Varianten: Suphan im „Jahrb.“, Bd. 2, S. 110 f. (1881).

S. 205, Z. 11 ff. Vgl. Goethes „Faust“ (besonders die 1. Szene im „Studierzimmer“) und den „Zauberlehrling“.

Z. 29 ff. Es ist immerhin auffallend, daß Jarno nicht die Friedrich bedrohende Exekution verhindert, da er ja nach Bd. 10, S. 109, Z. 15 ff. über die Person des Jungen nicht im Zweifel sein kann. Vgl. Riemann, S. 95.

S. 212, Z. 20 ff. Rich. M. Meyer (a. a. O., S. 338) bemerkt treffend zu dieser Rede: „Shakespeare war Goethen selbst der Schlüssel zum Verständnis der Welt geworden, sein eigener Dank ist es, der in die schönste Lobrede überfließt, die je ein Dichter einem Dichter gehalten hat.“

S. 216, Z. 22. Jarno als Werber (vgl. Bd. 10, S. 14, Z. 13 ff., und S. 80, Z. 22). Goethe konnte es nicht vergessen, daß im Jahre 1778, zu Beginn des bayrischen Erbfolgekrieges, preußische Husaren vom Korps des Generals v. Möllendorff ihre gewaltsamen Werbungen auch auf Weimarisches Gebiet übertrugen, was einen Notenwechsel mit Friedrich dem Großen zur Folge hatte; vgl. seine diesbezügliche umfangreiche Eingabe an Karl August („Briefe“, Bd. 4, S. 3 ff.) und seine Tagebücher vom Ende des Monats Januar 1779 („Tagebücher“, Bd. 1, S. 78); ferner Bielschowsky, Bd. 2, S. 330, und Morris, Bd. 1, S. 298. Auch Nicolais „Sebalduß Nothanker“ weiß von dem schlimmen Treiben der Werber zu erzählen.

S. 219, Z. 2. Möglicherweise hatte die Gräfin Werthern den Dichter wirklich um eine Abschrift des Romans gebeten. Vgl. Goethes Brief an Charlotte v. Stein vom 28. Mai 1781 („Briefe“, Bd. 5, S. 127): Die Werthern hat mir ein gar artig Zettelgen bey Zurücksendung des Wilhelm Meisters geschrieben.

S. 222 f. und S. 382. Zu der Verletzung der Gräfin durch das Anpressen des Brillantenporträts vgl. in den „Wahlverwandschaften“ (Bd. 8, S. 224 f. dieser Ausgabe) Eduards Besorgnisse für Ottilie, die ein ähnlich großes Miniaturbild ihres Vaters auf dem Busen trägt.

Viertes Buch (S. 224—309).

S. 225, Z. 24 ff. Das Motiv des Geldgeschenks an Wilhelm war in der ersten Fassung weniger delikats gewandt; Goethe nahm in der Folge Schillersche Ratschläge an („Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 132 f., und Graef, Bd. 1, S. 762, Anm. 2).

S. 231, Z. 6 ff. Vgl. zu Bd. 9, S. 146, Z. 3 ff. In den Gedichten als Strophe 3 zu „Wer nie sein Brot mit Tränen aß“ in dem Zyklus „Aus Wilhelm Meister“ („Vermischte Gedichte“ aus dem Nachlaß; in *W*, Bd. 5, Abt. 1, S. 25).

S. 236, Z. 24 ff. Mit dieser „Apostrophe“ an die Schauspieler vgl. Goethes „Regeln für Schauspieler“ vom Jahre 1803 (*W*, Bd. 40, S. 139 ff.), wo ebenfalls wiederholt die Musik zum Vergleiche herangezogen wird. Zu S. 237, Z. 6 ff. vgl. a. a. O., S. 163: § 68. Auch in der Probe sollte man sich nichts erlauben, was nicht im Stücke vorkommen darf.

S. 246, Z. 1. Auf die „Lehrjahre“ geht zum großen Teil die deutsche Zigeunerromantik zurück; Walter Scott ahmte Goethe und deutsche Romanschreiber bis zu Spelshagen ahmten Scott nach. Schon im „Götz“ (Bd. 7, S. 113 ff. dieser Ausgabe) hatte Goethe Zigeuner vorgeführt. Über den zu beachtenden Ausdruck romantisch in Z. 12 vgl. Heynes (freilich unzulängliche) Zusammenstellung in Grimms „Deutschem Wörterbuch“, Bd. 8 (1893), Sp. 155 ff.

S. 249, Z. 21 f. In *Natalie* (der Name begegnet zuerst Bd. 9, S. 457, Z. 23) kommt zum Teil das Wesen Charlottens v. Stein zum Ausdruck; vgl. Scherer, S. 563, sowie Bielschowsky, Bd. 2, S. 547 f.

Z. 26. Den Begriff einer „Amazonen“ entwickelt Goethe in seiner Besprechung des anonymen Romans „Bekenntnisse einer schönen Seele, von ihr selbst geschrieben“ (1806): *W*, Bd. 40, S. 368. Auch die Eugenie der „Natürlichen Tochter“ (V. 127) heißt die Amazonentochter. Ebenso nennt Goethe in der „Italienischen Reise“ die heilige Ursula auf einem Gemälde des Gian Francesco Caroto in Verona amazonenhaft jungfräulich (Bd. 14, S. 57 dieser Ausgabe).

S. 250, Z. 27. Das Motiv zu Nataliens vermehrter Besorgnis ist Bd. 10, S. 9, Z. 31 f. dieser Ausgabe zu finden.

S. 253, Z. 24 f. Vgl. „Dichtung und Wahrheit“, Buch 14 (Bd. 13, S. 196 dieser Ausgabe): Was mich aber besonders an ihn [Spinoza] fesselte, war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete. Jenes wunderliche Wort: „Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe“, mit allen den Vorderätzen, worauf es ruht, mit allen den Folgen, die daraus entspringen, erfüllte mein ganzes Nachdenken. Uneigennützig zu sein in allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, so daß jenes freche spätere Wort: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?“ mir recht aus dem Herzen gesprochen ist. Man kann diese Goethesche „Maxime“ in zwei Briefen an Kestner und an dessen Lotte belegen („Briefe“, Bd. 2, S. 46 und S. 151).

S. 264, Z. 32 f., bis S. 265, Z. 10. In den Gedichten als zweites unter dem Titel „Mignon“ in dem Zyklus „Aus Wilhelm Meister“; in unserer Ausgabe Bd. 1, S. 327. Vgl. im allgemeinen das zu Bd. 9, S. 146, Z. 3 ff. Gesagte. Auch dies Gedicht erschien im Roman zuerst gedruckt und in Begleitung der Reichardt'schen Komposition. Am 20. Juni 1785 sandte Goethe das Gedicht an Charlotte v. Stein, die an diesem Tage nach Karlsbad reiste, mit den Worten („Briefe“, Bd. 7, S. 67): Hierbei ein Liebchen von Mignon aus dem sechsten [= dem vierten späterer Zählung] Buche. Ein Lieb, das nun auch mein ist. Vgl. dazu ferner „Briefe“, Bd. 7, S. 72. — Von Schuberts beiden Kompositionen dieses Gedichts in Op. 62, das auch noch die Lieder „Heiß' mich nicht reden“ und „So laßt mich scheinen, bis ich werde“ enthält, hat Max Friedländer die eine in die Sammlung „Gedichte von Goethe in Kompositionen seiner Zeitgenossen“

aufgenommen: „Schriften der G.-G.“, Bd. 11, S. 102 (1896); ebenda, S. 146, berichtet er über noch vier andere Kompositionen Schuberts auf diesen Text, den auch Beethoven viermal in Musik gesetzt hat; vgl. über diese und die namhaftesten späteren Kompositionen (von Zelter, Karl Loewe, Conradin Kreutzer, Schumann, Tschaiakowsky) Friedlaender im „Jahrb.“, Bd. 17, S. 190 f. (1896), und Friedlaender, Bd. 2, S. 190 f.

S. 267, Z. 19. Über Charlotte Aekermann (1757—75) als ein Modell zu Aurelle vgl. zu Bd. 9, S. 387, Z. 32. Rich. M. Meyer (a. a. O., S. 14) denkt bei Aurelle auch an Goethes Schwester Cornelia, wie vor ihm schon Wilh. Scherer (a. a. O., S. 344).

S. 270, Z. 16 ff. Diese Worte bedeuten den Haupt- und Höhepunkt der Goetheschen „Hamlet“-Interpretation, die von späteren Ästhetikern stets als geistreich bewundert, aber doch nicht widerspruchlos übernommen worden ist. Reiches Lob erhält A. W. Schlegels bedeutender Aufsatz „Etwas über William Shakespeare bey Gelegenheit Wilhelm Meisters“ in den „Horen“, Jahrg. 1796, Stück 4 (vgl. dazu R. Haym, Die romantische Schule, S. 158; Berl. 1870); doch schon der einst so begeisterte L. Tieck sagt später in dem Aufsatz „Bemerkungen über einige Charaktere im ‚Hamlet‘ und über die Art, wie diese auf der Bühne dargestellt werden könnten“ („Ausgewählte Werke in vier Bänden“, herausg. von G. Witkowski, Bd. 4, S. 94; Leipz., Hesse, o. J.): „Derjenige, der sich ganz in dieses Labyrinth wunderbarer Absichten, verdeckter Motive und zweideutiger Charaktere vertieft hat, wird ebensowenig mit den Engländern, wie mit der Erklärung und Umgestaltung unsers großen Dichters (s. W. Meister) einverstanden sein, so trefflich letzterer auch oft beobachtet, so fein er auch an so vielen Orten bemerkt hat.“ Karl Werder („Vorlesungen über Shakespeares ‚Hamlet‘“, S. 9; Berl. 1875) meint zu unserer Stelle: „Diese Auffassung des Charakters des Prinzen macht nicht das Treffliche in den Goetheschen Erörterungen aus — das steckt ganz wo anders —, sondern diese Charakteristik ist vielmehr das Irrtümliche darin, der schwache Punkt.“ Dagegen bemerkt Werder (a. a. O., S. 223) zu dem Bd. 9, S. 279, Z. 23 bis S. 280, Z. 13 dieser Ausgabe Ausgeführten: „Von Allem, was Goethe über den Hamlet gesagt, ist dies das Verzüglichste. Der richtige Blick in die Art des Stückes ist damit gethan. Nicht ganz trifft er sie.“ Friedrich Th. Vischer („Shakespeare-Vorträge“, Bd. 1, S. 240 f.; Stuttg. 1899) glossiert das von Goethe auf S. 240, Z. 5—34 Gesagte folgendermaßen: „Diese Auffassung wird viel Wahres enthalten, aber ganz richtig kann sie nicht sein. So weich, so menschlich schön ist Hamlet nicht. Sein Wesen bewegt sich oft im Zickzack. Er hat einen sprühenden Zorngeist und dabei etwas Barockes, Heterogenes, einen Pfahl im Fleisch“. Die scharfen Gegensätze und Konflikte in ihm hat Goethe nach seiner Art nicht aufgefaßt. Er behandelt ihn zu wenig als nordischen Kauz und vergißt seinen Humor, der auf herbem Denken beruht.“ — Goethe verweist auf seine „Wilhelm Meister“-Darlegungen zurück in dem teils 1815, teils erst 1826 gedruckten, wenig befriedigenden Altersansatz „Shakespeare und kein Ende“ (W, Bd. 41, Abt. 1, S. 52 ff.; besonders S. 62); auch Schröders gedenkt er dort und der Weimarerischen Aufführungen (a. a. O., S. 69 ff.); ebenso bezieht er sich in „Dichtung und Wahrheit“, Buch 11 (Bd. 13, S. 51 dieser Ausgabe) auf die Aufführungen der „Lehrjahre“, da wo er berichtet, wie er als Straßburger Student für Shakespeare gewonnen wurde. Vgl. auch Aug. Klingemann, Hamlet. Trauerspiel in sechs Aufzügen von W. Shakespeare. Nach Goethes Andeutungen im „Wilhelm Meister“ und A. W. Schlegels Übersetzung für die deutsche Bühne bearbeitet (Hannov. 1815).

S. 273, Z. 23. Bei dem Knaben Felix (Bd. 9, S. 288, Z. 22 zuerst mit Namen genannt) und seinem Verhältnis zum Vater schwelbt Goethe sein im Jahre 1789

geborener Sohn August vor (Heinemann, S. 333); daneben sicherlich auch Fritz v. Stein, an dessen Erziehung er so regen Anteil genommen hatte. — Zu Felix' Alter vgl. die Angaben Bd. 9, S. 129, 273 und 276.

S. 277, Z. 23 ff. Die Danae des Wielandschen „Agathon“ hat gleichfalls die schlimmste Erziehung genossen; vgl. Riemann, S. 47.

S. 281, Z. 25. Das Motiv begegnet in einem Briefe Karl Augusts an Knebel vom 11. März 1785: „Frau von Seekendorff trägt immer den von dir erhaltenen Dolch in der Tasche; es scheint aber nicht, daß sie sich dessen jemalen bedienen wird“: „Briefe des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach an Knebel und Herder“, herausg. von H. Düntzer, S. 53 (Leipzig 1833). Vgl. Goethes Erzählung in „Dichtung und Wahrheit“, Buch 13 (Bd. 13, S. 151 dieser Ausgabe): Unter einer ansehnlichen Waffensammlung besaß ich auch einen kostbaren wohlgeschliffenen Dolch. Diesen legte ich mir jederzeit neben das Bett, und ehe ich das Licht auslöschte, versuchte ich, ob es mir wohl gelingen möchte, die scharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Brust zu senken.

S. 288, Z. 13. Wilhelms „schülerhaftes Wesen“. Vgl. Bd. 9, S. 292, Z. 11 und S. 321, Z. 22 f. An Schiller schreibt Goethe am 6. Dez. 1794 („Briefe“, Bd. 10, S. 212): Endlich kommt das erste Buch von „Wilhelm Schiller“, der, ich weiß nicht wie, den Namen „Reister“ erwischt hat.

Rich. M. Meyer, Wilhelm Meisters Lehrjahre und der Kampf gegen den Dilettantismus, im „Euphorion“, Bd. 2, S. 529 ff. (1895), dann auch in seinem „Goethe“ (Meyer, S. 332 ff.) weist treffend nach, wie Wilhelm im Verlauf der ersten fünf Bücher des Romans als Typus des Dilettanten (des einzigen „Meisters“, der als solcher zur Welt komme) gefaßt wird und Goethes, besonders im gemeinsamen Kampfe mit Schiller gegen den Dilettantismus erwachsenen theoretischen Kunstkatechismus geradezu praktisch belegt. Dazu nehme man aber auch Goethes tolerante Verteidigung des Dilettantismus in den „Wahlverwandtschaften“, Teil 2, Kap. 3 (Bd. 8, S. 308 dieser Ausgabe).

S. 289, Z. 6. „Amerika.“ Vgl. Bd. 10, S. 12, Z. 18 ff. und die dazu gehörige Anmerkung am Schlusse des Bandes.

S. 290, Z. 7. Unverbesserlich natürlich im Sinne von: unübertrefflich.

S. 291, Z. 9. Als Modell zu Lothario ist Karl August heranzuziehen; doch schwebt für des ersten Verhältnis zu Lydie (Buch 7) vielmehr des Herzogs Bruder Konstantin und seine abenteuerliche Liebesgeschichte mit einer schönen Französin namens Darsaincourt (Düntzer, S. 13 f.) vor. Nur an dieser ersten Stelle und ein einziges Mal am Schluß der „Lehrjahre“ (Bd. 10, S. 195, Z. 12 dieser Ausgabe) steht die deutsche Namensform Lothar.

S. 295, Z. 8. Das Harlekin-Kunststück betrieb auch die jugendliche Marianne Jung, spätere Frau v. Willemer; vgl. Erich Schmidt, Charakteristiken (1. Reihe), S. 322 (Berl., 1886); den in der Wiener Posse beliebten „Essenkehrer“ hatte Goethe schon im „Hausball“ angeführt (S. 416, Z. 7 dieses Bandes).

S. 296, Z. 31. Des Ausdrucks „die Summe meiner Existenz“ bedient sich Goethe in seinem ersten freundschaftlichen Brief an Schiller vom 27. Aug. 1794 („Briefe“, Bd. 10, S. 184); vgl. auch Bd. 10, S. 39, Z. 9 (die Summe meines ganzen Daseins) und Bd. 15, S. 54, 198 und 243 dieser Ausgabe.

S. 303, Z. 28. Vgl. Bd. 9, S. 42, Z. 25 ff.

Fünftes Buch (S. 310—390).

S. 310, Z. 1 ff. Vgl. über die erste Hälfte des Buches Schillers ausführlichen Brief an Goethe vom 15. Juni 1795 („Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 185 ff.): „Dieses fünfte Buch Meisters habe ich mit einer ordentlichen Trunkenheit und mit einer einzigen ungetheilten Empfindung durchlesen. Selbst im Meister ist nichts, was mich so Schlag auf Schlag ergriffen und in seinem Wirbel unfrey-

willig mit fortgenommen hätte“ u. s. w. Dazu Humboldt an Schiller, 31. August 1795: „Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt“, herausg. von Alb. Leitzmann, S. 114 ff. (3. verm. Aufl., Stuttg. 1900).

Z. 16 ff. Sorgsam angebrachtes vordeutendes Motiv; vgl. Bd. 10, S. 90 und S. 197. Morris (a. a. O., Bd. 2, S. 62) zieht bei ähnlicher Gelegenheit eine Stelle aus Riemers „Mitteilungen über Goethe“ an: „Goethe mußte alles motivieren und es hätte — wie er einmal zu mir sagte — in einem seiner Stücke oder Romane nicht von einem Stückerhen Kreide oder dergleichen Rede und Forderung sein können, ohne daß er es nicht schon früher unvermerkt und als hätte es nichts auf sich beigebracht oder angemeldet haben würde.“

S. 317, Z. 4. Die „Leinwandfabrikation“ findet später in den „Wanderjahren“ (Buch 3, Kap. 5 und 13) breiteste Behandlung.

S. 318, Z. 28. Mein eigenes Inneres voller Esqfaden. Vgl. das ausgeführte, vom Schreiber von sich selbst gebrauchte Bild in Goethes Brief an Jacobi vom 17. Nov. 1782 („Briefe“, Bd. 6, S. 92 f.).

S. 323, Z. 15. Dies antithetische Gleichnis ist Goethe geläufig; vgl. Bd. 9, S. 433, Z. 6 f.

S. 332, Z. 27 ff. Goethe selbst vergoß beim Vorlesen solcher Stellen oftmals Tränen; vgl. dazu den Brief Schillers an ihn vom 2. Juli 1796 („Schillers Briefe“, Bd. 5, S. 2): „Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sey, was Sie, oft hiß zu Thränen, rühren könne.“

S. 334, Z. 1 ff. Goethes Übersetzung entspricht weder der Wielandschen noch der Eschenburgschen genau.

S. 337, Z. 7. Anklang an Bd. 1, S. 24, V. 20 dieser Ausgabe.

Z. 11 ff. Betrachtungen über den Unterschied zwischen Roman und Drama begegnen gleichzeitig (am 5. Buche arbeitete Goethe etwa seit Mai 1795) vor allem in des Dichters Briefwechsel mit Schiller; dort findet sich unter dem Jahre 1797 auch der zusammenfassende Aufsatz „Über epische und dramatische Dichtung“ (in *W*, Bd. 41, Abt. 2, S. 220 ff.). Vgl. ferner „Gespräche“, Bd. 1, S. 169 f., und Schiller-Humboldt, S. 231.

Z. 27. Man denke an „Werthers Leiden“.

Z. 29 f. Auf die „Gesinnungen und Begebenheiten“ spielt Goethe in dem Brief an Schiller vom 8. Juli 1795 („Briefe“, Bd. 10, S. 276) an.

S. 342, Z. 10 ff. Vgl. Goethes „Regeln für Schauspieler“: „In der Probe zu beobachten (*W*, Bd. 40, S. 162 f.).

S. 347, Z. 21 ff. Der „schönste Gedanke“ bezieht sich auf Hamlets Wort (Aufz. 3, Szene 2): „Ein schöner Gedanke, zwischen den Beinen eines Mädchens zu liegen“.

S. 348, Z. 1 ff. In den Gedichten unter dem Titel „Philine“ in dem Zyklus „Aus Wilhelm Meister“; in dieser Ausgabe Bd. 1, S. 329 f. Erster Druck im Roman, begleitet von Reichardts Komposition. In allgemeinen vgl. das zu Bd. 9, S. 146, Z. 3 ff. dieser Ausgabe Gesagte, sowie Friedlaender, Bd. 2, S. 192. Z. 5 f. Vgl. *W*, Bd. 5, Abt. 1, S. 5, V. 1, und *W*, Bd. 50, S. 220, V. 199.

S. 350, Z. 2. Über das „Märchen, daß die Paradiesvögel keine Füße hätten, immer in der Luft flögen, sich nur wenige Augenblicke mit ihren Schwanzfedern an Bäumen aufhngen, von der Luft sich nährten, und was man sich sonst Wunderbares von ihnen erzählte“, vgl. Düntzer, S. 113: „Die Sage war daher entstanden, daß man von den Eingeborenen die Bälge der Paradiesvögel nur mit abgeschnittenen Füßen erhielt.“

S. 351, Z. 5. Zu dem Ausdruck „Schalk“ vgl. Bd. 10, S. 371, Z. 2 dieser Ausgabe und die dazugehörige Schlußanmerkung.

S. 352, Z. 19 f. und 31, und S. 353, Z. 10 ff. Vgl. zu Bd. 9, S. 334, Z. 1 ff.

S. 359, Z. 16 ff. Für diese Szene, die, wie mancher andere, auch Immer-

mann in den „Epigonen“ (Buch 7, Kap. 14) nur gar zu bandgreiflich nachgebildet hat, und für die verschiedenen Meinungen über die Persönlichkeit des geheimnisvollen Besuchs vgl. Humboldts und Schillers Briefe an Goethe vom 15. Juni 1795 (Goethe-Humboldt, S. 3 f., und „Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 186), sowie Humboldts Brief an Schiller vom 31. Aug. 1795 (Schiller-Humboldt, S. 114 f.). Die Lösung wird in Bd. 10, S. 111 und 150 gegeben. Hermann Grimm, Goethe, Bd. 2, S. 156 f. (7. Aufl., Stuttg. und Berl., 1903), behauptet, ohne einen Beleg anzuführen, Mignon habe sich im Urentwurf dem Freunde hingegeben und Goethe sich „durch Schillers Gesellschaft . . . leider verführen lassen, diesen höchsten, reinsten Effekt des Romanes zu zerstören, indem er dem so deutlichen Zuge der Entwicklung entgegen Philine für die erklärt, welche in jener Nacht sich zum Helden des Romanes hinwagte“. Dafür spricht durchaus nichts. Vgl. auch „Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 186.

Z. 20 f. Vgl. Bd. 8, S. 255, Z. 24 ff. dieser Ausgabe.

S. 361, Z. 26 ff. Diese Bemerkung muß befremden nach der eben vorausgegangenen Schilderung von Mignons seltsam verändertem Wesen; vgl. zu Bd. 9, S. 359, Z. 16 ff.

S. 367, Z. 1 ff. In dieser Ausgabe Bd. 1, S. 329. Vgl. zu Bd. 9, S. 146, Z. 3 ff., sowie Friedlaender, Bd. 2, S. 190.

S. 374, Z. 6 ff. Vgl. Goethes „Regeln für Schauspieler“ in IV, Bd. 40, S. 139 ff.

S. 382, Z. 2 ff. Vgl. Bd. 9, S. 222 f. und die dazu gehörige Anmerkung am Schlusse des Bandes.

S. 337, Z. 32. Bei der Schilderung vom Ende Aurellens, die hier stark an die Orsina der Lessingschen „Emilia Galotti“ gemahnt, hatte Goethe den Tod der feurigen jungen Schauspielerin Charlotte Ackermann († 1775) vor Augen, einer Stiefschwester F. L. Schröders; vgl. dazu Th. Lütke im „Jahrb.“, Bd. 5, S. 346 (1884), und W. v. Biedermann im „Jahrb.“, Bd. 1, S. 26 (1880). Goethe lag die Schrift: Ernst Lor. Mich. Rathlef, Beytrag zu den letztern Tagen der jüngeren Demoiselle M. M. Ch. A*** (Hamb. 1775) vor. — Vgl. die Rolle, die Lessings „Emilia Galotti“ auch bei Werthers Tode spielt: Bd. 8, S. 142, Z. 16 f.

S. 300, Z. 22 ff. In den Gedichten als erstes des Zyklus „Aus Wilhelm Meister“, „Mignon“ überschrieben; in dieser Ausgabe Bd. 1, S. 327. Über das Allgemeine vgl. die Schlußanmerkung zu Bd. 9, S. 146, Z. 3 ff. Auch dieses Gedicht erschien im Roman zuerst und gleich mit der Reichardt'schen Komposition. Viktor Hehn führt geistvoll aus („Jahrb.“, Bd. 6, S. 213 f.; 1885), daß dieser dreistrophige Zwölfzeiler seinem inneren Wesen nach ein „näctes, deutsches, den Tiefen der Seele entsprungenes Sonett“ sei. Vgl. ferner Friedlaender, Bd. 2, S. 191 f.

Sechstes Buch (S. 391—459).

S. 391, Z. 1. Art und Umfang von Goethes Autorschaft an Buch 6 läßt sich nicht genau bestimmen. Der Arzt, der in Buch 5, Kap. 16 (Bd. 9, S. 383 dieser Ausgabe) das Heft übergibt, bemerkt dabei: nur der Titel ist von meiner Hand. Jedenfalls liegen mündliche und schriftliche Äußerungen des Fräulein Susanna Katharina v. Klettenberg (1723—74) zugrunde: Es ist dieselbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen die Bekenntnisse einer schönen Seele entstanden („Dichtung und Wahrheit“, Buch 8: Bd. 12, S. 374 dieser Ausgabe). Sie war eine Cousine von Goethes Mutter, auf die sie, zumal in deren früher Jugend, im Herrnhutschen Sinne starken Einfluß übte. Des Knaben Wolfgang „auf Verlangen entworfenen“ Gedicht „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi“ dankt wohl ihr seine Entstehung. Der Mittelpunkt der Frankfurter „Stillen im Lande“, wirkte sie außerordentlich tief auch auf

Goethe ein, den sie sogar ihren Konventikeln zuführte. Ihr Tod, den die dabei anwesende Frau Rat in einem Brief an Lavater vom 26. Okt. 1774 („Schriften der G.-G.“, Bd. 16, S. 252 ff.; 1901) ausführlich beschreibt, erschütterte Goethe tief. Vgl. über sie „Dichtung und Wahrheit“, in dieser Ausgabe besonders Bd. 12, S. 374 ff. und 509, Bd. 13, S. 73, 182 f., 203, 222, 435 f. Goethes Mutter schrieb nach der Lektüre des 6. Buches an ihren Sohn: „Habe Dank daß du der unversehrlichen K[lettenberg]. noch nach so vielen Jahren ein so schönes Denkmahl gestiftet hast“ („Schriften der G.-G.“, Bd. 4, S. 98) und im nächsten Briefe (ebenda, Bd. 4, S. 96): „Du mein lieber Sohn! warst von der Vorsehung bestimmt — zur Erhaltung und Verbreitung dieser unverwelklichen Blätter — Gottes Seegen und Tausend Dank davor!“ Darnach hat Goethe überkommenes Material selbständig redigiert, wozu auch die Mitteilung an Schiller vom 18. März 1795 („Briefe“, Bd. 10, S. 244) stimmt: „Ich befam Zuß daß religiöse Buch meines Romans ausarbeiten. Über die Bedeutung dieser Goetheschen Bearbeitung sind die Meinungen geteilt. Dechent (a. a. O., S. 72) behauptet, die „Bekanntnisse“ seien „wesentlich das Eigentum der schönen Seele“, und glaubt beweisen zu können, daß des Dichters Vorlage nicht bloße Tagebuchaufzeichnungen der Klettenberg gewesen seien, sondern „eine kurz vor ihrem Ende (um 1773) abgefaßte Biographie aus einem Gusse“ (a. a. O., S. 77). Über Retouchierungen und Abweichungen von den historischen Tatsachen, die Goethe bewußt und sicherlich zum Teil deshalb vorgenommen hat, um noch lebende Personen wenigstens in einer Maske vorzuführen, vgl. Lappenberg, S. 289. Dechent selbst stellt denn auch solche Ungenauigkeiten zusammen; vgl. a. a. O., S. 74 f., 137 f., 144, 148 u. s. w. Dennoch geht Dechents wichtiges Buch, das, ebenso wie das Lappenbergsche, auch für alle Nebenpersonen und Einzelheiten heranzuziehen ist, in dem Versuch, das 6. Buch als autobiographisches Zeugnis für das Fräulein v. Klettenberg in Anspruch zu nehmen, entschieden zu weit. Gegen ihn wendet sich Hans Glagau, Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle, S. 50 (Marburg 1903), und Bielschowsky, Bd. 2, S. 690; auch Riemann (a. a. O., S. 15—22) vertritt die wohlbegründete Ansicht, daß Buch 6 nicht fremdes literarisches Eigentum darstelle, sondern zum mindesten durch Goethe von Grund aus überarbeitet worden sei.

Aufsätze, Briefe und Gedichte der Klettenberg sind bei Lappenberg (S. 1—154) abgedruckt. Einen Nachtrag zu seinem Buche gibt Dechent („Die autobiographische Quelle der Bekanntnisse einer schönen Seele“) in den „Berichten des Freien Deutschen Hochstifts“, Bd. 13, S. 10—59 (1897). Besonders wichtig ist noch H. Funck, Zehn Briefe von Susanna Katharina v. Klettenberg an J. K. Lavater, im „Jahr.“, Bd. 16, S. 83 ff. (1895), und Derselbe, Goethe und Lavater, in den Schriften der „G.-G.“, Bd. 16, *passim*. Vgl. ferner Heinemann, S. 15, 102 f., 116, 219; „Goethes Mutter“, S. 54 ff. und 70 ff.; Düntzer, S. 22 ff.; Erich Schmidt in der „Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte“, Bd. 6, S. 592 ff. (1893). Weitere Spezialliteratur, aus der wir noch Varnhagen von Ense Denkwürdigkeiten, Bd. 1, S. 456 ff. (Mannh. 1837), einen Aufsatz R. Jungs in den „Berichten des Freien Deutschen Hochstifts“, Bd. 7, S. 55—68 (1891), und W. Beyschlag, Fräulein v. Klettenberg und Goethes „Bekanntnisse einer schönen Seele“ (Elberf. 1862; „Vorträge für das gebildete Publikum“, Bd. 2) herausheben, gibt Dechent, a. a. O., S. 218 f. und K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, Bd. 4, S. 572 (2. Aufl., Dresd. 1891). Über Goethes religiöse Anschauungen im allgemeinen, worüber bei den „Wanderjahren“ mehr zu sagen ist, sei hier nur auf Oesterzee, Goethes Stellung zum Christentum (Bielef. 1858), Steck, Goethes religiöser Entwicklungsgang, in der „Protestantischen Kirchenzeitung“, Jahrg. 1880, Nr. 22 f., und Filtsch, Goethes religiöse Entwicklung (Gotha 1894) verwiesen. Vgl. endlich

noch unsere Schlußanmerkung zu Bd. 9, S. 423, Z. 5, „Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 234 ff., 261 und 323, Schiller-Humboldt, S. 203 f. und Graef (*passim*), wo Goethes zahlreiche Selbstzeugnisse, sowie Schillers, Humboldts, Lottens v. Stein und anderer Glieder des Goetheschen Kreises briefliche Äußerungen und Urteile zu finden sind. — In der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung“ vom 16. Juli 1806 hat Goethe ausführlich einen bei Unger erschienenen Roman „Bekenntnisse einer schönen Seele, von ihr selbst geschrieben“ (1806) wohlwollend besprochen (W, Bd. 40, S. 367 ff.).

Z. 2. Der Ausdruck „schöne Seele“ begegnet bei Goethe nicht selten; so in den „Lehrjahren“ z. B. noch Bd. 10, S. 105, Z. 25 und (von Natalie gebraucht) S. 202, Z. 14, sowie zu S. 84, Z. 1 ff. Ebenso in den „Geschwistern“ (Bd. 7, S. 342, Z. 7 dieser Ausgabe). „Briefe“, Bd. 10, S. 17 bezeichnet Goethe die Fürstin Gallitzin, ein andermal die Gräfin Werthern (vgl. Düntzer, S. 12) als „schöne Seele“. Der Begriff ist uralt (man denke an Platos *πυχή καλή*) und war, vorzüglich durch den Pietismus in Aufnahme gebracht, dem 18. Jahrhundert besonders lieb. Rousseau braucht ihn oft mit Nachdruck. Wieland verfaßte einen Aufsatz „Was ist eine schöne Seele?“ und bedient sich des Ausdrucks z. B. im „Agathon“, Buch 13, Kap. 7 (Wielands „Werke“, herausg. von G. Klee, Bd. 4, S. 37, Leipz. o. J.). Vor allem spielt er in Kants und Schillers moralphilosophisch-ästhetischen Schriften eine Rolle (vgl. besonders „Über Anmut und Würde“ und „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“: Schillers „Werke“, herausg. von L. Bellermann, Bd. 8, S. 95 und 250 ff.). Eine reiche Nachblüte erlebte er bei Jean Paul und bei George Sand. Vgl. endlich noch die Zusammenstellungen bei Erich Schmidt, Richardson, Rousseau, Goethe, S. 318 ff. (Jena 1875), O. Schultz-Gora, Zur Geschichte des Ausdrucks „belle âme“, im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen“, Bd. 100, S. 163 ff. (1898) und Rich. M. Meyer, 400 Schlagworte, S. 46 (Sonderabdruck aus den „Jahrbüchern für das klassische Altertum“ u. s. w., Leipz. 1900).

S. 399, Z. 6. Narziß ist Joh. Daniel v. Oieneschlager (geb. 1711), von dem Goethe in „Dichtung und Wahrheit“, Buch 4 (Bd. 12, S. 178 f. dieser Ausgabe) spricht. Näheres über ihn in Bd. 12, S. 499 dieser Ausgabe, sowie Lappenberg, S. 183 ff., Dechent, S. 86 ff. und „Jubiläumsausgabe“, Bd. 22, S. 288 f. (zu S. 185, Z. 7).

S. 400, Z. 33. Dieses Haus war das des Großvaters Goethes, des Schöffen Textor; hier ereignete sich bei einer Gesellschaft im September 1742, an der auch Fräulein v. Klettenberg teilnahm, der im folgenden geschilderte Vorfall. Der Hauptmann ist, den Akten des Frankfurter Stadtarchivs zufolge, ein hessischer Leutnant Lindheimer. Vgl. darüber A. Riese in den „Berichten des Freien Deutschen Hochstifts“, Bd. 8, S. 241—50 (1892).

S. 419, Z. 8. Der Oheim ist Johann Michael v. Loë (gest. 1776); vgl. darüber Lappenberg, S. 189 ff. Diese Figur erfreute in Buch 6 Schiller und seinen Kreis am meisten. Am 3. Juli 1796 schreibt er an Goethe betreffs des Oheims: „Es ist unverkennbar, daß Sie in diesen Charakter am meisten von Ihrer eigenen Natur gelegt haben“ („Schillers Briefe“, Bd. 5, S. 9).

S. 420, Z. 22 f. Fräulein v. Klettenberg gehörte in Wahrheit keinem Stifte an; Dechent, S. 136. Vielleicht bewog den Dichter zu dieser Fiktion auch ein Porträt, das die Freundin, vierundvierzigjährig, in Nonnentracht vorstellt; dieses Bild ist z. B. reproduziert in „Dichtung und Wahrheit von Wolfgang v. Goethe, illustr. und kommentierte Ausgabe . . .“, herausg. von Richard Wülker, S. 254 (Leipz. 1903).

S. 422, Z. 32. Susanna v. Klettenberg bedient sich auch in ihren Briefen mehrfach englischer Ausdrücke: Lappenberg, S. 141, 145 f.

S. 423, Z. 5. Hier ist vor allem an Lavater gedacht und an seine Schrift

„Über die Macht des Gebetes“, die er 1773 in seinem „Abgenütigten Glaubensbekenntnis“ weiter ausführte. Vgl. besonders „Schriften der G.-G.“, Bd. 16 (1901): H. Funck, Goethe und Lavater; ferner Dechent, S. 183 ff. — In Lavaters Tagebuch vom 24. Juni 1774 (Funck, a. a. O., S. 282) heißt es: „Eine Weile bey Klettenberg: allein — u. mit Goethe. Ein herrlicher Abend. von Gebetherhörungen.“ Lavater nannte sie „Cordata“ (Funck, S. 286 ff. u. a.); über seine Beziehungen zur „Schönen Seele“, zu Goethe in der Klettenberg-Periode und zu Bnch 6 der „Lehrjahre“ vgl. bei Funck noch besonders a. a. O., S. 324, 340 f., 368 f.

S. 426, Z. 30. Philo ist der namhafte, aus Stuttgart stammende Staatsrechtler Friedrich Karl Freiherr v. Moser (1723—98), der von 1752—56 und von 1759—64 als hessischer Legationsrat in Frankfurt lebte. Goethe spricht von seinem „sehr bedeutenden Einfluß“ für ihn in „Dichtung und Wahrheit“, Bnch 2 (Bd. 12, S. 93 ff. dieser Ausgabe; vgl. auch ebenda, Bd. 13, S. 73). Näheres über ihn bei Lappenberg, S. 205 ff., Ledderhose, Aus dem Leben und Schriften Fr. K. von Mosers (Heidelb. 1871), bei Dechent, a. a. O., S. 105 ff., und in den „Schriften der G.-G.“, Bd. 16, S. 287 f. (1901).

S. 427, Z. 2. Die Bezeichnung der „Stillen im Lande“ für Pietisten findet sich auch in Bd. 11, S. 137, Z. 31 dieser Ausgabe.

S. 433, Z. 4. Der Oberhofprediger ist Joh. Phil. Fresenius (gest. 1761), von dem Goethe in „Dichtung und Wahrheit“, Bnch 4 (Bd. 12, S. 164 dieser Ausgabe) berichtet. Er war der Seelsorger der Familie Textor und hatte Goethes Eltern getraut sowie ihn selbst getauft. Er ist der Verfasser eines noch im Jahre 1833 in 8. Auflage erschienenen „Beicht- und Kommunionbuches“; vgl. über ihn Lappenberg, S. 227 ff., Dechent, S. 101 ff., und Derselbe, Die Seelsorger der Goetheschen Familie, im „Jahrb.“, Bd. 11, S. 159 ff. (1890); ferner „Jubiläumsausgabe“, Bd. 22, S. 286 (zn S. 163, Z. 12). Lavater über ihn in den „Schriften der G.-G.“, Bd. 16, S. 288 f.

S. 435, Z. 26. Über diesen adeligen Apostel, einen Herrn v. Bülow, vgl. Lappenberg, S. 242 ff.

S. 440, Z. 32. Dasselbe Motiv Bd. 10, S. 192, Z. 15 ff. dieser Ausgabe.

S. 452, Z. 31. Gemeint ist Friedrich Wenzel Neißer; vgl. über ihn Lappenberg, S. 247 ff. und 137 ff. (wo vier Briefe der Klettenberg an ihn abgedruckt sind), sowie Dechent, S. 146 ff.

S. 453, Z. 5. Gemeint ist ein ehemaliger genuesischer Hauptmann Johannes Loretz aus Graubünden (Lappenberg, S. 249, und Dechent, S. 147 ff.).

S. 454, Z. 5. Der Arzt ist der in Frankfurt lebende Dr. med. J. Fr. Metz (1724—82); derselbe, dessen geheimnisvollem Mittel Goethe im Jahre 1769 seine Genesung dankte; vgl. über ihn Dechent, S. 149 und 151, sowie „Schriften der G.-G.“, Bd. 16, S. 253, 255 f., 289 (1901).

S. 456, Z. 19 ff. Vgl. zu S. 108, Z. 33 ff.

Anmerkungen des Herausgebers

zu Band 10.

Wilhelm Meisters Lehrjahre (Schluß)

(S. 1—202).

Vorbemerkung.

Der vorliegenden Ausgabe von Goethes Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, Buch 7 und 8, wurde zugrunde gelegt:

N = Wilhelm Meisters Lehrjahre. Ein Roman. Herausgegeben von Goethe. Berlin. Bey Johann Friedrich Unger. 1795—1796. (4 Bde. Kl. 8^o) In Bd. 4 (1796), S. 1—507: Buch 7 und 8 unseres Romans. — Auch unter dem Titel: Goethes Neue Schriften. Dritter bis Sechster Band. Mit Kurfürstl. Sächsl. Privilegium. Berlin. Bei Johann Friedrich Unger. 1795—1796.

Zur Vergleichung herangezogen wurden:

H = Handschrift des siebenten Buches (wie sie in *W* vorliegt), die einzige, die uns von „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ erhalten ist, und zwar durch den glücklichen Zufall, daß Schiller das am 23. Juni 1796 („Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 486) erbetene „Concept vom siebenten Buche, wovon die Abschrift für Ungern gemacht ist“, nicht an Goethe zurückgab. *H* umfaßt 140 Quartblätter, ist von Goethe seinem Sekretär Geist diktiert und von ihm selbst eigenhändig durchgebessert worden. Näheres über *H* in *W*, Bd. 23, S. 313 f.

*N*² = Ein fehlerhafter Nebendruck von *N*, der von Bedeutung ist, da er später an Stelle des echten Druckes *N*¹ bei der Textrevision für *A* zugrunde gelegt wurde; vgl. darüber *W*, Bd. 23, S. 314 f.

A = Goethes Werke. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1806—1810 (13 Bde. 8^o): Bd. 3 (1806), S. 227—534.

B = Goethes Werke. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1815—1819 (20 Bde. 8^o): Bd. 4 (1816), S. 227—534.

*B*¹ = Goethes Werke. Original-Ausgabe. Wien. Bey Chr. Kaulfuß und C. Armbruster. Stuttgart. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Gedruckt bey Anton Strauß. 1816—22 (26 Bde. 8^o): Bd. 4 (1816), S. 261—604.

*C*¹ = Goethes Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1827—30 (40 Bde. Kl. 8^o): Bd. 20 (1830), S. 1—308.

C = dieselbe Ausgabe in 8^o.

W = Goethes Werke. Herausg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Bd. 23 (1901; Weim. 1887 ff.).

Die Orthographie unserer Ausgabe ist die Ddendensche mit der für „Meyers Klassiker-Bibliothek“ durchweg geltenden Einschränkung, daß Änderungen, welche den Laut oder die Silbenzahl betreffen, strengstens ausgeschlossen sind. Auch die Interpunktion, die sich mehr an *C* als an *N* anschließt, ist maßvoll modernisiert worden.

Die Abkürzungen für häufig angeführte Werke sind dieselben wie oben S. 441 f.

Siebentes Buch (S. 1—83).

S. 1, Z. 1 ff. In Bleischowskys ausführlicher Analyse des Romans (a. a. O., Bd. 2, S. 128 ff.) ist besonders zu rühmen, wie er die Bedeutung des 6. Buches für die Ökonomie des Ganzen entwickelt und es durchaus als organischen Bestandteil der Gesamtdichtung aufzuzeigen weiß. Vgl. zum Beginn des 7. Buches a. a. O., Bd. 2, S. 162 f.: „In schöner Symbolik hat Goethe den Eindruck auf Wilhelm dargestellt. Der Frühling ist in voller Pracht hereingebrochen; ein stürmisches Gewitter ist im Abzuge, und ein herrlicher Regenbogen glänzt über der Landschaft. Die Bekenntnisse haben auf Wilhelm gewirkt wie Iphigeniens Nähe auf Orest. Dort treffen wir auch die Bilder vom Gewitter und Regenbogen wieder. „Die Erde dampft erquickenden Geruch und ladet mich auf ihren Flächen ein, nach Lebensfreud' und großer Tat zu jagen.“

Z. 1 ff. Am 23. Mal 1796 schreibt Schiller an Körner: „Vom Meister habe ich das 7te Buch im Manuscript gelesen, und begreife nun, wie er im 8ten fertig werden kann und muß. Der Roman ist, was das Innere Wesen und den eigentlichen Geist betrifft, schon mit diesem 7ten Buche aufgelöst, welches wieder vortrefflich ist“ („Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 451).

Z. 8. Auf an folgt: Tränen kamen ihm in die Augen unwillkürlich und ohne Veranlassung. *H*.

Z. 9 f. Vgl. Goethes Gedichte: Gart Gebicht, wie Regenbogen Wird nur auf bunten Grund gezogen (Bd. 2, S. 53 dieser Ausgabe) und Wenn zu der Regenwand Pöbß sich gattet (Bd. 4, S. 206 dieser Ausgabe).

Z. 18. Auf hinstrebt. folgt mit Alinea: <Der Regen wendete sich, und> der Reisende ward genötigt abzustiegen und den Überrock aus dem Mantelsack hervorzuziehen, er hatte nicht geglaubt seiner an dem heitern Tage zu bedürfen. Unter andern Sachen brachte er auch zugleich den Schleier des Geistes mit hervor.> *H*. Daran schließen sich weiter in *H* unmittelbar die Worte auf S. 5, Z. 23—27: Der bis zurück!, die in einer Abschrift auf einem besonders eingeklebten Blatte an jener späteren Stelle eingefügt worden sind.

S. 2, Z. 6. betriegen *B¹ C¹ C* (so immer).

S. 4, Z. 4. Strögen *H*.

S. 6, Z. 3. Sonderbare Traumbilder; vgl. Riemann, S. 15 und 24. Dieser Traum dient dazu, nach der langen Abschweifung des 6. Buches die handelnden Personen dem Leser wieder nahe zu bringen.

S. 8, Z. 5. Ein Vorbild zu Lydie (der Name zuerst S. 10, Z. 31 genannt) findet E. V. Zenker (Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ vom 20. Juni 1889, Nr. 199) in der Marquise Branconi, was W. v. Biedermann in der wissenschaftl. Beilage der „Leipziger Zeitung“ vom 24. Okt. 1889 mit Recht entschieden ablehnt; vgl. auch zu Bd. 9, S. 291, Z. 9.

S. 10, Z. 31. Liebe *H* (so immer).

S. 12, Z. 18 ff. Amerika. Vgl. S. 117, Z. 19 dieses Bandes, Bd. 9, S. 289, Z. 6, und Bd. 11, S. 89 dieser Ausgabe, sowie Max Koch in den „Berichten des Freien deutschen Hochstifts“, Bd. 10, S. 489 (1894), wo ein Überblick von Goethes Äußerungen über die neue Welt geboten wird. Dazu nehme man „Gespräche“, Bd. 3, S. 185 und 314; Bd. 4, S. 12; Bd. 5, S. 21 und 167 ff.; Bd. 7, Z. 26. nirgenß *HN* (so immer). [S. 150.]

Z. 34. nicht fehlt *H*.

S. 13, Z. 30. Brübergemeinde *N¹ Brübergemeine H N²—C*.

S. 18, Z. 19. Auf weinten.“ folgt mit Alinea: <Ich glaube der Geistliche hat es aufgezeichnet, versetzte der Arzt.> *H*.

Z. 24. Auf Riid?“ folgt: <Diese Umstände, von dem [so] Sie mir erzählten, sollten hoch Ihre Neugierde aufs höchste gereizt haben.> *H*.

S. 21, Z. 5. Die Gestalt *Theresens* mag von *Betty Jacobi* Züge entlehnt haben, die *Goethe* in „*Dichtung und Wahrheit*“, Buch 14 (Bd. 13, S. 192 dieser Ausgabe), um eines ähnlichen Charakters rühmt: Die letztgedachte war geeignet, mich öftig einzunehmen: ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die, ohne Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubensschen Frauen erinnerte.

Z. 29. Ohngeachtet $HN-B^1$ (so meist).

S. 22, Z. 6 ff. Erst bis aber] *g* über (erst schien er immer nur *Zulien* zu besuchen, dann sah er sie nicht mehr und auch mich nur zuweilen an einem andern Ort und verstoßen) *H*.

Z. 13. ein himmlisches] das glücklichste *H*.

S. 23, Z. 22. geworden, wenn man etwas fertig nennen darf *H*.

S. 24, Z. 16. (Jungen) Mannes *H*.

Z. 27. warb (*g* aus war) $HNA B^1$ war $BC^1 C$.

Z. 34 bis S. 25, Z. 1. mir bis selbst, HN^1 mir erst recht nur selbst, N^2 mir nur erst dann recht mir selbst, $A-C$.

S. 25, Z. 2. ich gesperrt *H*.

Z. 22. Kleines $N-C$]. In *H* steht gleiches, was vielleicht nur durch ein Versehen um seine Geltung gekommen ist.

S. 27, Z. 2. wundern HN^1 ; in N^1 auf der letzten Zeile; in N^2 fortgelassen und weiterhin in $A-C$ verwundern dafür wieder eingesetzt.

Z. 17–24. Billig bis Braut.] (So ist, rief er aus, wenn ich bereinst meine Amazone wieder antreffe, diese Gestalt aller Gestalten, wenn mich die Ahnung nicht trägt, trotz meiner wunderlichen Träume zu meiner Beschämung und Demütigung — seine Braut) *H*.

S. 28, Z. 2. dieser Beste HN^1 dieser Welt N^2-C (erst *Bernays* hat diesen Fehler entdeckt); *Düntzer* (a. a. O., S. 83 f.) konjiziert diesem Wesen.

Z. 17. Auf zeigt folgt: eine solche Klarheit an, zeigt mir *H*.

S. 32. Auf an. folgt kein Absatz *HN*.

S. 29, Z. 22. liebte bis Augenblick,] *g* für (verachtete mich und ich erinnere mich, daß sie mehr als einmal mit Bitterkeit wiederholte: wenn die Mutter so ungewiß sein könnte als der Vater, so würde man schwerlich diese Nagb vor meine Tochter halten) *H*. Diese Bemerkung hat dann S. 30, Z. 27–31 ihren Platz gefunden.

S. 30, Z. 26. Meiner bis sein,] *g* aus Meine Mutter li<e>ß sich daß so weit gefallen) *H*.

Z. 31. leugnete NA läugnete B^1 leugne HB läugne $C^1 C$.

S. 31, Z. 24. war bis doch fehlt *H*.

Z. 30 ff. *Düntzer* (S. 123, Anm.) möchte in der abenteuernden *Frau v. Saint Alban* ein freies Abbild der *Gräfin Werthern* sehen, die mit dem *Bergrat v. Einsiedel* nach *Afrika* ging.

Z. 34 bis S. 32, Z. 2. endlich bis einzuwilligen] endlich: ist eine (ansehnliche) Summe, die ich nicht erfuhr, zu verwilligen, mit welcher sie eine Reise nach dem süßlichen *Frankreich* antrat. *H*.

S. 32, Z. 1. Wohl bewußte Anspielung auf *Thümmeis* leichtfertigen Roman „*Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich*“, dem nachmals noch die „*Xenien*“ (vgl. „*Schriften der G.-G.*“, Bd. 8 [1893], S. 84, Nr. 736: *Reisen ins süßliche Frankreich*.) gelselten.

Z. 5. abkaufte] *g* aus erkaufte *H*.

Z. 10 ff. Die „*Berliner Klinische Wochenschrift*“, Jahrg. 1875, Nr. 23, rühmt *Goethe*, daß er, obwohl der Symptomkomplex der *Aphasie* zuerst 1820 von *Lordat* aufgestellt worden sei, bereits in den „*Lehrjahren*“ „mit feinem Gefühl . . . einen Fall von *Aphasie* mit rechtsseitiger Lähmung ganz nebenher und doch mit vollster Deutlichkeit beschrieben hat“. Vgl. den Abdruck dieser

Notiz im „Jahrb.“, Bd. 16, S. 192 f. (1895). Dazu nehme man den in den „Wanderjahren“, Buch 3, Kap. 13 beschriebenen anderen Fall von Aphasie und ihrem plötzlichen Aufhören.

Z. 11. reinen] vollkommenen *g* für richtigen *H*.

Z. 30. gönnen *g* über <geben> *H*.

S. 33, Z. 6—11. Denn bis selbst] Sonderbar schien es mir babel daß das Testament nach meiner Geburt gemacht war *H*.

Z. 30. an Händen gehn *HN*.

S. 35, Z. 6—32. inbessen bis ansteht?] <inbessen halten das viele nicht für vornehm genug und glauben es sei ihrer Bestimmung gemäßer ihren Geist auszubilden, wie man es nennt und sich inbessen von ihren Domestiken beherrschen zu lassen> *H*.

S. 36, Z. 27. nun auch fehlt *H*.

S. 40, Z. 4. zürld <es war eine herrliche Dame> *H*.

S. 42, Z. 7. Auf Wohlthätigkeit folgt: und Geschäftigkeit *H*.

Z. 8. eignem fehlt *H*.

S. 44, Z. 24 ff. Nach Lektüre der Handschrift dieses Buches schrieb Schiller am 5. Juli 1796 („Schillers Briefe“, Bd. 5, S. 15) an Goethe: „Manchem wird es wunderbar vorkommen, daß ein Roman, der so gar nichts ‚sanseülotisches‘ hat, vielmehr an manchen Stellen der Aristokratie das Wort zu reden scheint, mit drey Heurathen endigt, die alle drey Mißheurathen sind.“ Daraufhin fügte Goethe, einem Schillerschen Vorschlage folgend, die obige Stelle ein; vgl. seine Beilage zum Brief an Schiller vom 9. Juli 1796 (*W*, Bd. 21, S. 333): Lothario kann bey Gelegenheit, da er von der Aufhebung des Feudal Systems spricht, etwas äußern was auf die Heirathen am Schlusse eine freyere Aussicht giebt. Der Zusatz war allerdings nötig, wenn man sich der Stelle in Buch 3 (Bd. 9, S. 196, Z. 20 dieser Ausgabe) erinnert, wo von der „ungeheuren Kiuft der Geburt und des Standes“ zwischen Wilhelm und der Gräfin die Rede ist. Gesprächsweise kam Goethe um das Jahr 1819 (?) noch einmal auf den Punkt zurück: vgl. „Gespräche“, Bd. 8, S. 352 und 356.

S. 47, Z. 6 ff. Bei Lotharios Ritt zu der einst geliebten Pächterstochter Margarete schwebt Goethe sein im September 1779 unternommener Besuch bei Friederike Brion in Sesenheim vor, den er Charlotten v. Stein (vgl. „Briefe“, Bd. 4, S. 66 f.) ausführlich beschreibt. Vgl. auch in den „Wanderjahren“ (Buch I, Kap. 11) Lenardos Besuch im Pächterhause.

Z. 31. verheurathet *H*.

S. 48, Z. 3. ohngefähr *HN—B¹* (so meist).

S. 49, Z. 26. ihr] mir *C¹ C* Druckfehler.

S. 50, Z. 3 ff. Vgl. den Zyklus von Liebes- und Gespenstergeschichten in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“.

Z. 13 ff. Durchaus eigene Erfahrung des Dichters, die ganz ähnlich in „Dichtung und Wahrheit“, Buch 13 (Bd. 13, S. 126 dieser Ausgabe) zum Ausdruck kommt.

S. 51, Z. 14. Man mag bei dieser Stelle an Cornelia Goethe denken.

S. 54, Z. 19 ff. Vgl. „Italienische Reise“, 2. Dez. 1786 (Bd. 14, S. 168 dieser Ausgabe): so zeigt sich der Orangenbaum mit Blüten, halb und ganz reifen Früchten.

S. 55, Z. 27. Dies späte Wiedererkennen ist mit Rücksicht auf Bd. 10, S. 52, Z. 14, trotz Bd. 9, S. 278, Z. 20 ff. und S. 311, Z. 3 ff., etwas dürftig motiviert.

S. 61, Z. 1 ff. Goethes große psychologische Darstellungskunst in dieser Erzählung mttet in Barbaras Munde recht unwahrscheinlich und stülwidrig an.

S. 70, Z. 18. vorgepfeift *C* Druckfehler.

S. 75, Z. 34 ff. Vgl. dazu „Hermann und Dorothea“, Ges. 5, V. 69 f.

S. 76, Z. 2. verlangt C¹ C Druckfehler.

S. 78, Z. 17 ff. Für die Ausgestaltung des Ordenswesens bei Goethe nimmt Edmund O. v. Lippmann im „Jahrb.“, Bd. 15, S. 268 (1894) Platos Dialog „Der Staat“ als Quelle an. In erster Linie aber kommen freimaurerische Bezüge in Betracht, vgl. darüber J. Pietsch, J. W. v. Goethe als Freimaurer (Leipz. 1880) und „Jahrb.“, Bd. 2, S. 523 (1881), wo einige weitere Literatur angegeben ist. Ferner besonders: Voit Valentin, Goethes Freimaurerei in seinen nicht-freimaurerischen Dichtungen, im „Jahrb.“, Bd. 22, S. 139 ff. (1901), namentlich S. 145, und endlich noch Gubrauer in den „Jahrbüchern der Literatur“, Bd. 116, Anzeigebblatt, S. 100 ff. (Wien 1846). Man denke auch an die Rosenkreuzer-Loge im „Groß-Cophta“ (1791) und an Mozarts „Zauberflöte“ (1791), deren Text Goethe 1798 in „Der Zauberflöte zweitem Teil“ fortsetzte. Dem Tempelritterorden zu Wetzlar (vgl. Bd. 13, S. 93 ff.), der „Arkadia“ in Rom (vgl. Bd. 15, S. 159 ff.) gehörte Goethe selbst an, wie seit 1780 der Loge „Amalia“ in Weimar; vgl. darüber den Gedichtzyklus „Loge“ in Bd. 2, S. 117—123 dieser Ausgabe und Heinemanns Nachweise und Literaturangaben in den betreffenden Anmerkungen am Schlusse desselben Bandes. — Hippels (des Verfassers der „Freymäurerreden“, 1768) „Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z“ (1793 f.) behandeln die geheimbündlerischen Neigungen der Zeit satirisch. Vgl. Düntzer, S. 86 f.

S. 81, Z. 17 f. Die bis flüchtig entspricht dem berühmten Anfang der „Aphorismen“ des Hippokrates: „Vita brevis, ars longa, occasio praeceps, experientia fallax, iudicium difficile“ (Medicorum graecorum Opera quae exstant, ed. C. G. Kühn, S. 706; Leipz. 1827). Über mögliche Beeinflussung durch Hippel oder Haller: Riemann, S. 127 f.

Achtes Buch (S. 84—204).

S. 84, Z. 1 ff. Für dieses, von Schiller im Manuskript gelesene und vielfach beeinflusste Buch vgl. besonders seine Briefe an Goethe vom Juni und Juli 1796 sowie folgendes am 9. Juli desselben Jahres an Schiller gesandte Briefbeiblatt Goethes (W, Bd. 21, S. 333):

Zum achten Buche.

- 1.) Die sentimentale Forderung bey Rignons Tod zu befriedigen.
- 2.) Der Vorschlag des balsamitrens und die Reflexion über das Band zurück zu rücken.
- 3.) Lothario kann bey Gelegenheit, da er von Aufhebung des Feudal Systems spricht, etwas äußern was auf die Heirathen am Schlusse eine freyere Aufsicht giebt.
- 4.) Der Markese wird früher erwähnt, als Freund des Rheins.
- 5.) Das Präbikat der schönen Seele wird auf Natalien abgethelet.
- 6.) Die Erscheinung der Gräfin wird motivirt (aus mobilirt).
- 7.) Berners Kindern wird etwas von ihren Jahren abgenommen.

S. 86, Z. 18. Lombre N—C.

S. 87, Z. 5. Breter N—C.

Z. 14. Gausbüttisch N—B¹.

Z. 15 ff. Ich sehe sie im Geiste . . . über einen „chronologischen Verstoß“ in der handschriftlichen Fassung dieser Stelle vgl. Graef, Bd. 1, S. 822 f.

S. 88, Z. 15. erinnerten N—C.

S. 94, Z. 1 ff. Lotharios Ausführungen decken sich vielfach mit denen, die im Jahre 1793 Justizrat v. Münchhausen in seiner Schrift „Vom Lehnsmanne und Dienstmann“ niedergelegt hatte; vgl. Düntzer in seiner Ausgabe (Kürschners „Deutsche Nationalliteratur“, Bd. 96, Abt. 2, S. 228; Stuttg. o. J.) zu dieser Stelle.

S. 96, Z. 2. *Partefe N—C¹ (so immer)*. Die Einführung des Marchese Cipriani wird auf Schillers Rat für den Druck besser motiviert als in der Handschrift; vgl. „Schillers Briefe“, Bd. 5, S. 5, und die zu S. 84, Z. 1 ff. dieses Bandes abgedruckten Notizen Goethes.

S. 100, Z. 4 ff. Man fühlt sich bei dieser Beschreibung sowohl an das Frankfurter wie an das Weimarer Goethe-Haus erinnert.

S. 103, Z. 11 ff. In den Gedichten als drittes der „Mignon“-Lieder in dem Zyklus „Aus Wilhelm Meister“; in dieser Ausgabe Bd. 1, S. 328. Vgl. im allgemeinen das oben zu Bd. 9, S. 146, Z. 3 ff. in den Schlußanmerkungen Gesagte. Auch dieses Lied, das einzige des 8. Buches, in einer Abschrift von Schillers Hand erhalten, erlebte im Roman den ersten Druck. Es sollte anfänglich in den „Musenalmanach auf das Jahr 1797“ kommen: „Briefe“, Bd. 11, S. 106 und 109, sowie „Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 464. Auf Schiller machte gerade dieses Gedicht den tiefsten Eindruck; „es ist himmlisch, es geht nichts darüber“, schreibt er an Körner („Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 466); vgl. ferner „Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 467, und ebenda Bd. 5, S. 4, wo er unter dem 2. Juli 1796 an Goethe schreibt: „Besonders schmelzte das letzte Lied das Herz zu der tiefsten Rührung.“ Unter anderen hat bekanntlich Franz Schubert (in Op. 62) das Lied in Musik gesetzt, eine andere, nachgelassene, nicht weniger bedeutende Komposition von ihm hat Friedlaender in seine Sammlung aufgenommen: „Schriften der G.-G.“, Bd. 11, S. 108 ff. und 147, sowie Friedlaender, Bd. 2, S. 192. In Viktor Hehns schönem Aufsatz „Goethe und die Sprache der Bibel“ („Jahrb.“, Bd. 8, S. 186—202; 1887) wird auch der „Wilhelm Meister“ nach dieser Seite hin besprochen und besonders das obige Bild, das Anklänge an die Offenbarung Johannis, Kap. 6, V. 11, und an Hiob, Kap. 16, V. 19, aufweist (vgl. a. a. O., S. 195 f.).

S. 104, Z. 32. Ähnliche *BC¹C* Druckfehler.

S. 116, Z. 5. *Handelsweise N*.

S. 121, Z. 31. *ße N—C¹ iß C* Druckfehler.

S. 123, Z. 11. *Enst* fehlt *N*.

S. 128, Z. 11 ff. Für den „Saal der Vergangenheit“ macht Riemann (a. a. O., S. 19 ff.) ein beachtenswertes Vorbild in Hippels „Lebensläufen nach aufsteigender Linie“ (Teil 3, Bd. 1, S. 45 ff.; Berl. 1781) namhaft.

S. 129, Z. 32. Zu der Losung „Gedenke zu leben“, der Quintessenz des ganzen Romans wie des ganzen Goetheschen Dichtens, vgl. das Gedicht „Schwebender Genius über der Erdkugel“ (Bd. 2, S. 401 dieser Ausgabe):

Memento mori! gibt's genug

.....
.....

Drum, als ein alter Knasterbart,

Empfehl' ich bir *docendo*:

Mein teurer Freund, nach beiner Art,

Nur *vivere memento!*

„Memento mori“ ist die Grußformel des Trappistenordens (vgl. „Wanderjahre“, Bnch 3, Kap. 1). Fräulein v. Klettenberg schrieb an den Mohrunger Pfarrer Sebastian Friedrich Trescho, der im Jahre 1762 seine sogen. Sterbebibel, betitelt „Kunst selig und fröhlich zu sterben“, hatte erscheinen lassen: „Sie haben uns die Kunst zu sterben geschildert; möchten Sie doch auch einmal . . . etwas von der Kunst, glücklich zu leben, unternehmen“ (Dechent, S. 141 f.). Die Devise „Gedenke zu leben“ fand auch besonders Schillers ganzen Beifall („Schillers Briefe“, Bd. 5, S. 9).

S. 132, Z. 7 ff. Goethe hat wohl die nach Raffaelschen Kartons gewebten Teppiche vor Augen, die zu Fronleichnam in den Kolonnaden der Peterskirche

ausgehängt zu werden pflegten, und über die er sich im Anfang des „Zweiten Römischen Aufenthalts“ (Bd. 15, S. 11 dieser Ausgabe) bewundernd ausspricht; vgl. auch „Italienische Reise“, 31. Mai 1787: Bd. 14, S. 382 dieser Ausgabe. Überhaupt boten die Anregung zu dieser Schilderung wahrscheinlich Kolumbarien, wie sie Goethe in Rom gesehen hatte.

Z. 25 ff. Zum Erfüller dieser Goetheschen Gedanken wurde Richard Wagner mit dem verdeckten Orchester des Bayreuther Festspielhauses.

S. 183, Z. 20 ff. Dies ernente Eingehen auf den „Lehrbrief“ (Bd. 10, S. 81 f), der kommentiert und erweitert wird, dürfte auf eine Anregung des Schillerschen Briefes vom 9. Juli 1796 („Schillers Briefe“, Bd. 5, S. 26) zurückzuführen sein.

S. 143, Z. 26. Von den „Acerra philologica“ spricht Goethe auch in „Dichtung und Wahrheit“, Buch 1 (Bd. 12, S. 47 dieser Ausgabe) und ebenso sein Freund und Romanvorgänger Karl Philipp Moritz im „Anton Reiser“ (herausg. von G. Ellinger in den „Deutschen Literaturdenkmälern“, Bd. 23, S. 21 und 164). Goethe erwähnt übrigens Anton Reiser zweimal in den „Wanderjahren“: Bd. 11, S. 99 und 118 dieser Ausgabe.

S. 154, Z. 15. Amerika. Vgl. zu S. 12, Z. 18 ff. dieses Bandes.

S. 159, Z. 11. Italiäner . . . (so immer).

S. 165, Z. 14. Schauspieler *N-C*¹ Schauspiele *C* Druckfehler.

S. 166, Z. 9. Exequien Mignons wie im „Ur-Faust“ („Goethes ‚Faust‘ in ursprünglicher Gestalt“ . . . herausg. von Erich Schmidt, S. 75; 3. Abdruck, Weim. 1894), Exequien der Rutter Gretgens. Vgl. auch, was Goethe im „Zweiten Römischen Aufenthalt“ (Bd. 15, S. 212) von den Exequien des Kardinal Bisconti berichtet. Zu den „trochäisch daktylischen, meist glykoneenartigen Reihen“ der vorgetragenen Gesänge vgl. H. Henkel, Goethes rhythmische Prosa, im „Jahrb.“, Bd. 21, S. 266 (1900), sowie Riemann, S. 145 ff. Auch hier ist an Vorbilder, besonders an Wielands „Agathon“ zu erinnern.

S. 170, Z. 2 f. zugleich *N-C*¹ zugleich *C* Druckfehler.

S. 175, Z. 23. mir *N-C*¹ mich *C* Druckfehler.

S. 177, Z. 28 f. geistlichen fehlt *N*.

S. 181, Z. 27. Saum *NAB*¹ Schaum *BC*¹ *C*.

S. 184, Z. 23. Mit der Bestattung Speratas und der Wunderwirkung ihrer Leiche vgl. die Otiliens in den „Wahlverwandtschaften“ (Bd. 8, S. 435 f. dieser Ausgabe).

S. 186, Z. 29. Person sei. Es ist zu überlegen, was wir tun, *N*¹ Person ist. Es ist bis thun, *N*² Person ist? Überlegen wir, was zu thun sey, *A-C*.

S. 192, Z. 15 ff. Vgl. Bd. 9, S. 440, Z. 20 ff.

Z. 22. Meister, *A-C*¹ Mister, *N*². Ich halte Mister, das auch von *W* (wo übrigens die Lesarten falsch angegeben sind) übernommen ist, für einen bloßen Druckfehler. Das bloße „Mister“ ist auch keine Anrede im Englischen.

S. 193, Z. 6 ff. Daß der Graf Wilhelmen durch seine seltsame Vermutung gleichsam adelt und der Gesellschaft ebenbürtig macht, geht auf einen Rat Schillers zurück: „Schillers Briefe“, Bd. 5, S. 29.

S. 196, Z. 10 ff. Mit dieser Szene vgl. die ähnliche der „Wahlverwandtschaften“ (Bd. 8, S. 404 ff. dieser Ausgabe), wo die Liebenden, Charlotte und der Major, während der Nacht an der Leiche des Kindes weilen.

S. 200, Z. 15 ff. Diese schwachen Verse lassen sich als Zitat (ana irgend einem Libretto etwa) nicht belegen, stammen also wohl von Goethe.

S. 202, Z. 13. Handelsweise *N*.

Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten

(S. 205—342).

Vorbemerkung.

Der vorliegenden Ausgabe wurde zu Grunde gelegt:

C = Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1827—30 (40 Bde. 8^o). In Bd. 15 (1828), S. 79—262: unser Werk, unter dem verkürzten Titel: Die Ausgewanderten.

*C*¹ = Dieselbe Ausgabe in klein 8^o.

Zur Vergleichung herangezogen wurden:

J = Die Horen eine Monatschrift herausgegeben von Schiller. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1795. Erster Band. Erstes Stück S. 49—78, zweites Stück S. 1—28. Zweiter Band. Viertes Stück S. 41—67. Dritter Band. Siebentes Stück S. 50—76; neuntes Stück S. 45—52. Der Titel lautet bis hierher überall: Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, von Stück 2 ab mit dem Zusatz: Fortsetzung. Endlich folgt das Mährchen: Vierter Band. Zehntes Stück S. 108—152; vgl. die Lesart zu S. 308, Z. 1. (Der Druck läßt zu wünschen übrig; vgl. die Druckfehlerverzeichnisse im 2., 5. und 12. Stück der „Horen“.)

A = Goethe's Werke. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1806—1813 (13 Bde. 8^o). In Bd. 12 (1808), S. 157—342: unser Werk.

B = Goethe's Werke. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1815—19 (20 Bde. 8^o). In Bd. 13 (1817), S. 197—382: unser Werk.

*B*¹ = Goethe's Werke. Original-Ausgabe. Wien. Bey Chr. Kaulfuß und C. Armbruster. Stuttgart. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Gedruckt bey Anton Strauß. 1816—22 (26 Bde. 8^o). In Bd. 13 (1817), S. 219—423: unser Werk.

W = Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen (Weim. 1837 ff.). In Bd. 18 (1895), S. 93—273: unser Werk.

Wir verzeichnen zu den auf S. 441 f. dieses Bandes gegebenen noch folgende Abkürzungen öfter angeführter Werke:

Düntzer = Heinrich Düntzer¹, Erläuterungen zu den Deutschen Klassikern. Bd. 58 (Goethes Erzählungen I), S. 38—146 (Leipz. o. J.).

Meyer von Waldeck = Friedrich Meyer von Waldeck, Goethes Märchen-dichtungen (Heidelb. 1879).

Einleitung des Herausgebers (S. 207—216).

Über Goethes und seines Kreises Äußerungen zu den „Unterhaltungen“ vgl. Graef, Bd. 1, S. 316—361, über Goethe und die Novelle im allgemeinen Riemann, *passim*, J. Minor, Tieck als Novellendichter, in den „Akademischen Blättern“, Jahrg. 1884, S. 129—161 und 193—220, und Rudolf Fürst, Die Verläufer der modernen Novelle im 16. Jahrhundert (Halle 1897), besonders S. 1 ff. und S. 189 ff.

S. 207, Z. 3. Litterarischer Sansculottismus: *W*, Bd. 41, S. 196—203.

Z. 5. 27. November 1794: „Briefe“, Bd. 10, S. 207.

S. 208, Z. 29 f. Staatsumwälzung: Goethes „Werke“, Bd. 29, S. 351 (Berl., Hempel, o. J.).

Z. 33. Vgl. „Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 76 u. 90.

¹ Damit wird die ebige Bedeutung dieser Chiffre ungültig.

S. 200, Z. 3. Charlotte v. Stein: „Charlotte von Schiller und ihre Freunde“, Bd. 2, S. 299 (Stuttg. 1862).

Z. 12 ff. Reichardts Rezension: „Deutschland“, Bd. 1, S. 62 f., 377 (Berl., Unger, 1796). Vgl. dazu „Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 400, und „Briefe“, Bd. 11, S. 17.

Z. 15. Zu W. Schlegels Rezension vgl. „Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 361, „Briefe“, Bd. 10, S. 354, Graef, Bd. 1, S. 341 ff.

Z. 20. Unter anderen äußert sich auch Gervinus ziemlich absprechend über die „Unterhaltungen“: „Geschichte der deutschen Dichtung“, Bd. 5, S. 645 (4. Ausg., Leipz. 1853).

Z. 30. Vgl. „Karl Immermann. Sein Leben und seine Werke, aus Tagebüchern und Briefen an seine Familie zusammengestellt“ (herausg. von G. zu Puttlitz), Bd. 1, S. 299 ff. (Berl. 1870).

Z. 35. Über weitere Vorbilder der Rahmeneinkleidung vgl. Düntzer, S. 67 f.

S. 211, Z. 4 f. Erzählungen aus Italien und China: „Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 397, sowie Düntzer, S. 62, und Heinemanns bibliographische Zusammenstellung zu den „Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten“ in Bd. 2, S. 481 dieser Ausgabe.

S. 212, Z. 3. Vgl. Goethes Äußerungen über die Gattung des Märchens in Buch 1, Kap. 8 der „Wanderjahre“ (Bd. 11, S. 104, Z. 7 ff. dieser Ausgabe) sowie die Schilderung Bettina Brentanos, in welcher Weise der Knabe Wolfgang die Märchenerzählungen seiner Mutter aufnahm, in sich verarbeitete und weiterführte („Briefwechsel mit einem Kinde“, Bd. 2, S. 250 ff.; Berl. 1835).

Z. 23. Meyer, S. 351.

Z. 26. Hermann Hendrich. Vgl. die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ vom 4. Dezember 1902, wo seine zehn Gemälde in vortrefflicher Ausführung farbig wiedergegeben sind, sowie Rudolf Steiner im „Magazin für Literatur“, Bd. 68, S. 1173.

S. 213, Z. 27 ff. Tiecks „Schriften“, Bd. 4, S. 120 f. (Berl. 1828).

Z. 32. Vgl. — nach dem Hinweis von Morris (a. a. O., Bd. 1, S. 314) — die Szene im „Unterirdischen Gewölbe“ in „Der Zauberflöte zweitem Teil“, W, Bd. 12, S. 216 f.

S. 214, Z. 7. Zur Deutung des Märchens. Als erste kündigte Charlotte v. Kalb in einem etwa am 20. November 1795 geschriebenen Briefe („Jahrb.“, Bd. 13, S. 53 f.; 1892) dem Dichter eine Deutung des „Märchens“ an. Goethe hat freundlich, sie ihm mitzuteilen („Briefe“, Bd. 10, S. 333); es geschah, und er sandte die erhaltene Anslegung am 23. Dezember („Briefe“, Bd. 10, S. 353 f.), leider ohne jedes Gutachten, an Schiller. Ebenso rasch war Prinz August von Gotha bei der Hand, dessen interpretierendes Schreiben über die Dichtung Goethe am 15. Dezember („Briefe“, Bd. 10, S. 348 f.) gleichfalls an Schiller sandte, ebensowenig selbst dazu Stellung nehmend. Schiller antwortete am 17. Dezember („Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 353): „Es ist prächtig, daß der scharfsinnige Prinz sich in den mystischen Sinn des Märchens so recht verbißen hat. Hoffentlich lassen Sie ihn eine Weile zappeln“. Der Prinz hatte in dem Briefe vom 13. Dezember (vgl. Graef, Bd. 1, S. 340, Anm. 1) witzig ausgeführt, daß der ungenannte Verfasser des „Märchens“ niemand anders sein könne als der somit noch lebende Jünger und Evangelist Johannes. Ausführlicher antwortete Goethe am 21. Dezember („Briefe“, Bd. 10, S. 351 f.) mit humoristischer Zustimmung; seine eigene Deutung erklärt er dort nicht eher herausgeben zu wollen, als bis er 99 Vorgänger vor sich sähe. Die Sache fing an, dem Dichter viel Spaß zu machen. Er betrieb eine Sammlung aller Deutungen, die er selbst um einige Varianten („Briefe“, Bd. 10, S. 353 f.) vermehrte, und bat auch Schiller um einen Beitrag zu dieser Verwirrung ohne Ende („Briefe“, Bd. 10, S. 353 f.). Dieser sandte einen solchen bereits am

25. Dezember („Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 364) mit den Worten: „Er ist mager genug, da Sie mir mit dem besten schon zuvorgekommen sind. In dergleichen Dingen erfindet die Phantasie selbst nicht soviel, als die Tollheit der Menschen wirklich ausheckt, und ich bin überzeugt: die schon vorhandenen Auslegungen werden alles Denken übersteigen.“ Diese Interpretationen von Charlotte v. Kalb, Prinz August und Schiller waren es wohl, die Goethe in den Follbogen zusammenfaßte, den er am 24. Juni 1816 folgendermaßen überschrieb (vgl. „Tagebücher“, Bd. 5, S. 391 f.):

Das Märchen, welches die Unterhaltungen der Ausgewanderten schloß, laßt zu Deutungen ein, indem es Bilder, Ideen und Begriffe durch einander schlingt. Zur Zeit seiner Erscheinung versuchten sich unsere Freunde daran. Drey solcher Auslegungen, wovon die letzte einem Frauenzimmer gehört, habe ich in nachstehender Tabelle zu erhalten gesucht. ☉

Diese Tabelle befindet sich ungedruckt im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

Immer wieder verlangte man weiterhin nach Deutungen des „Märchens“, das Goethe in bekannten Kreisen gern vorlas. So im Juli 1810 Frau v. Eybenberg in Karlsbad („Tagebücher“, Bd. 4, S. 181), so Schubert („Aus den Tagebüchern Riemers“, mitgeteilt von R. Keil in der „Deutschen Revue“, Jahrg. 12, Bd. 1, S. 16, und „Gespräche“, Bd. 2, S. 251), und noch im Januar 1830 erklärte Marianne v. Willemer („Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne v. Willemer“, herausg. von Th. Creizenach, S. 268 f.; 2. Aufl., Stuttg. 1878) dem Dichter, das „Märchen“ bleibe ihr zum Teil verschlossen. Auch mit Thomas Carlyle, der es ins Englische übersetzt hat (vgl. Graef, Bd. 1, S. 361), wurde im selben Jahre über den Sinn der kleinen Dichtung verhandelt („Goethes und Carlyles Briefwechsel“, S. 95 n. 104 (Berl. 1887).

Weitere Ausleger.

Novallis. Vgl. „Schriften“, herausg. von Ernst Heilborn, Bd. 1, S. 360 (Berl. 1901): „Blumen“ (1798).

Es ist an der Zeit.

Glänzend steht nun die Brücke, der mächtige Schatten erinnert

Nur an die Zeit noch, es ruht ewig der Tempel nun hier.

Götzen von Stein und Metall mit furchtbaren Zeichen der Willkühr

Sind gestürzt, und wir sehn dort nur ein liebendes Paar —

An der Umarmung erkennt ein jeder die alten Dynasten,

Kennt den Steuernmann, kennt wieder die glückliche Zeit.

H. G. Hotho. Vgl. „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“, Jahrg. 1830, Bd. 1, S. 327: „... bis zuletzt ein freundliches Märchen den Blick in eine Gegenwart eröffnet, die an der Zeit seyn soll. In dieser neuen Gegenwart opfert die alte Schlange sich selbst, damit sie den Grundstein zu dem regsten weltlichen Verkehr bilde und zu dem Tempel führe, von welchem aus Weisheit, Schein und Gewalt versöhnt die Welt beherrschen, liebend mit Unschuld und Schönheit der Kunst vermählt, welche das unmittelbar Lebendige tödtet, doch das Todte zuletzt zu neuem Leben erweckt.“

Göschel. Vgl. „Unterhaltungen zur Schilderung Göthescher Dicht- und Denkweise. Ein Denkmal“ von Carl Friedrich Göschel (Schleusingen 1834, 3 Bde.); Bd. 1, S. 188—214: „Das neue Reich. Ein Märchen“. Die schöne Lilio wird hier als die blendende Gestalt der Freiheit gedeutet, deren wahres Wesen, nach langer Entstellung in das Gegenteil, sich auf das helterste entwickle zur „Liebe, welche die Herrschaft wieder in ihre

Rechte einsetzt“... „Überall tritt aber die politische Seite dieses allgemeinen Verjüngungsprozesses heraus. Aus den Händen der uralten, legitimen Macht seiner Ahnherren erhält endlich der junge König sein Recht zurück, aber die Liebe verkürt das Recht.“ Bei den unterirdischen Königen zieht Göschel die Kyffhäuser Sage heran.

Hartung. Vgl. die Besprechung des oben genannten Göschelschen Buches durch A. Hartung in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“, Jahrg. 1837 (Berl.), Bd. 1, Sp. 464—67. Er findet Göschels symbolische Auslegung zu weit getrieben, bewegt sich aber selbst in den gleichen Bahnen: „Ref. vermuthet vor der Hand, daß das Land jenseits des Stromes das Land der Ideale, die schöne Lilie die Idee, die Schlange die Gelehrsamkeit, der Mann mit der Lampe die prüfende Forschung, die Irrlichter der Witz, der Riese das Gebilde des Wahns und des Aberglaubens vorstellen, und glaubt übrigens, daß die vorzüglichste Tendenz des Märchens sei, die ausgesprochenen Lehren zu veranschaulichen.“

Wieck. Vgl. „Jahresbericht über das Domgymnasium zu Merseburg nebst drei Abhandlungen über Goethe's Lehr- und Wanderjahre Wilhelm Meisters, womit zum Osterexamen 1837 ergebenst einladet Carl Ferdinand Wieck, Rektor und Professor“ (Merseburg). Er sieht im „Märchen“ die Entwicklungsgeschichte des Menschen und der Menschheit dargestellt; der Fluß ist die Zeit, die schöne Lilie die Liebe, der Jüngling die Sehnsucht des sinnlichen Lebens nach dem Höheren, der Mann mit der Lampe das Licht der Vernunft; die Frau des Alten die Angst der Verzweiflung am sinnlichen Leben, der Fährmann das tierische Leben, die Schlange das Leben als die für sich seiende sinnliche Natur, der Mops die Negation des tierischen Lebens u. s. w.

Schwenck. Vgl. „Goethes Werke. Erklärungen“ von Konrad Schwenck, S. 192 (Frankf. a. M. 1845). Erkennt nur den Königen allegorische Bedeutung zu.

G. E. Guhrauer. Vgl. „Jahrbücher der Literatur“, Bd. 116, Anzeigebblatt, S. 84 bis 106 (Wien 1846). Polemisiert in ebenso eingehenden wie einschüchtigten Ausführungen gegen Hartung und Göschel, indem er jede politische und abstrakt-metaphysische Deutung ablehnt; nur im Tempel, in der Königin, in der Schlange, im Riesen läßt er die Allegorie gelten. Die Schlange ist ihm das „Symbol des das Märchen durchdringenden naturphilosophischen Gedankens von der natürlichen Verjüngung und Wiederherstellung“. Zum Riesen bemerkt er gut: „Der Riese, welcher als kolossale Bildsäule durch seinen Schatten den Stand der Sonne anzeigt, erinnert an den großen Obelisk des Sesostris in Rom, dieses älteste und herrlichste vieler Monumente“, wovon Goethe in der italienischen Reise anführt, daß er in Rom zu Ehren Augusts aufgerichtet war, und als Zeiger der großen Sonnenuhr stand, die auf dem Boden des Campus Martius gezeichnet war“ (vgl. dazu Bd. 15, S. 63 und 74 dieser Ausgabe).

Grün. Vgl. Karl Grün, Über Goethe vom menschlichen Standpunkte, S. 158 ff. (Darmst. 1846). Er nennt das „Märchen“ „die baare Verzweiflung an Sinn und Verstand und das krankhafte Vergnügen an dieser Verzweiflung“. Den ganzen Inhalt der „Unterhaltungen“ bezeichnet er in diesem Zusammenhange als „nervenzitternd“; „nirgends erscheint Goethe so reizbar und krank“.

Rosenkranz. Vgl. Karl Rosenkranz, Goethe und seine Werke, S. 313—322: „Das Märchen von der Schlange“ (Königsb. 1847). Auch seine Deutung geht auf das Politische. Der Fluß ist der Rhein, der Riese ein „Symbol der Zellschranken“. Es wird am Ende „die schöne Brücke des

Freihandels durch das freiwillige Opfer des Reichthums [= der Schlange] mit fester Dauer begründet“.

Baumgart. Vgl. Hermann Baumgart, Goethes Märchen, ein politisch-nationales Glaubensbekenntnis des Dichters (Königsb. 1875, 131 S.). Er findet im „Märchen“ eine Darstellung der literargeschichtlichen und politischen Verjüngung Deutschlands, wobei er vor den spitzfindigsten allegorischen Deutungen nicht zurückschreckt. So ist die Hütte des Fährmanns der „Notstaat“ (a. a. O., S. 121) vor dem Wiedererstehen des Reiches; die Frau des Fährmanns, die von den Irrlichtern belästigt wird, stellt das Verhältnis der Aufklärung zur Volkskirche (S. 97) dar, der Mops ist ein „humoristisch-satirischer Hinweis auf die Anfänge der Romantik“ (S. 129) u. dgl. m.; wiederholt und beglaubigt werden diese exegetischen Ausführungen von einem Anonymus der „Grenzboten“ in Jahrg. 53 (1894), Bd. 1, S. 31 ff.

Morris. Vgl. Max Morris, Goethe-Studien, Bd. 2, S. 29—73 (2. verm. Aufl., Berl. 1902), handelt, bis ins einzelste gehend, sehr ausführlich über das „Märchen“ als Maskendichtung; a. a. O., Bd. 2, S. 86 f. faßt er seine Ausführungen folgendermaßen knapper zusammen: „Es ist ... nach der Campagne in Frankreich. ... Wenn Gäste da sind, darf die Demoiselle Vulpius nicht zum Vorschein kommen. Und so vieles Andere drückt auf seine [Goethes] Seele. Die Ehe seines Fürstenpaares ist nicht glücklich, sie leben ‚in einer getrennten Gegenwart‘. Von dem revolutionären Frankreich droht den deutschen Dingen schwere Gefahr, er sieht sie kommen. Aber wofür ist er ein Poet? Ein Schwung des Zauberstabes, und eine glückliche Verwandlung aller Dinge begiebt sich. Sein Mädchen, seine Frau ist verschönt, ihre ‚schwarze‘ Hand weiß und rein, sein Fürstenpaar in Liebe und Eintracht vereint, die Fürstin bewillkommt sein Mädchen, ‚ihre neue Freundin‘, der Riese Frankreich wird unschädlich und harmlos, ein allgemeines Glück löst alle einzelnen Schmerzen in sich auf, und die goldene Zeit auf Erden bricht an. — Das ist das ‚Märchen‘ in den Unterhaltungen der deutschen Ausgewanderten.“

Über Düntzers verschiedene Deutungsversuche vgl. seine genannten „Erläuterungen“, wo frühere Untersuchungen desselben Verfassers in Herrigs „Archiv“, Bd. 2, S. 249 ff. (1847) und in dem Buche „Zu Goethes Jubelfeier. Studien zu Goethes Werken“ (Elberf. und Iserl. 1849) zusammengefaßt werden. Über ihn, Giesebrecht, Cholovius, Goedeke und weitere Ansleger handelt das in seinem historischen Teil branchbare, sorgsam gearbeitete Buch von Friedrich Meyer von Waldeck, vgl. besonders S. 169 ff. und die beigegebene Tabelle am Schluß.

Meyers von Waldeck eigene Deutung scheint uns gleich den meisten anderen in der Annahme einer durchgeführten Allegorie zu weit zu gehen. Endlich sei auch noch auf Rich. M. Meyers mehr ästhetische als politische Analogien auffindende Darlegung in seinem „Goethe“, S. 348 f. (2. Aufl., Berl. 1893), und auf Georg Witkowski, Goethe, S. 193 (Leipz., Berl., Wien 1899), wo das „Märchen“ als „politisches Glaubensbekenntnis“ gefaßt wird, hingewiesen, sowie auf die Beiträge von H. Ranegg in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“, Jahrg. 1896, Nr. 271, und von Rudolf Steiner in der „Chronik des Wiener Goethe-Vereins“, Bd. 5, S. 44 f. (1891), und im „Magazin für Literatur“, Bd. 68, S. 793 ff.; Vollständigkeit ist in diesen Literaturnachweisen weder beabsichtigt noch geboten. Die letzte, ebenfalls vorwiegend politische Anspielungen suchende Deutung des „Märchens“ findet sich bei A. Bielschowsky, a. a. O., Bd. 2, S. 50 ff.

Eine noch nicht publizierte, wohl einleuchtende Interpretation Paul Pochhammers, über die ich mit freundlicher Einwilligung des Verfassers hier berichten darf, schließt sich im wesentlichen an Baumgart und Morris an. Die Dichtung sei „eine Reflexbewegung auf Stimmungen, Hoffnungen und Befürchtungen, die der Baseler Friede hervorgerufen hatte; sie wendet sich jedoch . . . nicht an die Zeitgenossen, sondern lediglich an die Zukunft. . . Goethe erwartet das Heil einzig von innen heraus auf organischem Wege durch geistige Kräfte, d. h. durch das Erwachsen und Sichausbreiten einer Bildung, die die Ufertrennung aufhebt zwischen Ideal und Leben und in fester Staatsordnung volle religiöse Freiheit gewährt.“ Die Technik des „Märchens“ stellt Pochhammer, worin ihm der Herausgeber nicht beipflichten kann, Dantes Vision an Baume der Erkenntnis („Purgatorium“, Ges. XXXII) an die Seite, der auch der Riese als Sinnbild für Frankreich entnommen zu sein scheine.

S. 215, Z. 21 ff. Über diese äußere Anregung zum „Märchen“ bringt Karl Schönborn in seiner Schrift „Zur Verständigung über Goethes ‚Faust‘“, S. 15 f. (Bresl. 1838) einen undatierten Bericht bei, den er „einer sehr zuverlässigen Hand“ verdanke: „Goethe im ‚Paradies‘, einem Spaziergang längs des Saalufers bei Jena, auf und nieder wandelnd, sah jenseits des Flusses auf bunter, mit Bäumen besetzter, Wiese eine schöne Frau, der die Natur eine herrliche Stimme geschenkt hatte, in weißem Kleide und buntem Turban mit andern Frauen umherstreifen, und hörte ihren Gesang über das Wasser herüber. In der Nähe des ‚Paradieses‘ wohnte ein alter Mann, der um geringen Lohn jeden, welcher da wollte, in einem schmalen Kahn nach dem jenseitigen Ufer brachte. Als es schon dümmerte, kamen ein paar Studenten und schifften mit Hilfe des alten Fischers lachend und den Kahn schaukelnd über den Fluß. Jener Abend erweckte, wie Goethe einmal erzählte, in ihm den Gedanken an das Märchen mit der grünen Schlange.“

Z. 29. Über freimaureische Grundideen im „Märchen“, die hauptsächlich in den Reden der drei Könige hervortreten: Gubrauer in den „Jahrbüchern der Literatur“, Bd. 116, Anzelgeblatt, S. 103 ff. (Wien 1846), und Meyer von Waldeck, S. 218 und S. 243. Vgl. auch zu Bd. 10, S. 78, Z. 17 ff.

S. 216, Z. 1. Vgl. „Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 246 (29. August 1795).

S. 217, Z. 6 ff. Diese parteiliche Auffassung von der historischen Lage der Emigranten wurde Goethe besonders verdacht.

S. 221, Z. 7 ff. Vgl. G. v. Loeper im „Jahrb.“, Bd. 7, S. 336 (1886).

Z. 30 ff. Goethe hat bei dieser Schilderung sehr wahrscheinlich den Pommelforter Kreis vor Augen, in dem er sich während des Novembers 1792 unter ähnlichen äußeren Verhältnissen aufhielt, und von dem die „Kampagne in Frankreich“ (Bd. 15, S. 385 ff. dieser Ausgabe) genaue Bericht gibt; namentlich dürfte bei der Baroness die Freifrau v. Coudenhoven, die Witwe des kurmalnischen Generals, vorschweben. Vgl. dazu J. Minor in der „Zeitschrift für deutsche Philologie“, Bd. 20, S. 78 (1888). — An das Landhaus der Familie Laroche in Talehrenbretstein, von dem Goethe während seines Besuches im September 1772 so entzückt war, und das er in „Dichtung und Wahrheit“, Buch 13 (Bd. 13, S. 120 dieser Ausgabe) anmutig beschreibt, ist wohl weniger zu denken.

S. 224, Z. 1. Epöte *J* (so immer).

S. 227, Z. 25. Zur Abreise des Geheimrats vgl. die einander entgegengesetzten Ansichten von Schiller („Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 71) und Willh. Schlegel (a. a. O.; wieder abgedruckt bei Graef, Bd. 1, S. 342).

S. 228, Z. 19 f. Man mag an den Goethe befreundeten und von ihm hochgeschätzten Karl Philipp Moritz (1757—93) denken, der vom Jahre 1783 bis zu seinem Tode ein „Magazin für Erfahrungsseelenkunde als ein Lehrbuch für Gelehrte und Ungelehrte“ (Zeitschrift in 10 Bänden) herausgegeben hatte.

S. 231, Z. 11. Protestantische J.

Z. 25. Der Rauch bei Tage und die Flammen bei Nacht: Eine Goethe geläufige Antithese, bei der vielleicht auch die Rauch- und Fenstersäule aus 2. Mos., Kap. 13, V. 21 (vgl. „Noten und Abhandlungen zum Westöstlichen Diwan“: Israël in der Büste, Bd. 4, S. 430, Z. 1 f. dieser Ausgabe) vorschwebt. Übrigens ist die Zusammenstellung schon im Assyrischen formelhaft; vgl. Friedr. Delitzsch, Zweiter Vortrag über Bibel und Babel, S. 18 (Stuttg. 1903). Man nehme ferner hinzu die „Reise der Söhne Megaprazons“ (S. 436, Z. 1 f. dieses Bandes).

S. 232, Z. 27 f. Auch das Programm der „Horen“ vom 13. Juni 1794, das Schiller an demselben Tage an Goethe übersandte, schloß verhängliche Tagesfragen von der Behandlung aus; es heißt dort von dieser Monatsschrift: „vorzüglich aber und unbedingt wird sie sich alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht“ („Schillers Briefe“, Bd. 3, S. 456); daß Goethe sich an diese Forderung gleich im ersten Stücke der „Horen“ so wenig kehrte, war Schiller höchst unangenehm („Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 71); Reichardts Rezension nahm denn daran auch lebhaften Anstoß.

S. 234, Z. 27. andere] so alle Drucke, wobei etwa zu ergänzen wäre: „dies zu tun vermögen“; Senffert schlägt die Lesung anders oder anderen vor.

S. 235, Z. 18. Rückkehr auf sich selbst; vgl. S. 363, Z. 23 f. dieses Bandes.

Z. 18. Lust- und Schabenfreude J.

S. 236, Z. 3 ff. Goethe wählt gern Gelstliche zum Erzählen von Geschichten; besonders ist auch an den, einen „Landgestlichen“ spielenden, „Histörchen“ erzählenden Abbé der „Lehrjahre“ zu denken.

S. 238, Z. 1. erslich] ernstlich B¹ C.

Z. 3. D. h. doch wohl Artikel, die von geschlechtlichen Dingen handeln.

S. 239, Z. 1—24 ist, wie Düntzer (Goethes „Werke“ in Kürschners „Deutscher Nationalliteratur“, Bd. 14, S. 53, Anm.) gut bemerkt, vielleicht späterer Zusatz, veranlaßt durch Schillers Brief an Goethe vom 29. November 1794 („Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 70 ff.; vgl. auch dessen Antwort vom 2. Dezember: „Briefe“, Bd. 10, S. 208 f.).

S. 240, Z. 31. Die Abhebung der einzelnen Erzählungen voneinander durch Spalten ist in den Originaldrucken nicht vorgebildet; ebenso stammen die rechtsseitigen Kolumnenüberschriften vom Herausgeber.

Z. 31 ff. Am 5. Dezember fragt Goethe bei Schiller an („Briefe“, Bd. 10, S. 210 f.), ob ihm etwas von einer Gespenstermäßigen Mystifikationsgeschichte bekannt sey, welche vor vielen Jahren Mlle Clairon begegnet seyn soll? und ob vielleicht in irgend einem Journal das Märchen schon gedruckt ist? wäre das nicht so lieferte ich sie noch... Sie fragen ja wohl bey einigen stetigen Journalisten wegen der Claironschen Geschichte nach, aber stellen die Anfrage an den Bücherverkäufer Boigt der doch so etwas wissen sollte. Schiller wußte keine Auskunft zu geben („Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 77 u. 81), woraus Goethe gern entnahm, daß der Stoff bekannt sei; und rasch ging er daran, ihn zu „travestieren“ („Briefe“, Bd. 10, S. 349).

Die Geschichte betrifft die berühmte Pariser Schauspielerin Clairon oder eigentlich Claire Josephe Hippolyte Leyris de la Tude (1723—1803). Der Prinz August von Gotha hatte die von einem guten Pariser Gewährsmann erhaltene Erzählung im September 1794 der Herzogin Luise von Weimar mitgeteilt, diese sie brieflich kurz darauf an Frau v. Stein weitergegeben.

Goethe erfuhr sie entweder von dem ihm befreundeten Prinzen unmittelbar oder ebenfalls von der Herzogin. Nachmals, im Jahre 1799, erschien die Geschichte auch gedruckt, nämlich in den „Mémoires d'Hippolyte Clairon“, und zwar mit einem diesen vorgesetzten Briefe der Clairon an den ihr von Paris aus bekannten Züricher J. H. Meister (vgl. „Bibliothèque des Mémoires relatifs à l'histoire de France pendant le 18^e siècle“, Tome 6, p. 53 ff.; Paris 1888). Goethe hielt sich für seine Erzählung genau an den Bericht des Prinzen August. Nur nennt er die Clairon, die er zur Sängerin macht, Antonelli und siedelt sie statt in Paris in Neapel an. Sein Genueser tritt an die Stelle eines Herrn v. S., sein „Tenor“ an die eines Schauspielers Roselli, der Mann, durch sein Alter unbefähigt die Stelle ehrenwürdig (oben, S. 247, Z. 19), geht auf einen Präsidenten v. R. zurück u. s. w. In den Hauptsachen schließt sich Goethe indessen treulich der Überlieferung an. Vgl. Düntzer, S. 44 f. und S. 92—95, ferner Kürschners „Deutsche Nationalliteratur“: Goethes „Werke“, Bd. 14, S. 23. Dazu sind zu nehmen: „Memoirs of the Margravine of Anspach, Formerly Lady Cræveu. Written by herself“, Bd. 1, S. 134 ff. (Paris 1826), Düntzer im „Archiv für neuere Literatur“, Bd. 3, S. 270 (1847) und in seinen „Studien zu Goethes Werken“, S. 22 (Elberf. u. Iserl. 1849). — Das Grundmotiv in Anatole France's „Histoire comique“ erinnert auffallend an Goethes „gespenstermäßige Mystifikationsgeschichte“. Obgleich France bereits in „Les noces corinthiennes“ von Goethe und seiner „Braut von Korinth“ ausgegangen ist, braucht man in diesem neuesten Falle nicht eine unmittelbare Anlehnung anzunehmen; es scheint vielmehr entweder eine zufällige Übereinstimmung oder Benutzung derselben Quelle vorzuliegen; vgl. darüber Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“, Jahrgang 1903, Nr. 227 (7. Oktober) und Nr. 231 (12. Oktober). Über ähnliche Übereinstimmung eines Motivs bei Goethe und Alphonse Daudet vgl. zu Bd. 10, S. 355, Z. 8 ff.

S. 246, Z. 19. Italiäner *J A B C¹ C* (so immer).

Z. 28. langten alle Drucke. Für so absolut sinnlos, wie es W tut, vermag lob die Lesart nicht zu halten.

S. 250, Z. 1. Die Dame] Eine Dame *J A B B¹ C C¹*; von Aug. Fresenius emendiert.

S. 252, Z. 1 ff. Diese zweite Gespenstergeschichte beruht auf mündlicher Erzählung; es geht das aus einem für die gesamten „Unterhaltungen“ interessanten Briefe hervor, den Charlotte v. Stein am 19. Februar 1795 an Schillers Gattin richtete („Charlotte v. Schiller und ihre Freunde“, Bd. 2, S. 299; Stuttg. 1802), und in dem es heißt: „Dem Goethe scheint's gar nicht mehr Ernst um's Schreiben zu sein, daß er die bekannte Geschichte der Mademoiselle Clairon, die er nach Italien transportirt, die vom Klopfen, welche mir vor drei Jahren Herr von Pannowitz erzählte, daß sie sich in seiner Eltern Haus zngetragen, und die aus des Bassompierre sehr bekannten Mémoires, die er doch wahrhaftig nicht wird für eine Geistergeschichte wollen passiren lassen, indem sie sehr körperlich war, gut genug zum Inhalt eines so respectablen Journals wie die „Horen“ hält“.

S. 256, Z. 20 f. Vgl. „Mémoires du Maréchal de Bassompierre, contenant l'histoire de sa vie et de ce qui s'est fait de plus remarquable à la cour de France pendant quelques années. Volume 1 (reueus et corrigés en cette nouvelle édition), à Cologne, 1692; Tome 2, à Amsterdam 1692.“ Hier steht die Geschichte von „la belle femme lingere“ Bd. 1, S. 158—162. Mit Bassompierres nächtlichem erotischen Abenteuer vgl. die Begebenheit am Schlusse der „Briefe aus der Schweiz“ (Bd. 8, S. 161 f. dieser Ausgabe). — Goethe äußert sich über Bassompierre auch in einem Brief an Knebel vom 23. Mai 1814 („Briefe“, Bd. 24, S. 286 f.) und schöpfte aus seinen „Mémoires“ den Stoff von „Ritter Kurtz Brantfabrt“ (vgl. Bd. 1, S. 375, zu S. 111 dieser Ausgabe).

S. 257, Z. 15. Die Besorgnis vor der Pest führt Goethe, im Gegensatz zu seiner Vorlage, als felmes und zugleich gut vordeutendes Motiv ein.

Z. 18. habe fehlt JA.

S. 259, Z. 10 f. Bassompierre berichtet nichts von zwei Leuten, die das Bettstroh verbrennen; es heißt dort einfach: „où je trouway que cette lumiere estoit la paille du lit que l'on y bruloit“; vgl. a. a. O., Bd. 1, S. 161.

Z. 14. Totengräber. Bei Bassompierre steht *corbeaux*, womit namentlich die Totenträger und Totengräber zur Pestzeit bezeichnet werden; vgl. a. a. O., Bd. 1, S. 161.

S. 260, Z. 10 ff. Es handelt sich um eine kleine Familiengeschichte von dem Grafen d'Orgevillier, dem Schwiegervater eines der Vorfahren des Marschalls Bassompierre; auch sie steht in des letzteren angeführten „Mémoires“ und zwar Bd. 1, S. 4—6. Die drei Gaben werden in der Vorlage als *la cuillière de la mesure, la bague, le gobelet* bezeichnet. Die Brüder Grimm geben in den „Deutschen Sagen“, Nr. 70 (Berl. 1816 u. 1818, 2 Bde.), die Sage nach der Originalangabe von 1666 wieder und sprechen in ihrer Übersetzung von einem Streichlöffel (Streichmaas), einem Trinkbecher und einem Kleinodring. Über die Verwandtschaft der Sage mit der vom Schwanritter (Lohengrin), vom „Glück von Edenhall“ und zahlreichen anderen vgl. Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 41, 68, 75, 541, und Fr. Meyer von Waldock, Die Memoren des Marschalls von Bassompierre und Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“, im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen“, Bd. 87, S. 254 (1891).

S. 261, Z. 11 ff. Vgl. Horaz, Satiren Buch I, Nr. 3, V. 1—3 („Q. Horatili Flacci Sermonum et Epistularum libri“, herausg. von Lucian Mueller, S. 33; Wien 1891):

„Omnibus hoc vitiumst cantoribus, inter amicos
Ut numquam inducant animum cantare rogati,
Iniussi numquam desistant.“

S. 262, Z. 24. „Italienische Seestadt“: Die Quelle nennt Genua; Goethe umgeht den Namen, wohl auch deshalb, weil in den „Unterhaltungen“ bereits ein Genueser angetreten ist (vgl. Bd. 10, S. 242, Z. 5).

Z. 24 ff. Zum „Prokurator“. In einem Briefe an Goethe vom 28. Oktober 1794 („Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 49 f.) spricht Schiller von der „Geschichte des ehrlichen Prokurators aus dem Boceaz“ (vgl. auch seinen Brief vom 20. März 1795, a. a. O., Bd. 4, S. 149 f.). Die Quelle ist aber nicht Boceaccio, sondern die im Jahre 1482 zuerst gedruckte Sammlung Antoine de la Sales(?): „Cent nouvelles nouvelles“, und zwar die letzte Erzählung „Le saige Nicalse ou l'amant vertueux“; vgl. darüber besonders Guhrauer in den „Jahrbüchern der Literatur“, Bd. 116, „Anzeigeblatt“, S. 81 ff. (Wien 1846), M. Landau in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ vom 24. November 1882, Nr. 328, S. 4833 ff., und „Jahrb.“, Bd. 4, S. 438 f. (1883), sowie die mit weiteren Literaturangaben versehenen Zusammenfassungen in Goethes „Werken“, Bd. 16, S. 12 ff. (Berl., Hempel, o. J.), bei Düntzer, S. 102 ff., und in Kürschners „Deutscher National-Literatur“, Goethes „Werke“, Bd. 14, S. 25 f.

Die wesentlichste Änderung, die Goethe bei sonst zum Teil wörtlicher Übersetzung vorgenommen hat, ist, daß die schließliche Enthaltensankelt der Frau nicht wie in der Vorlage rein durch die physische Erschöpfung bedingt wird, sondern auf einem moralischen Sich-Wiederfinden beruht; vgl. Schillers beistimmenden Brief vom 20. März 1795 („Schillers Briefe“, Bd. 4, S. 150), während Schlegel die bedeutsame Abweichung ganz übersehen zu haben scheint (Graef, Bd. 1, S. 313). Nicht ganz consequent ist Goethe in der stilistischen Überarbeitung seiner Vorlage; vgl. Riemann, S. 254.

Über die älteste lateinische Fassung der bekannten Novelle vgl. die von Max Herrmann nach Albrechts von Eyb Abschrift herausgegebene „Lateinische Marina“ in der „Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte“, Bd. 3, S. 1 ff. (Weim. 1890). Hinfällig erscheint die Annahme, als unmittelbare Vorlage sei vielmehr die zwölfte Erzählung des 2. Teils (im Ganzen die 115.) von Cello Malespinis „Ducento novelle“ (Venedig, 1609) anzusehen, deren Titel (vgl. a. a. O., Teil 2, S. 33—39) lautet: „Viaggio di un mercatante per Alessandria, e dei precetti, che diede alla moglie come si duesse governare nell' assenza sua“. — Eine Äußerung W. v. Humboldts über den „Prokurator“: „Jahrb.“, Bd. 8, S. 64 (1887).

S. 206, Z. 26 f. Vgl. die seidenen Büßen im „Götz von Berlichingen“ (Bd. 7, S. 61, Z. 5 dieser Ausgabe) sowie „Hermann und Dorothea“, Ges. 2, V. 211 f.

S. 270, Z. 28. woher sie kämen fehlt *ABB¹C¹C*.

S. 276, Z. 21 f. Düntzer (in Kürschners „Deutscher Nationalliteratur“, Goethes „Werke“, Bd. 14, S. 89, Anm.) erinnert hier an den Rechtsgrundsatz: „Nulla iniuria est, quae in volentem fit“.

S. 281, Z. 7 ff. Anschauung von Kants „kategorischem Imperativ“.

S. 283, Z. 33. „Samarkand und Ormus“ in dieser Verbindung begegnen auch im „Westöstlichen Diwan“ (Bd. 4, S. 270 dieser Ausgabe).

S. 284, Z. 13 ff. Die Erzählung von Ferdinand und Ottilie ist Goethes eigene Erfindung. Bei der Schilderung des Verhältnisses zwischen den Liebenden dürfte Goethe an die Zeit gedacht haben, da er ähnlich, indem auch er über seine Verhältnisse lebte, mit der glänzenden, verwöhnten, ein wenig oberflächlichen Lili Schönemann verkehrte, von der er sich nach wechselvollem Brautstande losriß; vgl. Düntzer, S. 107.

Z. 14 f. Vgl. Goethes Verse: Vom Vater hab ich die Statur n. s. w. (Bd. 2, S. 275 dieser Ausgabe).

Z. 19. Ferdinand nennt Goethe auch den Werther in die Schweiz begleitenden Freund (Bd. 8, S. 150 ff. dieser Ausgabe) sowie Fernando vorher den Liebhaber der „Stella“. Auch der später folgende Name Ottilie war Goethe wert: in den „Wahlverwandschaften“ führt ihn eine seiner geliebtesten Töchter; auch hier wird die elsässische Heilige vorgeschwebt haben; vgl. „Dichtung und Wahrheit“, Buch 11, wo Goethe (Bd. 13, S. 56 f. dieser Ausgabe) von der heiligen Ottilie erzählt: . . . ihr Name prägte sich tief bei mir ein. — Vgl. zur sorglosen, bei Goethe sehr häufigen Form der Einführung den Anfang der „Wahlverwandschaften“: Eduard — so nennen wir einen reichen Baron (Bd. 8, S. 171 dieser Ausgabe).

Z. 30. Zwei Seelen; vgl. „Faust“ (Bd. 5 dieser Ausgabe), V. 1112, und dazu O. Pniower im „Jahrb.“, Bd. 16, S. 165 ff. (1895), Joh. Niejahr, ebenda, Bd. 20, S. 179 (1899), und Morris, a. a. O., Bd. 2, S. 294.

S. 289, Z. 18 f. nach seiner Meinung fehlt J.

S. 302, Z. 13. Über den Begriff und den Wortgebrauch von Entwicklung bei Goethe vgl. O. Pniower im „Jahrb.“, Bd. 19, S. 236 (1898).

Z. 31 ff. Über die Situation, „daß ein Liebhaber in der Ferne ein idyllisches Etablissement vorbereitet“, vgl. Scherer im „Jahrb.“, Bd. 5, S. 264 f. (1884).

S. 304, Z. 3. rechtlicher] Die Cottaschen Ausgaben schreiben seit 1840 „rechtlicher“; vgl. den Artikel „rechtlich. 1.“ in Bd. 8 des Grimmschen „Deutschen Wörterbuches“.

S. 306, Z. 1 f. Schreibweise J.

Das Märchen (S. 308—342).

S. 308, Z. 1. Märchen (zur Fortsetzung der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.) J.

S. 310, Z. 1 ff. Vgl. S. 431, Z. 12 f. dieses Bandes.

S. 313, Z. 25 ff. „Geradezu den Schlüssel“ für das Geheimnis der drei Könige findet Morris (a. a. O., Bd. 2, S. 46) in den „Wahlverwandtschaften“, Teil 2, Kap. 3; dort heißt es in „Ottillens Tagebuche“ (Bd. 8, S. 313 dieser Ausgabe): Eine Vorstellung der alten Völker ist ernst und kann fürchtbar scheinen. Sie dachten sich ihre Vorfahren, in großen Höhlen ringsumher auf Thronen sitzend, in stummer Unterhaltung. Dem Neuen, der hereintrat, wenn er würdig genug war, standen sie auf und neigten ihm einen Willkommen. — Blatt 15—17 von Goethes *Collectanien* zur neuen Bearbeitung des Cellini 1798 (*W*, Bd. 44, S. 413 ff.) enthalten, worauf Morris (a. a. O., Bd. 2, S. 61) verweist, einen Auszug aus dem italienischen Roman „*Guertino Meschino*“. Auch dort ist von einer feuchten Felsengrotte und von einer schönen und dienstwilligen Schlange die Rede; vgl. a. a. O., S. 414: Der arme Guertino dagegen wagte sich ich weiß nicht wie viel Stufen immer weiter hinunter bis er an einen gewaltigen Wasserfall kam. Über denselben ging er auf einem weichen und nachgebenden Bret hinüber das wie ein Wollfack anzufühlen war, das [er] aber als er es bey seinem Lichte näher betrachtete für eine schreckliche und ungeheure Schlange erkannte die ihm mit menschlicher Stimme sagte u. s. w.

S. 314, Z. 27 f. goldene] silberne. *J*.

S. 315, Z. 10. Leicht fehlt *ABB¹ C¹ C*.

S. 317, Z. 26. Vgl. „Offenbarung Johannis“, Kap. 22, V. 10: „Die Zeit ist nahe“. Auch die Edelsteinpracht des „neuen Jerusalem“ in der Apokalypse (Kap. 21, V. 11—21) mag noch auf das „Märchen“ gewirkt haben, während die weitere Analogie, die Morris (a. a. O., S. 67 f.) aufführt, nicht zwingend erscheint.

S. 322, Z. 30. Schöße in den Drucken.

S. 324, Z. 31 f. Vgl. Goethes Brief an Schiller vom 26. September 1795 („Briefe“, Bd. 10, S. 303 f.): Selig sind die da Märchen schreiben, denn Märchen sind *à l'ordre du jour*. Der Landgraf von Darmstadt ist mit Zweihundert Pferden in Eisenach angelangt, und die dortigen Emigrirten brohen sich auf uns zu repliiren, der Churfürst von Aschaffenburg wird in Erfurt erwartet.

Ach! warum steht der Tempel nicht am Flusse!

Ach! warum ist die Brücke nicht gebaut!

Ich wünsche indessen, weil wir doch immer Menschen und Autoren bleiben, daß Ihnen meine Production nicht mißfallen möge; sie ernsthaft jede Kleinigkeit wird, sobald man sie kunstmäßig behandelt, hab' ich auch dießmal wieder erfahren. Ich hoffe die achtzehn Figuren dieses Dramatis sollen, als soviel Räthsel, dem Räthselliebenden willkommen sein. Vgl. zu dieser Stelle Graef, Bd. 1, S. 335 f.; zu den achtzehn Figuren vgl. das Xenion:

Mehr als zwanzig Personen sind in dem Märchen geschäftig.

„Nun, und was machen sie denn alle?“

Das Märchen, mein Freund.

(*W*, Bd. 5, Abt. 1, S. 224, Nr. 137).

Gegen die „Unterhaltungen“ richten sich folgende freche Epigramme des „Mücken-Almanachs für das Jahr 1797“ („Pest“ (!)):

„Ipse atri velleris agnam.

(Lykobas¹ citirt.)

Schatten! euch schlacht' ich den Bock, der die Sängerin Antonelli [so]
Und das verwaisete Kind polternd als Spuk hat verfolgt.“ (S. 14.)

Lykobas.

Thoren! ihr wisset noch immer den wahren Geschmack nicht zu finden!
Sag' mir, wo blieb das Weib, welches der Marschall verließ?

¹ Der Name für Goethe im „Mücken-Almanach“.

Tiresias.

Willst du sie dir ins Reiseregister verzeichnen, so frage
Herrn Anonymus, keiner giebt besser Bescheid.

Anonymus (steigt auf).

Einem geehrten Publikum dicht' ich zum Nutzen und Frommen,
Schreib ich die Liebespratique. Leser, versuche die Kunst!
(S. 21.)

Bassompierre erscheint.

In den Spelunken finde ich Frauen mit zierlicher Nachtmütz',
Unterröcken von Fries, Hemden vom feinsten Battist. (S. 29.)

Rechtfertigung

(eingesandt von den deutschen Ausgewanderten).

Mährchen und Liebesgeschichtchen erzählen die Ammen und Liebchen;

Wir sind rechtliche Leut', sprechen auch Niemand in Schlaf. (S. 87.)

S. 325, Z. 11. schön farbig J.

S. 329, Z. 10. Schoose BB¹ O¹ C, Schoß JA. Vgl. zu S. 322, Z. 30 und
S. 358, Z. 27 dieses Bandes.

S. 330, Z. 9. Schrittschuhen J. Diese ältere, namentlich von Klopstock
(vgl. besonders Goethes Ausführungen darüber in „Dichtung und Wahrheit“,
Buch 15: Bd. 13, S. 225 f. dieser Ausgabe) eifrig vertretene Form findet sich
bei Goethe z. B. auch im ersten Epigramm „Jahraus, jahrein“ (Bd. 2, S. 170
dieser Ausgabe) und in dem Gedicht „In das Stammbuch Johann Peter de Rey-
niers“, V. 47 (W, Bd. 4, S. 202), sowie in Buch 2, Kap. 5 der „Wanderjahre“.

S. 331, Z. 21 ff. Goethesche Grundanschauung, namentlich im Hinblick
auf verworrene Zeiten gleich der Revolutionsperiode. Vgl. das Gedicht Bür-
gerpflicht. Den 6. März 1832 (W, Bd. 5, Abt. 1, S. 153):

Ein jeder lehre vor seiner Thür,
Und rein ist jedes Stadtquartier.
Ein jeder übe sein' Lection,
So wird es gut im Rathe stehn.

Dazu halte man den „Bürgergeneral“ (Bd. 7, S. 492 dieser Ausgabe): Und Euch,
Alter, soll es zum Lobe gereichen, wenn Ihr Euch auf die hiesige Landsart und
auf die Bitterung versteht und Euer Eßen und Ernten darnach einrichtet. Fremde
Länder laßt für sich sorgen, und den politischen Himmel betrachtet allensfalls einmal
Sonn- und Festtagß Bei sich fange jeder an, und er wird viel zu tun finden.
Vgl. auch ebenda, S. 459 f., sowie die „Reise der Söhne Megaprazons“, wo
(S. 431, Z. 12 ff. dieses Bandes) die Symptome des „Zeitfiebers“ in entsprechen-
der Weise beschrieben werden. Bd. 14, S. 356 dieser Ausgabe nennt sich Goethe
einen, dem von Jugend auf Anarchie verbrieflicher gewesen als der Tod selbst.

Die guten Weiber (S. 343—373).

Vorbemerkung.

Der vorliegenden Ausgabe wurde zugrunde gelegt:

C = Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1827—30 (40 Bde. 8^o). In Bd. 15
(1828), S. 263—300: unser Werk.

C¹ = Dieselbe Ausgabe in Klein 8^o.

Zur Vergleichung herangezogen wurden:

W = Goethes Werke. Herausg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen (Weim. 1887 ff.), Bd. 18 (1895), S. 275—312, und damit:

H = Follo-Handschrift im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar, 24 Blätter umfassend, von Goethes Schreiber Geist nach Diktat geschrieben, wobei offenbare Hörfehler untergelaufen sind; von Goethe nachträglich eigenhändig durchkorrigiert. *H* stellt wohl den ersten Entwurf dar, hat nicht als unmittelbare Druckvorlage gedient, bildet aber die Grundlage für alle Drucke. Näheres über die Handschrift berichtet Senffert in *W*, Bd. 18, S. 424 ff.

J = Die guten Frauen, als Gegenbilder der bösen Weiber, auf dem Kupfern des dießjährigen Damenalmanachs. In: Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1801. Herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel und andern. Mit Kupfern. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, S. 171—196. Unterzeichnet: v. Götthe. Nach einer Revision von *H*, in der dem Taschenbuch eigenen Orthographie; für die späteren Drucke nicht zu Rate gezogen.

B = Goethe's Werke. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1815—1819 (20 Bde. 8^o). In Bd. 13 (1817), S. 157—195: unser Werk.

*B*¹ = Goethe's Werke. Original-Ausgabe. Wien. Bey Chr. Kaufuß und C. Armbruster. Stuttgart. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Gedruckt bey Anton Strauß. 1816—22 (26 Bde. 8^o). In Bd. 13 (1817), S. 177—218: unser Werk.

Die früher übersehene Wichtigkeit dieses Druckes ist erst spät erkannt worden; vgl. darüber A. Fresenius in der „Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte“, Bd. 6, S. 627 (1893), und besonders B. Senffert im „Jahrb.“, Bd. 15, S. 166—177 (1894), wo gerade an den „Guten Weibern“ als einem „wahren Schatzkästlein für einen Philologen“ nachgewiesen wird, daß *B*¹ selbständig und vielfach als „Controle und Correctiv“ neben *B* steht.

Ein wenig bedeutendes Paralipomenon (vgl. *W*, Bd. 18, S. 449), enthaltend einige von Goethe eigenhändig niedergeschriebene, nur zum Teil für die „Guten Weiber“ benutzte Motive, lautet:

1. Geschencktes Löwenhündchen
2. Der aufsehr gelobte Hund.
3. Wellenbe Hund nach dem Kopfzeuge.
4. Die schöne Böttgerin.
5. Der gefällige Freund.
5. Drey Arten zu leben. schwißen stehen und Hahnrey machen.
6. Kleine Scrupel. Des Conversi nach der Beichte, ich glaube keinen Gott.
7. Liebe aus dem Stegreife.

Zu der zweiten Nr. 5 und zu Nr. 6 vgl. aus einem Quartatizbuch der Italienischen Reise den später durchstrichenen Eintrag:

<Drey Arten in Neapel zu leben. zu schwißen daß fruchtet nicht, zu stehen manco male, Hahnreye zu machen am besten.

Kleiner Scrupel des Conversi nach «über in» der Beichte er glaube keinen Gott.>

Unsere Abkürzungen öfters genannter Werke sind dieselben wie die S. 441 f. dieses Bandes aufgeführten. Dazu kommt nur:

Düntzer = Heinrich Düntzer¹, Erläuterungen zu den Deutschen Klassikern. Erste Abteilung: Erläuterungen zu Goethes Werken. XVI. Erzählungen II. S. 94—126 (Leipz. o. J.).

„Nendruck“ = „Die guten Frauen“ von Goethe. Mit Nachbildungen der Originalkupfer [herausg. von Bernh. Seuffert]. In „Deutsche Literaturdenk-

¹ Damit wird die obige Bedeutung dieser Chiffre ungültig.

male des 18. und 19. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert“, No. 21 (Heilbr. 1885).

Graef handelt über unser Werk a. a. O., Bd. 1, S. 71—78.

Einleitung des Herausgebers (S. 345—346).

S. 345, Z. 2. „Dichtung und Wahrheit“: vgl. Bd. 12, S. 346 und weiterhin Bd. 14, S. 160 dieser Ausgabe. Über Goethes namentlich im Alter stärker hervortretende Neigung, sich als Poet an Bildwerke anzulehnen: Meyer, S. 388 und 484.

Z. 8. Die sechs Doppel-Kupfer von Johann Heinrich Ramberg (1763—1840; vgl. über ihn „Neuer Nekrolog der Deutschen“, Bd. 18 (1840), S. 1292 f., sowie A. Conze in den „Preussischen Jahrbüchern“, Bd. 26, S. 83—103 [1870]), sind jetzt in Nachbildungen leicht zugänglich im „Neudruck“ sowie in der „Deutschen Nationalliteratur“, herausg. von Joseph Kürschner: „Goethes Werke“, Bd. 14, S. 211—221.

S. 345, Z. 14. 22. Juni: „Tagebücher“, Bd. 2, S. 299.

Z. 15. 27. Juni: ebenda, S. 300. — 9. Juli: „Briefe“, Bd. 15, S. 84.

Z. 26. „Geselliger Scherz“: „Tag- und Jahreshefte“, 1800 (W, Bd. 35, S. 86).

S. 346, Z. 27. Scherer, S. 567.

Z. 29. Schiller an Goethe und Cotta: „Schillers Briefe“, Bd. 6, S. 201 und 203 f.

Z. 30. „Manchen Ärger“: „Briefe“, Bd. 15, S. 144 f. und 333.

Z. 31. Knebel: in einem Brief an Frau Herder vom 1. Oktober 1800.

Z. 35. G. Merkel, Briefe an ein Frauenzimmer über die neuesten Produkte der schönen Literatur in Teutschland, S. 138 und 143 (Berl. 1800); Auszug bei Braun, S. 347. Seuffert, der sich am meisten um die „Guten Weiber“ verdient gemacht hat, glaubt für die einzelnen Personen Weimarer Modelle gefunden zu haben und, mehr oder minder deutlich, in Sinklair Goethe selbst, in Armidoro Schiller, in Arbon Heinrich Meyer, in Seyton Bertuch, in Henriette Charlotte Schiller, in Eulalia Karelina von Wolzogen oder Amalie von Imhoff zu erblicken. Wir lassen dies dahingestellt; auch daß einzelnen unter den erzählten Geschichten literarische Vorbilder zugrunde liegen, ist wohl anzunehmen, aber nicht erwiesen. Vgl. dazu „Neudruck“, S. VII ff. und später „Jahrb.“, Bd. 15, S. 151—157 (1894). Gegen die Seuffertschen Hypothesen wenden sich v. Bledermann im „Archiv für Literaturgeschichte“, Bd. 13, S. 396 f. (1885) und namentlich Düntzer in seiner Ausgabe der Kürschnerschen „Deutschen Nationalliteratur“: Goethes „Werke“, Bd. 14, S. 203.

Der Holzschnitt auf S. 357 dieser Ausgabe ist nach einem auf der kgl. Universitätsbibliothek zu Leipzig (In der Hirzelschen Sammlung) befindlichen Original des „Taschenbuchs für Damen auf das Jahr 1801“ hergestellt worden. Eine vielleicht vom Künstler selbst herstammende Beschreibung der Kupfer, die zum Teil in der Tat nicht ganz leicht zu deuten sind, befindet sich im „Goethe- und Schiller-Archiv“. Der Dichter erhielt sie wohl seinerzeit von Cotta. Seuffert hat sie in W, Bd. 18, S. 427—430 veröffentlicht; wir entnehmen im folgenden dieser Publikation die Interpretation des von uns reproduzierten Doppelbildes: „*Devoir de la Canaille*. Es ist einer Fürstin in den Sinn gekommen, französische Dichter zu übersetzen. Die Begeisterung kommt ihr nur des Nachts, und sie ist gewohnt, das Tintenfaß von der stehenden Zofe sich vorgehalten zu wissen. Das Kupfer stellt den Moment vor, wo Ihre Durchlaucht beim Nachdenken über eine schwierige Stelle eingeschlafen sind, und die Zofe, die jeden Augenblick ihr Erwachen befürchten muß, in der permanenten Attitude des Tintenfaß-haltens verweilt, und, übermannt vom Gefühl ihrer Sklaverey, sich

eine Thräne aus den Augen wischt. Man sieht übrigens an der Wand das Portrait ihres Herrn Gemahls, und zwar, des beschränkten Raumes wegen, nur bis an den Kopf.

„*Sympathia*. Umringt von Ihrer zahlreichen Hundefamilie und einem Favoritkätzchen promeniren Ihre Gnaden in dem Park. Sie scheinen, wie die gewandtragende Maschine und wie die Hündchen, verlehren im Genuß der schönen Natur. Die Meditation spricht aus Ihrer Physiognomie, und scheint beim Kammerdiener nur eine ernsthaftere Wendung genommen zu haben. Das eine Hündchen, durchdrungen von sympathischen Gefühlen, möchte gern die Unterhaltung mit seiner Gebieterin wieder anknüpfen, aber es findet kein Gehör.“

Die Unterschrift „*Devoir de la Canaille*“ ist auf den Kupfern ausradiert.

S. 348, Z. 30. Schnupftobackspinger II, Schnupftobackspinger J.

S. 351, Z. 4 ff. Über die Karikaturenzeichner der englischen Opposition und Goethes vermutliche Bekanntschaft mit ihnen vgl. Düntzer, S. 106.

Z. 5. vollgefadtē] wohlgefadtē BB¹ C¹ C.

Z. 16 f. Goethe war kein Freund der Hunde; vgl. z. B. das 73. seiner „Venezianischen Epigramme“ (Bd. 1, S. 220 dieser Ausgabe):

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben;

Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund.

sowie „Elegien I“, XVII (Bd. 1, S. 166 dieser Ausgabe):

Manche Töne sind mir Verdruß, hoch bleibet am meisten

Hundegebell mir verhaßt; kläffend zerreißt es mein Ohr.

Vgl. ferner „Goethes Briefe an Charlotte v. Stein“, herausg. von Schöll-Wahle, Bd. 2, S. 374 (3. Aufl., Frankf., 1899) und dazu einen Brief Charlotte Schillers an Goethe vom 22. Juni 1807, wo es („Jahrb.“, Bd. 4, S. 254; 1883) heißt: „Ich habe bei Frau von Stein dem [so] Auszug *sur le chien de sauvage* gesehen, und wir haben Ihre Billigkeit bewundert, daß Sie auch Ihre Feinde gern ehren...“ — Bekanntlich haben später Schopenhauer und Friedr. Th. Vischer den Hund gegen Goethe in Schutz genommen; vgl. besonders des letzteren Roman „Anch Einer“, Bd. 2, S. (154 und) 216 ff. (10. Aufl., Stuttgart. und Leipz. 1903).

Z. 22. Graiþ HJBB¹ C¹.

S. 353, Z. 8. Exagration H, Exageration BB¹.

Z. 10. Menschenkenner und Herzenslenker] Menschenkenner und Herzenskenner B¹ C, Menschen- und Herzenskenner B¹.

S. 355, Z. 8. vor Ferrand < Ferrand und Carano, zwey junge florentinische Ebelleute, lebten mit einander von Jugend auf in gutem Verhältniß Caranos Offenheit machte mit dem verschlossnen Wesen Ferrands einen Contrast, der ihre Verbindung begünstigte Wenn Ferrand von dem offenen Carano nichts zu fürchten hatte, so war es für Carano Stolz und Freude einen Theil des Vertrauens das Ferrand aller Welt versagte als Freund zu besitzen Geschäfte und häußliche Verhältnisse verbanden sie, Vergnügen und Liebhabereyen führten sie auseinander und so erschienen sie in manchem Sinne als Gegenätze jener Freundschaften, wie die Welt sie gewöhnlich kennt > H.

Z. 8 ff. Die Verhältnisse liegen in dieser kleinen Erzählung ähnlich wie in den „Wahlverwandtschaften“, als deren erste Vorstufe Souffert („Jahrb.“, Bd. 15, S. 156; 1894) sie geradezu bezeichnet. In den „*Rois en exil*“ (Kap. 4) verwendet Alphonse Daudet, ganz unabhängig von Goethe, dasselbe Motiv, der Geliebten als Zeichen der Verabschiedung ein lebendes Tier zu hinterlassen, und zwar angeblich nach dem Vorgange des Don Carlos. Vgl. dazu „Magazin für die Literatur des Auslandes“, Jahrg. 1879, S. 759, und 1880, S. 42, ferner Morris im „Jahrb.“, Bd. 24, S. 242 f. (1903), der zeigt, daß der vornehmen

Gesellschaft des 18. Jahrhunderts „das Hündchen als galantes Geschenk an galante Damen und dadurch als Verräter galanter Geheimnisse geläufig“ war. Über Goethesche Stoffe und Motive bei Anatole France vgl. zu Bd. 10, S. 240, Z. 31 ff.

Z. 15. einer Dame fehlt *BB¹C¹C*.

S. 357, Z. 3f. Tintenfaß *g* aus Tintenfaß *H*.

S. 358, Z. 27. Schöße *C¹C*, von uns modernisiert. Vgl. oben, zu S. 329, Z. 10.

S. 364, Z. 26. Romanenscfreiber (aus Romanenscfreiber *H*) *HJBB¹C¹*.

S. 365, Z. 16 ff. Vgl. mit dieser Erzählung die von „Ferdinand“ in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ auf S. 284 ff. dieses Bandes.

S. 367, Z. 18f. brudien *H* bruffen *J*.

Z. 34. völlig ber Frau *HJ*.

S. 368, Z. 7. jehen *HBB¹*.

S. 369, Z. 1 ff. Hier werden Anschauungen ausgesprochen, wie sie in den Kreisen der romantischen Schule an der Tagesordnung waren; vgl. über dies Androgynen-Ideal besonders Ricarda Huch, Blütezeit der Romantik, S. 88 und 276 (Leipz. 1901).

S. 371, Z. 2 ff. Mit dem „Provinzialismus“ Schalkheit bezeichnet der Schweizer (vgl. Georg Geßner, Lavaters Leben, Bd. 2, S. 308; Winterth., 1802, 3 Bde.) „boshafte, mit kalter Freude am Wehetun verbundene Laune“. In der Tagebuch- und Brief-Publikation „Aus einer Reise in die Schweiz über Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen im Jahre 1797“ verzeichnet Goethe unter dem 28. Oktober allerlei Äußerungen der Schalkheit (Goethes „Werke“, in der „Deutschen Nationalliteratur“, Bd. 23, S. 176 f.). — Über die Weiber, weibliche Schalken, zur Charakteristik derselben notiert Riemer („Mitteilungen über Goethe“, Bd. 2, S. 712; Berl. 1841) unter dem 24. November 1809.

Über Lavater und die „Schalkheit“ vgl. Lavaters „Physognomische Fragmente“, Bd. 1, S. 23, 122, 228, 230; Bd. 2, S. 76; Bd. 3, S. 28, 69; Bd. 4, S. 89, 127, 157, 407. Vgl. endlich noch Hegner, Lavaters Leben, S. 248, Anm. (Leipz. 1836). Ein „Kapitel von den Schalken“ befindet sich im Goethe- und Schiller-Archiv nicht; vgl. darüber *W*, Bd. 18, S. 450.

Novelle (S. 375—406).

Vorbemerkung.

Der vorliegenden Ausgabe wurde zugrunde gelegt:

G = Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1827—30 (40 Bde. 8^o). In Bd. 15 (1828), S. 301—336: unser Werk.

C¹ = Dieselbe Ausgabe in kl. 8^o.

Zur Vergleichung herangezogen wurde:

W = Goethes Werke. Herausg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen (Weim. 1887 ff.). In Bd. 18 (1895), S. 313—348: unser Werk.

Durch *W* sind wir über den einzigen Originaldruck erheblich hinausgekommen. Dort hat G. Roethe die 13 im Goethe- und Schiller-Archiv vorgefundenen Handschriften (*H¹—H¹³*) sorgsam geordnet. Er berichtet darüber a. a. O., Bd. 18, S. 453: „Von den meisten Stadien der Arbeit sind wenigstens Proben vorhanden, und die chronologische Zählung der Handschriften wird helfen, die Entstehungsgeschichte des Textes auch im Apparat möglichst an-

schaulich zu machen. Auf diese Anschaulichkeit kam mir alles an: die unermüdlich fellende und umgießende Sorgfalt auch des greisen Goethe, die sich gar nicht genug thun kann, tritt nicht leicht so bis ins Kleine hinein zu Tage, wie an diesem Cabinetstück der Altersprosa.“

Das ältere „ausführliche Schema“ der „Jagd“, von dem „Gespräche“, Bd. 6, S. 9 die Rede ist, hat sich nicht erhalten, wohl aber das während der endgültigen Bearbeitung angelegte, das wir in *H⁴* (Johnsche Reinschrift) nach *W*, Bd. 18, S. 482—488 ohne Lesarten abdrucken:

1. Nebel Morgen.
2. Halb bedeckter Schloßhof.
3. Versammelte Jäger.
4. Halbgeseheneß Gewimmel.
5. Des Fürsten Abschied von der Gemalin.
6. Dame allein.
7. Reit-Toilette.
8. Anmeldung des Rheims.
9. und des Malers.
10. Zeichnungen des alten Schlosses.
11. Lage im Allgemeinen.
12. Über den Wald hervorragend.
13. Als Wald.
14. Auf und mit dem Felsen gebaut.
15. Festestß Gestein.
16. Gestreift.
17. Ewige Dauer.
18. Durchaus von uralten Bäumen bewachsen.
19. Vorsätze des Ausbildens.
20. Lust dahin zu reiten.
21. Vielleicht die Jagd von weiten zu sehen.
22. Alfreds Thätigkeit.
23. Sie reiten durch die Stadt.
24. Durch den Jahrmarkt.
25. Rufen, Handel und Wandel.
26. Wilde Thiere.
27. Ausgehängte Silber.
28. Vorsatz nachher einzutreten.
29. Rhein Reminiscenz eines Brandes.
30. Umständlich erzählt.
31. Allgemein referirt.
32. Fürstin kennt schon die Geschichte.
33. Unangenehmer Eindruck.
34. Abgeschüttelt.
35. Ins Freye.
36. Anmuthiger Weg.
37. Gärten.
38. Stieg.
39. Gebüsch.
40. Darauf Wald.
41. Erste Höhe.
42. Rückblick.
43. Schöne Gegend.
44. Oberer Theil des alten Schlosses sichtbar aber unnebelt.
45. Abwärts.

46. Halb von Wald bedekt.
47. Neues Schloß.
48. Oberer Stadthell.
49. Fluß hie und da.
50. Herrliche Landschaft.
51. Zweyte Höhe.
52. Voller Anblick des alten Schloffes.
53. Wunsch eines dortigen Aufenthalt's.
54. Stadt fast ganz zu übersehen.
55. Land.
56. Fluß im ganzen Lauf.
57. Ferne gegenüber.
58. Friedlicher Eindruck.
59. Betrachtung des reinen Überblick's.
60. Im Gegensatz des bürgerlichen Wesens.
61. Ein Brand entsteht in der Mitte der Stadt.
62. Auf dem Markte.
63. Oheim mit einem Reitknecht zurück.
64. Fürstin und Alfred allein.
65. Sie sieht die längst bekannte Beschreibung des Helms.
66. Alfreds Sorge sie zurück zu führen.
67. Tyger aus dem Gebüsch.
68. Flucht der Fürstin.
69. Alfred ihm entgegen.
70. Schießt.
71. Fehlt.
72. Tyger vorbeig.
73. Der Fürstin nach.
74. Vorsprung vor Alfred.
75. Verfolgung.
76. Tyger retardirt bergauf.
77. Fürstin stürzt.
78. Erhebt sich.
79. Steht neben dem Pferde.
80. Tyger heran.
81. Alfred auch.
82. Schießt.
83. Der Tyger fällt.
84. Alfred vom Pferde.
85. Bewegung beider.
86. Er kniet auf dem Tyger.
87. Außerer Anstand.
88. Zugesagte Gnade.
89. Ausgesprochener Wunsch zu reisen.
90. Schon oft wiederholt und motivirt.
91. Warum sich entfernen jetzt eben da er so hülfreich geworden.
92. Höhere Bildung als Vorwand.
- [1] 96. Ankunft der Frau mit dem Knaben.
97. Jammer.
98. Die Jagd naht sich.

[1] So sind, ohne Änderung der Zahlen, die Motive nachträglich umgestellt worden.

94. Sie haben den Brand gesehen.
 95. Eilen nach der Stadt.
 98. Zusammentreffen aller.
 99. Der Mann kommt.
 100. Nachricht von dem entwichenen Löwen.
 101. Anstalt eines Kreiszugs.
 102. Wächter von der Burg.
 103. Erhöhte Jagdblust.
 104. Einhalt der Familie.
 105. Capitulation.
 106. Frau Rind und Wächter.
 107. Ipbilische Darstellung.

Dazu kommen noch die folgenden vier, auf einzelnen Blättern und Streifen erhaltenen kleinen Paralipomena:

- [1] Finanzminister Landjägermeister
 beyberseitige Rechte
 Honorio trat ein und meldet die [oder den]
- [2] Höhe Brand Vorab Retardation des Tygers
 Panther
 Flucht
 Erlösung.
- [3] Vorleszte S. Bl.
 Honorio
 Letzter Sonnenbild
 Rind
- [4] Mann ab
 Der Fürst Auf[s]ruch
 Pferde vorführen
 Anrede an die Frau
 Ihr get[raut] euch
 Bejahung
 Rind und Frau von Wartel begleitet
 Machen sich auf den Weg
 Reifig am engen Weg zusam[men] getrag[er]
 finden <Zunder> Honorio
 Sitzend [?] und nachdenk[end] [?]
 Anrede der Frau
 Schön[er] junger Herr
 Bitte
 Weissagung von Reise
 Und große Thaten

Unsere Abkürzungen öfter angeführter Werke sind dieselben wie auf S. 441f. dieses Bandes. Nur bedeutet für die „Novelle“

Düntzer = Heinr. Düntzer, Erläuterungen zu den Deutschen Klassikern. Erste Abteilung: Erläuterungen zu Goethes Werken. XVI. Bändchen. Erzählungen II. (Leipz. o. J.)

Graef handelt über unser Werk a. a. O., Bd. 1, S. 211—240.

Weitere Spezialliteratur ist auf S. 381 dieses Bandes verzeichnet; vgl. ferner K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, Bd. 4, S. 736 (2. Aufl., Dresd. 1891), Fr. Strehlke in Goethes „Werken“, Bd. 16, S. 136 (Berl., Hempel, o. J.) und Seuffert im „Jahrb.“, Bd. 19, S. 145, Anm. (1898).

Einleitung des Herausgebers (S. 377—382).

- S. 377, Z. 2 ff. 23. März 1797: „Tagebücher“, Bd. 2, S. 62.
 Z. 8. 28. April 1797: „Briefe“, Bd. 12, S. 104 f.
 Z. 11. „besondere Liebe“: „Briefe“, Bd. 12, S. 104.
 Z. 12. „Kohobieren“: „Briefe“, Bd. 12, S. 168.
 Z. 16. 26. Juni: „Schillers Briefe“, Bd. 5, S. 206 f.
 S. 378, Z. 14. 27. Juni: „Briefe“, Bd. 12, S. 170.
 Z. 19. 6. Februar: „Schillers Briefe“, Bd. 5, S. 338.
 Z. 20. 4. Oktober: „Tagebücher“, Bd. 10, S. 252.
 Z. 24. Düntzer: Kürschners „Deutsche Nationalliteratur“, Goethes „Werke“, Bd. 14, S. 155 f.
 Z. 26. „Tag- und Jahreshefte“, 1797: W, Bd. 35, S. 71.
 Z. 29. 22. Oktober: Goethe-Humboldt, S. 280.
 S. 379, Z. 9. Titel: „Gespräche“, Bd. 6, S. 39 f. Der Titel findet sich in keiner Handschrift: W, Bd. 18, S. 460 f.
 Z. 22. Knebel: „Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel“, Bd. 2, S. 388 (Leipz. 1851).
 Z. 23. Schultz: „Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrat Schultz“, herausg. von H. Düntzer, S. 356 f. (Leipz. o. J. [1856]).
 Z. 24. „Goethe erwiderte“: ebenda, S. 361.
 S. 380, Z. 1 f. Paul Heys e, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse, S. 347 f. (3. Aufl., Berl. 1900).
 Z. 8. Über den „Stil“ der „Novelle“: „Gespräche“, Bd. 6, S. 9 ff.
 Z. 25. „Biblische Anklänge“: Jesajas, Kap. 11, V. 6 f., und Kap. 65, V. 25; dazu „Jahr.“, Bd. 19, S. 144 (1898).
 Z. 29. Meyer, S. 147.
 Z. 36. Vgl. „Wanderjahre“, Buch 3, Kap. 1. Über romantische Vorbilder solch metrischer Kunst (Tieck, Friedrich Schlegel): „Jahr.“, Bd. 19, S. 165 (1898).
 S. 381, Z. 2 f. Vaduz ... Rudolstadt: Düntzer in der Ausgabe von Goethes „Werken“ der Kürschnerschen „Deutschen Nationalliteratur“, Bd. 14, S. 164.
 Z. 9. Teplitz: Wie mir Seuffert nach dem Erscheinen seiner Schrift privatim freundlichst mitteilt, findet sich im Claryschen Stadtschlosse und zwar in dem Zimmer, von wo man den entsprechenden Ausblick hat, noch jetzt das Fernrohr, dessen sich die Novellenfürstin bedient.
 Z. 12 f. Titine von Ligne: vgl. Bd. 2, S. 339 dieser Ausgabe und die Anmerkung am Schlusse desselben Bandes.
 Z. 14. Christian von Darmstadt: Düntzer, S. 29.
 Z. 15. Vgl. meine Besprechung der Seuffertschen Schrift in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum etc.“, Jahrg. 1903, S. 732 f.
 Z. 18 f. Großherzogin Luise: Seuffert im „Jahr.“, Bd. 19, S. 165 (1898) und Morris, Bd. 2, S. 28 f. (und S. 11 ff.).
 Z. 27 ff. Seuffert („Jahr.“, Bd. 19) erkennt in Honorios Bitte um Urlaub das „höflich verkleidete Liebesbekenntnis“ (S. 138) und zieht (S. 165) eine Parallele zu „Tasso“: „Goethe, der aus unhaltbaren Beziehungen zu Frauen weg nach Italien will, mag Honorio den Reisevorwand dargeboten haben, wenn nicht die bald nach der ersten Konzeption der Dichtung geplante Italienfahrt selbst vorschwebte“. C. F. Göschel, Unterhaltungen zur Schilderung Goethescher Dicht- und Denkweise, Bd. 2, S. 235—251 (Schleusingen 1834) bietet „Interlinear-Glossen“ zu Goethes Dichtung, die fallengelassenen Fäden weiter-spinnend. So wenig wie er befriedigt A. Lichtenheld („Zeitschrift für den deutschen Unterricht“, Jahrg. 8, S. 471 ff.; Leipz. 1894) mit seinen Anlassungen

über Honorios Charakter und die „Idee“ der Novelle, während er über Goethes epische Technik einige gute Bemerkungen beisteuert.

S. 381, Z. 34. Vgl. G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen National-literatur, Bd. 5, S. 800 ff. (5. Aufl., Leipzig. 1874).

S. 384, Z. 18. Honorio sollte anfänglich den Namen Alfred führen.

S. 389, Z. 8. Die Fürstin wird hier die „schöne Lebenswürdige“ genannt, wie „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ von der „Schönen-Guten“, der „sinnigen Guten“ sprechen.

Z. 33. Diese Stelle ist späterer, nicht gerade glücklicher Zusatz. Zu Eckermann sagte Goethe am 31. Januar 1827: einß muß doch noch in der Exposition geschehen. Der Löwe nemlich muß brilliren, wenn die Fürstin an der Bude vorbeireitet; wobei ich denn einige gute Reflexionen über die Furchtbarkeit des gewaltigen Thiers anstellen lassen kann.

S. 390, Z. 15 f. In den „Gesprächen mit Eckermann“ („Gespräche“, Bd. 6, S. 34) bemerkt Goethe: Doch einß muß ich noch thun. Nach den Gesetzen einer guten Exposition nemlich muß ich die Besizer der Thiere schon vorn auftreten lassen. Wenn die Fürstin und der Oheim an der Bude vorbeireiten, müssen die Leute heraustrreten und die Fürstin bitten, auch ihre Bude mit einem Besuch zu beglücken. Eckermann stimmte zunächst bei, sprach sich aber acht Tage später unter Goethes Billigung dagegen aus, und der Zusatz wurde nicht gemacht („Gespräche“, Bd. 6, S. 39).

Z. 11 ff. Im Mai 1797 las Goethe zufällig das 8. Buch von des Plinius „Historia naturalis“: möglich, daß die Schilderung des Löwen dadurch beeinflußt ist (vgl. „Jahrh.“, Bd. 19, S. 162). In Lavaters „Physiognomischen Fragmenten“ hat Goethe unter den Schädeln anderer Tiere auch die eines Löwen und eines Tigers behandelt (*W*, Bd. 37, S. 351).

S. 405, Z. 24 ff. Über ältere Bearbeitungen dieses bekannten Motiva (besonders die Geschichte des Sklaven Androklos) vgl. Düntzer, S. 87.

Der Hausball (S. 407—416).

Vorbemerkung.

Der vorliegenden Ausgabe wurde zugrunde gelegt:

W = Goethes Werke. Herausg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen (Weim., 1887 ff.). In Bd. 18 (1895), S. 349—358: unser Werk.

Zur Vergleichung herangezogen wurde:

T = Das Journal von Tiefurt. Mit einer Einleitung von Bernhard Suphan herausg. von Eduard von der Hellen (= „Schriften der G.-G.“, Bd. 7; 1892). S. 50—52 und S. 76—79: unser Werk.

Über *H* (Handschrift im Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv) vgl. Aug. Sauer in *W*, Bd. 18, S. 492.

Unsere Abkürzungen öfter angeführter Werke sind die gleichen wie oben, S. 441 f. dieses Bandes. Dazu kommt an Literatur noch in Betracht: Burkhardt = C. A. H. Burkhardt, Das Tiefurter Journal. Literarhistorische Studie, in den „Grenzboten“, Jahrg. 1871, 2. Semester, Bd. 1, S. 281—299. v. d. Hellen = *T* (siehe oben).

Sauer = Wiener Neudrucke: 3. Der Hausball. Eine Erzählung 1781. [Herausg. von August Sauer.] (Wien 1883.)

Einleitung des Herausgebers (S. 409—410).

S. 409, Z. 3. Dies „Avertissement“ lautete (nach dem Faksimileabdruck bei v. d. Hellen, Blatt vor S. 1) folgendermaßen: „Es ist eine Gesellschaft von Gelehrten, Künstlern, Poeten und Staatsleuten, beyderley Geschlechtes, zusammengesetzten, und hat sich vorgenommen alles was Politick, Witz, Talente und Verstand, in unsern dormalen so merkwürdigen Zeiten, hervorbringen, in einer periodischen Schrift den Augen eines sich selbst gewählten Publikums, vorzulegen. Sie hat beliebt gedachter Schrift den allgemeinen Titel: Journal oder Tagebuch von Tieffurth zu geben, und selbige in ihrer Einrichtung dem bekannten und beliebten *Journal de Paris* vollkommen ähnlich zu machen; nur mit dem Unterschied, daß davon nicht von Tag zu Tag, sondern nur wöchentlich ein Bogen ausgegeben, auch darauf nach Willkühr, entweder mit baarem Geld — das auf das mindeste ein Goldstück seyn muß — oder mit beschriebenen [so] Papier als Beyträgen, abonniert werden kann. Zu Ende der Itzt laufenden Woche wird der erste Bogen ausgegeben. Tieffurth den 15 August 1781.“

S. 410, Z. 22. „Kaiser Joseph II.“ Am 3. Dezember 1781 schreibt Goethe an Knebel („Briefe“, Bd. 5, S. 228f.): Von dem Kaiser denke ich auch wie du. Wenn ihm das Glück will und ihn sein Geniuss nicht verläßt, so ist er gemacht viel ohne Schwertstreich zu erobern. Dagegen ist zu halten: „Briefe“, Bd. 5, S. 109 und 319, sowie Bd. 7, S. 200.

S. 412, Z. 26. pinsbefenen] Pinsbefenen H; vgl. Sauer, S. VI.

S. 415, Z. 33. Ein solches Rauchfangfeuer weist z. B. auch folgendes Büchlein der Wiener Stadtbibliothek auf: „Ein Neues | Pantomimisches Sing-
spiel | von einem Aufzuge, | genannt: | Die Herrschaftskuchel | auf dem Lande; |
Mit Bernardon | dem dicken Mundkoch. | Oder: | Die versoffenen Köche, | und
die | verliebten Stubenmädcl. | WIEN, | gedruckt bey Johann Thomas Edlen
v. Trattnern, | k. k. Hofbuchdruckern und Buchhändlern. | 1770. | 18 S. 8^o.
Vgl. darüber und über die Behandlung ähnlicher Stoffe Sauer, S. IX ff.

S. 416, Z. 7. Essenkehrer. Vgl. zu Bd. 9, S. 295, Z. 8.

Reise der Söhne Megaprazons (S. 417—438).

Vorbemerkung.

Der vorliegenden Ausgabe wurde zugrunde gelegt:

Q = Goethe's poetische und prosaische Werke in zwei Bänden. Unter den schützenden Privilegien sämtlicher Staaten des deutschen Bundes. Mit acht Stahlstichen. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1837 (4^o). In „Des zweiten Bandes Erster Abteilung“, S. 445—449: unser Werk.

W = Goethe's Werke. Herausg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen (Weim., 1887 ff.). In Bd. 18 (1895), S. 359—383: unser Werk.

Unsere Ausgabe schließt sich eng an W an, da Q sowie C und C¹ (vgl. oben, S. 463) als posthume Drucke keinen textkritischen Originalwert besitzen. W beruht auf der Handschrift (H) im Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv, über die J. Wable in W, Bd. 18, S. 496f. berichtet.

Auch das zuerst in Q, Bd. 2, Abt. 1, S. 450 abgedruckte Paralipomenon geben wir, ohne Lesarten, nach W (Bd. 18, S. 501 ff.):

Ein vorgefundenes Stück des Planes.	
M. erwacht und ruft Epistemon.	
Nachricht von den Söhnen.	
Sie kommen an.	
Anrede.	
Sie haben sich provolantirt.	5
Lobrede auf die Häußlchen.	
Es wird alles eingeschiffet.	
Man geht zu schiffe.	
Golfo von Neapel.	
Weiter Reise. Fäßchen und Rebe des M.	10
Gebanden der sechs Brüder.	
M. wirft das F. ins Meer. Entsetzen weiter Reise.	
Der Steuern. behauptet sie seyen bey der Insel Papimanie.	
Streit darüber.	
Entscheidung.	15
Sie fahren nach der andern Insel.	
Panurgos Vorschlag.	
Wirb bewundert.	
Er steigt aus, mit ihm <i>x et. y.</i>	
Er kriegt schläge.	20
X. rettet ihn; entschuldigt ihn, man entdeckt den Irrthum.	
Sie werden gut aufgenommen.	
Die Papefiguen erzählen den Zustand ihrer Insel	
Differte ob sie bleiben wollen.	
Bedingungen: gefallen nicht, gehen ab.	25
Fahren nach Papimanie.	
Kommen nichts an, steigen aus.	
Masquerade. machen sich auf den Weg.	
Nacht, fangen den Pygmäen.	
Bringen ihn ans Feuer.	30
Erzählung des Pygmäen.	
Morgens nach Papimanie.	
Werden trübselig empfangen.	
Die Masquerade trägt nichts ein.	
Erkundigen nach näheren Insel.	35
Erzählen von der Insel der Monarchomanen.	
Dulcan.	
Zerspalten der Insel, 3 schwimmende Theile.	
Residenz. Aristemon nah gesehen. Man zeigt sie von fern.	
Abfschieb.	40
Sie fahren fort, legen sich bey Windstille vor Ander.	
Polkistifiren des Nachts, schlafen ein.	
Erwachen, sehen die Insel nicht mehr.	
Schwimmende Einsiedler.	
Erzählung.	45
Doctrin.	
Versuche.	
Anzeige der Residenz.	
Abfschieb.	
Finden die Residenz.	50
Beschrieben. <i>Isole Borr.</i>	
Tafel des Cebeds pp.	

- Absteigen. Cabavers.
 Castellan.
 55 Besehen sich.
 Unleidiger gestand [?]. Einfall des Panurgens. Werden in die See geworfen.
 Die Residenz gereinigt.
 Man genießt.
 Entdeckung des Panurgens.
 60 Karis. Eiferjucht der Brüder.
 Präntension. Bebingung des Vaters.
 Sechse bereben [?] sich.
 Morgen.
 Entdeckung.
 65 Beschreibung. Venus und Mars.
 Trost der andern.

Der vermutlich geplante Fortgang des Werkes wird skizziert bei Düntzer, S. 23 ff. und bei Morris, Bd. 2, S. 287 f.

Die „schwimmenden Einsiedler“ (Z. 44) dürften die Emigranten, besonders die im Auslande lebenden königlichen Prinzen von Frankreich bedeuten sollen. — *Isole Borr.* (Z. 51) bezeichnet die Borromäischen Inseln, so genannt nach dem heil. Borromäus (vgl. S. 185 dieses Bandes), im Lago Maggiore gelegen, von dem in den Wanderjahren“, Buch 2, Kap. 7, ausführliche Schilderungen geboten werden. — Zur Tafel des Gebeß (Z. 52) vgl. endlich Morris, Bd. 2, S. 287.

Unsere Abkürzungen öfter genannter Werke sind dieselben wie auf S. 441 f. dieses Bandes. Nur bedeutet hier

Düntzer = Heinrich Düntzer, Erläuterungen zu den Deutschen Klassikern. 58. Bändchen: Goethes Erzählungen I. (Leipz. o. J.). — Auf S. 5—38 wird die „Reise der Söhne Megaprazons“ erläutert. Desselben Verfassers frühere Auslassungen über denselben Gegenstand in Herrigs „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen“, Bd. 3, S. 261 ff. (1847), und in den „Studien zu Goethes Werken“ (Elberf. u. Lserl. 1849) sind hier verarbeitet.

Einleitung des Herausgebers (S. 419—422).

S. 419, Z. 1 f. „Bedeutende Fördernis“ u. s. w.: Goethes „Werke“, Bd. 27, S. 351 ff. (Berl., Hempel, o. J.).

Z. 28. „Kampagne in Frankreich“: Bd. 15, S. 385 f. dieser Ausgabe.

S. 420, Z. 13. Vgl. „Dichtung und Wahrheit“, Buch 4 (Bd. 12, S. 143 dieser Ausgabe): Ich . . . erfand einen Roman von sechs bis sieben Geschwistern, die, voneinander entfernt und in der Welt zerstreut, sich wechselseitig Nachricht von ihren Zuständen und Empfindungen mitteilten.

Z. 16. Bei Jonathan Swift, auf der dritten von „Gullivers Reisen“, ist, besonders in Kap. 3, viel von der fliegenden oder „schwebenden Insel“ im Reiche der Laputier die Rede; vgl. die Übersetzung von Fr. Kottenkamp, S. 179 ff. und S. 191 ff. (Leipz., Reclam, o. J.).

Z. 17. Morelly, *Naufrage des Isles flottantes, ou Basillade du célèbre Pilpal. Poëme héroïque Traduit de l'Indien par Mr. M***** (à Messine, 1753, 2 Bde.)*. Vgl. über diesen in Prosa geschriebenen Sozialroman Herrn. Hettner, *Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert*, S. 519 f. (4. Aufl., Braunschw. 1881). Wieland besaß das Buch, das nachweislich stark auf ihn gewirkt hat. B. Souffert nun behauptet im „Jahrb.“, Bd. 17, S. 234 ff. (1896),

daß es auch die „Reise der Söhne Megaprazons“ beeinflusst habe. Das Motiv der schwimmenden Inseln an sich, die vorher zu einem Ganzen vereinigt gewesen sind, ferner dasjenige, Inseln als Sitze verschiedener politischer Einrichtungen darzustellen, sowie das dritte, daß die eine der einander benachbarten Inseln üppig, die andere arm und unfruchtbar ist, finden sich bei Morrelly wie bei Goethe in einer Übereinstimmung, die eine Abhängigkeit der beiden Werke voneinander wohl einleuchtend macht.

Z. 21. „Dichtung und Wahrheit“: Bd. 13, S. 38 dieser Ausgabe. Goethe erwähnt Rabelais auch in den „Guten Weibern“: S. 359, Z. 29 dieses Bandes.

Z. 26. Über Goethes eigene, etwas eigenmächtige, symbolisierende Namensbildungen in diesem Werke vgl. die zum Teil allerdings sehr pedantischen Bemerkungen bei Düntzer, S. 8 ff.

S. 421, Z. 1. „Als Papefigen bezeichnet“: vgl. in Rabelais' „Gargantua und Pantagruel“, Buch 4, Kap. 45 (übersetzt von J. A. Gelbcke, Bd. 2, S. 144; Leipzig und Wien, Bibliogr. Inst., o. J.).

Z. 24. Vgl. Düntzer, S. 29 f.

Z. 25. Vgl. Morris, Bd. 2, S. 235 f.

Z. 31. „Auslegung“: vgl. noch K. Rosenkranz, Goethe und seine Werke, S. 296 ff. (Königsb. 1847).

S. 422, Z. 6. Daß die „Reise der Söhne Megaprazons“ das geplante zweite Märchen zu den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ (vgl. S. 214, Z. 35 bis S. 215, Z. 7 dieses Bandes) darstelle, nimmt Friedrich Meyer von Waldeck, Goethes Märchendichtungen, S. 16 (Heidelb. 1879), an.

S. 423, Z. 9. Zu dem Namen Panurg vgl. Goethes *Concerto dramatico composto dal Sigr. Dottore Flamminio detto Panurgo secondo* (W, Bd. 33, S. 3).

Z. 11 ff. Auf der „Italienischen Reise“ waren Goethe, sowohl während der Seefahrt von Neapel nach Sizilien wie von Sizilien nach Neapel zurück, die das Schiff scharenweis umspielenden Delphine angenehm aufgefallen: vgl. Bd. 14, S. 258 und 353 dieser Ausgabe; nach der letzteren Stelle wurde ihnen vom Schiff aus auch mit Harpunen nachgestellt.

S. 424, Z. 5 ff. Bei dem künstlich verknoteten Tuche schwebt wohl der Knoten der Circe vor: „Odyssee“, Ges. 8, V. 477 f.

Z. 18. Zur „Laterneninsel“ gelangt Pantagruel bei Rabelais in Buch 5, Kap. 52.

S. 427, Z. 20. Blumenkohl, Broccoli, Artischocken nennt in dieser Reihenfolge auch die „Italienische Reise“: Bd. 14, S. 374, Z. 11 dieser Ausgabe.

Z. 21 ff. Vgl. „Italienische Reise“, Sizilien, 30. April 1787: . . . ungeheure Distelmassen . . . doch nicht ganz unnützlich . . . Mit Verwunderung sahen wir diese beiden crusthaften Männer mit scharfen Taschenmessern vor einer solchen Distelgruppe stehen und die obersten Teile dieser emporstrebenden Gewächse niederhauen; sie faßten alsdann diesen stachelichten Gewinn mit spitzen Fingern, schälten den Stengel und verzehrten das Innere desselben mit Wohlgefallen . . . Der Veturin bereitete uns bergleichen Stengelmark und versicherte, es sei eine gesunde, kühlende Speise, sie wollte uns aber so wenig schmecken als der rohe Kohlrabi zu Segesta. (Bd. 14, S. 322 f. dieser Ausgabe.) Ebenda, S. 205 nennt Goethe indianische Feigen, eine Kakteenart mit essbaren Früchten. Vgl. auch zu S. 430 Z. 11 dieses Bandes.

S. 428, Z. 4. Vgl. Goethes Notiz aus Sizilien in der „Italienischen Reise“ (Bd. 14, S. 315 dieser Ausgabe): Der Veturin aß mit größtem Appetit rohe Artischocken und Kohlrabi.

Z. 9. Sie lasen in den Tagebüchern ihres Ältervaterß: d. h. in Rabelais' „Gargantua“, Buch 4, Kap. 48.

S. 430, Z. 2. Als „Violettstrumpf“ bezeichnet einen Bischof auch die sechste der „Römischen Elegien: Bd. 1, S. 157 (V. 130) dieser Ausgabe.

Z. 11. Vgl. „Italienische Reise“, Bd. 14, S. 350, Z. 20 und 28 dieser Ausgabe, wo Goethe einen Malteser-Ritter als *Rotroß* bezeichnet.

Z. 29 ff. Vom Kriege der Kraniche mit den Pygmäen handelt Homer in der „Ilias“, Ges. 3, V. 3 ff. Goethe knüpft daran in der „Klassischen Walpurgisnacht“ des „Faust“ an: Bd. 5, S. 312 ff. dieser Ausgabe. Auch bei Rabelais (a. a. O., Bd. 1, S. 280) wird von den Pygmäen, ihrer grotesken Erschaffung durch Pantagruel und den Kranichen als ihren Feinden behandelt. Nach dem ersten Entwurfe (vgl. das oben, S. 492 abgedruckte Paralipomenon, Z. 29 ff.) sollte ein Pygmäe gefangen eingebracht werden und am Feuer selbst eine Erzählung geben.

S. 431, Z. 5 ff. Satire auf die teleologische Weltanschauung, die Goethe so verhaßt war wie Kant, Schiller und Herder.

Z. 12. Das „eßbare Gold“, durch dessen Genuß der Kranich um so vollkommener wird, erinnert an das Motiv des „Märchens“, wonach die grüne Schlange durch Verschlingen des Irrlichtergoldes leuchtender wird (S. 310, Z. 1 ff. dieses Bandes).

S. 433, Z. 9 ff. Vgl. oben, S. 480, die Anmerkung zu S. 331, Z. 21 ff. dieses Bandes, wo Goethes Verhältnis zum „Zeitfieber“ der Revolutionsepoche verschiedentlich belegt ist.

S. 433, Z. 9. Bei den „Leichnamen tapfrer Männer“ erinnert Düntzer (a. a. O., S. 35) an die braven Schweizer, die bei der Erstürmung der Tuilerien am 10. August 1792 ihr Leben ließen, und deren Andenken Thorwaldsens herrlicher „Sterbender Löwe“ zu Luzern ehrt.



Inhalt.

	Seite
Wilhelm Meisters Lehrjahre (Schluß)	V
Siebentes Buch	1
Achstes Buch	84
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten	205
Einleitung des Herausgebers	207
Die guten Weiber	343
Einleitung des Herausgebers	345
Novelle	375
Einleitung des Herausgebers	377
Der Hausball	407
Einleitung des Herausgebers	409
Reise der Söhne Megaprazons	417
Einleitung des Herausgebers	419
Anmerkungen des Herausgebers zu Band 9	439
Anmerkungen des Herausgebers zu Band 10	462



PT
1891
COO
Bd.10

Goethe, Johann Wolfgang von
Werke

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

